HANDBOUND
AT THE

UNIVERSITY OF

(50)

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band XXVII.

(April — Mai — Juni 1881.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Meyri. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, C. Grill's Hofbuchhandlung. — Buenos-Aires, L. Jacobsen & Co. — Bukarest, Sotschek & Co. — Capetown, J. H. Rose. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Philipp K. Theobald. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — Konstantinopel, Lorentz & Keil. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — Lima, E. Niemeyer & Inghirami. — Lissabon, Edm. de Beaumont. — Liverpool, Charles Scholl. — London, R. Buchwald. A. Siegle. Trübner & Co. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, L. Jacobsen & Co. — Moskau, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — Neapel, Detken & Rocholl. U. Hoepli's Buchhandlung. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, Haar & Steinert. Sandoz & Fischbacher. F. Vieweg. — Petersburg, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Riga, J. Deubner. R. Kymmel's Buchhandlung. — Rio de Janeiro, E. & H. Laemmert. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — San Francisco, Fr. Wilh. & D. Barthaus. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, E. Niemeyer & Inghirami. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Faesy & Frick. H. Manz. - Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

LIBRARY
MAY 19 1966
UNIVERSITY OF TORONTO
1077641

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.27

Inhalts-Verzeichniß

zum

siebenundzwanzigsten Bande (April — Juni 1881).

		Seite
I.	Gottfried Keller, Das Sinngedicht. Novellen. IV. . . .	1
II.	† † †, Der Marquis Wielopolski und die polnisch-russischen Aussöhnungsversuche	39
III.	Ferdinand Cohn, Der Zellenstaat	62
IV.	K. Th. von Inama-Sternegg, Das Zeitalter des Credits .	81
V.	Bernhard Schmidt, Von Athen nach Delphi	91
VI.	Julius Rodenberg, Vlamische Studien. I.	117
VII.	W. Wattenbach, Von den Klöstern des Athos	140
VIII.	B. K. K., Kunst und Kunstgeschichte	143
IX.	Otto Brahm, Historische Romane	148
X.	Ratzel's Culturgeographie der Vereinigten Staaten von Amerika	150
XI.	Literarische Notizen	153
XII.	Literarische Neuigkeiten	159
XIII.	Gottfried Keller, Das Sinngedicht. Novellen. V.	161
XIV.	Ernst Curtius, Die Reichsbildungen im classischen Alterthum	195
XV.	A. Tobold, Das menschliche Athmungsorgan	204
XVI.	Berliner Briefe eines preußischen Officiers aus dem Jahre 1848	221
XVII.	Julius Rodenberg, Vlamische Studien. II.	242
XVIII.	Karl Hillebrand, Ueber die Entwickelung der Gesellschaft bei verschiedenen Nationen Europa's	260
XIX.	A. B. Meyer, Versunkene Continente, Atlantis und Lemuria	284
XX.	Das Institut für Völkerrecht über die Auslieferung politischer Verbrecher	293
XXI.	Ed. Hanslick, Die Opern- und Concert-Saison in Wien	297

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

XXII. B. K. F., Kunst und Kunstgeschichte 305
XXIII. Zur Geschichte der neueren Philosophie 309
XXIV. Otto Brahm, Oesterreichische Erzähler 311
XXV. Literarische Notizen 317
XXVI. Literarische Neuigkeiten 319
XXVII. E. v. Sydow, Was macht man auf Hohenstein? Novelle. I. 321
XXVIII. † † †, Eine geheime Denkschrift über die nihilistischen Umtriebe vom J. 1875 351
XXIX. Arthur Graf Seherr Thoß, Erinnerungen aus meinem Leben. I. 366
XXX. Georg Brandes, Moderne französische Romanschriftsteller. II. Gustave Flaubert 390
XXXI. Berliner Briefe eines preußischen Officiers aus dem Jahre 1848. II. 418
XXXII. Gustav Nachtigal, Tunis 439
XXXIII. Versicherung gegen Betriebsunfälle 454
XXXIV. Berlin wird Provinzialstadt 458
XXXV. B. K. F., Kunst und Kunstgeschichte 464
XXXVI. Adolf Frey, Collection Spemann 468
XXXVII. E. Lausch, Die Wittelsbacher 469
XXXVIII. Social-politische Literatur 474
XXXIX. Literarische Notizen 476
XL. Literarische Neuigkeiten 480

Das Sinngedicht.

Novellen

von

Gottfried Keller.

Zehntes Capitel.

Die Geisterseher.

„Ihr Herr Brandolf ist ja ein Ausbund von einem edlen und wohlmögenden Frauenwähler!" sagte Lucie, als Reinhart die verarmte Baronin in seiner Erzählung zu Glück und Ehren gebracht hatte; „aber sind Sie auch sicher, daß dieser Erkieser seines Weibes nicht ein wenig das Spiel des Zufalls war, oder am Ende selbst eher gewählt wurde, während er zu wählen glaubte?"

„Wie so?" fragte Reinhart.

„Ich meine nur!" erwiderte Lucie; „haben Sie auch alle Umstände ordentlich aufgefaßt und wiedergegeben, und Nichts übersehen was auf eine bescheidene Einwirkung, ein kleines Verfahren der guten Frau von Lohausen hindeuten ließe?"

„Kennen Sie die Leute, oder haben Sie sonst schon von der Geschichte gehört?"

„Ich? Nicht im Mindesten! Ich höre heute zum ersten Male davon reden."

„Nun, wenn Sie also keine andere Quelle kennen, so müssen Sie sich schon an meine Redaction halten, die ich nach bestem Wissen und Gewissen besorgt habe. Ich betheuere, daß auch nicht die leiseste Spur von Koketterie und Schlauheit soll zwischen den Zeilen zu lesen sein, und ich bitte Sie, hochzuverehrendes Fräulein, Nichts hineinlegen zu wollen, was hineinzulegen ich nicht die Absicht hatte!"

„Und ich bitte den hochzuverehrenden Herrn tausendmal um Verzeihung, wenn meine Vermuthung beleidigend war, daß der armen Frau Hedwig noch ein Rest von eigenem Willen hätte vergönnt sein können im Punkte des Heirathens!"

„Ei, mein ungnädiges Fräulein, warum denn so gereizt? Ich wehre mich ja lediglich für eine Frauengestalt, die durch ihre Hilflosigkeit nur gewinnt und dem Geschlechte zur Zierde gereicht!"

„Ei natürlich, ja! So versteh' ich es ja auch!" sagte Lucie mit fröhlichem Lachen, welches ihre Locken anmuthig bewegte; „ein sanftes Wollschäfchen mehr

auf dem Markte! Diesmal handelt es sich noch um die Nutzbarkeit einer guten Wirthschafterin, und wir müssen gestehen, Sie haben das Thema fast wie ein Kinder- und Hausmärchen herausgestrichen!"

„Aber, liebe Lux," rief jetzt der Oberst, „sei doch nicht so zänkisch! Du hast ja, Gott sei Dank, nicht nöthig, Dich über diese Dinge zu ereifern, wenn Du doch unverheirathet bleiben und mein Alter verschönern willst! In dieser Hoffnung will ich Dir übrigens jetzt etwas Hilfe bringen! Mit unserer Wahlfreiheit und Herrlichkeit, bester Freund, ist es nämlich nicht gar so weit her, und wir dürfen nicht zu sehr darauf pochen! Wenigstens hab' ich die Ehre, Ihnen in mir einen alten Junggesellen vorzustellen, der vor langen Jahren einst zum Gegenstande der Wahlüberlegung eines Frauenzimmers geworden, als er nur die Hand glaubte ausrecken zu dürfen, und dabei so schmählich unterlegen ist, daß ihm das Heirathen für immer verging. Wenn Ihr es hören wollt, so will ich Euch das Abenteuer, so gut ich kann, erzählen; es lächert mich an und zugleich gelüstet es mich, es vor meinem Ende zum ersten Male Jemandem zu erzählen oder schwatzend zu redigiren, wie unser Freund Reinhart sich ausdrückt."

Die jungen Leute bezeugten natürlich ihre Neugierde, die sie beide auch empfanden, und sie baten den Oheim, mit seinen Mittheilungen nicht zurückzuhalten.

Er warf noch einen aufmerksam forschenden Blick auf Reinhart's Gesicht, blickte hierauf nachdenklich zu Boden und ließ seinen weichen silbernen Schnurrbart durch die Finger laufen, als er seine Rede begann.

Es ist bald geschehen, daß man alt wird (sagte er), so rasch, daß man beim Rückblicke auf den durchlaufenen Weg sich nur auf Einzelnes etwa besinnen und sich namentlich nicht mit reumüthigen Betrachtungen über die begangenen dummen Streiche aufhalten kann. Denn dieselben scheinen in der perspectivischen Verkürzung so dicht hinter einander zu stehen, wie jene Meilensteine, welche der Reiter für die Leichensteine eines Kirchhofes ansah, als er auf seinem Zauberpferde an ihnen vorüberjagte. Dennoch gibt es eine Art von Fehlern, Begehungen oder Unterlassungen scheinbar ganz unbedeutender und harmloser Art, welche ihrer Folgen wegen zehnmal schwerer im Gedächtniß haften bleiben, als die gröberen Vergehungen und Versäumnisse, und während wir diese in unserem Sinne längst genugsam bedauert und gebüßt haben, überkommt uns immer wieder Reu' und Aerger, sobald jene in der Erinnerung aufleben. Man verzögert den Besuch bei einem Kranken, und er stirbt, ohne ein letztes Wort gesagt zu haben, dessen man bedurfte. Einem guten Freunde haben wir Opfer gebracht und große Dienste geleistet; aber wir lassen ihn mit einer kleinen Freundlichkeit im Stiche, auf die er gerechnet hat; die Entfremdung, welche eintritt, halten wir für Undank, und nun erst überlassen wir den Mann auf schnöde Weise seinem Unstern und bereuen es zeitlebens. Statt, wie wir uns vorgenommen, ruhig an der Arbeit zu sitzen, laufen wir eines Morgens früh von Hause weg, bleiben den ganzen Tag fort und verfehlen einen entscheidenden Besuch, der sich nie wiederholen wird. Wir lieben die Wahrheit und verhehlen sie aus blödem Hochmuth, oder auch aus einer Anwandlung von Muthlosigkeit das einzige

Mal, wo es nothwendig für uns war, sie zu sagen. Gegen Lust und Willen geht Einer mit Menschen von schlechtem Rufe öffentlich spazieren und wird von einer ihm theueren Person gesehen, die sich von ihm abwendet, und was dergleichen Unstern mehr ist.

Wir haben schon von der westdeutschen Universitätsstadt gesprochen, wo Sie geboren sind, Herr Reinhart. Dort habe ich auch einmal als Student gelebt, zur Zeit, als der erste Napoleon noch regierte und die Frauensleute unter den Armen gegürtet waren. Ich sollte Jura studiren, fand aber nicht viel Muße dazu, da ich einen Anführer unter den Rauf- und Zechbrüdern vorstellte und sonst allerlei Verworrenes zu treiben hatte. Von der politischen Noth des Vaterlandes mit leidend, suchte ich Erleichterung in aufgespannten Kraftgesinnungen und verzweifelt heroischem Dasein, welches bald in ein halbkatholisches Romanzenthum, bald in eine grübelnde Geisteskälte hinüberschillerte. Ich war bald mehr ein aufgeklärter Mystiker, bald mehr ein gläubiger Freigeist, alles natürlich ohne die entsprechenden Kenntnisse zu pflegen, die mit solchen Richtungen damals verbunden wurden. Nichts verstand ich ganz, als die körperlichen Uebungen, Fechten, Reiten und Trinken, letzteres nicht im Uebermaß, aber doch genug, um zuweilen empfindsam zu werden und die moralischen Leiden der Zeit in erhöhtem Maße zu fühlen. Da war denn ein Freund vonnöthen, der ohne Ueberhebung sein Herz dem Vertrauen öffnete und ohne Spott den gewünschten vernünftigen und kühlen Zuspruch ertheilte.

Einen solchen fand ich in einem Studenten, dem wir den altdeutschen Spitznamen Mannelin gegeben, wobei wir ihn einstweilen noch lassen wollen. Ich hatte in einem Collegium den Platz neben ihm erhalten, und er war mir vielleicht dadurch anziehend geworden, daß er fast in Allem das Gegentheil von mir zu sein schien. Immer ruhig, meistens fleißig, war er doch kein Spielverderber, und obschon er weder focht noch ritt, noch viel trank, nahm er an den allgemeinen Versammlungen und Hauptsachen Theil und sah mit einer fast gelahrten und feinen Haltung schon als Jüngling in die Welt und war gern gesehen.

Engere Bekanntschaft machte ich mit diesem Mannelin in dem Bankhause, bei welchem ich empfohlen war und auch er seine Wechsel vorzuweisen hatte. Der Bankier pflegte auf jeden Sonntag einige Studenten zu seinen Tischgesellschaften einzuladen, und so trafen wir einstmals dort als Tischnachbarn zusammen und unterhielten uns so gut, daß wir nachher einen langen Spaziergang zusammen machten und uns auch in der Folge öfter sahen. Ich fühlte bald das Bedürfniß, meine Lustbarkeiten und Waffenthaten häufiger zu unterbrechen und den ruhigen Genossen aufzusuchen, dem immer eine Stunde oder mehrere zur Verfügung standen, weil er immer vorher schon Etwas gethan hatte und auch nachher wieder gleichmüthig arbeiten konnte, wenn es nothwendig war, es mochte Tag oder Nacht sein.

Mit großer Duldsamkeit ertrug er meine Vorliebe für das Unerklärliche und Uebersinnliche, das ich fortwährend in allen Dingen herbeizog und anrief, und vertheidigte ohne allen Eifer seinen Standpunkt der Vernunft, wie Einer, der es besser weiß, aber es nicht gerade fühlen lassen will. Er war schon von

seinem Vater her ein geübter Kantianer und ließ, was darüber hinausging, sich nicht anfechten. Närrischer Weise freute ich mich eigentlich dessen und war seiner Gesinnung und seines Wissens froh, während ich ihn mit phantastischen Reden bekämpfte. Es war mit mir, wie wenn Jemand durch einen verrufenen Wald geht und auf seine Furchtlosigkeit pocht, im Stillen aber sich auf das gute Schießgewehr verläßt, das ein Begleiter mit sich führt. Zuweilen wollte es mir allerdings vorkommen, als ob ich dem Mannelin ein Bischen zum stillen und am Ende gar spaßhaften Studium diene, wie es auf Hochschulen ja immer solche Leimsieder gibt, die für das Geld, das sie ihren Eltern kosten, von Allem etwas glauben lernen zu sollen und sich allen Ernstes einbilden, für so und so viele Zehngroschenstücke Lectionen in der Menschenkenntniß nehmen zu können. Die Zehngroschenstücke verwenden sie nämlich an einige Flaschen Bier oder Wein, die sie dabei wagen müssen, und sie bringen sie den Vätern unter der Rubrik „Allgemeines zur Weltbildung" extra in Rechnung. Aber ein solcher Leimsieder war Mannelin doch nicht. Er liebte wirklich in mir das Widerspiel und den harmlosen Kerl, der ich im Grunde war, und wenn eine kleine Spitzbüberei dabei mitwirkte, so war es die Kunst, mit der er sich an meinen vielen Erholungen, wenn ich sie erzählte, förmlich selber erholte, ohne sie zu theilen.

Als unsere gute Freundschaft in dem Bankierhause bemerkt wurde, lud man uns immer zusammen ein, wie wir auch bald zu einer Art von Hausfreunden gediehen, deren erwartetes oder unerwartetes Erscheinen stets gern gesehen wurde. Wegen der Verschiedenheit unseres Wesens ging für die Andern auch immer etwas Kurzweiliges um uns vor, woran vorzüglich die einzige Tochter Hildeburg ihr Vergnügen zu finden schien. Ohne in der Denkweise dem Einen oder Andern entschieden beizustimmen, brachte sie uns immer in's Gefecht, und wenn nicht ein besonders angesehener Gast vorhanden war, der auf die Gesellschaft der Tochter des Hauses Anspruch erhob, so nahm sie bei Tisch uns fehlbar zwischen uns Beiden oder ganz in der Nähe Platz. Als das endlich zu scherzenden Bemerkungen Anlaß gab, erklärte sie uns offen als ihre lieben und getreuen Diener, ernannte mich zu ihrem Marschall und den Mannelin zu ihrem Kanzler und was dergleichen Späße mehr waren. Eine vielbegehrte reiche Erbin und in allen Dingen verständige und, wie der Student sagt, patente Person, ein fixer Kerl, wie sie war, setzte sie sich durch solche Freiheiten keinerlei Mißdeutungen aus.

Das hinderte indessen nicht, daß wir Beide uns in sie verliebten und es einander wol anmerkten. Doch blieben wir dabei nicht nur friedlicher Gesinnung, sondern die gemeinsame Verehrung diente sogar dazu, unsere Freundschaft zu befestigen und den Verkehr angenehm zu beleben, weil ja ohnehin von ernsthaften Folgen für uns noch Jahrelang nicht die Rede sein konnte, auch Hildeburg uns so vollkommen unparteiisch behandelte, daß Keiner vor dem Andern aufgemuntert oder gereizt wurde. Wie Mannelin im Innersten dachte, wußte ich freilich nicht; ich dagegen kann nicht leugnen, daß ich mich heimlich für prädestinirt hielt, weil die Schöne eben so stark brünett war, wie ich selber, Mannelin hingegen der blonden Menschenart angehörte. In der That waren ihre wagerechten Augenbraunen so sammetdunkel, wie der heraldische schwarze

Zobel auf den alten Wappenschilden, und über der Stirne hing die krause Nacht eines Tituskopfes — na, ich will keine Beschreibung zum Besten geben, nur anmerken will ich noch, daß an festlichen Tagen ein paar kleine Brillantsterne aus der nächtlichen Wildniß funkelten wie Leuchtwürmchen. Und dennoch fiel der Blick, der von dem Schimmer angezogen wurde, sogleich hinunter in den warmen Glanz der dunkeln Augen, die meistens gütig ihn empfingen. Aber trau, schau wem!

Doch ein heißeres Feuer entflammte sich, in welchem die Stadt Moskau aufging und das Napoleon die Stiefelsohlen verbrannte. Es dauerte nicht lange, so hieß es bei der studirenden Jugend überall: heimgereist! Mir war schon eine Stelle in einem kaiserlichen Dragonerregimente offen; Mannelin wollte als bescheidener Fußgänger in die preußische Infanterie treten, und Beide rüsteten wir uns zum Abzuge. Vorher mußten wir aber nochmals im Bankierhause speisen und wurden mit aller Freundschaft behandelt. Der Ernst jener Tage hinderte nicht, daß an der Sonne der Hoffnung auch Fröhlichkeit und Scherz wieder aufblühten, und so wurde denn, als man auf das Wohl der scheidenden jungen Krieger trank, die Hildeburg ein wenig aufgezogen und gefragt, welchen von uns sie am unliebsten verliere?

„Das weiß ich wahrhaftig selber nicht!“ rief sie; „erst war mir der Kanzler lieber; seit aber in seinem Umgange der wilde Marschall so gesittet und liebenswürdig geworden ist, verliere ich diesen auch ungern! Und doch ist es wieder nicht Recht, wenn der Andere, der die Quelle der Besserung ist, es büßen soll! Mag mir der Himmel helfen!“

Sie verbarg auf das Artigste die Wehmuth des Abschiedes hinter der Miene einer komischen Verlegenheit, ergriff endlich ein herzförmiges Zuckergebilde des Nachtisches, zerbrach es und gab Jedem von uns eine Hälfte. Ich tauchte die meinige in das Weinglas und verschlang sie sogleich zum Zeichen meines Liebeshungers; Mannelin dagegen behielt die seinige in der Hand und spielte scheinbar damit, bis er sie unbeachtet in die Tasche schieben konnte.

Nach aufgehobener Tafel wurde ein Spaziergang durch den Garten gemacht, soweit die Wege in der frühen Jahreszeit gangbar waren; denn wir befanden uns in den ersten Monaten des Jahres 1813. Ich weiß nicht wie es kam, daß wir mit dem Mädchen bald den übrigen Gästen voraus waren und ihr zu beiden Seiten gingen. Wir waren jetzt doch ernster und zugleich leidenschaftlicher gestimmt, als vorher, da wir uns der Tiefe unserer Neigung zu dem schönen Wesen deutlicher bewußt wurden; nur die Ungewißheit der Zukunft und die voraussichtliche Dauer und Gefährlichkeit des bevorstehenden oder vielmehr schon begonnenen Krieges mochten verhüten, daß sich die zwischen uns Beiden bisanher waltende gleichmüthige Freundschaft trübte.

Hildeburg merkte wol an unserem stillen Wesen und an der Natur unserer Athemzüge, was uns bewegte, und sie selbst wurde fühlbar erregter. Als wir unversehens vor einem Pavillon anlangten, stieß sie die Thüre auf, ging hinein und öffnete die vom Winter her noch verschlossenen Fensterläden, indem sie uns rasch mit einem Blicke überflog. Wir folgten ihr in den kleinen Saal und sie wandte sich uns zu.

„Ich bin in allem Ernste in einer so traurigen Lage, wie noch nie ein Mädchen gewesen ist; denn ich habe Euch Beide lieb und kann es nicht auseinander lösen. Du, Marschall, hast mein halbes Herz verschlungen; das ist thöricht, aber es verführt mich; und Du, Kanzler, hast die andere Hälfte aufbewahrt, das ist auch thöricht, aber es ist treu und beglückt mich. Ich werde nie die Frau eines Mannes werden, es wäre denn Einer von Euch Beiden; dazu müßte aber der Eine fallen! Wenn Beide fallen oder Beide zurückkehren, werde ich ledig bleiben, als das Opfer eines heillosen unnatürlichen Naturspieles oder unvernünftigen Ereignisses, das in meiner Seele und meinen Sinnen vorgeht, und das ich vor der Welt verbergen muß, wenn ich mich nicht mit Schmach bedecken will! Da ich mir aber Keinen von Euch todt denken kann und will, so lebt wohl und auf ewig, liebste Brüder!"

Nach diesen Worten fiel sie Jedem von uns um den Hals und küßte ihn heftig auf den Mund, zuerst mich und dann den Mannelin, hierauf den Mannelin und endlich mich noch einmal. Wir standen wie vom Himmel gefallen und vermochten uns nicht zu regen. Für uns war die Situation ganz verflucht und ich habe weder im Krieg noch im Frieden eine ähnliche verzwickte Lage wieder erlebt. Denn wenn, wie wir es ja soeben erfahren hatten, ein ehrbares Frauenzimmer allenfalls in leidenschaftlicher Wallung zwei Männer nacheinander küssen kann, so werden diese, wenn sie das Weib lieben, niemals dazu kommen, dasselbe nun gemeinsam anzufassen und wieder zu küssen. Wir brauchten uns auch nicht darüber zu besinnen, weil sie, ehe das möglich war, uns enteilte und im Vorbeigehen die Hand auf den Mund legend ausrief: „Ihr verpfändet mir Euere Ehre, daß Ihr schweigt!"

Es war uns nicht möglich, noch länger zu weilen; sondern wir verabschiedeten uns, wobei Hildeburg wie alle Andern unsere Hände schüttelte und die Thränen der Rührung nicht verhehlte.

Da gingen wir nun mit unserem getheilten Glück und Mißglück von hinnen und sprachen, nachdem wir ein gezwungenes Lachen bald aufgegeben, über eine Stunde lang kein Wort miteinander, obgleich wir zusammen blieben. Wir konnten uns nicht sehr gehoben fühlen; denn ein Graf von Gleichen, der zwei Frauen hat, kann dabei ein guter Ritter und Kreuzfahrer sein; zwei gute Gesellen aber, die der Gegenstand der Doppelneigung eines jungen Mädchens sind, müssen sich doch etwas zu gegenständlich, zu unselbständig vorkommen, und es ist nicht Jedermanns Sache, ein siamesischer Zwilling zu sein. Dennoch hatte uns das seltsame Geständniß Hildeburg's und ihre leidenschaftliche Umarmung Herz und Sinn noch vollends gefangen genommen, und wir liebten das schöne schlanke Naturspiel unvermindert fort, zumal dasselbe ja noch tragischer als wir gestellt war, wenn es sich so mit ihm verhielt, wie es sagte.

Es half uns denn auch die Empfindung der Tragik über die gegenseitige Verlegenheit hinweg. Als wir den Versammlungsort aufsuchten, wo an die hundert junge Männer, die am nächsten Tage nach allen Seiten unter die Fahnen eilen mußten, den Abend noch zubringen wollten, da erhob sich unser Geist zu der Höhe der aufwogenden und rauschenden Vaterlands- und Kampfesfreude. Wir saßen dicht neben einander in der gedrängten Schar; und als gegen

Mitternacht die Gläser unter dem donnernden Rufe: Tod oder Freiheit! in die Höhe fuhren, da hielt Mannelin mir sein Glas entgegen und sagte: „Sollte es so kommen, daß Einer von uns fällt und der Andere das Weib gewinnt, so soll er leben! Auf sein Glück!"

Nicht minder pathetisch stieß ich an, daß beide Gläser klirrten, indem ich rief: „Und Friede dem Todten!"

So trennten wir uns als wackere Freunde, und nach wenigen Stunden fuhren wir auf getrennten Wegen dahin, ohne daß wir für die Zukunft irgend eine Abrede oder Bestimmung getroffen hatten. Wie das Kriegsglück wollten wir auch das Schicksal unserer ungewöhnlichen Liebesgeschichte sich selbst überlassen.

Mannelin hatte hellere Sterne, als ich; während ich noch immer unter Oesterreichs zögernden Standarten harren mußte, stürmte der blonde Duckmäuser mit seiner Muskete schon von Schlacht zu Schlacht, und erst auf Leipzigs Feldern kam ich zum Tanze und athmeten wir den gleichen Pulverdampf, aber ohne uns zu sehen oder von einander zu wissen.

Ich kann dem Verlaufe des gewaltigen Feldzuges jetzt nicht weiter folgen. Auch in Paris traf ich den Freund nicht, obgleich wir fast gleichzeitig dort einmarschirt waren. Schon zum Lieutenant vorgerückt war er so zu sagen fast auf dem Pflaster jener Stadt noch schwer verwundet worden und lag, als ich seine Spuren suchte, unerreichbar in einem entlegenen Lazareth. Es hieß sogar, er werde bereits gestorben sein, als ich meine Nachforschungen fortsetzte; da widerstrebte es mir, mich von seinem Tode zu überzeugen, um an geweihter Stätte des Kampfes und Sieges nicht die nackte Selbstsucht in mir aufkommen zu lassen. Denn seit Streit und Mühsal aufgehört hatten und die Friedenspalmen winkten, waren auch die Gedanken an das verhexte Liebeswesen wieder stärker wach geworden, und ich blieb absichtlich im Dunkeln über Mannelin's Tod, damit ich nicht gleich wie ein Wechselgläubiger vor das schöne Mädchen zu treten versucht würde, an dessen Verheißung, den Ueberlebenden zu heirathen, ich fest glaubte.

Im Monat Mai des Jahres 1814, zur Zeit wo das lange Rheinthal blühte wie ein einziger Fliederbusch, zog unser Regiment über den Strom ostwärts; es bekam aber den Befehl, in der Rheingegend Halt zu machen, um die ferneren Umstände abzuwarten, wie wir denn auch bald nachher nach der Lombardei gesandt wurden. Die Schwadron, in der ich ritt, kam aber nirgends anders hin zu stehen, als in unsere gute Universitätsstadt. Mit welchen Gedanken sah ich die Pferde in den Marstall und die Reitbahn stellen, in denen sich der Student so oft getummelt hatte! Und als ich mein Quartier im Gasthofe bezog, in welchem ich vor fünf Vierteljahren so manche Flasche ausgestochen, waren Wirth und Dienerschaft sehr verwundert über den ernsthaften Kriegsmann.

Allein auch ich verwunderte mich, da ich auf Befragen vernahm, die Bankiersfamilie befinde sich zur Zeit nicht in der Stadt, sondern auf einem Landsitze, der ungefähr eine Meile entfernt sei. Ein französischer Emigrant, der vor zwanzig Jahren das Grundstück an sich gebracht, hatte es nämlich augenblicklich zum Verkaufe ausgeboten, als die Ordnung der Dinge in Frankreich umgestürzt war; und der Bankier hatte nicht gesäumt, das Gut auf die leichte und billige

Weise zu erwerben, die in solchen Zeit- und Kriegsläufen denen möglich ist, welche baares Geld haben.

Ich konnte daher am Tage der Ankunft nicht mehr vorsprechen, ritt aber um so zeitiger am andern Morgen hinaus, von meinem Reitknechte begleitet. Es regnete ein wenig an dem Tage, weshalb ich den Kragen des weißen Reitermantels aufgestellt und die Schirmmütze etwas tief in die Augen gezogen hatte, als ich durch eine lange Allee auf das alte schloßartige Gebäude zuritt, das wenig gut unterhalten schien. Man mochte glauben, daß eine gewöhnliche Officiers-Einquartierung angekommen sei, da auch in der Umgebung schon österreichische Reiterei erschienen war. Es trat daher nur ein Diener aus der Thüre, mich zu empfangen und nach meinen Wünschen zu fragen. Statt ihm zu antworten, sprang ich vom Pferde, überließ die Zügel meinem Burschen und betrat sogleich das einst stattlich gebaute, jetzt etwas verfallene Vestibül des Hauses. Erst als ich ihm den Mantel übergab, erkannte mich der Diener trotz des veränderten Aussehens, das der Krieg mir verliehen, und führte mich freundlich überrascht in einen Saal, wo der Herr und die Frau des Hauses die Zeitungen lasen. Auch sie erkannten mich nicht sofort, erhoben sich aber mit lebhafter Freude, als es geschah, und hießen mich willkommen. „Was wird Hildeburg sagen," riefen sie, „wenn der Marschall wieder da ist! Und wo bleibt denn der Kanzler? Wissen sie nichts von ihm? Wie oft haben wir von beiden Herren gesprochen!"

Eh' ich antworten konnte, trat Hildeburg in den Saal, die allein mich von einem Fenster aus erkannt hatte, sobald ich nur von der Landstraße in die Allee eingebogen war.

Ich vergesse niemals die Erscheinung, wie sie mir entgegen trat. Wie ein weißes Tuch so bleich war das Gesicht, das Auge träumerisch erschreckt und auf dem Munde doch ein Lächeln des Wiedersehens, das aus dem Herzen kam, blasse Trauer und erröthende Freude mehrere Secunden lang sich jagend: es war kein Zweifel, sie hielt den armen Mannelin für todt und mich für gekommen, mein Recht geltend zu machen!

Zum Glücke waren die Eltern an allerlei wunderliche Stimmungen gewöhnt, sonst hätten sie jetzt ihren wahren Zustand ahnen müssen, besonders als ich nicht länger vermeiden konnte, von Mannelin zu erzählen was ich wußte, was freilich wenig und doch bedenklich genug war. Der Papa meinte, es sei doch zu hoffen, daß er sich noch unter den Lebenden befinde, ansonst gewiß der eine oder andere der jüngeren Freiwilligen, die in den letzten Wochen bereits in ihre Hörsäle zurückgekehrt seien, eine bestimmte Todeskunde gebracht hätte. Auch in den Verlustlisten, die er ziemlich aufmerksam durchlaufen, sei ihm der Name so wenig vorgekommen, als der meinige.

Allein als Hildeburg eine Viertelstunde später mit mir zu Zweit durch eine Zimmerflucht wandelte, um mir das Haus zu zeigen, das erst neu hergestellt und eingerichtet werden müsse, hielt sie plötzlich an und sagte mit leise hallenden Klagetönen: „Es ist nur zu wahr! Mein kluger, lieber Kanzler Mannelin liegt in Frankreich unter dem grünen Rasen; sie haben ihm die Brust durchschossen

und seine treuen blauen Augen ausgelöscht! Und Du, Marschall, bist gekommen, es mir zu sagen!"

Und gleichzeitig sah sie mich mit tief aufflammenden Augen an, die ebenso wol aus Haß wie aus Liebe so erglüht sein konnten. Denn auf den blaß gewordenen Lippen lag jetzt nichts als bittere Trauer. Das Du, mit dem sie mich anredete, wagte ich nicht zu erwiedern, so herrisch hatte es geklungen, beinahe wie der Herr mit dem Diener oder der Officier mit dem Soldaten sprach.

„Nein, Fräulein Hildeburg!" sagte ich, einen Schritt zurücktretend, doch mit scheuer Ehrerbietung, denn sie sah gar zu merkwürdig aus, fast wie wenn sie besessen wäre: „Ich weiß von nichts und hoffe, er lebt noch!"

„Den Teufel hoffst Du!" rief sie mit funkelnden Augen und lachte jählings laut auf, indessen mich das Gewissen Lügen strafte. Denn in diesem Augenblicke schien es mir, daß ich nicht genug gethan hatte, um über das Schicksal Mannelin's in's Klare zu kommen, und zugleich fühlte ich mich von brennender Eifersucht gegen den Abwesenden gepeinigt, der so leidenschaftlich betrauert wurde. Sie hatte ihn offenbar mehr geliebt oder liebte jetzt noch nur ihn. In dieser Beklemmung that ich einen unfreiwilligen schweren Seufzer, worauf Hildeburg mich bei der Hand nahm und mit veränderter Stimme sagte: „Kommen Sie und sprechen wir vor der Hand nicht mehr davon!"

Ruhig ging sie neben mir in den Saal zurück, wo eine Erfrischung aufgetragen war, und als ich gegen Abend mich nach der Stadt begab, reichte sie mir treuherzig die Hand und sagte, sie hoffe mich noch öfter zu sehen, so lange das Regiment in der Gegend bleibe. Da die Witterung meistens gut war, so fand sich fast täglich Ursache und Vorwand, den Spazierritt zu wiederholen, und wenn ich ausblieb, sagte Hildeburg am nächsten Tage sogleich: „Warum sind Sie gestern nicht gekommen?" Sie schien sich mir wieder mehr zuzuneigen, und das eine Mal verlor sie unversehens einen trauten Blick an mich, das andere Mal streifte sie mich leicht mit einer Berührung, kurz sie beglückte mich mit jenen kleinen Zeichen, mit welchen Liebende anfangen, sich an den Gedanken eines dereinstigen Beisammenseins zu gewöhnen. Dann aber blieb sie wieder Tage lang in sich gekehrt und lebte ersichtlich mit düsteren Sinnen in der Ferne. Mein eigener Zustand schwankte daher fortwährend zwischen Hell und Dunkel hin und her, so daß ich ungeduldig das Ende herbeiwünschte. Allerdings war es auch einem jungen Dragoner, der seit Jahr und Tag den Säbel in der Faust führte und über manche Blutlache hinweggesetzt hatte, nicht sehr angemessen, um ein Frauenzimmer herum zu schmachten, das doch nicht dicker war, als ein Spinnrocken, wenn auch noch so hübsch gedreht.

Als ich eines schönen Nachmittags auf den Landsitz hinausritt und eben in der langen Ulmenallee in unwilliger Gemüthsbewegung das Pferd in eine unruhige und heftige Gangart versetzt hatte, ohne dessen bewußt zu sein, eilte mir aus dem Hause ein fröhliches Menschenpaar entgegen: Hildeburg, welche einen preußischen Infanterieofficier, oder mein Freund Mannelin, der das Fräulein Hildeburg an der Hand führte; ich konnte in der Ueberraschung nicht erkennen, welches von beiden der Fall war. Meine erste Empfindung war die Freude über das unverhoffte Wiedersehen, die zweite ein Gefühl der Zufriedenheit über

die Herstellung des früheren Zustandes zwischen den drei Personen, womit wenigstens für den Augenblick der quälende Zweifel beseitigt wurde. Auch Hildeburg gab ähnlichen Gefühlen Ausdruck, indem sie ausrief: „Nun ist alles gut, nun sind wir Alle wieder beisammen!"

Mannelin vollends war unverkennbar glücklich und zufrieden, die Dinge so zu finden, da er schon gefürchtet haben mochte, zu spät zu kommen; denn er wußte, daß er irriger Weise für todt ausgegeben worden. Er war aber nicht so unrettbar verletzt gewesen und jetzt leidlich geheilt; doch hatte er einen mindestens halbjährigen Urlaub antreten müssen, um sich ganz zu erholen. Schon wieder mit Büchern versehen war er auf dem Wege nach einem Badeort mit heißen Quellen begriffen und hielt kurze Einkehr in der Universitätsstadt. Erst auf dem Landgute des Bankherren hatte er heute vernommen, daß ich ebenfalls im Lande sei. Mannelin hatte durch den Kriegsdienst sich sehr vortheilhaft verändert, was das Aeußere betrifft. Ohne gerade martialisch drein zu schauen, hatte er doch sehr an Haltung gewonnen. Sein leichter blonder Bart auf Wangen und Oberlippe erhielt durch den Ernst der Ereignisse und Abenteuer, der in den Augen und auf dem Munde sich gelagert hatte, eine größere Bedeutung, als ihm sonst zugekommen wäre, und das militärische Wissen und Erfahren, um welches er reicher war gegen früher, vereinigte sich vortrefflich mit seinem wissenschaftlichen Geiste. Aber ungeachtet er die bedeutendsten Kriegsthaten mitgemacht und zahlreichere Gefechte und Gefahren bestanden, als ich, hörte man ihn niemals davon sprechen, und wäre er nicht unfreiwillig in die zeitgemäßen Gespräche mit verflochten worden, so würde man vermuthet haben, er sei die ganze Zeit über nie aus seiner Studierstube herausgegangen.

Das verlieh dem liebenswürdigen Duckmäuser einen neuen Glanz, der indessen auch mir zugute kam; denn als ich erst nach eifrigem Sprechen vom Hauen und Stechen in der darauffolgenden Stille plötzlich wahrnahm, wie renommistisch ich mich neben ihm ausnehmen mußte, suchte ich mich beschämt zu bessern und wurde auch hie und da bescheidener. Leider mußte ich nachher, da ich Soldat von Profession blieb, mich doch wieder an das Schreien und Rufen gewöhnen.

So verlebten wir noch eine Reihe von angenehmen heiteren Tagen, bis nicht unerwartet und doch unverhofft der Abmarschbefehl für mein Regiment anlangte, und zwar hatte der Aufbruch in sechs Tagen stattzufinden. Von Stund' an war Hildeburg in ihrem Benehmen verändert. Bald unruhig und zerstreut, bald in sich gekehrt und über etwas brütend, das sie beschäftigte und drückte, wechselten ihre Launen unaufhörlich, und als ob sie es selbst nur zu wohl wüßte, entzog sie sich meist der Gesellschaft, die zuweilen ziemlich zahlreich wurde, je mehr die Umgebung des erst später wohnlich zu machenden Hauses zum Aufenthalt im Freien einlud. Indem ich von dem veränderten Betragen des Mädchens abermals betroffen über dasselbe nachdachte, fühlte ich mich geneigt, die Erscheinung zu meinen Gunsten auszulegen und zu glauben, nun komme die Reihe, als Abwesender oder gar Verlorener zu glänzen und betrauert zu werden, an meine werthe Person. Ich überlegte, wie ich mich dazu zu stellen habe: Ob ich edel gesinnt die Dinge nach Abrede gehen lassen und dem Rivalen ver-

trauensvoll das Feld räumen, oder ob ich den Vortheil benutzen und mit dem Gewicht der neuen Sachlage dem Zünglein der Waage einen leichten, aber plötzlichen Stoß geben solle?

Hildeburg selbst schien mir entgegen zu kommen; sie veranlaßte ihre Eltern, mir zu Ehren ein Abschiedsessen zu geben, und mich forderte sie bei der Einladung auf, es so einzurichten, daß ich auch den Abend bleiben könne. Ein Bett für mich solle trotz der mangelhaften Einrichtung bereit sein, meinte sie, und vor Gespenstern würde ich mich wol kaum genieren. Denn es gehe die Rede, daß in dem älteren Flügel des Hauses etwas nicht richtig sei.

In der That hatten die Dienstboten von einem alten Gärtner dergleichen Reden gehört und mit eigenen Beobachtungen, die sie zu machen glaubten, ergänzt. Während der Mahlzeit, welche reich und belebt genug war, gerieth die Unterhaltung ebenfalls auf diesen Gegenstand. Die alte Mama beklagte sich über so beunruhigende Herumbietungen, die doch keinen vernünftigen Grund haben könnten; der alte Herr verwies darauf, daß mit Luft und Licht und frischer Tünche der neuen Einrichtungen das Unwesen sich wol verziehen werde. Mich aber stach der Vorwitz, mich wieder einmal der sogenannten Nachtseiten und der jenseitigen Geheimnisse u. s. w. anzunehmen, und kehrte den ernsten Kriegsmann heraus, der auf nächtlichen Schlachtfeldern und zwischen Tod und Leben verlernt habe, über dergleichen zu spotten.

Mannelin, der bisher das Gespräch nicht theilnahmswerth gefunden, sah mich ganz verwundert an und fragte mich treuherzig lachend, ob ich noch unter die Geisterseher gehen wolle? Hierdurch gereizt, bejahte ich die Frage kühnlich, sofern ich nur das Glück wirklich haben sollte, ein Stück der andern Welt jetzt schon kennen zu lernen; zugleich aber stellte ich ein wenig großthuerisch in Aussicht, den Dingen in's Gesicht sehen und sie zur Rede stellen zu wollen, wenn sie anders heran kämen. „Um was sich's eigentlich handle im vorliegenden Falle?" schloß ich meine Prahlerei.

„Es soll ein Poltergeist sein, den man die alte Kratt nennt!" sagte Hildeburg halb eingeschüchtert durch meine Reden, wie wenn sie befürchtete, es möchte am Ende etwas Wahres aus der Sache werden. Vor achtzig Jahren habe nachweisbar eine freiherrliche Familie Kratt das Gut besessen; Weiteres habe man noch nicht heraus gebracht, als daß es nur selten und nur in gewissen Nächten spuke.

Da die Mutter Hildeburg's ein ängstliches und noch mehr verdrießliches Gesicht zu machen begann über die Verunzierung des neuen Besitzes und mein Freund Mannelin sich gleichgültig von dem Gespräch wieder abgewandt hatte, wurde dasselbe fallen gelassen und man kam nicht mehr darauf zurück. Ich hatte zwei Cameraden mitgebracht, lustige Donauleute, die sich das gute Leben im Privatkreise wohl gefallen ließen nach langen Entbehrungen, und es ging den Rest des Tages über sehr munter zu. Als sie am Abend, da auch die anderen Gäste zurückkehrten, den leichten Wagen vorfahren ließen, in welchem wir gemeinschaftlich angekommen, schwankte ich einen Augenblick, ob ich nicht mit ihnen fahren sollte, da es wegen des bevorstehenden Abmarsches allerlei zu thun gab und ich mich doch in nichts verfehlen wollte. Ich brauchte nur Helm

und Säbel zu holen und rasch Adieu zu sagen, d. h. bis zum folgenden Tage. Da stand aber schon die Hildeburg bei uns auf der Freitreppe und sagte gleichmüthig: „Ich dachte, Sie würden morgen noch mit uns im Garten frühstücken; doch lassen Sie sich nicht abhalten, wenn es nicht angeht. Jedenfalls steht Ihr Zimmer bereit."

Natürlich blieb ich nun da; die zwei Oesterreicher küßten der Dame die Hand, schwangen sich in den Wagen und fuhren wie die Kugel aus dem Rohre davon, während ich mit Hildeburg dem leuchtenden Diener in's Haus zurückfolgte, mit einem geheimen Herzklopfen wegen der süßen Entscheidung, die ich halbwegs erwartete. Hildeburg zog sich jedoch bald in die Unsichtbarkeit zurück, und der Tag endigte für mich damit, daß ich in der Gesellschaft Mannelin's und von Hildeburg's Vater noch mehrere Gläser starken Punsches trank, den die Frauen uns hatten anrichten lassen. Dann plauderte ich noch eine Viertelstunde mit Mannelin auf seinem Zimmer und folgte endlich etwas schlaftrunken dem Diener, der mich in die Stube brachte, wo mein Nachtlager stand. Ich hatte fast Alles vergessen, was mich vor Stunden noch erregte, und sah das Gemach nur flüchtig an, in dem ich nun stand. Es war ein sehr großes aber niedriges Zimmer, dessen Wände und Decke mit hölzernem Tafel- und Leistenwerke bekleidet waren. An den Wänden stand hie und da ein alter Polstersessel und in einer Ecke ein alterthümliches Himmelbett, das von drei Seiten von dunkeln Umhängen umgeben war. In der Nähe des Bettes befand sich ein Tisch mit Wasser u. dgl., auf welchen der Diener seine zwei Leuchter stellte, eh' er sich zurückzog; weiter war nichts zu erblicken, als in einer entfernten Ecke, dem Bette schräg gegenüber, eine alte Schreibcommode mit einem Aufsatz. Dicht dabei befand sich eines der Fenster, durch welche ein schwaches Mondlicht in den Raum fiel, und ich sah noch, wie die verdunkelte Politur des alten Hausrathes das Licht matt reflectirte. Als ich die Uhr auf den Tisch legte, sah ich, daß es halb zwölf Uhr war. Das erinnerte mich nochmals an die Spukgeschichte; da es mir aber jetzt mehr um den Schlaf, als um ein Abenteuer zu thun war, verließ ich mich unbedenklich wieder auf Mannelin's guten Verstand, löschte die Lichter und legte mich, immerhin die Unterkleider anbehaltend, in das Bett, das übrigens vortrefflich war. In drei Minuten schlief ich fest; ich glaube, ich dachte nicht einmal mehr an die geliebte Hildeburg, kann es aber nicht bestimmt sagen. Mein Leichtsinn nahm diesmal ein übles Ende.

Ich mochte kaum eine halbe Stunde geschlafen haben, so wurde ich durch einen schrecklichen Knall oder Fall geweckt, der mitten im Zimmer erfolgt sein mußte. Ich starrte die Augen auf, und halb schwindlig von den aufgestörten Geistern des genossenen Getränkes, von Schlaftrunkenheit und Ueberraschung, suchte ich mich zu besinnen, was ich denn gehört habe? Es dünkte mich, es könnte ein schwerer Gegenstand in oder außer dem Zimmer umgestürzt, ebenso gut aber in dem baufälligen Hause oben oder unten etwas gebrochen sein. Zuletzt aber behielt ich wieder den Eindruck, daß der Ton in nächster Nähe entstanden sein müsse. Ich sah und horchte hin, aber Nichts war zu sehen oder zu hören, als der unheimliche Mondglanz auf der dunklen Schreibcommode. Auf einmal fegt' und kratzt' etwas hinter der Wand, dicht an meinem Bette.

Ich warf mich herum und starrte; das war nun außer dem Spaß! Und wie ich starre, fährt mir ein eiskalter Luftzug über das Gesicht, die Bettvorhänge flattern einen Augenblick lang hin und her und plötzlich wird mir die Decke vom Leibe gerissen.

„Donnerwetter!" rufe ich beklemmt und setze mich endlich aufrecht, jetzt ganz munter geworden. Es spukte wahrlich. Ich brachte die Beine aus dem Bett und saß nun quer auf demselben, mehr vermochte ich nicht zu thun, weil das Unbekannte trotz der possenhaften Form, in der es sich ankündigte, lähmend auf meine Bewegung wirkte. Eben dies Possenhafte war ja selbst schreckhaft mit seinem Höllenhumor. Plötzlich wehen die Gardinen wieder, der eisige Hauch fährt mir über die linke Seite des Gesichtes und über den Nacken. Und indem ich mich schüttle, höre ich dicht hinter mir, wie durch die Wand hindurch, Schritte schlurfen, eine dünne zitternde Weiberstimme stöhnt etwas Unverständliches, und indem ich mit neuem Schrecken hinhöre, steht schon ein Schritt links von mir eine gebeugte graue Weibergestalt mit einer verschollenen Schleiermantille um den Kopf. Sie muß hinter meinen Bettvorhängen und aus der Wand hervorgekommen sein. Nur einen Augenblick steht sie still, um Athem zu schöpfen; denn sie keucht wie eine engbrüstige Alte, die treppauf und nieder und durch lange Corridore gegangen ist. Dann schlurft sie mit klatschenden Pantoffeln weiter, schräg über den Zimmerboden, auf die Schreibcommode zu, vor der sie anhält. Mit einer leichenblassen Hand tastet sie an dem alten Möbel herum, wie wenn sie das Schlüsselloch suchte; ich sehe die gespreizten mageren Finger herumfahren. Richtig zieht sie einen Bund kleiner Schlüssel hervor, sucht einen derselben aus, steckt ihn in das Schlüsselloch und schließt die Schreibklappe auf. Unmittelbar darauf zieht sie mit sicherem Griff eines von den vielen Schieblädchen des Innern ganz heraus, guckt in die leere Oeffnung hinein und fährt mit der Hand hinein. Ich höre dort abermals ein Schlüsselchen umdrehen und sehe die Gestalt ein zweites verborgenes Fach hervorziehen, aus welchem sie hastig ein Packet nimmt, es öffnet und ein darin liegendes Papier entfaltet, in welchem ein drittes enthalten ist, das sie wiederum auseinanderschlägt. Dies Alles sah ich im Zwielicht des Mondes, der durch das Fenster scheint. Und weiter sah ich deutlich, wie die alte Frau ein anderes Lädchen zieht, ein Etwas aus demselben nimmt, das ein Radiermesser sein muß; denn sie bückt sich tiefer auf das aufgeschlagene Papier, das jetzt einen stattlichen Foliobogen darstellt, und liest darin, liest, nachdem das Gespenst eine Brille aufgesetzt hat, einen veritablen Nasenklemmer! Jetzt stellt sie den Finger auf eine Stelle und fängt an, etwas auszuradieren. Obgleich sie mir den Rücken zukehrt, erkenne ich doch jede Bewegung. Sie keucht bei der Arbeit mit stärkeren Athemzügen, die in der Kehle wie boshafte Geister einander zu drängen und zu kratzen scheinen; sie bläst das Abgeschabte weg, hustet wie ein alter schwindsüchtiger Notarius publicus, bläst wieder, fährt mit dem Finger über die radierte Stelle und schabt abermals. Endlich scheint die Arbeit gelungen zu sein; ein niederträchtiges, kurzes, heiseres Gelächter mit hi, hi, hi! dringt mir durch Mark und Bein, und ohne mich rühren zu können, denke ich doch:

Hier ist einstmals ein Vertrag gefälscht, ein Geburtsrecht, ein Erbe, ein Lebensglück gestohlen worden!

Plötzlich wird das Messerchen wieder hingelegt, wo es genommen worden, mit der scheinbaren historischen Natürlichkeit solcher Dämonen, das Papier oder die Urkunde zusammengefaltet, ein's in's andere gelegt und ein Schubfach nach dem andern zugestoßen, die Klappe zugeschlagen und verschlossen. Plötzlich dreht sich die Gestalt um und schleppt sich nach der Richtung hin zurück, wo ich reglos sitze, bis sie beinahe dicht vor mir still steht und mich anschaut. Nie vergesse ich das infame Hexengesicht, obschon es nur seitwärts vom Monde gestreift wurde und der größte Theil im Schatten lag. Nase, Kinn, der Mund, alles grinste wie in blühendem Leichenwachs ausgeprägt, mir entgegen, voll Hohn und Grimm, wie das dunkle Feuer in den doch unkenntlichen Augen. Ich war in Kartätschenfeuer geritten, das mir wie Zephirsäuseln vorkam gegen die Schauerlichkeit, die mich jetzt übernahm. Was hatte ich mit diesem verfluchten Wesen zu schaffen, dem ich nie ein Leides gethan? Was sollte das für eine Vernunft in der Welt sein, wo ein beherzter ehrlicher Kerl macht- und wehrlos dem wesenlosen Scheusal gegenüber da saß und bei der geringsten Bewegung vielleicht durch die Schrecken der Ewigkeit um Gesundheit und Leben kam? Dergleichen verworrenes Zeug schwirrte mir durch den Kopf, als das Gespenst mich anschaute; ich fühlte, wie das Haar mir zu Berge stand, der Athem versagte mir und ich konnte gleich Einem, den der Alp drückt, nur noch rufen: „Die alte Kratt!" als mir für einen Moment die Sehkraft und Besinnung schwand. Eine Minute später war die Erscheinung verschwunden. Selbstverständlich schlug jetzt, zur Vollendung des Spukes, auch noch die erste Stunde nach Mitternacht an einer entfernten Thurmuhr. Als das bekannte wohlthätige Eins gehörig verhallt war, wagte ich endlich, mich zu rühren und suchte Licht zu machen. Die Leuchter standen da, aber ich fand kein Feuerzeug; so blieb mir nichts übrig, als mich zu Bette zu legen, und spürte bei dieser Gelegenheit die Bettdecke, die auf dem Boden lag. Ich nahm sie an mich und sobald ich mich wieder horizontal ausgestreckt und nichts Verdächtiges mehr geschah, schlief ich ein und erwachte, als es schon lange Tag war. Erst jetzt stellte ich einige Untersuchungen an. Die Thüre, die sichtbar einzig in's Zimmer führte, war noch von innen verschlossen, und der besondere altmodische Riegel, der über dem Schlosse angebracht, überdies vorgeschoben. Die Schreibcommode war am Tage ein ganz gemüthliches Möbel. Auf dem Pultdeckel oder der Klappe war von buntem Holze eine Landschaft eingelegt. Aus einem See ragte eine Insel mit einem Schloß, und auf dem Wasser saßen zwei Herren mit langen Perrücken und kleinen Dreieckhütchen in einem Nachen und schossen auf Enten. Im Vordergrunde standen ein paar ruinirte Tempelsäulen, unter welchen ein dritter Herr mit hohem Rohrstocke tiefsinnig promenirte; alles so idyllisch und unverfänglich als möglich. Was mich aber am Meisten wunderte, war ein Schlüssel, der ruhig im Schlosse stak, während ich doch deutlich den Schlüsselbund klirren und den Schlüssel des Gespenstes umdrehen und ausziehen gehört hatte. Ich machte die Klappe auf und sah die Schubläden, zog eines nach dem anderen auf, aber alle waren leer, kein Radiermesser und nichts. Auch das geheime

Fach fand sich mit seinem Schlüsselchen, es war auch leer, und ich hatte doch das Packet und die Papiere gesehen!

Es blieb also nur noch die Umgebung des Bettes zu untersuchen. Dasselbe stand mit dem Kopfende eine gute Spanne von der Wand entfernt, so daß zwischen der Gardine und der Wand allerdings Jemand, der nicht zu dick war, sich mit Noth dort durchwinden konnte. Als ich jedoch die schwere Bettstelle mit Mühe etwas weggerückt hatte, fand sich ringsum nichts als das gleiche Holzgetäfel, wie es überall die Wände und auch die Decke bekleidete. Von einer Ursache des Knalles konnte ich auch nirgends eine Spur entdecken.

Desto ernster erneuerte sich der Eindruck des Gesehenen; die schnurrige und widerwärtige Seite des Spukes trat zurück vor der Ahnung der endlosen Unruhe einer Seelensubstanz, für die sich, wenn dies Landhaus einst lange vom Erdboden verschwunden sein wird, dasselbe stets wieder aufbaut mit dem alten Zimmer und der Commode, in welcher die verbrecherischen Papiere liegen, sowie auch der Schlüsselbund und das Radiermesser immer vorhanden, obschon sie vom Roste längst aufgelöst sind. Ich grübelte über diese furchtbare Existenz und Fortdauer in der bloßen Vorstellung, deren reale Natur jedem Einzelnen dereinst noch schrecklich klar werden könnte, und da der Tod in den Kriegszeiten mir als einem Soldaten so zu sagen zur Seite stand, dachte ich über mich selbst nach, über meinen Leichtsinn und dies oder jenes, was ich verfehlt haben mochte. Erst jetzt, da ich keine Wahl mehr hatte, beschwerte mich die übersinnliche Jenseitigkeit mit ihren dunklen Schatten, und ich empfand ein Heimweh wie nach einem Beichtvater, während ich den Säbel umschnallte und die Gesellschaft aufsuchte, welche eben in einer Laube beim Frühstücke saß.

Man sprach eben von dem nächtlichen Knall, der demnach im ganzen Hause gehört worden war, und da ich mit düsterem Gesicht hinzutrat und mich erst schweigend verhielt, wurde die Stimmung noch betroffener und verlegener. Befragt, ob ich es auch gehört, bejahte ich ohne Weiteres hinzuzufügen, da ich die Familie nicht erschrecken mochte und es der Zeit und dem Gespenst selbst überließ, die Herrschaft mit den Merkwürdigkeiten dieses Hauses bekannt zu machen. Erst als ich mit Hildeburg und Mannelin vor meinem Weggehen noch etwas auf und nieder ging und die Erstere zu mir sagte: „Was ist Ihnen denn, daß Sie so ernst und schweigsam sind?“ antwortete ich unwillkürlich: „Was wird es sein? die alte Kratt hab' ich gesehen!“

„Und haben Sie mit ihr gesprochen?“

Sie sagte das mit unbefangenem Lachen, wie man thut, wenn man etwas für einen Scherz hält. Doch sah sie mich dabei aufmerksam an. Ich antwortete nicht darauf, zumal Mannelin mich ebenfalls erstaunt anblickte und ich nicht aufgelegt war, eine Disputation mit ihm zu bestehen. Da der Kutscher bereit war, mich nach der Stadt zu fahren, nahm ich Abschied mit dem Versprechen, am nächsten Tage noch ein letztes Mal zu kommen, und fuhr nicht mit leichtem Herzen weg. Der Geisterbesuch, die Trennung von dem anziehenden und trefflichen Mädchen, die Ungewißheit der Zukunft und auch der Umstand, daß Mannelin allein bei Hildeburg zurückblieb, alles trug dazu bei, meine Gedanken trüb und schwer zu machen.

Ich will nur gleich den chronologischen Verlauf zu Ende erzählen. Nach meiner Abfahrt setzten Hildeburg und Mannelin die Gartenpromenade fort, und erst jetzt drückte der Freund seine mit einigem Unwillen vermischte Besorgniß über den Stand meiner geistigen und körperlichen Gesundheit aus, da ich nicht nur von Gewissensfurcht, sondern sogar von förmlichen Hallucinationen geplagt scheine. Es wäre schade für mich, wenn ich in dem krankhaften Wesen weiter dahin lebte und Fortschritte machte, und er frage sich, ob er mich nicht zur Einholung eines Urlaubes veranlassen und an den bewußten Badeort mit sich nehmen solle. Offenbar hätten die Kriegserlebnisse meinem beweglichen Wesen nicht gut gethan u. s. w.

Hildeburg erwiderte nachdenklich, ob er denn so sicher wisse, daß nur Täuschung sei, was ich gesehen zu haben vorgebe? Ihres Theils befürchte sie, allerdings gegen alle Vernunft, daß doch dies oder jenes möglich sein könnte, und für diesen Fall wäre es ihr mehr um die Eltern zu thun, sowie um die übrigen Verwandten und Freunde, denen der Aufenthalt in dem verrufenen Gebäude kein Vergnügen mehr machen würde. Die Vornahme der baulichen Wiederherstellungen schienen unter solchen Umständen geradezu nicht mehr rathsam, und dergleichen mehr.

Jetzt schaute Mannelin die Sprecherin mit ebenso besorgtem als liebevollem Blicke an. Ihn bekümmerte, daß sie solchem Unsinn zugänglich schien. Sie las die Sorgen in seinen Augen und blickte wahrscheinlich hierfür wieder dankbar zurück; doch verharrte sie in ihrem Zweifel und sagte nach fernerem Nachdenken:

„Ich muß doch wenigstens wissen, ob Andere in dem alten Gemache eine ähnliche Erfahrung machen, oder ob es wirklich nur der Rittmeister ist, der etwas sieht. Ich werde den Johann beauftragen, dort eine Nacht zuzubringen."

„Der alte Johann," sagte Mannelin, „wird natürlich so viele Geister sehen, als man wünscht oder fürchtet! Wenn Sie einen zuverlässigen Bericht wollen, so lassen Sie die Stube für mich zurecht machen! Ich will mich in Gottes Namen der curiosen Aufgabe unterziehen, wenn durchaus etwas geschehen soll!"

„Sie?" rief Hildeburg, „nein, Sie dürfen es nicht thun! Sie sind mir zu gut dazu! Wenn dennoch etwas an der Sache wäre, so könnte der Eindruck auf Sie gerade noch ein viel stärkerer sein, als bei unserem Freunde, und Ihnen ernstlich schaden!"

Mannelin blieb aber bei seinem Vorsatze, und so ließ er sich, als gegen elf Uhr man allerseits schlafen ging, in das Gemach leuchten, in welchem ich die letzte Nacht zugebracht hatte.

„Wollen Sie nicht wenigstens Ihren Degen und die Pistolen mitnehmen?" sagte der Diener, der aus dem früheren Zimmer die nöthigen Sachen trug und von dem Vorhaben unterrichtet war.

„Nein!" antwortete Mannelin; „gegen Geister würden die Waffen nichts helfen, und wenn allenfalls lebendige Leute einen Unfug treiben, so muß man nicht gleich Blut vergießen!"

Genug, mein Mannelin befand sich endlich, gleich mir, allein in dem un-

heimlichen Zimmer. Er ging mit dem Leuchter darin herum, verriegelte die Thüre und legte sich halbangekleidet zu Bett, nachdem er den Tisch an dasselbe gerückt. Dann las er eine Stunde oder länger, bis es am Thurme Mitternacht schlug. Dann schlug er das Buch zu und horchte noch eine Weile mit offenen Augen. Als aber Alles still blieb, wurde ihm das Ding langweilig; er löschte das Licht, legte sich auf die Seite und schlief ein. Kaum hatte er einige Minuten geschlafen, so erfolgte zwar kein Knall, wie gestern, allein es klopfte dicht hinter ihm an der Wand, ein altes Mütterchen sagte vernehmlich: „Ja, ja!" der kalte Luftzug strich über sein Gesicht, die Gardinen flatterten und die Decke flog weg. Und indem Mannelin sich besann, aber ganz ruhig liegen blieb, wie wenn er nichts merkte, sah er schon die alte Kratt in der Mitte des Zimmers gegen die Fensterecke zuschlurfen, wo die Commode stand und der Mond schien, wie gestern. Er war jetzt doch ziemlich überrascht, und das Herz klopfte ihm bedeutend, weil er die Natur und Tragweite des Abenteuers nicht kannte. Aber wie der Jäger, von einem Thiere überrascht, sein Gewehrschloß schnell in Ordnung bringt, stellte Mannelin geschwind seine Gedanken in eine kleine Reihe, als ob es Polizeileute wären, und sich selbst an ihre Spitze. Ohne sich zu rühren, folgte er der Erscheinung aufmerksam mit den Augen und sah, wie sie an der Commode tastete und die Klappe öffnete, kurz alles that, wie ich es gesehen. Als sie nun auf dem Papiere radierte, war er schon leise aufgestanden und ihr auf unhörbaren Socken nach geschlichen und stand hinter ihrem Rücken. Das grauenhafte buckelige Weibchen kratzte, schabte, keuchte und hustete und blies den Staub weg, kurz war so geschäftig wie der Teufel, und Mannelin guckte dem Gespenste still über die Schulter, bis es fertig war und sein schändliches heiseres Gelächter aufschlug. Da sagte er plötzlich:

„Na, Frauchen, was treiben Sie denn da?"

Wie eine Schlange schnellte das Gespenst empor und stand wohl um einen Kopf höher als vorher ihm gegenüber. Mit dem schrecklichen Gesichte starrte sie ihm entgegen; aber schon hatte er die Hand auf ihre Schultern gelegt; dann packte er sie unversehens um die Hüfte, um sie in die Gewalt zu bekommen und die graue Mantille wegzuziehen. Er fühlte einen allerdings schlangenförmigen, aber sehr lebenswarmen Körper, und da sie sich jetzt in seinen Armen hin und her wand und mit dem Leichengesicht nahe kam, faßte er unerschrocken die im Monde glänzende schreckliche Nase und behielt eine abfallende Wachsmaske in der Hand, während Hildeburg's feines Gesicht zu ihm emporlächelte. Leider küßte er es sogleich zu verschiedenen Malen und an verschiedenen Stellen, beschränkte sich aber doch endlich auf den Mund, nachdem derselbe ein unhöfliches: „Du lieber Kerl!" ausgestoßen hatte. Schließlich ließen sie sich auf einen Stuhl nieder, das heißt, Mannelin saß darauf und Hildeburg auf seinem Schoße. Ich will nicht untersuchen, ob es nicht anständiger gewesen wäre, wenn sie einen zweiten Stuhl herbeigeholt hätten; die Außerordentlichkeit des Abenteuers und die einsame Nachtstille mögen zur Entschuldigung dienen; ich will nur die Thatsache meines Suppliciums erhärten: Alles das wäre mein gewesen, wenn ich in der vorigen Nacht den einfachen Verstand des verfluchten Duckmäusers besessen hätte!

Denn in seinem Arme ruhend erklärte sie ihm nun den Handel. Sie habe, seit wir Beide wieder in ihrer Nähe gewesen, ihre Lage nicht länger ertragen und doch auch nicht zur früheren Entsagung so ohne Weiteres zurückkehren mögen, und da sie die unglückliche Doppelneigung längst als eine unwürdige Krankheit erkannt, beschlossen, sich durch gewaltsame Wahl zu heilen. Die Idee der Ausführung sei ihr plötzlich durch das Gerede von der Spukgeschichte gekommen. Demjenigen von uns Beiden, welcher dem Gespenste gegenüber den größeren Muth erweise, wolle sie sich ergeben und den andern freilassen; denn daß sie uns Beide gefangen halte, habe sie wol gewußt. Nun habe sich die Verwirrung so klar ausgeschieden, wie wir Alle nur wünschen könnten. Ich, der Rittmeister, so brav ich sei, habe der göttlichen Vernunft manquirt im rechten Augenblick; Mannelin sei ihr treu geblieben ohne Wanken, und sie trage ihm daher Herz und Hand an u. s. w. u. s. w. muß ich abermals sagen, um das Unerträgliche nach so viel Jahren noch abzukürzen. Sie wurden in der Nacht noch Handels einig, daß sie heimlich verlobt sein wollten, bis der Augenblick gekommen sei, wo Mannelin bei ihren Eltern um sie werben könne.

Diese artigen Vorgänge wurden mir in einer Geheimsitzung, die zu Dritt stattfand, am andern Tage feierlich eröffnet, als ich zum letzten Male hinausritt. Ich hatte ahnungsvoll das raschere Pferd gewählt, da ich jetzt um so unaufhaltsamer wieder davon galopiren konnte. Vorher mußte ich jedoch mit dem Pärchen den Weg begehen, den Hildeburg als Gespenst gemacht hatte. Ich will nicht weitläufig beschreiben, wie schlau sie alles angestellt; wie sie den Knall einfach dadurch hervorgebracht, daß sie auf dem Boden über dem alten Zimmer einen wackeligen leeren Schrank mittelst einer Hebelstange umgestürzt, ihn freilich nachher nicht mehr aufrichten konnte, weshalb auch in der zweiten Nacht die Detonation unterblieb; wie aus einem verborgenen Vorraume das Heizloch eines ehemaligen Ofens in das Zimmer ging und von einem verschiebbaren Felde des Holzgetäfels verdeckt war, das Gespenst aber eben dort durchkriechen und hinter den Bettvorhängen hervorschlüpfen konnte; wie sie die Bettdecke mittelst eines Schnurgeschlinges wegziehen konnte, das in den Falten der Gardinen versteckt hing; wie sie den kalten Durchzug verursachte, indem sie im besagten Vorraume ein nach Norden gehendes Fenster sperrweit öffnete, im Zimmer aber schon vorher den oberen Flügel eines nach Osten gehenden Fensters aufgethan hatte, so daß im Augenblicke, wo sie das alte Ofenloch frei machte, der Wind durchstrich; wie sie den Charakter der Gespensterrolle mit merkwürdiger Phantasie ausstudirt, und zwar in der größten Schnelligkeit: das erklärte sie uns jetzt Schritt für Schritt, damit ja kein Zweifel übrig blieb, und besonders mich ermahnte sie auf dem Passionswege wiederholt, gewissermaßen bei jeder Station, doch nicht mehr so leichtgläubig zu sein. Dabei hing sie sich zuweilen traulich an meinen Arm, so daß mir nichts übrig blieb, als das Gesicht eines Ideals von Esel dazu zu schneiden und fromme Miene zum bösen Spiel zu machen.

Zum Ueberflusse mußte auch noch das Traurigste, was es gibt, der Zufall, sein Siegel darauf drücken. Um ganz unparteiisch zu verfahren, hatte das

ute Mädchen vorher im Stillen das Loos gezogen, welchen von den zwei Lieb-
abern sie zuerst der Prüfung unterwerfen solle; denn, sagte sie, mancher
ufällige Umstand konnte auf das Ergebniß von Einfluß sein, die Verschiedenheit
es Wetters, der Mondhelle, des körperlichen Befindens und der Gemüths-
timmung konnte eine veränderte Urtheilskraft bedingen, wie ich denn auch
eschehenermaßen am Tage vor meiner Prüfungsnacht mehr Getränke zu mir
enommen, als der Andere zu seiner Stunde wegen Mangel an Gesellschaft
abe thun können, da ich ja fortgewesen sei! Also genau wie beim Pferde-
ennen, wo bis auf's Kleinste Alles verglichen und abgewogen wird!

Daß durch den Sieg meines Nebenbuhlers trotz des technisch untadelhaften
Verfahrens ihren geheimsten Wünschen besser entsprochen worden sei, als wenn
ch gesiegt hätte, daran durfte ich schon damals nicht zweifeln. Denn sie schien
on Stund an von jeder Last befreit und ungetheilten leichten Herzens zu leben,
elches hat, was es wünscht.

„Das ist die Geschichte von Hildeburg's Männerwahl, bei der ich unterlegen
in," schloß der Oberst, und rasch gegen Reinhart gewendet sagte er:

„Wissen Sie, wie sie eigentlich hieß? Denn Hildeburg wurde sie nur von
Mannelin und mir genannt, wenn wir am dritten Orte von ihr sprachen.
Sonst aber hieß sie Else Morland, später Frau Professorin Reinhart und wird
emnach Ihre Frau Mutter sein! Lebt sie noch? Und wie geht's ihr?"

Für erwachsene junge Leute ist es immer eine gewisse Verlegenheit, von
en Liebesgeschichten zu hören, welche der Heirath der Eltern vorausgegangen.
Die Erzeuger stehen ihnen so hoch, daß sie nur ungern dieselben in der Vorzeit
uf den gleichen menschlichen Wegen wandeln sehen, auf denen sie selbst begriffen
ind. Auch Reinhart saß jetzt in nicht angenehmer Ueberraschung und war
anz roth, da die Laune, in welcher er sich seit zwei Tagen bewegte, sich gegen
hn selbst zu kehren schien. Ein paar Mal während der Erzählung des alten
Herrn hatte es ihm vorkommen wollen, als ob es sich um Bekanntes oder
Bekanntes handle; doch war das vorübergegangen, wie man oft nicht merkt
der nicht erkennt, was einen am nächsten angeht. Zu der seltsamen Entdeckung
rat ein noch seltsamerer Eifer der Selbstsucht, als er bedachte, wie nahe die
Gefahr gestanden habe, daß ein anderer als sein Vater die Mama bekommen
hätte, und was wäre alsdann aus ihm, dem Sohne geworden? Und was war
r jetzt anderes als der Sohn der willkürlichsten Manneswahl einer über-
nüthigen Jungfrau? Nun, Gott sei Dank, war es wenigstens seine Mutter
nd sein Vater! Es hätte können schlimmer ausfallen! Wie denn schlimmer,
Du Dummkopf? Gar nicht wäre es dann ausgefallen!

Dergleichen Gedanken fuhren ihm in der Schnelligkeit durch den Sinn, bis
r die Augen aufschlug und sah, wie Lucie behaglich in ihrem Gartenstuhle
ehnte, die Arme übereinander gelegt und die Augen in voller Heiterkeit auf
hn gerichtet hielt. Das ganze Gesicht war so heiter, wie der Himmel, wenn
r vollkommen wolkenlos ist.

„Trösten Sie sich mit dem Evangelium," sagte sie, „wo es heißt: Ihr habt
nich nicht erwählet, sondern ich habe euch erwählet!"

„Schönsten Dank für den Rath!" erwiderte Reinhart, durch den Sonnen-

schein in ihren Augen zum Lachen verführt; „ich begreife und würdige durchau die Genugthuung, die Ihnen die Erzählung des Herrn Oberst verschafft! Da ich in meinem eigenen Papa geschlagen würde, hätte ich allerdings nicht geglaubt!"

„Wie undankbar! Seien Sie doch stolz auf Ihren Herrn Vater, der meine so vortrefflichen Onkel hier besiegt hat! Wie vortrefflich muß er selbst sein Ich bin wahrlich ein Bischen verliebt in ihn nur vom Hörensagen! Ist e noch so hübsch blond?"

„Er ist schon lange grau, aber es steht ihm gut."

„Und die Mutter?" warf jetzt der Oberst dazwischen, „ist sie auch grau oder noch schwarz und schlank wie dazumal?"

„Dunkelhäuptig ist sie noch und schlank auch, aber nur dem Geiste nach ich glaube nicht, daß sie jetzt noch durch das Ofenloch und zwischen Bett und Wand hervorschlüpfen könnte."

„Ich möchte sie doch nochmals sehen und den Mannelin auch," sagte de Oheim Luciens mit weicher Stimme. „Ich fühle mich ganz versöhnlich und verzuckert im Gemüth!"

„Und mich empfehlen Sie wol gütigst der Mama, wenn Sie ihr schreiben?" sagte das Fräulein mit einem anmuthigen Knicks; „oder werden Sie nichts von Ihrer kleinen Reise und den hiesigen Ereignissen sagen?"

„Das werde ich gewiß nicht unterlassen, schon weil ich trachten muß, den Herrn Oberst und vielleicht auch die Nichte mit gutem Glück einmal hinzulocken wo die Eltern wohnen."

„Das thun Sie ja! Sie werden auch sicher gelegentlich hören, daß wir unversehens dort gewesen sind, nicht wahr, lieber Onkel?"

„Sobald ich wieder fest auf den Füßen bin," rief dieser, „werden wir die lang geplante Reise machen und alsdann die alten Freunde im Vorbeigehen aufsuchen."

„Jetzt fällt mir erst ein," sagte Reinhart, „daß unser seit mehr als dreißig Jahren neuerbautes Landhaus an der Stelle des alten Gebäudes stehen wird das die Großeltern Morland gekauft hatten! Da können Sie auch darin rumoren wenn Sie kommen, Fräulein Lucie!"

„Sobald ich in zwei Männer zugleich verliebt bin, werde ich mir dann helfen!" erwiderte sie ausweichend, und Reinhart bereute sein unbedachtes Wort wenn eine feine Seele auf nachtwandlerischem Pfade einer neuen Bestimmung zuschreitet und aus sich selbst freundlich ist, so darf man sie nicht mit zu tätlichen Anmuthungen aufschrecken.

Der heitere Glanz ihres Gesichtes war zum Theil erloschen, als die kleine Gesellschaft sich jetzt erhob. Reinhart sprach von seiner Abreise, sowol aus Schicklichkeit als in einer Anwandlung von Kleinmuth, und erbat sich Urlaub um die nöthigen Anstalten zu treffen. Der alte Herr widersetzte sich dagegen.

„Sie müssen wenigstens noch einen Tag bleiben!" rief er; „an den paar Stunden, die ich mit Ihnen zugebracht, habe ich vorläufig nicht genug, und über das Zukünftige sprechen wir noch weiter. Das unverhoffte Vergnügen an meine jungen Tage wieder anzuknüpfen, lasse ich mir nicht so leicht vereiteln

„So plötzlich wird Herr Reinhart nicht gehen können," sagte jetzt Lucie

denn sein Pferd ist in der Frühe mit unseren Pferden auf die Weide hinauf elaufen und soll dort drollige Sprünge machen. Es kann also heute Niemand eder fahren noch reiten bei uns, es müßte denn strenger Befehl ergehen, die hiere heimzuholen."

„Nichts da!" versetzte der Oberst; „dem armen Leihpferd ist es auch zu önnen, wenn es einen guten Tag hat. Jetzt will ich mich für eine Stunde ırückziehen und sehen, ob meine Zeitungen angekommen sind. Soll ich Ihnen uch welche schicken, Sohn Hildeburg's?"

„Zeitungen werden für Ihre angegriffenen Augen schwerlich gut sein," sagte ucie; „wenn Sie lesen wollen, so holen Sie sich lieber irgend ein altes Buch it großem Druck, Sie wissen ja wo, und bleiben Sie dort im kühlen Schatten der gehen Sie damit unter die Bäume! Ich muß jetzt leider ein Bischen nach er Wirthschaft sehen!"

Luciens Sorge für seine Augen, deren Zustand er beinahe selbst vergessen atte, that ihm so wohl, daß er sich ohne Widerrede fügte und nach ihrem Bücher- und Arbeitszimmer ging, nachdem die drei Personen sich getrennt. Er riff das erste beste Buch, ohne es anzusehen, von einem Regale herunter, und a es in dem Zimmer ihm nicht ganz geheuer dünkte, begab er sich in den Bexierwald hinaus, durch welchen er hergekommen war. Dort bemächtigte sich einer immer mehr ein gedrücktes Wesen, das sich zuletzt in dem Seufzer Luft machte: Wär' ich doch in meinen vier Wänden geblieben! Nicht nur die verommene Kunde von den ganz ungewöhnlichen Jugendthaten seiner Mutter, die Anwesenheit eines Liebhabers und Rivalen seines Vaters, sondern auch der unebürlich wachsende Eindruck, den Lucie auf ihn machte, verwirrten und verflüsterten ihm das Gemüth. Das waren ja Teufelsgeschichten! Der Verlust einer goldenen Freiheit und Unbefangenheit, der im Anzuge war, wollte ihm ast das Herz abdrücken. Man sieht ja, dachte er, welchen Werth sie darauf egen, obenauf zu sein! Da lob' ich mir die ruhige Wahl eines stillen, sanften, bhängigen Weibchens, das uns nicht des Verstandes beraubt! Aber freilich, as sind meistens solche, die roth werden, wenn sie küssen, aber nicht lachen! Zum Lachen braucht es immer ein wenig Geist; das Thier lacht nicht!

Auf diese Art brachte er die Zeit zu, und als er in das Haus zurückkehrte, raf er zum Ueberflusse die Pfarrfamilie, welche zum Besuch gekommen war, m das Ereigniß gerade seiner Erscheinung weiter zu betrachten und nach der Wirkung zu forschen, welche dieselbe unter den großen Platanen am Berge zuückgelassen habe. Das Pfarrerstöchterchen erröthete über und über, da er dem Mädchen im blauen Seidenkleidchen die Hand gab, und Lucie, welcher er die Geschichte erzählt hatte, blickte ihn mit heller Schadenfreude an, die aber in hren Augen so gutartig und schön war, wie in andern Augen das wärmste Wohlwollen. Ueber diesem Besuche verging der Tag in anhaltendem Geräusch nd Gespräch; die Pfarrleute duldeten nicht, daß man sie eine Minute ohne Rede und Antwort ließ, oder sich einer Zerstreuung hingab. Da der Oberst ich auf Grund seiner schlechten Gesundheit zeitig unsichtbar machte und Lucie as Töchterlein mehrmals entführte, um ihr allerlei Anpflanzungen zu zeigen, lieb Reinhart zuletzt allein übrig, den Eltern Stand zu halten, und als gegen

Abend die Familie mit ihrer Kutsche abgefahren war, schien eine Mühle abgestellt zu sein.

„Ich bewundere Ihre Geduld," sagte Lucie, als sie nun allein waren, „mit der Sie den guten Leuten zugehört und Bescheid gegeben haben."

„Hab' ich denn wirklich so geduldig ausgesehen?" fragte Reinhart verwundert; er hatte nicht das beste Gewissen, weil er die guten Menschen innerlich gewünscht, wo der Pfeffer wächst.

„Vortrefflich haben Sie ausgesehen! Glauben Sie nur, man ist immer etwas besser, als man es Wort haben will! Zur Belohnung sollen Sie eine gute Tasse Thee bekommen und meine Mädchen wieder spinnen sehen! Wein gebe ich Ihnen nicht mehr; denn Sie haben bei Tische schon etwas mehr in den heimlichen Zorn hinein getrunken, als für Ihre Augen gut war."

„Nun soll ich doch wieder zornig gewesen sein?"

„Ja freilich! Um so rühmlicher ist die nachherige Selbstbeherrschung und Geduld!"

Als es dunkel und der Thee getrunken war, nahmen die Mädchen wirklich ihre Rädchen und spannen noch eine Stunde. Das Schnurren, sowie das zwanglose und friedliche Gespräch, das man zuweilen wie zum Spaße beinahe ausgehen ließ, um es doch gemächlich wieder anzubinden, beruhigten vollends die aufgeregten Geister in Reinharts Brust, so daß er zuletzt sich häuslich mit der Lampe beschäftigte, die nicht hell brennen wollte, und dabei plauderte, indessen Lucie ihm vergnüglich zuschaute.

In guter Laune zog er ab, als Alles zu Bett ging, und nahm vermuthlich aus Versehen das Buch mit, das er aus Luciens Zimmer geholt und bis jetzt noch nicht aufgeschlagen hatte. Erst auf seinem Gastzimmer that er es und sah, daß es eine Geschichte von Seefahrten und Eroberungen des siebzehnten Jahrhunderts war. Das Buch mußte seiner Zeit fleißig gelesen worden sein, da es zum zweiten Male gebunden worden. Denn viele Blätter klebten von der Farbe des bunten Schnittes zusammen, und als Reinhart zwei solche von einander löste, lag ein Blättchen altes Papier dazwischen mit vergilbter Schrift bedeckt. An einem Junimorgen des Jahres 1732 schrieb eine Dame in französischer Sprache an eine andere: „Liebste Freundin! Lesen Sie die artige kleine Geschichte, die ich hier angestrichen habe! Guten Tag! Ihre getreue Freundin J. Morgens 9 Uhr." Dies Briefchen mußte der Buchbinder, der den neuen Einband gemacht, nicht gesehen haben, denn es war mit eingebunden und seither von keinem Auge mehr erblickt worden. Daneben war in der That eine halbe Seite des Buchtextes mit Rothstein angestrichen, der sich auch auf dem gegenüberstehenden Blatte abgedruckt hatte, so daß Reinhart nicht wußte, welche der beiden bezeichneten Stellen galt. Dennoch wunderte ihn, was an jenem Junimorgen vor hundert und zwanzig oder mehr Jahren die verschollene Dame so piquirte, daß sie das Buch der Freundin schickte. Er las daher auf beiden Seiten und fand eine allerdings seltsame Heirathsanekdote, die ohne Zweifel das war, was die zwei Damen beschäftigt hatte. Das Histörchen gefiel auch Reinharten, und weil er doch keinen Schlaf verspürte, spann und malte er den größten Theil der Nacht hindurch das Geschichtchen aus und nahm sich vor, es

vorzutragen, sofern nochmals eine Erzählerei stattfinden sollte. Es schien ihm nämlich prächtig zur Abwehr gegen die Ueberhebung des ebenbürtigen Frauengeschlechts zu taugen.

Elftes Capitel.

Don Correa.

Wie wenn sie Reinharts Vorsatz und Vorbereitung gekannt hätte, sagte Lucie am Morgen, als die drei Personen wieder unter den Platanen am Brunnen saßen: „Heute werden wir leider die Zeit ohne Geschichtserzählungen verbringen müssen, wenn der Onkel nicht dennoch eine zweite Hildeburg erfahren hat oder Herr Ludwig Reinhart noch eine dritte Treppenheirath kennt."

„Behüt' uns Gott," lachte und murrte der Onkel durcheinander, „vor einer zweiten Schmach jener Art. Ich hatte ein für allemal genug!"

„Und was mich betrifft," nahm Reinhart das Wort, „so kenne ich einen dritten Fall von der Treppe herrührender Vermählung freilich nicht, dafür aber einen Fall, wo ein vornehmer und sehr namhafter Mann seine namenlose Gattin buchstäblich vom Boden aufgelesen hat und glücklich mit ihr geworden ist!"

„Wie herrlich!" rief Lucie fröhlich lachend, weniger aus Muthwillen lachend, als vor Vergnügen und Neugierde, zu erfahren, was Jener abermals vorzubringen wisse. „Am Ende," fügte sie hinzu, „gerathen Sie noch zu der Geschichte des heiligen Franz von Assisi, der die Armuth selbst geheirathet hat! Oder Sie sind sogar eine Art Reiseprediger für Verheirathung armer Mädchen! Fangen Sie an!"

„Ohne Verzug!" sagte Reinhart, indem er sich räusperte und begann:

„Wir sprechen von dem portugiesischen Seehelden und Staatsmanne Don Salvador Correa de Sa Benavides, der schon in jungen Jahren so thatenreich gewesen, daß er bereits damals den Haß der Neider erfuhr, während die Jugend sonst von diesem Uebel verschont zu bleiben pflegt. Denn ältere Männer müssen schon sehr traurige Gesellen werden, bis sie Jünglinge oder Frauen wegen eines Erfolges beneiden. Den Jünglingen selbst aber ist dieses Laster meistens noch unbekannt, oder es nimmt in ihnen wenigstens die edlere Gestalt eines fruchtbaren Wetteifers an.

Zu einer solchen Zeit neidischer Verfolgung legte Don Correa den vom Jugendgrün bekleideten Commandostab nieder und stieß den Degen in die Scheide, und um die Muße nicht ganz ungenutzt vorübergehen zu lassen, gedachte er zum ersten Male der Freuden der Liebe und hielt dafür, da es doch einmal sein müsse, es wäre jetzt am Besten, auf die Lebensgefährtin auszugehen, ehe die Tage der Arbeit und des Kampfes zurückkehrten. Nachher sei diese Sache abgethan.

Nun bewog ihn aber sein Selbstgefühl, vielleicht der erlittenen Beleidigung wegen und auch in der Meinung, eine um so treuere und ergebenere Gattin zu erhalten, dieselbe als ein gänzlich unbekannter und ärmlicher Mensch zu suchen und zu erwerben, so daß er sie mit Verheimlichung von Namen, Rang und

Vermögen sozusagen nur seiner nackten Person verdanken würde. Er schiffte sich also zu Rio de Janeiro, wo er Gouverneur gewesen, in aller Stille, nur von einem Diener begleitet, ein und begab sich nach Lissabon. Dort wohnte er unbemerkt in einem entlegenen Gemache seines Palastes und ging nur verkleidet aus, in die Theater, die Kirchen und auf die öffentlichen Spaziergänge, wo es schöne Damen aus der Hauptstadt und aus den Provinzen zu sehen gab. Lange wollte sich Nichts zeigen, was ihm besonders in die Augen gestochen hätte, bis er eines Abends bei irgend einem der öffentlichen Schauspiele eine junge Frau sah, deren Schönheit und Benehmen ihm auffielen. Sie war weder groß noch klein zu nennen und vom Kopfe bis zu den Füßen schwarz gekleidet, den steifen weißen Ringkragen ausgenommen, der nicht nur dem strengen, wohlgeformten Gesichte mit seinem blühweißen Kinn, sondern auch den dicken schwarzen Lockenbündeln zu beiden Seiten als Präsentierteller diente. Von der Brust glühte ein paar Mal, wenn die Dame sich regte, das dunkelrothe Licht eines Rubins auf; die Brust selbst zeugte von einem normalen und gesunden Körperbau, desgleichen die in den Händen und Füßen ersichtliche Ebenmäßigkeit.

Diese Dame saß auf einem Lehnsessel in der vordersten Reihe; rechts und links von ihr saßen auf dreibeinigen Stühlchen ein Stallmeister und ein Geistlicher, hinter dem Sessel stand ein Page, und ganz zuletzt hockte noch eine Kammerfrau auf einem Schemel. Alle diese Personen verhielten sich so still und steif wie Steinbilder und wagten kein Wort, weder unter sich noch mit der Herrin zu sprechen, wenn diese nicht einen leisen Wink gab. Merkwürdig schien besonders der Stallmeister, welcher, den hohen Spitzenhut auf den Knieen haltend, mit furchtbarem Ernste dasaß. So fadenscheinig sein ergrauter und umfangreicher Schädel war, reichten doch die langgezogenen Silberfäden hin, nicht nur auf der Mitte der Stirne eine fest in sich zusammengerollte Seeschnecke zu bilden, die von keinem Sturme aufgelöst wurde, sondern auch noch beide bartlose Wangen mit zwei sauber gekämmten Backenbärtchen zu bekleiden, welche allnächtlich sorgsam gewickelt und hinter die Ohren gelegt wurden. Dafür war das aufwärts gehörnte Schnurrbärtchen von echtem, steif gewichstem Bartwuchse. Der Anblick konnte für närrisch gelten; doch Don Correa wußte schon aus Erfahrung, daß dergleichen komische Pedantismen an untergeordneten Beamten und Dienern meist auf Ordnungssinn und pünktliche Pflichterfüllung rathen lassen; denn um einen alten Kopf mit solcher Künstlichkeit täglich aufzustutzen, muß ein armer Teufel, der nicht selbst bedient wird, früh aufstehen und sich an eine Regelmäßigkeit gewöhnen, die allen seinen Verrichtungen zugut kommt. Uebrigens ging die Sage, das knappe Wams des Stallmeisters sei aus einer alten Mohrschleppe der Dame geschnitten.

Was den geistlichen Herrn betrifft, so bot derselbe durchaus nicht den Anblick eines verwöhnten oder herrschsüchtigen Beichtvaters, sondern sah eher einem eingeschüchterten, kurz gehaltenen Hofmeisterlein gleich, und er hielt, während er mit halb niedergeschlagenen Augen die Weltlichkeiten des Schauspiels wahrnahm, mit zagen Händen seinen flach gerollten Hut auf dem Schoße, als ob es eine Schüssel voll Wasser wäre.

Von dem kleinen Pagen guckte nur das weiße spitzige Gesichtchen nebst

einem blutrothen Wamsärmel hinter der Stuhllehne hervor, und von der Kammerfrau vollends sah man erst, als sie aufstand, daß sie ebenfalls einen hochrothen Rock, irgend eine rothe Kopftracht und ein Korallenhalsband trug. Die Dame schien sich demnach nur in schwarz und roth zu gefallen.

Während sie so unbeweglich und halb gelangweilt dem Spektakel beiwohnte und selten über etwas lächelte, ging dann und wann irgend ein Cavalier einzeln oder mit andern, die noch Platz suchten, an ihr vorbei und grüßte sie höflich, wechselte auch wol ein paar Worte mit ihr, den Hut in der Hand. Sie blickte aber keinem entgegen, der sich nahte, und keinem nach, wenn er weiter ging, sondern grüßte nur mit überaus feiner Kopfneigung und holdseliger Bewegung der Lippen, welche den Don Salvador geheimnißvoll reizte, so ernst, ja starr auch der Mund gleich nachher wieder verharrte.

Er fragte, in der Menge der geringeren Bürger verborgen, einige Nachbarn nach dem Namen der vornehmen Frau; es konnte aber Keiner Auskunft geben, weil sie wahrscheinlich eine Fremde sei. Da er aber mit jedem Augenblicke von der schönen und eigenthümlichen Erscheinung mehr eingenommen wurde und jedenfalls wissen wollte, wen er vor sich habe, so blieb ihm nichts andres übrig, als das Ende abzuwarten und zu sehen, wohin die Dame mit ihrem Gefolge sich begeben würde. Er stellte sich daher zeitig an den Ausgang, durch welchen die Herrenleute sich entfernten, und wartete geduldig, bis die Unbekannte in der gemächlichen Procession erschien, mit welcher die Grandezza sich fortbewegte, um die bereitstehenden Kutschwagen, Pferde, oder Maulthiere zu besteigen.

Für die Fremde wurden drei prächtig geschirrte Maulthiere bereit gehalten. Das erste bestieg sie selbst mit Hülfe des Stallmeisters, das zweite dieser mit dem Pagen hinter sich, das dritte der junge Priester, hinter welchem die Kammerfrau Platz nahm, sich fest an ihm haltend, sodaß als das herumstehende Volk sich an dem Anblick belustigte, das Pfäffchen schämig erröthete. Ein Läufer mit Windlicht ging voran, worauf die drei Thiere eines dem andern folgten und in einiger Entfernung Don Correa den Schluß machte. Der kleine Zug bewegte sich durch Gassen und über Plätze, bis er in den Vorhof der Herberge zum „Schiff des Königs" einbog, in welcher fast ausschließlich reiche oder vornehme Reisende wohnten. Nachdem die Fremde mit ihren Leuten abgesessen und auf den Stiegen, die in die oberen Theile des Hauses führten, verschwunden war, trat Don Correa in eine Gaststube zu ebener Erde, die von See- und Handelsleuten aller Welttheile angefüllt war. Er ließ sich in einer Ecke zunächst dem Schenktische eine kleine Abendmahlzeit vorsetzen und begann mit der Aufseherin, die an der Schenke saß und Geld einnahm, ein zerstreutes Gespräch nach Gunst und Gelegenheit, die beide nicht ausblieben. Denn der Don hatte etwas in seinem Gesicht und in seinem Wesen, das vielen Weibern ohne Zeitversäumniß gefiel, obwol er dieses Vortheiles bis jetzt wenig inne geworden.

Er vernahm also, was er nur wünschen konnte: daß die fremde Dame eine junge Wittwe sei und Donna Feniza Mayor de Cercal genannt werde. Sie besitze im Südwesten von Portugal ein kleines Städtchen und großen Reichthum und wohne meistens auf einem einsamen Felsenschloß am Ocean; dort lebe sie so eingezogen, daß weiter nichts von ihr gesagt werden könne, und wenn sie

nicht alle Jahre einmal nach der Hauptstadt käme, um ihre Geschäfte zu besorgen und ihren Leuten einige Zerstreuung zu gönnen, so wüßte man überhaupt nichts von ihr. In Lissabon mache sie nur wenige Besuche und lade die Herrschaften, bei denen sie gegessen, am Schluß ihres Aufenthaltes jedesmal zusammen ein und lasse sie im großen Saale köstlich bewirthen. Aber auf ihre Besitzungen habe sie noch nie Jemanden eingeladen. Uebrigens sei sie musterhaft religiös und versäume keinen Morgen die heilige Messe.

Als Don Correa hiemit genugsam unterrichtet war, verließ er die Herberge, um andern Tages desto früher bei der Hand zu sein. Er verwandelte sich in einen halbschwarzen mauriſchen Matrosen und belagerte das Schiff des Königs, bis die Herrschaft aus der Thüre trat und die Maulthiere bestieg. Im gleichen Aufzuge wie gestern, ein Maulthier mit der Nase am Schwanze des andern, ritt die Dame nach der großen Kathedralkirche und Correa folgte. Da er sah, daß vor dem Portale nicht gleich ein Pflastertreter bei der Hand war, die Maulthiere zu halten, drängte er sich hinzu und anerbot, den Dienst zu leisten, der ihm vom Stallmeister auch übertragen wurde. Der junge Kriegsmann war seiner Zeit und Geburt gemäß ein guter Katholik, und es gefiel ihm daher sehr gut, daß die Frau von Cercal ihre Dienerschaft so vollzählig mit in die Messe nahm und an dem Segen der Religion theilnehmen ließ. Nach Beendigung des Gottesdienstes konnte er die Dame nun ganz in der Nähe sehen und das um so ungestörter, als sie keinen Blick weder auf ihn noch auf irgend einen der Umstehenden warf. Sie erschien ihm in dieser Nähe und am hellen Tageslichte noch schöner und vollkommener als am vorigen Abend. Er fand in der Eile kaum die Geistesgegenwart, das kleine Trinkgeld aus der Hand des Pagen mit der Miene eines dankbaren armen Teufels in Empfang zu nehmen. Alles ging wieder so still und feierlich zu, daß der geordnetste Haushalt, die friedlich anständigste Lebensart in dem Banne dieser Frau zu walten schien. Zuletzt kam die Reihe des Aufsteigens an die einer rothen Siegellackstange gleichende Kammerfrau, welche der mauriſche Schiffsgesell dienstfertig hinter den Rücken des Geistlichen hob, und als ihn beim Abreiten der Aufzug doch etwas grotesk anmuthete, schrieb er die seltsame Sitte der ländlichen Abgeschiedenheit zu, aus welcher die Dame herkam.

So lange sie noch in Lissabon verweilte, strich er in immer neuen Verkleidungen um sie herum, wenn sie öffentlich erschien, was aber nicht mehr manchen Tag dauerte. Und jedesmal, wo er sie sah, bestärkte sich sein Entschluß, Diese und keine Andere zu seiner Gemahlin zu machen. Daher nahm er, als sie abgereist war, seine eigene Gestalt wieder an, jedoch mit dem Aussehen eines armen und geringen Edelmannes. Er suchte einen abgetragenen braunen Mantel und einen eben so mißlichen Filzhut hervor, gürtete einen Degen um, dessen Stahlkorb ganz verrostet war, und dessen lange Klinge einen Zoll lang unten aus der Lederscheide hervorguckte, da letztere längst den metallenen Stiefel verloren hatte. So ausgestattet verließ er vor Tagesanbruch seinen Palast und die Stadt Lissabon und fuhr mit wenigen seiner Leute in der bereit gehaltenen eigenen Barke längs der Seeküste südwärts, bis er in die Gegend kam, wo die Frau von Cercal hausen sollte.

Der Ort, dessen Namen sie führte, lag hinter dem Küstengebirge, das Schloß aber, in welchem sie wohnte, an dem steilen Abhange gegen das Meer hin. Don Correa kreuzte so lange auf offener See, bis er sich vergewissert hatte, daß die Donna Feniza wieder dort sei, und er segelte einige Mal so nahe vorüber, daß er mit seinen scharfen Augen die Lage und Bauart erkennen konnte. Dann fuhr er wieder hinaus und wartete einen starken Wind oder womöglich ein Sturmwetter ab, und als dieses wirklich eintrat, schoß er auf dem wogenden Meere mit vollen Segeln heran, zog sie ein wie ein strandender Schiffer und ließ sich zuletzt, nachdem die Barke weidlich umhergeworfen worden, wie er war mit seinem Degen und dem zusammengewickelten Mantel auf den klippenreichen Strand schleudern, so daß er sich mit Mühe durch die Brandung schlug und festen Fuß gewinnen konnte. Seinen Leuten hatte er strenge befohlen, sich mit der Barke wieder auf die offene See zu machen und nach Hause zu fahren, so bald sie sähen, daß er das Ufer erreicht habe. Das thaten sie denn auch und wußten mit ebensoviel Kühnheit als Geschicklichkeit das dem Untergange nahe Fahrzeug, welches man vom Land aus schon verloren glaubte, zu wenden und die hohe See zu gewinnen, wo man es bald aus den Augen verlor.

Don Salvador Correa erklomm den schmalen Strandweg und begann einen steilen Staffelpfad hinanzusteigen, der hinter Felsen und Gebüsch halb versteckt in die Höhe führte. Als er einige Dutzend Stufen zurückgelegt, kam ihm ein Knabe entgegen, welcher der ihm schon bekannte Page der Schloßfrau war. Man hatte oben des Fahrzeuges Kampf mit dem Unwetter beobachtet, jedoch nicht sehen können, was zunächst dem Lande vorging, weshalb die Frau den Pagen heruntergesandt, damit er Kundschaft hole. Don Correa fragte den Knaben, wo und auf wessen Gebiet er sich befinde, und gab ihm mit wenigen Worten zu verstehen, daß er gestrandet und ohne Obdach sei, worauf der Kleine ihm verdeutete, er möchte warten, bis er hinaufgelaufen sei und mit den Befehlen der Herrin zurückkomme. Zugleich zeigte er dem Fremden eine natürliche Grotte, welche auf einem kleinen Absatz in den Fels hineinging und eine Ruhebank enthielt, auch mit einem verschließbaren Gatter versehen war. Da die Sonne schon wieder durch die zerrissenen Wolken brach, indessen das Meer noch rollte und rauschte, so hing Don Correa seinen triefenden Mantel über das Gatter, damit er trockne, und setzte sich auf die Bank; denn er war von dem Abenteuer ebenso erschöpft, wie wenn er unfreiwillig gestrandet wäre. Indem bemerkte er lächelnd die zahlreichen Mottenlöcher, die in den dunkeln Mantel gefressen waren und nun, da die Nachmittagssonne dahinter stand, wie ein Sternhimmel schimmerten. Drei solcher Löcher standen so schön in einer Reihe, daß sie prächtig den Gürtel des Orion vorstellten, einige andere zeigten ziemlich genau das Sternbild der Cassiopeia, zweie standen sich wie die Gestirne der Waage gegenüber, und eine Menge einzelner Löchlein ließen sich je nach ihrer Stellung und Entfernung von einander von einem Kundigen so oder anders benennen. Weil aber manche davon noch von Wassertropfen wie mit kleinen Glaskügelchen verschlossen waren, so schimmerten sie in den Sonnenstrahlen bläulich oder röthlich, und Don Correa, der ein Sternkenner und Astrologe war, betrachtete die Erscheinung sogleich mit Aufmerksamkeit als ein bedeutsames Spiel des Zufalls.

Er brachte unverweilt eine Constellation zusammen, in welcher ihm das Venusgestirn glückverheißend zu glänzen schien.

Er war in diesen Anblick und die dazu gehörigen Gedanken so vertieft, daß er leichte Schritte, die sich näherten, nicht hörte, und daher höchlich erstaunte, als der Mantel unversehens von einer Hand zurückgeschoben und statt des Planeten Venus die ganze Gestalt der Donna Feniza Mayor de Cercal sichtbar wurde, hinter welcher der Knabe stand.

Correa erhob sich indessen mit ritterlicher Haltung und bat um Verzeihung, daß er keinen Hut abnehmen könne, weil das Meer ihm den seinigen geraubt habe. Aber noch mehr wurde er überrascht, als die in Lissabon so spröd und einsilbig gewesene Frau ihn jetzt mit großen Augen und unverkennbarem Wohlgefallen anschaute und mit fester wohltönender Stimme fragte, woher er komme und woher er sei.

Und von ihrer Schönheit von Neuem betroffen, war er kaum im Stande, das zurechtgezimmerte Märchen von seinem widrigen Schicksal als armer Edelmann, der sein Glück in weiter Welt zu suchen gezwungen und an diesem Ufer elendiglich gestrandet und im Stiche gelassen worden sei, mit einigem Zusammenhange vorzubringen. Um so bessern Eindruck schien er aber zu machen. Die Frau setzte sich statt seiner auf die Bank, und als sie im weiteren Verlaufe des Gespräches wahrnahm, daß der Fremde nach seinem ganzen Wesen ein junger Mann von Stand, Lebensart, Geist und Entschlossenheit sein müsse, lud sie ihn höflich ein, Platz neben ihr zu nehmen und sich auszuruhen, und schloß damit, ihm die wünschenswerthe Hülfeleistung und Gastfreundschaft auf ihrer Burg anzubieten. Ein Hut werde sich ohne Zweifel auch aufbringen lassen, fügte sie bei, als sie schon auf dem engen Steige voran ging, während der schiffbrüchige Cavalier mit seinem Mantel folgte und der Page als der letzte die Staffeln erkletterte.

Einige Tage später trug der glückliche Abenteurer nicht nur einen neuen Hut, sondern noch verschiedene andere schöne Kleidungsstücke, welche die Donna ihm geschenkt; nur den alten Mantel mit dem Sternhimmel hatte er noch umgeschlagen, als er mit ihr den Staffelweg hinunter stieg, um an dem einsamen Strande spazieren zu gehen. Die Sonne gab aber so warm, daß das sehr hübsche Paar bald einen Schatten suchte und jene Grotte betrat. Hand in Hand saßen sie auf der Steinbank, und als die Sonne tiefergehend auch hier eindrang, hingen sie scherzend den Mantel vor den Eingang und betrachteten die von den Motten geschaffenen Sternbilder.

Noch nie haben Sterne der Armuth ein schöneres Glück bestrahlt! flüsterte Correa und legte den Arm um die schlanke Frauengestalt. Sie deutete mit dem Finger auf ein etwas größeres Loch, das vielmehr wie ein kleiner Riß aussah.

Hier glänzt sogar eine Mondsichel unter den Sternlein, gleich dem Hirten unter den Schäfchen, wie die Dichter sagen!

Das ist nicht von den Motten, sondern ein verjährter Degenstich! erwiderte Correa. Sie wollte wissen, woher der Stich rühre, und er erzählte, wie er als junges Studentchen einst sich seiner Haut habe wehren müssen, als er nächtlicher

Weile einem unter dem Hause seiner Schönen plärrenden Ständchensinger im Vorbeigehen ein „Halt's Maul!" zugerufen habe. Denn von Frauenliebe sei ihm sehr wenig bewußt und das katermäßige Miaulen an allen Straßenecken höchst widerwärtig gewesen. Nur der Mantel, den er mit der linken Hand vorgehalten, habe den Stoß des ergrimmten Lautenkratzers aufhalten können. Dessenungeachtet habe er noch ziemlich geblutet.

Ob er jetzo wirklich ernsthaft lieben könne? fragte Feniza Mayor und küßte ihn, eh' er zu antworten vermochte.

So ging es den einen wie den andern Tag, bis die sonst so gemessene und stolze Dame von Cercal gänzlich bethört und in Leidenschaft verloren war, und Don Correa fand weder Zeit noch Gedanken, über das Wunder sich zu verwundern, da er selbst in hitziger Verliebtheit gefangen saß; kurz es war nicht zu ergründen, welches von Beiden das Andere in so kurzer Zeit verführt und verwandelt habe. Da blieb es denn, weil nichts sie hinderte, nicht aus, daß sie sich zusammen verlobten und die Hochzeit vorbereiteten, die in aller Eile vor sich gehen sollte.

Donna Mayor fragte kaum, woher er stamme und gab sich mit dem Märchen zufrieden, das er ihr aufband, in der Meinung, eines Tages als der vor sie hinzutreten, der er war. Um so unbefangener gab er sich jetzt dem Vergnügen hin, von ihrem Liebeseifer sich kleiden, speisen und tränken und liebkosen zu sehen, da er hierin die Ueberzeugung schöpfte, daß er so viel Gunst nur sich allein verdanke.

Die Hochzeit wurde im Palaste der kleinen Stadt Cercal gefeiert, die hinter dem Berge lag. Das zu Pferde über den Berg ziehende Hochzeitsgeleite glänzte und schimmerte weithin und verkündete, daß die schöne Feniza Mayor sich zum zweiten Male verehelichte, doch war eigentlich Niemand fröhlich, als sie und der Bräutigam. Der merkte aber von Allem nichts und freute sich nur auf den Glanz, mit welchem er einst seine Braut überraschen wollte, wenn die Zeit des Glückes und der Macht zurückgekehrt sein werde. Einzig in der alten Kirche fiel nach geschehener Trauung ihm ein seltsamer Anblick auf. An dem Grabmale des ersten Mannes der Donna Feniza, das an einem Mauerpfeiler errichtet war, lehnte die dürre blaßgelbliche Kammerfrau in ihrem blutrothen Sonntagskleide und warf einen düster glimmenden Blick auf den blühenden Don Correa. Sie stand bei den Leuten in dem Verdachte, jenen häßlichen und ältlichen Gemahl, von welchem der größte Theil des Reichthums herstammte, im Schlafe aus der Welt geschafft, auch noch andere Dinge verübt zu haben, die ihre schöne Herrin ihr geboten. Doch vergaß Correa, der hievon nichts wußte, den unheimlichen Blick bald wieder.

Etwa ein halbes Jahr lang lebte man nun wie auf der Insel der Kalypso, bis der Thatendurst des Salvador Correa endlich mit doppelter Gewalt wieder erwachte und ihn nicht länger so weichlich dahin leben und träumen ließ. Er hatte schon geheime Winke erhalten, daß die Regierung sich seiner zu bedienen und trotz seinen Feinden ihn mit erhöhtem Ansehen zu bekleiden wünsche, weshalb er es an der Zeit fand, nach Lissabon zu reisen und die Verhältnisse herzustellen. Aber noch sollte die Frau nicht wissen, um was es sich handle,

sondern erst nach verrichteten Dingen mit ihm in seinen Palast einziehen. Er theilte ihr daher lediglich mit, daß er eine Reise in nothwendigen Geschäften vorhabe, und da sie hierüber feuerroth im Gesichte wurde, achtete er nicht sehr darauf, streichelte ihr die flammenden Wangen und begab sich in den Stall, um die Pferde auszusuchen für ihn und einen Reitknecht. Allein es kam der Stallmeister herbei, fragend, was zu seinen Diensten stände, und als Don Correa die zwei Pferde bezeichnete, die man ihm satteln solle, zog der Stallmeister ehrerbietig sein ledernes Hauskäppchen, machte einen steifen aber tiefen Bückling und sagte höflich, die Pferde gehörten seiner gnädigen Donna und er werde nicht verfehlen, ungesäumt ihre Willensmeinung einzuholen. Hierauf richtete er sich wieder in die Höhe, worauf Correa dem Alten, den er aufmerksam betrachtet, eine Ohrfeige gab und ihn aus dem Stalle warf, nicht sowol aus Rohheit, als aus angeborner Matrimonial-Politik, die in diesem ersten Falle ihm ungesucht zu Gebote stand, so wenig er auch auf dem Gebiete schon erfahren war. Sodann befahl er einem Knechte mit harter Stimme und strengem Blicke, die Pferde zu satteln und sich selber zur Abreise bereit zu machen, worauf er wieder in den Saal hinauf ging, gestiefelt und gespornt und den alten Mantel um die Schultern geschlagen.

Im Augenblicke seines Eintretens stand die Donna des Hauses leichenblaß und ohne alle Fassung, so unvorbereitet war sie, irgend etwas zu sagen oder zu thun. Bei ihr standen der Stallmeister, der sein zerstörtes Ammonshorn auf dem Schädel mit der Hand bedeckte, und die Kammerfrau. Correa, der immer in der besten Meinung lebte und arglos guter Laune war, umarmte die Frau zum Abschied und theilte ihr beiläufig mit, er habe den Stallmeister, der ihm als dem Herren nicht gehorchen wolle, soeben aus dem Dienste gejagt, und da es in Einem hinginge, so entlasse er auch die rothröckige Kammerdame, deren Gesicht ihm nicht gefalle. Beide Personen wünsche er bei seiner Rückkunft nicht mehr zu treffen und werde für anständige und ihm genehme Leute sorgen.

Niemand regte sich oder erwiderte ein Wort. Auf der steinernen Wendeltreppe, die er nun hinabstieg, drückte sich der Page mit feindseligem Blick in eine Ecke. Geh' hinauf zur Frau, rief er ihm zu, und sag' ihr, ich hätte Dich auch fortgejagt! Sollte ich Dich noch sehen, wenn ich wiederkomme, so werf' ich Dich aus dem Fenster! Wie eine Spinne rannte der Page treppan.

Im Thorwege standen die Pferde gesattelt und der Reitknecht im Reisekleid dabei. Er benahm sich aber so zögernd und verdrießlich, daß der Herr den Widerwillen wol bemerkte, mit welchem auch dieser Dienstbote ihm gehorchte. In der That waren sie auch kaum ein hundert Schritte auf dem Bergpasse davon geritten, so ertönte eine schrille Pfeife aus dem Thurmfenster, der Knecht hielt erst eine Weile still, wandte dann sein Pferd und sprengte verhängten Zügels in die Burg zurück.

Steh'n wir so? sagte Don Correa bei sich selbst, als er die Flucht des Knechtes bemerkte. Anstatt denselben zu verfolgen, setzte er aber seinen Weg fort, da er sich lieber allein behelfen als solchen Dienern anvertrauen wollte. Im Uebrigen belustigte ihn die Sache eher, als sie ihn ärgerte, und fast be-

dünkte es ihn, es sei kurzweiliger, ein Weibchen zu besitzen, wo sich ein bischen Pfeffer und Salz daran finde, statt lauter Honig.

Die Angelegenheit in Lissabon erledigte sich nach Wunsch. Er wurde zum Vice-Admiral ernannt und Jedermann wollte, da er jetzt öffentlich auftrat, sein bester Freund sein. Doch rüstete er sich sofort zur Abreise, da er von der Regierung den Auftrag hatte, mit drei großen Kriegsschiffen nach Brasilien zu gehen und die dortigen Geschäfte vor der Hand zu übernehmen.

Sein Admiralschiff ließ er stattlich zur Aufnahme einer vornehmen Dame einrichten und aus seinem Familienpalaste jede Bequemlichkeit und stattliches Geräthe hintragen. Auch kostbare Geschenke aller Art kaufte er ein, welche er der Gemahlin bei ihrer Ankunft auf dem Schiffe zu überreichen und so das von ihr Empfangene reichlich zu erwiedern dachte. Denn er hatte beschlossen, mit dem Geschwader bis auf die Höhe ihres Küstensitzes zu fahren, dort anzuhalten und sie auf das Schiff abzuholen, wo sie dann erst vernehmen sollte, wer ihr Gemahl sei.

Die Kunde von dem Auftreten Don Correa's verbreitete sich im Lande, aber so wenig das Publicum etwas von seiner Verheirathung wußte, so wenig ahnte die Frau von Cercal, daß von ihrem Manne die Rede sei, wenn sogar in ihre entlegene Felsenwohnung das Gerücht von dem Glanze des neuen Admirals drang.

Etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang, in einer mondlosen Nacht fuhren die drei mächtigen Schiffe heran und stellten sich in gehöriger Entfernung dem Schlosse gegenüber auf, dessen Lage der Admiral nicht nur aus den dunklen Formen des Gebirges, sondern auch den hell erleuchteten Saalfenstern des Hauptthurmes erkannte. Um die Ueberraschung möglichst vollständig zu machen, ließ er nur die nothwendigsten Laternen auf den Decks brennen und auch die gegen das Land hin verhüllen. Desto heller und prächtiger strahlte das Innere des Admiralschiffes und besonders die große Kajüte, welche einem fürstlichen Saale gleich sah. Eine Tafel war mit Seidenscharlach und über diesem mit weißem Leinendamast gedeckt; mit schwerem Silbergeschirr und vielarmigen Kandelabern beladen, welche mit vergoldeten Gefäßen voll duftender Blumen ferner Himmelsstriche abwechselten, ließ der Tisch vermuthen, daß er für eine höchste Ehrenerweisung zugerüstet sei. Vor jedem Gedecke stand ein Stuhl mit hoher wappengestickter Lehne, der eines vornehmen Gastes harrte, längs den mit reichem Zierath bekleideten Wänden unterhielt sich eine zahlreiche Gesellschaft in leisem Gespräche, und zwischen den verschiedenen Gruppen bewegten sich wohlgekleidete gewandte Diener, sowie auch in einem kleineren Gemach zwei Kammerfrauen der Herrin gewärtig waren. Nicht nur die sämmtlichen Officiere der drei Kriegsschiffe, sondern auch eine Anzahl höherer Staatsbeamten mit ihren Weibern oder Töchtern, welche die Reise mitmachten, bildeten die ansehnliche, auf die Lösung des Räthsels begierige Versammlung.

Um halb zehn Uhr begab sich Don Correa in ein Landungsboot und ließ sich an's Ufer führen, nachdem er angeordnet, daß genau um Mitternacht, wo er auf der Rückfahrt begriffen sei, alle Verdecke erleuchtet, die Raketen steigen und die Kanonen der Breitseiten gelöst werden sollen. Er hatte sich in den

alten braunen Mantel gehüllt und einen einfachen Hut aufgesetzt. Am Ufer ausgestiegen, befahl er der Bootsmannschaft, ruhig seiner zu harren und schritt unverweilt den Staffelweg hinauf, den er auch in der Dunkelheit zu finden wußte. Das Schloßthor war verschlossen; doch sah er durch Gitterspalten einen Lichtschein sich bewegen und klopfte mit dem Degenknopf zwei Mal an das Thor. Mit einer Laterne vor sich hinleuchtend, öffnete der abtrünnige Stallknecht den Thorflügel und starrte dem einsamen Ankömmling in das Gesicht, als ob er den Teufel sähe.

„Geh' vor mir her und leuchte!" sagte Don Correa kurz, ohne den Burschen zweimal anzublicken. Derselbe gehorchte freilich diesmal dem Befehl; aber er sprang so behende treppauf, daß Correa nicht auf dem Fuße folgen konnte und im Dunkeln tappen mußte. Oben angelangt, stieß der Knecht eine Thüre auf und rief mit athemloser Kehle in das erhellte Gemach hinein: „der Herr ist da!"

„Wer ist da?" sagte Donna Feniza, die in ihrem Armstuhle am Nachtessen saß.

„Er, der die Ohrfeigen gibt und uns Andere weggejagt hat oder noch wegjagen wird!"

„O Du Esel!" rief die Frau in all' ihrem Reize und ließ zugleich ein kurzes Gelächter läuten, als sie jetzt dicht hinter dem Burschen den Admiral stehen sah und wie er ihn an der Schulter bei Seite schob.

Dieser nun schaute mit einem völligen Schrecken auf die Scene, wenn bei einem Manne seiner Art das Wort angewendet und nicht eher mit dem Ausdruck äußerstes Erstaunen zu ersetzen ist. Am runden Tische, an welchem er so manche schöne Stunde ihr gegenüber gesessen, waren außer der Herrin noch zu sehen der Stallmeister, die Kammerfrau, der junge Beichtvater, und ihr zunächst ein Unbekannter, ein stämmiger Mensch von halb kriegerischem Anstrich, mit breiten Schultern und einer langen Schmarre über Nase und halbes Gesicht hinweg, so daß auch der Schnurrbart in zwei Theile getrennt und das äußerste Gebüschlein jenseits der rothen Furche stand. Diese Entstellung schien jedoch der schönen Hausfrau keineswegs zu mißfallen; denn im ersten Moment, da er unter die Thüre trat, hatte Correa mit allem andern auch gleichsam im Wetterleuchten bemerkt, wie sie während des Gelächters einen vollen Blick in das Gesicht ihres Nachbars geworfen hatte.

Dennoch waren in der Verwirrung seines Geistes die ersten Gedanken nicht auf diese Sorgen gerichtet, sondern auf die glänzende Versammlung an Bord seines Schiffes. Wie sollte er, ohne Zeit zu verlieren und ohne Gewalt zu brauchen, das Haus räumen und die Frau gütlich bewegen, sich in Staat zu werfen oder wenigstens etwas aufzuputzen und ihn zu begleiten, ohne daß er jetzt schon das Geheimniß verrieth? Denn trotz dem übeln Eindrucke, den der Auftritt auf ihn machte, schwankte er noch nicht, die wild gewordene Taube festzuhalten und wieder zu zähmen, und dazu brauchte er ja vor Allem die herrliche Ueberraschung, die er mit so viel Mühe und Sorgfalt ihr bereitet hatte.

Aus diesen Gedanken, während welchen er nicht einmal zu bemerken fähig war, wie die Frau nicht Miene machte, sich auch nur ein wenig zu erheben und

ihm entgegen zu gehen, weckte ihn unversehens ihre Stimme, als sie inmitten der allgemeinen Todesstille sagte:

„Ei wahrlich! Das ist ja mein Gemahl! Und wie! Habt Ihr, edler Don, Kleider und Geld, so ich Euch gegeben, auf Eueren Irrfahrten so bald durchgebracht, daß Ihr in Euerem mottenzerfressenen Bettlermantel wieder vor mir steht?"

Er überlegte einen Augenblick, was sie eigentlich gesagt habe, und fand, daß es jedenfalls nichts Schönes und Liebevolles sei. Einen Blick auf die kleine Tafelrunde werfend, antwortete er, mehr um aus der Verlegenheit zu kommen, mit trockenen, aber nicht ganz traulichen Worten:

„Laß Dich lieber fragen, meine gute Hausfrau, wie es kommt, daß ich hier die Leute noch vorfinde, die ich weggeschickt habe, bis auf den Spatz, der hinter Deinem Sessel steht? Hat dieser nicht ausgerichtet, daß er entlassen sei? Und wer ist der fremde Herr, den ich an meinem Tische so breit da sitzen sehe, ohne mein Vorwissen?"

Die Dienstleute blickten alle halb spöttisch, halb ängstlich auf die Gebieterin; der Fremde warf einen Blick auf sein Seitengewehr, das an breiter Koppel von gelbem Leder mit großen Messingschnallen in der Fensternische hing.

Feniza aber sagte mit schnippischen und schnöden Worten:

„Dieser Tisch ist, so viel mir bewußt, mein Tisch, und es sitzt daran, wem ich es erlaube. Nehmt, statt zu zanken, lieber den Platz ein, der noch frei ist, und stärkt Euch, wenn Ihr Hunger habt! Aber benehmt Euch so, wie es Jedem ziemt, der seine Füße unter meinen Tisch streckt!"

Das plötzliche Gelächter der Anwesenden war zunächst das Echo dieser Rede. Selbst der spitznäsige Page ließ ein durchdringendes Gekicher hören, wie es zu tönen pflegt, wenn unerwachsene Buben sich in die Unterhaltung der Erwachsenen mischen und dieselbe überschreien.

Es gab aber gleich darauf einen größeren Lärm. Don Salvador hatte sich mit wechselnder Farbe dem Tische genähert, legte die Hand daran, und indem er sagte: „So? strecke ich meine Füße unter den Tisch?" stürzte er denselben um mit Allem, was darauf stand, mit Schüsseln, Krügen, Gläsern und Leuchtern, und dies mit einer solchen Gewalt, daß zu gleicher Zeit Alle, die daran gesessen, sammt ihren Stühlen zu Boden geschleudert wurden, mit Ausnahme der Frau. Die hatte, von des Mannes verändertem Gesicht und seinem Herantreten erschreckt, sich merkwürdig schnell von ihrem Stuhl erhoben und in eine Ecke geflüchtet, von wo sie furchtsam und neugierig hervor starrte.

Indessen war der Erste, der sich aus der Verwüstung vom Boden aufgerichtet, der fremde Gesell, und Correa sah nun, als er auf den Beinen stand und mit dem gezogenen Schwerte auf ihn eindrang, daß er es mit einem außergewöhnlich großen und starken Manne zu thun hatte. Er verlor aber keine Zeit; obgleich seiner und schmächtiger gewachsen, als Jener, ergriff er den nächsten schweren Stuhl von Eichenholz, schwang ihn über dem Recken und schlug nicht nur seine Waffe nieder, sondern auch die rechte Schulter so gründlich entzwei, daß er augenblicklich gelähmt und überdies auch vor Schmerz halb ohnmächtig und wehrlos wurde. Als ein Mensch von niederem Charakter floh er auch

gleich aus dem Zimmer und ihm folgte die übrige Compagnie, so wie sie sich allmälig aus den Scherben aufraffte. Sie wischten wie chinesische Schatten hinaus; hinter seinem Rücken machte die Kammerfrau noch ein Zeichen gegen die Herrin, die es mit fast unmerklichem Kopfnicken erwiderte. Nur der Page war noch im Zimmer und steckte die Nase hinter der Frau hervor. Correa that einen Schritt, faßte den Knaben an den Locken und warf ihn wie einen jungen Hasen den Uebrigen nach vor die Thüre, welche er hierauf verriegelte.

Dann stellte er sich, auf die gezogene Degenklinge gestützt, vor die Frau, welche mit zitternden Knieen und ausgestreckten Händen da stand, und sagte, nachdem er sie eine Weile ernstlich betrachtet:

„Was bist Du für ein Weib?"

„Was bist Du für ein Mann?" fragte sie entgegen mit furchtsamer Stimme und immerfort zitternd.

„Ich? Salvador Correa, der Admiral und Gouverneur von Rio bin ich! Wirst Du mir nun gehorchen?"

Durch diese offenbar ungeheure Lüge bekam das Weib in ihren Augen moralisch wieder das Oberwasser. Denn da sie nur an sich selbst, an ihren Reichthum und an die Kirche, sonst aber an Nichts in der Welt glaubte, so schien es ihr ganz undenkbar, daß der eigene Mann, den sie eine Zeit lang als ihre Puppe angesehen, etwas Rechtes sein könnte.

Sie schlug eine unangenehme Lache auf, indem sie rief:

„Nun merk' ich, was Du für ein Windbeutel bist! Ein Schlucker wie Du, den ich schiffbrüchig am Strande aufgelesen, und der berühmte, der reiche Don Correa!"

„Da Du mich nur mir selbst gegenüberstellst und die Vergleichung Deine bösliche Beschimpfung aufwiegt, so kann ich darüber hinweg gehen!"

Mit diesen Worten, die er mit einer durch die äußerste Noth gebotenen Gelassenheit aussprach, da die Zeit unaufhaltsam verstrich und er in seiner Verstrickung aller Sinne nur die Schande und das gefährdete Ansehen erblickte, wenn er wie ein Thor unverrichteter Sache zu seinen Schiffen zurückkehrte, — mit diesen Worten ergriff er das Weib am Arme und führte es an ein Fenster, welches auf das nächtliche Weltmeer hinausging.

„Dort liegen meine Schiffe vor Anker," sagte er; „in einer halben Stunde werden wir Beide dort sein, wo viele Herren und Damen uns erwarten und Du als meine Gemahlin begrüßt wirst! Morgen früh kehren wir nochmals hierher zurück, um einzupacken und eine zwischenweilige Verwaltung zu bestellen, denn Du wirst mich nach Brasilien begleiten. Jetzt spute Dich, ein schickliches Festgewand anzulegen, und wenn Du zögerst, werde ich Deinen unglücklichen Possen ein Ende machen und Deine weiße Kehle mit diesem Eisen durchbohren!" Er erhob die lange Degenklinge. Das Auge vom Meere abwendend, wo sie nur einen schwachen Lichtschimmer hatte entdecken können, warf sie den Blick auf das glänzende Eisen. Plötzlich umschlang sie mit den Armen seinen Hals und bedeckte ihm den Mund mit so feurigen Küssen, als sie ihm jemals gegeben.

„Warum sollte ich Dir nicht gehorchen, da ich erfahren, wie Du an mir hängst?" flüsterte sie in zärtlichen Lauten; „Alles ist vorüber und ich gehe mit

Dir bis an das Ende der Welt. Aber ich kann mich nicht allein ankleiden und die Kammerfrau hast Du mir vertrieben, also wirst Du mir ein wenig helfen müssen!"

Sie ergriff süß lächelnd seine Hand und er folgte ohne Widerstand in ihre Kammer, in der Hoffnung, seine Ehre mindestens vor der Welt noch zu retten. Doch behielt er den gezogenen Degen in der Hand, da die Drohung so schnell gewirkt.

Nun begann sie aber die kostbare Zeit zu verzetteln, indem sie erst mit verstellter Unentschlossenheit ein Staatskleid aussuchte und mit niedlichem Geplauder seinen Rath verlangte, dann das Oberkleid, das sie trug, von ihm aufnesteln ließ, tausend Kleinigkeiten herbeiholte, dazwischen mit Kosen und Schmeicheln sich zu schaffen machte, bis die eiserne Wanduhr in der Kammer das Viertel auf Mitternacht schlug.

„Wenn Du nicht gleich fertig wirst," sagte Correa, „so trag' ich Dich mit Gewalt hinunter wie Du bist."

„Nur noch das große Halsband will ich holen," rief sie, „und den Rubin der zu dem schwarzen Kleide so gut steht. Und meine weißen Kragen hat die Kammerfrau heute unter den Händen gehabt. Im Augenblick bin ich wieder da."

Damit schlüpft sie aus einer Thüre, eh' Correa sich besonnen hatte, ob er sie gehen lassen wolle. Die Thüre verschloß sie von außen, ganz leise, und durcheilte mit dem Licht in der Hand die übrigen Räume, bis sie ein Stockwerk tiefer ihre vertriebenen Genossen fand, die mit lauernden Blicken in einem Häuflein standen.

„Zündet an! Zündet an!" kreischte sie heiser; „er ist ein Pirat und hat ein Schiff auf der See! Steckt unverzüglich an, es wird Euch nicht reuen! Zündet an! Freiheit und Leben sind wol einen alten Thurm werth!"

Gleich einer Furie eilte sie voraus und hielt das Licht an einen Haufen Reisig, der auf einer hölzernen Treppe lag, während die Uebrigen ein Gebirge von Strohwellen in Brand setzten, das die steinerne Haupttreppe verstopfte. Dann wurde in der Küche ein großer Stoß entzündlicher Stoffe entflammt, deren Gluth bald die hölzerne Diele ergreifen mußte; dann vertheilten sich die Dämonen auf den untersten Flur, in den Stall, die Scheune, den Holzschuppen im Hofe, überall Feuer anlegend, und sammelten sich schließlich vor dem Schloßthore, das sie verrammelten, dessen Schlüssel sie mit sich nahmen. Die Pferde waren schon draußen und wurden bestiegen, auch dem Manne mit der gebrochenen Schulter auf eines geholfen, die Kammerfrau hielt ein Kästchen mit Geld, Pretiosen und Papieren auf dem Schoße, und so zog die Gesellschaft, gegen zehn Personen stark, ohne einen Laut von sich zu geben vom Thore hinweg nach den Bergen zu und verlor sich in der Dunkelheit. In diesem Augenblicke donnerten die Kanonen von den Kriegsschiffen, daß die Luft zitterte und der Berg erdröhnte, und als die Uebelthäter sich erschrocken umschauten, sahen sie auf dem Meere die Schiffe taghell beleuchtet und eine sprühende Raketengarbe gen Himmel steigen, während eine schmetternde Trompetenfanfare mit Paukenschall vermischt, herüber klang.

„Das ist kein Pirat, das ist ein großer Capitän oder gar ein Admiral," stöhnte der mit der Schulter, der im Wundfieber schlotterte.

„Fort, Fort! Es ist der Teufel!" schrie die Donna Feniza, die jetzt auch wieder zu schlottern anfing, und die Cavalcade der Mordbrenner floh ohne sich weiter umzusehen über das Gebirge.

Der Admiral war aber nicht verloren. Nachdem mehrere Minuten vorüber und die Frau nicht zurück war, wollte er selbst nachsehen, und als er alle Thüren von außen verschlossen fand, merkte er den Verrath. Als er aber mit Gewalt eine aufgesprengt und alle Zugänge mit lohendem Feuer angefüllt sah, welches zu durchschreiten schon nicht mehr möglich war, kehrte endlich die ruhige und klare Besonnenheit des jungen Kriegsführers wieder bei ihm ein; statt den Ausgang in der Tiefe zu suchen, die vom Feuer verrammelt war, erstieg er die oberste Höhe des Hauptthurmes, in dem er sich befand. Dort hing in einer Mauerluke eine Glocke, deren Seil auswendig bis in den Hof hinunter ging und dort gezogen zu werden pflegte. Don Correa hatte selbst ein neues Seil besorgt, das nicht dick aber stark genug war für eine kühne That, wenn nur der oberste Punkt, die Verbindung mit dem Glöcklein selbst, versichert wurde. Er stieg also mit allem Bedacht hinauf, ein Licht in der Hand, das freilich von den aus der Tiefe nach der Höhe wallenden Rauch- und Hitzewogen beinah ausgelöscht wurde. Auf der obersten Thurmtreppe schnitt er ein Seil, das statt eines Geländers diente, entzwei und befestigte das Glockenseil damit derart, daß er die Fahrt wagen durfte. Dazu diente ihm auch der alte gestirnte Mantel, in dessen Falten er beide Hände wickelte, als er nun vom hohen Thurme niederglitt. Auf dem Hofe angekommen, mußte er schon zwischen den verschiedenen Brandanstalten hindurch springen, um ein Ausgangsloch zu erreichen, an welches die Mordbrenner nicht gedacht hatten.

Rasch in's Boot gestiegen und seinen Sitz einnehmend befahl er die sofortige Abfahrt, und als er genugsam vom Strande entfernt war, sah er das Schloß in rothen Flammen stehen, indessen von den Schiffen her die Geschütze dröhnten und der Glanz der Lichter strahlte. Eine sonderbarere Lage hatte er noch nie zwischen zwei Feuern erlebt, und mit bitterm Lächeln genoß er die Ironie und die Lehre dieser Lage, die Lehre, daß man in Heirathssachen auch im guten Sinne keine künstlichen Veranstaltungen treffen und Fabeleien aufführen soll, sondern alles seinem natürlichen Verlaufe zu überlassen besser thut.

Das Gefühl der Befreiung von einer unbekannten schmachbringenden Zukunft und der unmittelbaren Lebensgefahr erhellte dennoch etwas die dunkle Laune, sodaß er auf seinem Admiralsschiffe die glänzende Versammlung zu Tisch sitzen ließ und in guter Verfassung einige Worte an sie richtete. Er habe geglaubt, sagte er, den Herrschaften eine eheliche Gemahlin und Reisegefährtin vorstellen zu können; allein der unerforschliche Wille der Vorsehung hätte es dahin gelenkt, daß eine Flamme des Gerichtes und des Unterganges, der ewigen Trennung angezündet worden und ein Gericht nothwendig geworden sei, welches das traurige Räthsel den Freunden lösen werde."

In der That setzte er nach beendigter Mahlzeit noch vor Tagesanbruch ein Standgericht nieder, welches die Verfolgung und Aburtheilung der Urheber des

Schloßbrandes aussprach. Der Umstand, daß das Verbrechen im Angesichte eines Kriegsgeschwaders verübt und dessen Führer beinahe das Opfer wurde, schien die Gerichtsbarkeit der Kriegsflagge hinreichend zu begründen. Unmittelbar darauf ließ Correa zwanzig Reiter und vierzig Fußsoldaten an's Land setzen und dieselben auf zwei Wegen, die er ihnen angab, nach Cercal marschiren; denn er setzte mit Recht voraus, daß die Uebelthäter sich dorthin gewendet. Sie lagen auch wirklich alle im tiefen Schlafe in der Behausung der Feniza Mayor, als die Soldaten kurz nach Sonnenaufgang anlangten, und wurden zu ihrem Entsetzen aufgeweckt und gebunden nach der Brandstätte am Ufer zurückgeführt, auch eine Anzahl von Urkundspersonen aus dem Bergneste mitgenommen. Ein erfahrener Untersuchungsrichter befand sich schon bei der Expedition, welcher an Ort und Stelle die erste Feststellung des Thatbestandes leitete und die Einzelverhöre vornahm. Nachher wurden die Gefangenen auf das Admiralsschiff gebracht, wo unter einem Zelte das Gericht und neben demselben der Admiral mit der Feldherrnbinde und dem Orden des goldenen Vließes saß. Vor ihm stand nun die Frau von Cercal inmitten ihres Anhanges, mit zerrüttetem Aussehen, und sie starrte bald nach ihm hin, bald nach den Richtern, bald nach den umstehenden Officieren und Kriegern.

So treulich die seltsame Sippschaft früher zusammen gehalten und so anhänglich die Dienstleute der Herrin bisher geschienen, so gänzlich zertrümmert war jetzt das alles. Eines sagte gegen das Andere aus, Eines gegen Alle und Alle gegen Eines. Es ergab sich, daß die Kammerfrau den ersten Mann der Feniza auf deren Wunsch hin im Schlafe erdrosselt, nachdem sie den Platz an seiner Seite im Ehebette leise verlassen hatte. Dann zog die Vollzieherin des Mordes, von welcher die Herrin von Cercal abhängig geworden, ihren Bruder herbei, eben den Mann mit der Schulter, der bald als Soldat, bald als Bandit sich herum trieb. An diesen Menschen hing sich die Frau, bis er kurz vor dem Auftreten des Don Correa ihrer überdrüssig geworden mit einem guten Stücke Geld davon ging, um sich in den Kriegsläuften, wie er sagte, einen Rang zu erfechten. Während Correa's Abwesenheit war er wieder erschienen und die Frau in ihrem unergründlichen sittlichen und geistigen Zustande hatte ihn auf- und angenommen und nur darauf gedacht, den Correa durch ihn zu vertreiben oder zu vernichten, wenn er wieder käme. Gerade an dem Tage vor seiner Ankunft hatten sie, das heißt die ganze saubere Gesellschaft, berathen, was zu thun sei, und beschlossen, wenn er nicht anders zu bezwingen wäre, ihn im Schlosse abzusperren und dieses zu verbrennen. Die nöthigen Vorkehrungen hatten die Kammerfrau, der Stallmeister und seine Knechte bald getroffen, als sie aus der Stube gejagt waren; denn was im Hause lebte, haßte den vermeintlichen Bettler und Emporkömmling wie Gift, was eben auch eine unglückliche Frucht der Erfindung war, die Correa in's Werk gesetzt, um sich glücklich zu verheirathen, und die ihm bald das Leben gekostet hätte.

Mit alledem waren das Wesen und die Seele der Feniza selbst nicht weiter aufgeklärt, als die Thatsachen gingen. Die Vergleichung mit dem schönen weichen Fell einer geschmeidigen Tigerkatze, oder mit der blauen stillen Oberfläche eines tiefen Gewässers, auf dessen Grunde häßliches Gewürme im Schlamme kriecht

u. dgl. hätte zu nichts geführt. Ihr Wesen war darum nicht minder auch ihr Schicksal. Wäre es ihr möglich gewesen, in der letzten Stunde den Worten des Mannes zu glauben, mit dem sie sich doch verbunden hatte, so wäre sie ohne Zweifel mit ihm gegangen und gerettet worden. Aber nur für einmal; denn nachher würde sie es nicht über sich gebracht haben, die Selbstsucht, Willkür und die Künste einer vollendeten Heuchelei zu unterdrücken, die ihre Lebensluft waren.

Jetzt war sie aber ärger zerbrochen, als die Schulterknochen ihres Buhlgesellen. Als Correa seine Aussage thun mußte, blickte er sie nicht an; dennoch erschien er ihr auf seinem Stuhle wie ein Höllenrichter. Das weiße feine Kinn, das einst so vornehm auf dem Halskragen geruht hatte, zitterte fahl und schlaff ohne Unterlaß, während ihre scheuen Augen an seinem Munde hingen, und die Perlenzähne klapperten beinahe vernehmlich. Alles dies quälte den Admiral fast so viel, wie sie selbst. Denn war sie schuldiger, weil das Geschöpf den wahren Menschen in ihm nicht geahnt hatte, als er, dem es mit der Bestie in ihr gerade so ergangen war?

Nachdem in Folge kurzer Berathung alle Angeklagten zum Tode verurtheilt worden, ließ er das Gericht durch ein paar geistliche Capitelsherren, die an Bord waren, vervollständigen und seine Ehe mit der Verbrecherin feierlich auflösen. Die Gültigkeit dieser letzten Verhandlung kam nicht mehr in Frage, weil die Feniza Mayor von Cercal gleich nachher mit ihren Genossen an's Land zurückgebracht und an der geschwärzten Mauer des ausgebrannten Thurmes aufgehängt wurde, worauf der Admiral die Anker lichten ließ und die Fahrt nach Westen fortsetzte. Nach vollen zehn Jahren erst nahm er auf ebenso ungewohnte aber glücklichere Weise die zweite Frau.

(Schluß folgt.)

Der Marquis Wielopolski und die polnisch-russischen Aussöhnungsversuche[1]).

I.

Es wird nächstens hundert Jahre her sein, daß die königliche Republik Polen aus der Reihe der selbständigen europäischen Staaten vollständig gestrichen worden ist; die Säcularfeier des Vertrages, der der ersten Theilung dieses unglücklichsten aller modernen Länder vorherging, hat bereits am 5. August 1872 begangen werden können. An Versuchen zur Rechtfertigung dieses gewöhnlich als „politische Nothwendigkeit" bezeichneten Actes haben es weder die Zeitgenossen desselben, noch die späteren Geschlechter fehlen lassen, — die Folgen des Unternehmens, an einer lebenden Nation ein politisches Todesurtheil zu vollziehen, sind von den Unternehmenden selbst bis zur Stunde nicht verwunden worden. Wol ist es dem preußischen Staate mit Hilfe einer überlegenen wirthschaftlichen, staatlichen und geistigen Cultur gelungen, die Widerstandsfähigkeit der innerhalb seiner Grenzen lebenden Erben des polnischen Namens auf ein Geringes herabzudrücken, für gelöst wird das von der preußischen Krone übernommene Problem indessen erst gelten können, wenn die russisch-polnischen Rechnungen regulirt sind und wenn thatsächlich feststeht, daß Rußland sich durch seine polnische Politik um die Möglichkeit einer slawischen Politik gebracht hat. Für Oesterreich liegen die Dinge der Hauptsache nach so, wie sie vor hundert Jahren lagen. Der Kaiserstaat ist genöthigt, sich in dem Besitz Galiziens zu behaupten, weil dieses Land sonst Rußland in den Schoß fiele; mehr als eine Nichtverminderung seiner Macht und derjenigen Sicherheit seiner Grenzen, die das Haus Habsburg vor dem Jahre 1772 besaß, hat die galizische Erwerbung dem Wiener Cabinet kaum jemals bedeutet. Und selbst dieses Ergebniß ist zweifelhaft geworden, seit die Bewohner des östlichen Galizien sich als Russen zu fühlen beginnen, und seit auf diese Weise auch in Oesterreich mit der polnischen eine russische Frage in unauflösliche Verbindung gebracht worden ist. Rußland ist zum dritten Male dabei angelangt, einer Aussöhnung mit Polen dringend, und zwar im russischen Interesse dringend zu bedürfen. So lange der Besiegte von 1863/64 nicht versöhnt worden, ist der Sieger nicht nur außer Stande, seine vielbesprochene

[1]) Le Marquis Wielopolski et son Temps, par M. Lisicki (2 vol. Wien, 1880).

slawische Mission aufzunehmen, sondern zugleich außerhalb der Möglichkeit, seinem eigenen Hause eine befriedigende Einrichtung zu geben. Trotz der schweren, anscheinend vernichtenden Schläge, welche die St. Petersburger Regierung vor fünfzig und vor siebzehn Jahren gegen Polenthum und Katholicität geführt hat, stellen dieselben nach wie vor in dem sog. Königreich bestimmende, in Littauen, Samogitien und Weißrußland dem Russenthum nahezu ebenbürtige Mächte dar. Um die Aussichten, welche die polnische Nationalität auf Wiederherstellung ihrer staatlichen Unabhängigkeit hat, ist es nie trauriger bestellt gewesen, als in dem Zeitalter der Aufhebung der russischen Leibeigenschaft, der Wiederherstellung des deutschen Reichs und des sog. Culturkampfes; der einzige polnische Staatsmann dieses Zeitalters hat mit dem Project eines russisch-polnischen Ausgleichs und einer dadurch zu bewirkenden Rettung seines Vaterlandes ebenso vollständig Fiasko gemacht, wie sein einstiger Vorgänger Fürst Drucki-Lubecki, und ist eben so hoffnungslos wie dieser verstorben: daran, daß es Millionen von Polen gibt, die als Polen zu leben und zu sterben fest entschlossen sind, hat sich seit den letzten fünfzehn Jahren aber so wenig verändert, daß die Nothwendigkeit einer Rechnung mit dieser Thatsache zu einem Glaubenssatz derselben russischen Partei geworden ist, welche vor kaum einem halben Menschenalter die Vernichtung des Polenthums für ihre Lebensaufgabe und für die Hauptbedingung einer erfolgreichen slawistischen Politik erklärt hatte. In demselben Maße, in welchem Rußland sich dem deutschen Nachbarn entfremdet hat, ist das russische Verlangen nach einer Aussöhnung mit Polen von Jahr zu Jahr brünstiger und leidenschaftlicher geworden. Die Wiederherstellung des deutschen Reichs setzte dieses Thema zuerst auf die publicistische Tagesordnung, der Ausgang des russisch-türkischen Krieges von 1877 hat demselben in der liberalen Presse des gesammten Rußland Bürgerrecht verschafft. Die russischen Nationalen glauben des polnischen Verbündeten nicht entbehren zu können, weil sie von ihm die Vermittelung mit dem Westslawenthum erwarten, während die St. Petersburger Liberalen in der Fortdauer der Gewaltherrschaft über das Königreich eines der Haupthindernisse für die Verwirklichung ihrer Verfassungswünsche sehen: in den Programmen beider Parteien nimmt der polnische Ausgleich einen erheblichen Raum ein. Innerhalb der hohen russischen Aristokratie hat es an Polenfreunden niemals gefehlt, und würde die Zahl derselben eine noch größere sein, wenn nicht bekannt wäre, daß der Ausgleichsgedanke bei den polnischen Conservativen bis jetzt nur geringen Anklang gefunden hat. Ein gewisses Entgegenkommen haben die russischen Werbungen überhaupt nur in Preußisch-Polen und bei einzelnen panslavistisch angelaufenen Führern der polnischen Demokratie gefunden; der streng katholische und entschieden antirussische Adel Galiziens verhält sich ebenso ablehnend, wie die Mehrheit der Magnaten des Königreichs, denen der gegenwärtige Zustand immer noch erträglicher dünkt, als die Wiederkehr des zuerst von den eigenen, dann von den russischen Demokraten geübten Terrorismus. Wunderbares Verhältniß, wo die Sieger der Aussöhnung dringender zu bedürfen glauben, wie die Besiegten!

Sind die Zeichen, unter denen die Freunde des russisch-polnischen Ausgleichs ihre Thätigkeit aufgenommen haben, bis jetzt auch wenig ermuthigende gewesen,

so kann doch nicht zweifelhaft sein, daß dieselben mit dem Winde segeln und daß über kurz oder lang mindestens der Versuch gemacht werden wird, der sog. „russischen Lösung" der polnischen Frage eine über die russische Reichsgrenze hinausragende Bedeutung zu geben. Mit gewohnter selbstbewußter Offenheit haben die Führer der russischen öffentlichen Meinung im Voraus angegeben, wie die Sache fertig gebracht, wie die äußeren und wie die inneren Bedingungen dieses Friedensschlusses hergestellt werden sollen. Bezüglich Preußisch-Polens und der westlichen Provinzen des Königreichs rechnet man in Moskau und St. Petersburg darauf, daß die unaufhaltsam vorschreitende Germanisirung des Großherzogthums Posen und des Gouvernements Kielce die polnischen Patrioten zu Panslawisten machen werde, — in Ostgalizien und der Bukowina soll das ruthenische Bauernthum die für die künftige Grenzregulirung nothwendige Vorarbeit besorgen. Ist diese Vorarbeit gethan und gleichzeitig das nationale und kirchliche Bewußtsein der nicht-magyarischen Bewohner Ungarns, vor Allem der 500,000 westlich von der Karpathenwand lebenden ungarischen „Russen" gehörig wiederbelebt worden, — dann ist den widerstrebenden polnischen Elementen keine andere Rettung und Unterkunft, als diejenige bei dem „stammverwandten" russischen Staate übrig geblieben. Die Herstellung der inneren für den Ausgleich erforderlichen Bedingungen erwartet man von der großen Umgestaltung, welcher die Organisation des russischen Staates entgegen geht und von dem wachsenden Einfluß der liberalen Parteien. Daß die „wahren" russischen Liberalen sich der Nothwendigkeit billiger Zugeständnisse an das Polenthum niemals verschlossen haben, und daß die Mehrzahl die gegentheilige Auffassung bekundender Zeugnisse der russischen Literatur auf „Mißverständnisse", „Inconsequenzen" und momentane Stimmungen zurückgeführt werden müsse, hat der einflußreichste russische Literatur-Historiker der Gegenwart noch neuerdings in einer ganzen Serie vielgelesener und vielbesprochener Aufsätze nachzuweisen versucht[1]). Herrn Pypin und dessen Gesinnungsgenossen gilt seit lange für ausgemacht, daß das Verlangen nach einem russischen Systemwechsel zugleich das Verlangen nach radicaler Umgestaltung der russisch-polnischen Beziehungen in sich schließt. Der gleichen Meinung sind aber noch andere Leute. Daß eine Verewigung des 1864 im Königreich geschaffenen Zustandes auch da nicht für möglich gehalten wird, wo man Gedanken an eine Einschränkung des czarischen Absolutismus durchaus fern steht,

[1]) „Die polnische Frage in der russ. Literatur, von A. N. Pypin" (abgedruckt in der St. Petersburger Monatsschrift Wesstnik Jewropy). Diese Aufsätze sind wegen der genauen Kenntniß russischer Literatur, welche sie voraussetzen, nicht übersetzt worden, auch nicht wol übersetzbar. Desto größere Aufmerksamkeit verdient die von demselben Verfasser in Gemeinschaft mit W. D. Spassowitsch verfaßte „Geschichte der slawischen Literaturen" (deutsch von Traugott Pech, Leipzig bei F. A. Brockhaus), ein Abriß der literarischen und zugleich der nationalen und politischen Bewegung in sämmtlichen slawischen Ländern, der seiner Klarheit und Uebersichtlichkeit wegen als vorzügliches Hilfsmittel zum Studium der slawischen Geschichte und der panslawistischen Idee empfohlen werden kann. Der bis jetzt erschienene erste Band umfaßt die Geschichte der bulgarischen, serbischen, kroatischen, slowenischen, klein-russischen und ruthenischen Literatur und Nationalentwickelung; der demnächst erscheinende zweite Band wird es mit Russen, Polen und Czechen zu thun haben. Der Uebersetzer hat dafür gesorgt, daß das Buch dem Verständniß und den Bedürfnissen deutscher Leser allenthalben entgegenkommt.

geht u. A. auch daraus hervor, daß bereits ein dem Kaiser in Veranlassung der westmächtlichen Noten überreichtes amtliches geheimes Memoire von 1863 den folgenden Passus enthielt:

„.... Les trois cours ont recommandé ... six points; ils pensent que l'application de ces mésures devrait être immédiate ... pendant que le Gouvernement russe est d'avis que ces mésures ... doivent être précédées du rétablissement de l'ordre et que pour être efficaces elles doivent émaner directement du Pouvoir Souverain.“ Vergegenwärtigt man sich, daß die „sechs Punkte“ u. A. die Forderungen einer polnischen Verfassung, der Verwaltung Polens durch Beamte polnischer Herkunft und des Gebrauchs der polnischen Geschäftssprache enthielten, und daß die gewaltsame Russificirung des Königreichs zur Zeit der Ausarbeitung jenes (ausschließlich für den internen Gebrauch bestimmten) Memorials eben in Angriff genommen worden war, so ist damit bezeugt, daß man sich innerhalb der höheren St. Petersburger Regierungssphäre auch zu jener Zeit allgemeiner Erregung der Gemüther der Einsicht nicht verschloß, daß mit der gewaltsamen Niederhaltung der polnischen Nationalansprüche nicht für alle Zeit auszukommen sein werde. Diese Einsicht ist naturgemäß heute sehr viel weiter verbreitet als damals, wo man sich inmitten des Kampfes befand, und wo eine Gruppe einflußreicher Staatsmänner Illusionen über die russische Leistungsfähigkeit äußerte, um die es inzwischen längst geschehen ist.

Mit dem Wiederbeginn publicistischer Erörterungen des russisch-polnischen Ausgleichsprojects ist das Erscheinen eines Buchs zusammengetroffen, das wegen seiner Anpassung an die zur Zeit in Petersburg herrschenden Stimmungen und wegen der Fülle seiner thatsächlichen Mittheilungen über die Warschau-Petersburger Verständigungsversuche der 50er und 60er Jahre ein außergewöhnliches Interesse darbietet. Ein Conservativer, den Tendenzen der aristokratischen und der demokratischen Emigration durchaus feindlicher Pole, Herr Lisicki, hat auf Grund ihm zur Verfügung gestellter umfassender Materialsammlungen eine Geschichte des einzigen polnischen Staatsmannes der Neuzeit, des Marquis Wielopolski und seiner dreißigjährigen öffentlichen Wirksamkeit publicirt, die als Zeugniß für die in gewissen Schichten der polnischen Gesellschaft herrschenden Tendenzen ebenso bedeutsam ist, wie als Beitrag zur Zeitgeschichte [1]).

Ueber dieses Buch der deutschen Leserwelt Rechenschaft abzulegen, liegt um so näher, als dasselbe nicht nur in die russisch-polnische Geschichte der 60er Jahre, sondern in das Wesen der zwischen diesen beiden Völkern bestehenden Verhältnisse Einblicke gewährt, wie sie uns bisher nirgend geboten gewesen waren und als die einzelnen Lücken derselben durch gleichzeitige deutsche Publicationen so glücklich ergänzt worden sind, daß jene hart hinter uns liegende Epoche wie eine abgeschlossene historische Periode übersehen werden kann. Ist es überhaupt möglich, dem russisch-polnischen Ausgleich der Zukunft das Horoskop zu stellen, so wird das am geeignetesten mit Hilfe dieses Buchs geschehen, das die Geschichte

[1]) Die polnische Ausgabe des Lisicki'schen Buches ist im Jahre 1879, die französische Version vom März 1880 datirt und bei Braumüller in Wien erschienen.

der früheren Unternehmungen dieser Art nahezu vollständig und an der Hand einer großen Zahl bisher nicht bekannt gewesener amtlicher und außeramtlicher Actenstücke recapitulirt. Verböte es die dieser Skizze gesteckte räumliche Grenze nicht, so müßte mit dem Bericht über Lisicki's Wielopolski auch noch eine Analyse des russisch geschriebenen Aufsatzes verbunden werden, den O. A. Przewalski im Jahre 1878 über einen dem Marquis vielfach verwandten polnisch-russischen Staatsmann, den Fürsten Drucki-Lubecki veröffentlicht hat. Wir begnügen uns mit der Bemerkung, daß die in der Gervinus'schen Geschichte des 19. Jahrhunderts (Bd. VII. S. 68 ff. und Bd. VIII. S. 806) enthaltenen Ausführungen über den bedeutendsten Polen der Zeiten Alexander's I. und des Kaisers Nikolaus' mit der Auffassung Przewalski's und mit den gelegentlichen Bemerkungen Lisicki's der Hauptsache nach stimmen und wenden uns direct der Jugendgeschichte des Mannes zu, der in gewissem Sinne als Fortsetzer der Politik Drucki-Lubecki's bezeichnet werden kann.

1.

Graf Alexander Wielopolski, Marquis Gonzaga Myszkowski wurde am 13. März 1803 als Sohn einer ursprünglich deutschen, im 14. Jahrhundert nobilitirten Familie geboren, die zu Anfang des 18. Jahrhunderts mit dem Majorat Minsczow Titel und Würden des in männlicher Linie ausgestorbenen Geschlechts der Mirow von Gonzaga-Myszkowski geerbt hatte. Für Alexander Wielopolski's politische Laufbahn war diese Erbschaft von entscheidender, aber keineswegs glücklicher Bedeutung. Der kinderlose Oheim seines Vaters hatte sich während der Zeit der sächsischen Herrschaft über das Herzogthum Warschau die Erlaubniß zum Verkauf des Majorats Minsczow zu verschaffen gewußt, diesen Verkauf bewerkstelligt und seine Erben dadurch zur Anstrengung eines Processes veranlaßt, der ein halbes Menschenalter dauerte, im Jahre 1826 vor dem Warschauer Appellhof verloren, zehn Jahre später in der Cassationsinstanz gewonnen wurde, — den gewinnenden Theil indessen mit einer Unpopularität belud, deren Folgen Alexander Wielopolski niemals verwunden hat. Der intellectuelle Urheber des Verkaufsprojectes und Käufer des größten Theils der Güter war ein Advocat Olryk, der als demokratischer Parteiführer auf dem Landtage von 1826 und während des Aufstandes von 1830 eine Rolle gespielt, seinen Proceßgegner als Vertreter mittelalterlicher Mißbräuche und als verkappten Anhänger des „Moskowitenthums" nach Kräften angeschwärzt und sich endlich nach Paris geflüchtet hatte, wo er als Verbannter verstorben war. In dem von leidenschaftlichen politischen Gegensätzen bewegten Lande verstand sich von selbst, daß die öffentliche Meinung *für* den „besseren" Patrioten und Vertreter volksthümlicher Grundsätze *gegen* den Aristokraten Partei ergriff und diesem zum schweren Vorwurf machte, daß er gegen einen Volksliebling Recht behalten, und zwar in einem Namens des Kaisers von Rußland entschiedenen Proceß Recht behalten hatte. Lange bevor er eine politische Rolle zu spielen begonnen, war der stolze, Pöbelneigungen und Pöbelstimmungen grundsätzlich abgewendete Erbe der Myszkowski'schen Güter zum Gegenstande besonderer Abneigung der durch Olryk's zahlreiche Freunde beeinflußten demokratischen Partei geworden. Gleich hier sei

bemerkt, daß diese Unpopularität durch die Starrheit gesteigert wurde, die Wielopolski in einem anderen, später ausgefochtenen Rechtsstreit, dem Proceß um die ihm von seinem Freunde Swidzinski vermachte Bibliothek von Chroberz bewies und daß seine Gegner die Entschiedenheit, mit welcher er in diesem, wie in ähnlichen Fällen auf seinem Rechte bestand, auf Habsucht und unaristokratische Neigung zur Wirthschaftlichkeit zurückführten, — Eigenschaften, die in dem Vaterlande planloser Verschwendung und Großthuerei für unverzeihlich galten.

Aber nicht nur auf die äußere Stellung, auch auf den inneren Entwickelungs- und Bildungsgang Wielopolski's war der von dem früh verstorbenen Vater überkommene Erbschaftsproceß von nachhaltigem Einfluß. Die Mutter, eine strenge und energische Frau, hatte sich frühe gewöhnt, in dem nach ihr gearteten, körperlich und geistig höchst robust angelegten Sohne einen Vertrauten ihrer Sorgen zu sehen und ihn durch körperliche Abhärtung und rechtzeitige Gewöhnung an ernste Arbeit, auf die Schwierigkeiten seiner künftigen Laufbahn vorzubereiten.

Nach absolvirtem Schulunterricht (er besuchte zuerst das Theresianum zu Wien, dann das Warschauer Lyceum) wurde der junge Marquis nach Paris gesendet, um sich durch das Studium der Rechte auf die Fortführung des Rechtsstreits vorzubereiten, an welchen die Zukunft seines Geschlechts geknüpft zu sein schien. Die üppige französische Hauptstadt, deren Anziehungskraft auf polnische und russische vornehme Herren sonst unbeschränkt zu sein pflegt, behagte dem ernsthaft angelegten jungen Manne aber so wenig, daß derselbe schon nach Jahresfrist in das bescheidene Göttingen übersiedelte, wo er den philosophischen Doctorgrad erwarb, um sich sodann einem gründlichen Studium des römischen Rechts zu widmen. Seinem mehrjährigen Göttinger Aufenthalt hatte Wielopolski nicht nur tüchtige Rechtskenntniß und umfassende philosophische Bildung, sondern die gesammte dem unerbittlichen Ernst des Lebens zugewendete Richtung seines geistigen Lebens zu danken. Im Gegensatz zu der Art und Tradition seines Landes war der eifrige polnische Patriot und spätere Prophet der polnisch-russischen Alliance ein so gründlicher Kenner und Freund deutscher Sprache, Literatur und Wissenschaft, daß er zeitweise daran dachte, Docent an einer deutschen Hochschule zu werden, daß er noch als reifer Mann Hegel studirte und daß ihm die Gewohnheit, sich auf Aussprüche deutscher Dichter und Denker (namentlich Goethe's) zu berufen, sein Leben lang eigenthümlich blieb. In dem mit besonderer Vorliebe betriebenen Rechtsstudium brachte er es so weit, daß er sein eigener Advocat werden und auch in dieser Rücksicht die Selbständigkeit behaupten konnte, die das entscheidende Merkmal seines Wesens bildete und mit welcher seine souveräne Verachtung populärer Schlagworte und Stimmungen aufs engste zusammenhing. Dazu kam, daß die Nothwendigkeit der Erfüllung ernster Pflichten ungewöhnlich frühe an ihn herantrat. Unmittelbar nach Beendigung seiner akademischen Studien mußte Wielopolski die Verwaltung der seiner Familie gebliebenen Güter und die Leitung der Erziehung seiner jüngeren Geschwister übernehmen, — dann erheischte die Wiederaufnahme des großen Processes die volle Thätigkeit des kaum 23jährigen jungen Mannes, der einem fähigen, reichen und populären Gegner die Spitze bieten und gegen die Ungunst

ankämpfen mußte, mit welcher sein Rechtsanspruch von den zahlreichen Anhängern der Grundsätze des (bekanntlich auch in Polen geltenden) Code Napoleon beurtheilt wurde. Vor dem lärmenden Treiben der eleganten Warschauer Gesellschaft hielten ihn eine frühe Eheschließung, der schwerfällige Ernst seines Wesens, seine Schweigsamkeit und eine gewisse Schüchternheit fern, die sich hinter kühler Zurückhaltung verbarg und gewöhnlich für Hochmuth genommen wurde; an den durch den Reichstag von 1826 entzündeten parlamentarischen Kämpfen konnte er sich seines jugendlichen Alters wegen noch nicht betheiligen. So gewöhnte der Marquis sich frühe an eine zurückgezogene, auf seine Familie und einen engen Kreis von Freunden beschränkte Lebensführung, die seiner geistigen Vertiefung die größten Dienste erwies, seiner öffentlichen Wirksamkeit und seinem Einfluß indessen nicht zu Gute kam und ihn in Mitten der in unaufhörlicher Bewegung begriffenen Gesellschaft des gastfreundlichsten, unruhigsten und mittheilsamsten Landes der Welt zum einsamen Manne machte. Die Kunst, den in den östlichen Ländern politisch allmächtigen Salon zu beherrschen und gesellige Beziehungen für staatliche Zwecke fruchtbar zu machen, hatte Alexander Wielopolski nicht gelernt und diesen Mangel bis an das Ende seines Lebens empfinden müssen.

Während der letzten Jahre der Regierung Alexander's I. und zur Zeit der Anfänge des Kaisers (oder wie er in Warschau hieß, des „Königs") Nikolaus arbeitete der Marquis in der legislatorischen Abtheilung des polnischen Justizministeriums, seit dem Jahre 1825 bekleidete er gleichzeitig die (übrigens blos titulaire) Stellung eines königlichen Kammerherrn. Auf die politische Bühne wurde er erst durch die Ereignisse gezogen, die sich an die Revolution von 1830 knüpften.

Um die Verschwörung, welche zu dem Ausbruch vom 29. November des Jahres der Julirevolution führte, hatten verschiedene höhere Officiere der polnischen Armee und einzelne angesehene Parteiführer gewußt — Theilnehmer dieses Unternehmens waren ausschließlich Leute von untergeordneter Stellung (nach Lubecki's bekanntem Ausspruch, „Aerzte und Advocaten ohne Praxis und Subaltern-Officiere, die höhere Stellungen ambirten" — nach der Meinung Wielopolski's „Auswürflinge aller Klassen) gewesen. Daß ein großer Theil des Adels sich den durch die Schuld des Großfürsten Constantin zu Siegern gewordenen Empörern anschloß, geschah (von einzelnen Ausnahmen abgesehen) nicht aus Sympathie für die Revolution, sondern aus Furcht vor der durch die Demokratie bestimmten öffentlichen Meinung und aus falscher patriotischer Scham. Zufriedenheit mit den gegebenen Zuständen und Vertrauen zu der Möglichkeit einer diesen Namen verdienenden constitutionellen Entwickelung wurden freilich bei Niemand, auch nicht bei den Männern gefunden, die Namens des „Königs" Nikolaus die Regierung des Königreichs führten. Im Gegentheil wußte man in den höchsten Kreisen der Warschauer Gesellschaft genauer, als sonst irgend wo, daß dem neuen Herrscher der bloße Schatten verfassungsmäßiger Verpflichtungen eine Beleidigung seiner Souveränetät dünkte, daß die einflußreichsten Berather der russischen Krone nur der Gelegenheit harrten, um die vollständige Beseitigung der Charte vom 12. 24. December

1815 zu beantragen und daß des alten Grafen Mostowski Ausspruch „il ne s'agit plus de discuter, mais d'obéir" durchaus das Wesen der Sache getroffen hatte. Nichts desto weniger war die große Mehrheit der den höheren Klassen angehörigen und für urtheilsfähig geltenden Polen darüber einig, daß die einmal gegebenen Zustände unter den obwaltenden Verhältnissen immer noch als relativ günstige angesehen werden müßten und daß nur vollendeter politischer Aberwitz an denselben rütteln könne. Polen besaß eine selbständige, ausschließlich von Landeskindern bediente Verwaltung, die trotz ihrer handgreiflichen Mängel unvergleichlich besser organisirt war, als irgend eine der Verwaltungen, die in den gepriesenen Tagen der Unabhängigkeit und Größe des polnisch-littauischen Doppelreichs existirt hatten; es besaß eine wohlorganisirte, alle Parallelen mit der Vergangenheit ausschließende nationale Armee, über deren Unabhängigkeit Niemand so eifersüchtig wachte, wie ihr despotischer und launenhafter Oberbefehlshaber, der Großfürst Constantin. Zu Beschwerden über die kirchlichen Verhältnisse war in dem glaubenseifrigen Lande gleichfalls kein Grund vorhanden, da die katholische Kirche sich den Vollbesitz ihrer geschichtlichen Stellung und ihrer reichen Dotationen zu erhalten gewußt hatte. Und ähnlich lagen die Dinge auf den übrigen Lebensgebieten. War den beiden constitutionellen Körperschaften, dem Senat und der Landboten-Versammlung, auch nur ein bescheidenes Maß von freier Bewegung gestattet, so befanden dieselben sich immer noch in der Lage, gewisse Interessen des Landes zur Sprache bringen und in geordneter Weise discutiren zu können. Das Maß von literarischer und gesellschaftlicher Freiheit, dessen man sich erfreute, hielt den Vergleich mit London und Paris allerdings nicht aus, war aber doch erheblich größer, als die der russischen Unterthanen des Kaisers oder den unter österreichischer Herrschaft lebenden Polen zugemessene Portion von „Gedankenfreiheit". Die materiellen Verhältnisse befanden sich endlich in einem Zustande des Aufschwunges und der Besserung, wie ihn nicht nur das alte Polen, sondern auch das Herzogthum Warschau niemals gekannt hatte. Der seit dem Rücktritt des unfähigen Matuscewicz mit der Finanzverwaltung betraute Fürst Drucki-Lubecki hatte den allgemeinen Wohlstand in noch nicht dagewesener Weise gehoben, ohne fühlbare Anspannung der Steuerkraft die Staatseinnahmen mehr als verdreifacht (1815: 26 Mill. poln. Gulden = 13 Mill. Mark, 1829: 88 Mill. poln. Gulden = 44 Mill. Mark), durch eine Vorauserhebung der Steuern dem Kaiser Nikolaus so gründlich imponirt, daß der Verwaltung des Königreichs eine fast unbeschränkte Freiheit der finanziellen Gebahrung gewahrt wurde, endlich durch die Begründung der Warschauer Bank und der ländlichen Creditbanken eine Sicherheit der Creditverhältnisse und einen Aufschwung der wirthschaftlichen Entwickelung herbeigeführt, wie das zerrüttete Land sie niemals geahnt, geschweige denn gekannt hatte. Die Bevölkerung des Königreichs war binnen 15 Jahren um $1\frac{2}{3}$ Millionen Menschen, diejenige der Hauptstadt um 30,000 Bewohner gewachsen, ein ganzes System von Straßen-, Kanal- und Chausséebauten neu geschaffen, im Westen des Landes zu einer selbständigen Industrie der Grund gelegt und auf den Staatsgütern die Ablösung der bäuerlichen Frohnen so glücklich in Angriff genommen worden, daß eine Anzahl einflußreicher Privater

dieselbe nachzuahmen begonnen hatte. Daß es ein diesen Namen verdienendes polnisches Unterrichtswesen gab, hatte man gleichfalls erst der vielgescholtenen Ordnung von 1815 zu danken. Was wollten die gelegentlichen Plackereien, mit denen die Fähnrichsschule, die Universität und die Lyceen Warschau's durch den kaiserl. Commissar Nowossilzow und den General Trembinski heimgesucht wurden, im Vergleich zu den Zuständen jener alten Zeit bedeuten, zu welcher keine einzige Anstalt zur Ausbildung von Aerzten, keine Rechtsschule, andere als von Priestern geleitete höhere Lehranstalten überhaupt nicht vorhanden gewesen waren?

Kein Zweifel, daß die Gewaltthätigkeiten, deren der Großfürst und die Männer seiner Umgebung und daß die Verfassungsverletzungen, deren der Kaiser-König und seine Minister sich schuldig machten, zu den durch das Grundgesetz von 1815 garantirten Verhältnissen in ausgesprochenem Gegensatz standen und daß zu „constitutionellen" Beschwerden über Beeinträchtigung der Preßfreiheit, der richterlichen Unabsetzbarkeit, der den Mitgliedern des Reichstags zugesicherten Immunität u. s. w. überreichlicher Grund vorhanden war: Beschwerden ähnlicher Art hallten zu jener Zeit aber aus allen Ecken und Enden Europa's wider und konnten in Polen um so weniger für unerhört gelten, als Willkür und Gesetzlosigkeit in diesem Lande von Alters her gewohnt gewesen waren und als hochangesehene Landeskinder (zum Theil solche von unbestreitbar patriotischer Gesinnung) an den Verschuldungen der „Moskowitischen Gewaltherrscher" reichlichen Antheil hatten. Was am meisten verdroß und erbitterte, waren auch keineswegs die von der Landtags-Opposition und von den demokratischen Geheimbündlern emphatisch gescholtenen Rechts- und Verfassungsverletzungen (wirklich gesetzliche Zustände hatte man in Wahrheit niemals gekannt), sondern die einzelnen brutalen Ausbrüche, durch welche der im Grunde wohlmeinende Großfürst Constantin und dessen polnische und russische Günstlinge sich verhaßt gemacht hatten. Und gerade in diesen letzteren Beziehungen schien es in den dem Ausbruch der Revolution vorhergegangenen Jahren besser geworden zu sein. Seit seiner Verheirathung mit der Fürstin Lowicz zeigte der Großfürst sich traitabler und menschlicher, als er je zuvor gewesen und war in der Person der Fürstin eine Vermittlerin vorhanden, welche stattgehabte Zerwürfnisse und Uebereilungen mit ebenso viel Geschick, wie gutem Willen auszugleichen wußte; mit dem einflußreichsten und fähigsten der königlichen Minister, dem Finanzdirector Fürsten Drucki-Lubecki, hatte der Großfürst Frieden geschlossen; der Todfeind Drucki's, der polnischen Nation und der polnischen Verfassung, der als kaiserl. Commissar bei der Warschauer Regierung fungirende General Nowossilzow hatte seit dem Tode Kaiser Alexander's I. von seinem früheren Einfluß erheblich verloren und sich im Sommer 1830 zu längerem Aufenthalt nach Wilna begeben, wo er das Amt des Universitäts-Curators bekleidete. Was die Person des Kaisers Nikolaus anlangte, so verstand sich allerdings von selbst, daß derselbe seine autokratische Natur und seine Abneigung gegen das constitutionelle System niemals verleugnete und daß der polnische Staatssecretär in St. Petersburg, Graf Grabowski, einen außerordentlichen schweren Stand hatte, wenn er auch nur das Decorum eines verfassungsmäßigen Regimentes gewahrt sehen wollte. Dafür hatte der Kaiser es äußerlich an einer gewissen Rücksicht gegen seine polnischen

Unterthanen nicht fehlen lassen; er hatte sich der Ceremonie einer Warschauer Königskrönung unterworfen, während der Warschauer Aufenthalte von 1829 und 1830 bereitwillig die polnische Uniform getragen, den Warschauer Hofstaat durch Neuernennungen (u. A. war der ihm persönlich von je verhaßt gewesene Freund Alexander's I., Fürst Georg Adam Czartoriski zum königl. Oberkammerherrn befördert worden) ansehnlich vermehrt, der Landeshauptstadt alljährliche Besuche in Aussicht gestellt und dafür Sorge getragen, daß der künftige Träger der Piastenkrone die polnische Sprache erlernte. Daß der grundsätzliche Gegner des Constitutionalismus zu einer förmlichen Antastung der Verfassung von 1815 nicht geneigt sei, schien endlich durch das Verfahren bescheinigt zu sein, welches Nikolaus in Sachen des vom Senatsgerichtshof über die polnischen Mitverschworenen von 1825 gefällten Urtheils beobachtet hatte. Dieses Urtheil war Gegenstand einer erbitterten Kritik aus Allerhöchstem Munde und Veranlassung zu höchst unbilligen Chikanen gegen seine Urheber gewesen, nach längerer Beanstandung aber schließlich doch bestätigt worden. Im entscheidenden Moment war der barsche, herrische Mann, der dem Grafen Grabowski grad' heraus gesagt hatte, „daß die Richter, welche die Schuldigen von 1825 zu retten versuchten, ihr Land in's Verderben stürzen würden", Erwägungen der Vernunft und des Staatsvortheils gerade so zugänglich gewesen, wie weiland sein bestimmbarer und trotz aller äußerer Liebenswürdigkeit despotisch launenhafter Vorgänger. Urtheilsfähigen mußte es als Vortheil erscheinen, daß man ein für alle Mal wußte, wie man mit dem neuen Herrscher d'ran sei und daß die einfache Natur desselben Widersprüche und Schwankungen ausschloß, wie sie unter Alexander I., auch zu dessen besten Zeiten, die Regel gebildet hatten. Um mit Nikolaus auszukommen, mußte auf die ersehnte Ausbildung der Verfassung verzichtet, jeder energische Gebrauch der durch denselben garantirten Rechte vermieden, die Schonung Allerhöchster Empfindlichkeiten zum Rang eines leitenden Princips erhoben werden. Geschah das, und begnügte Polen sich bis auf Weiteres mit der Pflege seiner materiellen Interessen und mit der formellen Aufrechterhaltung der ihm im Jahre 1815 verliehenen staatsrechtlichen Stellung, so ließ sich auf eine immerhin erträgliche Existenz und auf eine bessere Zukunft rechnen!

Der Einsicht in die wahre Lage der Dinge hatte man sich in denjenigen Kreisen der polnischen Gesellschaft, welche für die leitenden galten, keineswegs ganz verschlossen. Nicht nur die Mitglieder der Regierung und der conservativen Reichstagspartei, auch die frondirenden Generale der Napoleonischen Schule und die gemäßigten Liberalen waren darüber einig, daß andere Veränderungen als solche zum Schlechteren nicht möglich seien, und daß es vor Allem darauf ankomme, Geduld und Vorsicht zu üben. Von einer gewissen Connivenz gegen die pseudo-patriotischen Geheimbündler der Demokratie und von Illusionen über den moralischen Rückhalt, welchen der einzige constitutionelle Staat des östlichen Europa an den Westmächten besitzen sollte, waren freilich auch die besten und einsichtsvollsten Polen jener Zeit nicht frei geblieben — in dem Wunsche, die Dinge nicht auf das Aeußerste zu treiben, begegneten sich nichtsdestoweniger alle

zurechnungsfähigen Zeugen des tollköpfigen revolutionären Ausbruchs vom 29. November 1830.

Ein nicht unerheblicher Theil polnischer Generale und verschiedene größere Truppenkörper waren dem Großfürsten in der Stunde der Gefahr treu geblieben und auf die Seite der siegreichen Revolution erst getreten, als ihr Oberbefehlshaber seine Sache selbst verloren gegeben und in unbegreiflicher Rathlosigkeit die Stadt geräumt hatte. Unter den Anführern, auf deren Unterstützung die Aufständischen gerechnet hatten, waren mehrere, die ihre Anhänglichkeit gegen den König mit dem Leben bezahlten. Niemand verurtheilte die Herausforderung der überlegenen russischen Macht so bitter und so unbedingt, wie der zum Dictator erwählte General Chłopicki, dessen Sträuben gegen die Uebernahme dieser Stellung der der Revolution leidenschaftlich abgeneigte Fürst Drucki-Lubecki vornehmlich mit der Vorstellung besiegt hatte, die Wahl eines populären, dem Großfürsten persönlich verhaßten Mannes werde die Truppen „aus der Revolution herausziehen", die Aufrichtung eines conservativen Regiments einen Ausgleich mit dem Zaren und eine Restauration des begangenen Fehlers ermöglichen. Lediglich in der Absicht, die „vorgeschrittenen Elemente" zu Vernunft und Mäßigung zu bringen, hatte der ad hoc eingesetzte Verwaltungsrath sich durch eine Anzahl volksthümlicher und zu den Aufständischen neigender Männer verstärkt, und die erste Maßregel, zu welcher die Männer der Situation sich entschlossen, war die Absendung einer mit Friedensverhandlungen beauftragten Deputation in das Hauptquartier des Großfürsten gewesen. Diese Verhandlungen blieben infolge der wahrhaft beispiellosen Ungeschicklichkeit resultatlos, deren der Großfürst und bei dieser Gelegenheit auch die Fürstin Lowicz sich schuldig machte[1]) (seine Vorwürfe richtete der erstere vornehmlich an den loyalsten der anwesenden Unterhändler, den Fürsten Drucki, während die letztere ihre Hauptaufmerksamkeit dem „Republikaner" Lelewel zuwandte), — an dem Verhalten der Warschauer Conservativen wurde aber auch durch dieses unbefriedigende Ergebniß noch Nichts verändert. Die Besetzung der am 21. November installirten „provisorischen Regierung" gab Drucki den revolutionären Elementen in der ausgesprochenen Absicht Preis, die Demagogenpartei in ihrer eigenen Brühe zu kochen und den bestimmenden Einfluß dem Dictator und den Ministern zu erhalten. Obgleich dieser Plan wegen des unaufhaltsamen Wachsthums der revolutionären Leidenschaften mißglückte, Drucki selbst bei Seite geschoben und die demokratische Partei alsbald zur alleinigen Herrin der Situation gemacht wurde, hielten der Dictator Chłopicki und die um diesen gescharten Beamten und conservativen Edelleute unerschütterlich an der Absicht fest, die Autorität des Kaiser-Königs aufrecht zu erhalten und zwischen diesem und der einmal zur vollendeten Thatsache gewordenen Revolution zu vermitteln. Erst als die aus St. Petersburg eingetroffenen Nachrichten den Hoffnungen auf einen

[1]) Einen genauen Bericht dieser merkwürdigen Unterredung hat die Russkaja Starinà im Juni 1878 (Jahrg. IX, 5. 6. pag. 317 ff.) auf Grund der Aufzeichnungen eines Ohrenzeugen veröffentlicht. Vgl. auch Karnowitsch „Der Zesarewitsch Constantin Pawlowitsch" (Russk. Starinà vom Februar 1876, pag. 237 ff.).

Ausgleich den Todesstoß gaben, nahm die Sache eine veränderte Richtung und wurde die Fiction von der Fortdauer der königl. Autorität auch der Form nach aufgegeben. Von den Männern, die bis dahin die Regierung geführt hatten, schieden die beiden bedeutendsten von Stunde an vollständig aus; Chłopicki legte am 17. Januar 1831 die Dictatur nieder, Drucki-Lubecki, der zur Anknüpfung von Verhandlungen nach St. Petersburg gegangen war, blieb in der russischen Hauptstadt, — daß die Czartoriski und Zamoiski sich von der Sache ihres Vaterlandes nicht trennten, geschah wesentlich in der (allerdings unbegründeten) Hoffnung, die turbulenten Elemente schließlich unterkriegen und eine nachträgliche, durch die diplomatische Vermittelung des Auslandes angebahnte Verständigung mit dem Kaiser herbeiführen zu können. Es ist bekannt, daß die beiden Nachfolger Chłopicki's im militärischen Obercommando, Fürst Michael Radziwill und General Skrzynecki, den Kampf gegen Rußland nur widerwillig aufnahmen und bei jeder sich darbietenden Gelegenheit zur Anknüpfung von Verhandlungen riethen.

Auf dem Standpunkte dieser Männer stand auch der 27jährige Alexander Wielopolski. Gleich ihnen hatte er den Aufstand vom 29. November bedingungslos verurtheilt, gleich ihnen an der Hoffnung auf eine Verständigung mit St. Petersburg festgehalten, gleich ihnen hatte er den von Hause aus aussichtslosen Kampf gegen die Schwätzer und französirenden Ideologen der demokratischen Clubs aufgenommen. Von dem weitverbreiteten Wahne, daß Polen äußersten Falles auf die Vermittelung des Auslandes rechnen könne, und daß es möglich sein werde, durch rechtzeitige Anrufung dieser Vermittelung auf die in Petersburg zu fassenden Entschließungen einzuwirken, war freilich auch er nicht frei geblieben. Gleich der Mehrzahl seiner Landsleute befand der Marquis sich in so vollendeter Unkenntniß der Wiener Congreßverhandlungen, daß er diese zu Ausgangspunkten der mit den Cabinetten von London und von Paris anzuknüpfenden Verbindungen zu machen vorschlug und daß er ein in diesem Sinne verfaßtes Memorial dem Fürsten Adam Georg Czartoriski Tags nach der Verkündigung von Chłopicki's Dictatur überreichte. Der vieljährige Vertraute Alexander's I. und Mittheilnehmer der Wiener Verhandlungen war mit der Vorgeschichte der Constitution von 1815 zu genau bekannt, um die Illusionen seines jungen Landsmannes theilen zu können. Unbegreiflicher Weise hieß er den von diesem entworfenen Plan indessen gut. Gegen Chłopicki's Wunsch und Willen und ohne Rücksicht darauf, daß der Versuch einer Anknüpfung mit dem Auslande den Kaiser Nikolaus aufs Aeußerste erbittern und der gehofften Verständigung allen Boden entziehen mußte, wurde am Abende des 13. Decembers (zwei Wochen nach Ausbruch des Aufstandes, vier oder fünf Tage, nachdem Fürst Drucki-Lubecki und Graf Jezierski behufs Anknüpfung von Verhandlungen nach St. Petersburg abgereist waren) Wielopolski in diplomatischer Mission nach London, der General-Intendant der königl. Armee Wolicki mit einem entsprechenden Auftrage nach Paris abgesendet.

In Wielopolski's Leben und für den Entwickelungsgang von Wielopolski's politischen Anschauungen hat die thörichte Londoner Mission von 1830—1831 Epoche gemacht. Mit einem auf den Namen Dupasquier ausgestellten Paß,

einem Beglaubigungsschreiben und einer Hand voll von Czartoriski geschriebener Briefe ausgerüstet, traf er am 28. December in Paris, am 2. Januar 1831 in London ein, wo sieben Wochen zuvor die Tories den angeblich polenfreundlichen Whigs Platz gemacht hatten. In der französischen Hauptstadt hatte der Marquis nicht erreichen können, daß der Minister-Präsident Lafitte das Schreiben, in welchem der polnische Regierungs-Agent um eine Unterredung bat, auch nur beantwortete, — in London wurde ihm durch einen Landsmann, den Fürsten Leo Sapieha, unmittelbar nach seiner Ankunft mitgetheilt, daß er vielleicht als „vom Fürsten Czartoriski empfohlener Reisender", keinenfalls aber als diplomatischer Agent von den Ministern werde empfangen werden. Wielopolski ließ sich diese Bedingung gefallen, mußte aber nichtsdestoweniger erleben, daß der Premier-Minister Lord Grey zu dem Zusammentreffen, welches im Hause eines gemeinsamen Bekannten stattfinden sollte, *nicht* erschien, sondern sagen ließ, daß die Rücksicht auf „eine befreundete Macht" ihm verbiete, Herrn Wielopolski's Mittheilungen direct entgegen zu nehmen. Minder schwierig zeigte sich Lord Palmerston, der den Marquis zu wiederholten Malen in Downing Street empfing und keinen Anstand nahm, dem russischen Botschafter mittheilen zu lassen, daß ein Warschauer Abgesandter da sei, den er privatim und ohne Anerkennung der amtlichen Eigenschaft desselben sprechen werde. Daß dem kühlen nüchternen Britten weder Berufungen auf die Wiener Congreßverhandlungen noch Warnungen vor der ansteckenden Wirkung einer sich selbst überlassenen polnischen Revolution den geringsten Eindruck machten, wußte der Marquis bereits nach der ersten Unterredung. Anlangend den ersten Punkt hatte Palmerston zur Antwort gegeben, daß die in Wien gefaßten Beschlüsse sich wol auf die *Einführung* einer constitutionellen Verfassung, aber nicht auf den *Inhalt* und nicht auf die Ausführung derselben bezogen hätten, und daß zur Anrufung der bezüglichen internationalen Feststellungen jede auch nur scheinbare Veranlassung fehle; die Revolution selbst hatte er als Thorheit und als Verletzung rechtlich bestehender Ordnungen verurtheilt und darauf hingewiesen, daß ihre Gefährlichkeit lediglich als Argument für beschleunigte Erstickung des entzündeten Feuers angesehen werden könne. Nachdem Palmerston in einer späteren Unterredung mit der ihm eigenthümlichen Klarheit und Nüchternheit ausgesprochen hatte, daß die Bedrohung Europa's durch das revolutionäre Frankreich wie alle übrigen Rücksichten, so auch die unter andern Umständen vielleicht in Betracht gekommenen Vortheile einer Polen gewährten „mäßigen Freiheit" zum Schweigen gebracht habe, und daß Vergleichungen zwischen der einer Niederlage entgegengehenden Sache Polens und derjenigen der siegreichen Belgier und der Griechen nicht möglich seien, konnte Wielopolski über die Vergeblichkeit seiner Mission und über die Aussichtslosigkeit der polnischen Interventions-Hoffnungen nicht mehr im Zweifel sein: daß der Staatssecretär des Auswärtigen ihn überhaupt noch empfing und bereitwillig anhörte, führte den nüchternen Mann mit gutem Grunde auf das Verlangen des Londoner Cabinets nach andern als russischen Meldungen über die Lage des insurgirten Landes zurück. Und selbst diesem Verlangen konnte der unglückliche Vertreter der unglücklichen polnischen Sache nicht entsprechen, da er oft Wochen lang ohne alle Nachrichten aus Warschau blieb und die ihm spärlich zugehenden

Meldungen beinahe regelmäßig durch die Zeitungen überholt wurden. Dem Beispiele seines heißblütigen Pariser Collegen Wolicki zu folgen, der mit den Führern der radicalen Opposition gegen die Regierung, auf welche er einwirken sollte, conspirirte, Club- und Pöbel-Demonstrationen in Scene setzte und um die Gunst demagogischer Journalisten warb, — dazu war Wielopolski nicht der Mann. Der durchaus ungünstige Eindruck, den die von den Warschauer Reichstags-Thoren ausgesprochene Absetzung des Hauses Romanow und die Unabhängigkeits-Erklärung Polens auf die Londoner Regierungskreise machte, und die Erfahrung, daß der Einfluß der Fürstin Liven ihm die Thüren der französischen Botschaft und das gastfreie Haus des polenfreundlichen Lord Holland ohne Weiteres verschloß, bestärkten Wielopolski in der Absicht, bei erster sich darbietender Gelegenheit sein zu übler Stunde übernommenes Amt niederzulegen und in die Heimath zurückzukehren. Diese Gelegenheit fand sich, als Graf Alexander Walewski (der spätere Minister Napoleon's III.) in London eintraf, um Lord Palmerston die Candidatur eines österreichischen Erzherzogs für den Warschauer Thron vorzuschlagen. Ende März (oder Anfang April) des Jahres 1831 reiste Wielopolski ab, um über Krakau nach Warschau zurückzukehren. Noch bevor er die erstere Stadt erreicht hatte, ging ihm die Trauerkunde zu, daß seine junge Frau einen todten Knaben geboren habe und diesem in's Grab gefolgt sei.

Eine Schilderung der Zustände, welche Wielopolski bei seinem Wiedereintreffen in Warschau vorfand, liegt außerhalb der Absicht dieser Blätter. Für unsern Zweck genügt, daß die demokratische Partei ihr Werk gethan, durch die gegen den Kaiser-König Nikolaus decretirte Absetzung jede Verständigung mit dem übermächtigen Feinde unmöglich gemacht, eine wirksame Vertheidigung des Landes durch Unbotmäßigkeit gegen die selbst gewählten Führer und durch Zerwühlung der Armee nach Kräften erschwert hatte — und daß die Conservativen schwach genug gewesen waren, ihren Rivalen Schritt für Schritt das Terrain zu räumen und durch fortgesetzte Theilnahme an der thatsächlich durch unzurechnungsfähige Clubredner bestimmten Regierung eine Mitverantwortung für die Thorheiten zu übernehmen, die sie nicht hatten verhindern können. Während die russische Armee sich der polnischen Hauptstadt langsam aber stetig näherte, General Skrzynecki und die übrigen sachkundigen Feldherren trotz einzelner über den Feind errungener Vortheile keinen Augenblick darüber im Zweifel waren, daß ein schließliches Unterliegen unvermeidlich sei und daß die gänzliche Vernichtung höchstens durch rechtzeitig begonnene Verhandlungen abgewendet werden könne, nahm die in Warschau herrschende Begriffsverwirrung stündlich zu. Angesichts einer tödtlichen Gefahr fuhr die Demokratie fort, Illusionen der sinnlosesten Art zu huldigen. Preußens der polnischen Sache feindliches Verhalten wurde nach Möglichkeit ignorirt, über Metternich's dem Grafen Zamoiski gespendeten freundlichen Worte die durchaus abwehrende Haltung des kaiserl. königl. Cabinets vergessen und von einem bevorstehenden „Systemwechsel" in Wien gefabelt, endlich für feststehend angesehen, daß die Pariser Demokratie den Bürgerkönig in Bälde dazu nöthigen werde, den Warschauer Volkshelden mit einer großen, unüberwindlichen Armee zu Hilfe zu kommen.

So vollständig waren bestimmender Einfluß und politischer Credit an

demagogische Hampelmänner vom Schlage des polnischen „Robespierre" Mochacki und des Doctrinärs Lelewel übergegangen, daß der einzige dem übrigen Europa bekannte und für einen Staatsmann angesehene Pole jener Zeit, der Fürst Adam Georg Czartoriski, die Rolle eines bloßen Figuranten spielte, daß der Rücktritt der beiden populärsten Minister, des Grafen Malachowski und des als Gefährten Kosziusko's bekannten Niemojewski, spurlos an der Bevölkerung vorüberging, und daß der von Wielopolski angestellte Versuch, die Stimme der Vernunft mindestens in der wichtigsten der obschwebenden Fragen, der litthauischen, zur Geltung zu bringen, mit einem totalen Fiasco endete. Mit dem Instinkt des wirklichen Politikers errieth der 28jährige Marquis, daß der von der radicalen Reichstagspartei erhobene Anspruch auf Auslieferung der größtentheils von Nicht-Polen und Nicht-Katholiken bewohnten, weder in den Verträgen noch in der Verfassung irgend erwähnten weißrussischen und litthauischen Provinzen an das Königreich und die Aufpflanzung der Revolutionsfahne in denselben, den zwischen Polen und Russen gährenden Zwiespalt zu einem unausfüllbaren machen und die vorhandenen staatsrechtlichen Gegensätze zu nationalen erweitern werde. Um dieses Aeußerste abzuwenden, ließ Wielopolski sich als Regierungscommissar in die Reichstagssitzung vom 5. Mai 1831 abordnen, in welcher die Anträge auf Proclamation der Untrennbarkeit Litthauens und Polens verhandelt werden sollten: er unterlag nicht nur, sondern war von Stunde an mit einem Odium behaftet, das er in der Folge nie wieder ganz los geworden ist. Als er am 8. August als Vertreter Grodno's in den Reichstag trat, wurde der wegen seiner in London bewiesenen Mäßigung hart gescholtene Marquis von der Demokratie mit einer Feindseligkeit verfolgt und als Verräther denuncirt, die selbst in jener Zeit leidenschaftlich verschärfter Gegensätze beispiellos genannt werden mußte.

Die Geschicke, welche die falschen Vaterlandsfreunde über das unglückliche Land beschworen hatten, nahmen inzwischen ihren unaufhaltsamen Gang. Paskewitsch, der nach dem Tode des Feldmarschalls Diebitsch das Commando über die russische Invasions-Armee übernommen hatte, stand in den letzten Tagen des August 1831 vor Warschau. In seinem Auftrage überbrachte General Dannenberg am 4. September die folgenden, unter den einmal gegebenen Umständen beispiellos günstig zu nennenden Bedingungen: der russische Obercommandirende versprach den Erlaß einer Amnestie, unveränderte Aufrechterhaltung der Verfassung, Conservirung der polnischen und Zurückziehung der russischen Armee, wenn polnischer Seits die Anerkennung der Autorität des Kaisers und der Rückzug der polnischen Truppen auf Ploçk zugestanden würden; er ging soweit den polnischen Officieren die Anerkennung der Grade anzubieten, welche sie im Revolutionskampfe erworben hatten. Einstimmig riethen die Generale zur Annahme dieser Vorschläge. Die revolutionären Clubredner und ihre der Regierung angehörigen Gevattern aber wußten es besser und setzten durch, daß das letzte der polnischen Sache dargebotene Rettungsmittel schnöde von der Hand gewiesen wurde: die unsinnigen Phrasen von der Nothwendigkeit vollständiger Unabhängigkeit des Vaterlandes und der Wiederherstellung seiner historischen Grenzen hatten noch einmal ihr Werk gethan. Drei Tage später hatte das im Sturm genommene Warschau capitulirt, war die Armee vernichtet, der Reichstag nach Modlin geflüchtet, von wo

er sich weiter nach Zakroczym zurückziehen mußte. Hier versuchte man, das Gaukelspiel einer allgemeinen Versöhnung der Parteien und der Aufrichtung eines „Coalitions-Ministeriums" in Scene zu setzen, in welchem neben Demokraten vom Schlage der Lelewel und Olrych auch Wielopolski und dessen Freund Swidzinski Platz finden sollten. Beide Männer lehnten die ihnen zugedachte Ehre ab. Nach einigen mit gegenstandslosen Berathungen und unaufhörlichen Intriguen ausgefüllten Wochen hatte es mit der parlamentarischen Farce ein Ende. Der Reichstag und die Ueberreste der Armee flüchteten über die Grenze, welche Fürst Czartoriski, Ladislas Zamoiski und andere Führer der conservativen Partei bereits früher überschritten hatten. Wörtlich hatte sich erfüllt, was Gentz einem Freunde geschrieben: „daß die polnische Sache nicht nur durch die feindlichen Bajonette, sondern vornehmlich durch das Treiben der Factionen vernichtet werde, welche die Freiheit in ihren mörderischen Armen erstickten".

2.

Gleichzeitig mit dem Reichstage verließ auch Wielopolski das zur Beute eines erbarmungslosen Siegers gewordene Land. Auf Verlangen des russischen Residenten aus Krakau ausgewiesen, wo er sich mit der Schwester seiner verstorbenen Frau verheirathet hatte, wandte Wielopolski sich zu längerem Aufenthalt nach Dresden. Sein Vermögen und sein Heimathsrecht glaubte er verwirkt zu haben, vor dem Müßiggang und der Verlumpung einer Emigranten- und Verschwörer-Existenz empfand der energische Mann ein so unüberwindliches Grauen, daß er sich nach der Begründung eines neuen Herdes und einer bürgerlichen Thätigkeit umsah. Er beschloß nach Basel zu gehen und sich mit dem Rest seines Vermögens als Privatdocent niederzulassen. — Dazu sollte es indessen nicht kommen. Ohne sein Zuthun wurde der Ex-Gesandte der polnischen Revolutions-Regierung in die Amnestie vom 1. November 1831 eingeschlossen und in den Stand gesetzt, nach zwei in Krakau verbrachten Jahren in sein Vaterland zurückzukehren, wo er sich während der folgenden Jahre ausschließlich der Bewirthschaftung seiner nach im Jahre 1835 endlich erstrittenen Proceßsiege um das Majorat von Pinczow vermehrten Familiengüter widmete und von allen öffentlichen Angelegenheiten fern hielt.

Der Charakter des fast ein Viertel-Jahrhundert umfassenden Willkür-Regiments, welches der zum Statthalter des Königreichs ernannte Besieger Warschau's und der Revolution, der Feldmarschall Graf Paskewitsch-Eriwanski, Fürst Warschawski aufrichtete, ist bekannt. Der Statthalter waltete als Dictator, der seinen russischen Gehilfen die Schrankenlosigkeit der ihm ertheilten Befugnisse ebenso erbarmungslos zu fühlen gab, wie den Bewohnern des Landes, einerlei ob dieselben hochgeborene, zur Aussöhnung mit Rußland neigende Magnaten, ergraute Bischöfe oder in den kaiserlichen Civil- und Militärdienst gepreßten Patres minorum gentium waren. Eine gesetzlich geregelte Ordnung der Dinge bestand nur dem Namen nach, thatsächlich dauerte der bei dem Einrücken der russischen Truppen verkündigte Belagerungszustand auch nach der äußeren Pacification des Landes fort. Das an die Stelle der Verfassung getretene „Organische Statut" vom 23. Februar 1832 kam nur rücksichtlich seiner

Bestimmungen über die Incorporation der polnischen in die russische Armee, über die Einsetzung eines Statthalters und über die zur Berathung polnischer Angelegenheiten bestimmte Abtheilung des St. Petersburger Reichsraths in Ausführung, — zur Verwirklichung der der polnischen Nationalität in diesem Gesetze gegebenen Versprechungen wurde niemals auch nur Miene gemacht. Vor wie nach Verkündigung des Statuts wurden alle höheren Verwaltungsämter in die Hände russischer Beamten und Officiere gelegt, die confiscirten Güter und zahlreichen Domänen, Generalen russischer Herkunft und griechisch-orthodoxen Bekenntnisses verliehen, die der katholischen Kirche gewährleisteten Rechte mit Füßen getreten und der Rücksicht auf eine möglichst ersprießliche Propaganda des griechisch-russischen Kirchenthums geopfert, alle politischen Processe und sehr zahlreiche strafrechtliche Fälle ad hoc eingesetzten Militär-Commissionen zur Aburtheilung überwiesen. Daß die Warschauer Universität aufgehoben, die Mehrzahl höherer Lehranstalten geschlossen, die Erlernung der russischen Sprache für die Beamten des Königreichs obligatorisch gemacht, die unirte Kirche Litthauens und Weißrußlands gewaltsam mit der griechisch-orthodoxen vereinigt, jede Spur einer freien Bewegung der Presse vernichtet und über das ganze Land das Netz eines Spionirsystems ausgebreitet wurde, verstand sich von selbst. Andere als rein gesellige und auch dann auf eine mäßige Anzahl von Personen beschränkte Vereinigungen abzuhalten, war bei dem Umfang, den die Spionage gewonnen hatte, unmöglich; selbst die Begründung von Lesegesellschaften und Journalzirkeln galt hier mit der öffentlichen Sicherheit unvereinbar, seit drei Viertheile aller polnischen und aller im Auslande gedruckten Bücher verboten worden waren. Der einzige Verein, den Paskewitsch dulden zu dürfen glaubte, war derjenige der Land-Credit- und Hypothekengesellschaft, die alle zwei Jahre zur Wahl eines Präsidenten und eines Cassencuratoriums zusammentrat, indessen so ängstlich überwacht wurde, daß es für eine unerhörte Kühnheit galt, als Wielopolski eine im Jahre 1842 abgehaltene Versammlung mit einer Ansprache eröffnete.

Polen wurde als eine eroberte Provinz behandelt, die so schnell und so rücksichtslos wie immer möglich in eine russische Provinz verwandelt werden sollte, deren Einwohnern man allenfalls den privaten Gebrauch der polnischen Sprache und innerhalb gewisser enger Grenzen die Befolgung katholischer Kirchenvorschriften gestatten wollte. Die Schulanstalten des Königreichs wurden 1839 dem russischen Ministerium der Volksaufklärung unterstellt, die Functionen des Warschauer Staatsraths und des Cassationshofs im September 1841 auf zwei Departements des St. Petersburger Senats übertragen, — die fünf alten Palatinate im Jahre 1844 in zehn nach russischem Muster eingerichtete Gouvernements verwandelt, die Vorschriften des russischen Strafgesetzbuchs 1848 auf das Königreich ausgedehnt und gleichzeitig die öffentlichen Straßen und Canäle unter die Verwaltung der von dem berüchtigten Grafen Kleinmichel geleiteten St. Petersburger General-Direction gestellt. Daß die beabsichtigte „Annäherung" des polnischen bürgerlichen Rechtes an das russische Muster nicht in Ausführung kam, lag lediglich an der Unfähigkeit der mit dieser Aufgabe betrauten Commission, — das Gesetz, nach welchem alle in gemischten, d. h. von

Katholiken und Protestanten mit Angehörigen der russischen Staatskirche eingegangenen Ehen, erzeugten Kinder, der Religion des griechisch-orthodoxen Theils bei schwerer Criminalstrafe folgen mußten, war bereits um die Mitte der dreißiger Jahre auf das Land ausgedehnt worden, dem das Organische Statut unbeschränkte Cultusfreiheit und besondere Beschützung der „Religion der katholischen Mehrheit" verheißen hatte. Die Rechtlosigkeit des Landes und seiner Bewohner war eine so vollendete, daß Paskewitsch einem polnischen hohen Beamten, der ihm in einer Finanzangelegenheit Opposition zu machen gewagt hatte, allen Ernstes die drohenden Worte sagen konnte: „Ich werde Sie hängen lassen und in meinem nächsten Jahresbericht an den Kaiser einfach bemerken, es sei auf meine Anordnung „ein gewisser Senator" gehängt worden." Das war um die Mitte der vierziger Jahre geschehen; — seinen Höhepunkt erreichte das von dem Kaiser Nikolaus etablirte Repressions- und Bevormundungssystem aber bekanntlich erst nach dem Jahre 1849, wo der Besieger Ungarns und der Revolution sich zum Herrn des Welttheils gemacht zu haben glaubte und wo die sog. Petraschewski'sche Verschwörung und die Theilnahme einzelner Polen an dem magyarischen Nationalkampf zu abermaliger Verschärfung der Maßregeln den Vorwand gegeben hatten, durch welche das heilige Rußland vor revolutionären Ansteckungen ausgesühnt werden sollte.

Die Unmöglichkeit, Zustände so widersinniger, der menschlichen und der polnischen Natur direct zuwider laufenden Art in infinitum fortzusetzen, war so einleuchtend, daß dem Polenthum kaum verübelt werden konnte, wenn es gerade aus der Härte des geltenden Systems Hoffnungen für eine bessere Zukunft schöpfen zu können glaubte. Während äußerlich eine nur selten unterbrochene Kirchhofsruhe herrschte, Handel und Verkehr sich auf die Beschaffung der dringendsten Lebensbedürfnisse beschränkten, die von Soldaten starrenden Städte von den höheren Ständen gemieden wurden und der Bauer stumpfsinnig zwischen Ueberanstrengung und Berauschung dahinlebte, waren Augen und Ohren des denkenden Theils der Nation ausschließlich auf die Vorgänge außerhalb der Grenzen des Landes gerichtet. Der in den kleineren Städten und auf dem flachen Lande lebende Adel hielt sich von jeder Berührung mit den gouvernementalen Elementen zurück, um ungestört politischen Speculationen nachzuhängen, die sich zumeist um die Ereignisse in Paris und um die Nachrichten drehten, welche die im Exil lebenden Freunde und Vettern in die Heimath gelangen ließen, um die Hoffnung auf einen allendlichen Sieg der nationalen Sache und auf eine von Westen kommende Rettung derselben am Leben zu erhalten. Für die Masse der sog. Gebildeten und besonders für das jüngere Geschlecht stand ein für alle Mal fest, daß die Zukunft Polens mit derjenigen der europäischen Demokratie untrennbar verbunden sei und daß der zu erwartenden Universal-Revolution gelingen werde, was der polnischen Local-Revolution nicht geglückt war. In den Kreisen des höheren Adels, für deren typischen Repräsentanten der Graf Andreas Zamoiski gelten konnte (derselbe der 1831 durch die Weichsel geschwommen und nach Wien gegangen war um den Beistand des österreichischen Cabinets anzurufen), herrschten allerdings andere Anschauungen. Hier rechnete man auf die Wechselfälle der hohen Politik auf das durch die römische Mission Ladislas Zamoiski's neu belebte Interess

der römischen Curie für das „katholischste Volk der Erde", und vor Allem auf die Geschicklichkeit, mit welcher die um den Fürsten Czartoriski gruppirte aristokratische Emigranten-Fraction in Paris, Frankreichs Bedürfniß nach einem Stützpunkt gegen den vordringenden Einfluß der drei nordischen Mächte auszubeuten wissen werde. Während die polnische Aristokratie die Tendenzen der Demokratie im Uebrigen nach Kräften bekämpfte und durch eine streng kirchliche Erziehung der Jugend den revolutionären Zeitideen entgegen zu arbeiten versuchte, traf sie an zwei entscheidenden Punkten mit der Revolutionspartei zusammen: in der Ueberzeugung, daß das Heil allein von Westen zu erwarten sei und daß der polnische Patriot seine Pflicht erfüllt habe, wenn er der Regierung auf allen Gebieten und unter allen Umständen passiven Widerstand leiste und sich auf keinerlei der inneren Zustände des Landes betreffenden Transactionen einlasse.

Innerhalb einer so gearteten Gesellschaft mußte ein Mann vom Schlage Wielopolski's vollständig isolirt dastehen. Er, der seine Rechnungen mit dem Auslande grundsätzlich abgeschlossen, alle Beziehungen zu der Emigration und zu seinen ehemaligen Genossen von der Czartoriski'schen Partei abgebrochen hatte und dem überdies die geselligen Talente und Gewohnheiten fehlten, auf welche der polnische Magnat seinen Einfluß zu gründen gewohnt ist, — er zählte in den Kreisen der von Pariser Neuigkeiten und eingeschmuggelten Zeitungsartikeln lebenden Gelegenheitspolitikern nicht mit. Seine Aufmerksamkeit und seine Thätigkeit waren ausschließlich auf seine nächsten Pflichten und auf eine möglichste Besserung der ihn umgebenden realen Verhältnisse gerichtet. Sparsam, energisch und bedürfnißlos wie er war, ließ Wielopolski sich zunächst die Consolidation seiner durch die Revolution und den vieljährigen Erbschaftsproceß zerrütteten Vermögensverhältnisse angelegen sein und das mit so glücklichem Erfolge, daß er im Verlauf weniger Jahre die auf seinen Gütern lastenden Schulden bezahlt, einen großen Theil der versplitterten Majoratsgüter eingelöst, seine Brüder und Schwestern abgefunden hatte und zum wohlhabenden, wenn auch nicht eben reichen Manne geworden war. Mit gleichem Eifer widmete er sich der Erziehung seiner Kinder, die er Anfangs im eignen Hause, später unter der Obhut der Mutter in Breslau erziehen ließ. Dann nahm er die ökonomische Reorganisation der bäuerlichen Insassen seiner Güter in die Hand, um von der einzigen Freiheit, welche die russische Regierung dem Edelmanne ließ, Gebrauch zu machen und dem guten Beispiel Folge zu leisten, das dieselbe auf ihren Domänengütern gegeben hatte. Er begann damit, die Frohnleistungen der Bauern in Geldpacht zu verwandeln (der Pferdetag wurde zu 1 Mark, der Fußtag zu 25 Pfennige berechnet) und die Naturallieferungen abzuschaffen, um sodann zu einer Gemeinheits-Theilung, endlich zum Verkauf der Gebäude und Gärten an die Pachtinhaber und zum Abschluß für 24 Jahre giltiger Pachtverträge zu schreiten, die nach den für die Domänen geltenden, anerkannt billigen Sätzen berechnet wurden. — Erst nachdem diese Angelegenheiten geordnet worden waren, erlaubte der Marquis sich eine jener ausländischen Reisen, die unter den gegebenen Verhältnissen für jeden Gebildeten zum unabweisbaren Bedürfniß geworden waren. Aber auch in dieser Beziehung machte er es anders, als seine Landes- und

Standesgenossen: statt nach Paris zu gehen und den Geheimnissen des Hotel Lambert nachzuspüren, begnügte Wielopolski sich mit Ausflügen nach Krakau, Prag und Breslau, denen im Jahre 1841 ein längerer Aufenthalt in Berlin folgte, welchen der ehemalige Göttinger Student dem Studium der Hegel'schen Philosophie, namentlich dem Besuch der Vorlesungen Hotho's widmete. Durch einen Ex-Commilitonen, den russischen Gesandten Baron Peter Meyendorff, wurde er damals am Hofe Friedrich Wilhelm's IV. vorgestellt und in die Lage gebracht, Verbindungen anzuknüpfen, die sich in der Folge als höchst nützliche auswiesen.

Ein unerwartetes, in allen Theilen der ehemaligen Republik mit starrem Entsetzen aufgenommenes Ereigniß rief den Mann, der mit der politischen Thätigkeit abgeschlossen zu haben schien, im April des Jahres 1846 auf die öffentliche Bühne. In Veranlassung jener gegen den Adel des Tarnower Kreises gerichteten Jacquerie vom Februar 1846, zu welcher ein thörichter Aufstandsversuch der letzteren das Signal gegeben hatte und deren Mitschuld infolge der Rathlosigkeit und Aengstlichkeit der galizischen Localbehörden auf die österreichische Regierung gewälzt worden war, veröffentlichte Wielopolski eine Flugschrift, die auf seinen ferneren Lebensgang größeren Einfluß gewann, als er selbst geahnt haben mochte. Es war das die vielbesprochene (in dem Lisicki'schen Buch neu abgedruckte) „Lettre d'un gentilhomme polonais sur les Massacres de Galicie, adressée on Pce de Metternich, à l'occasion de sa depêche circulaire du 7 Mars 1846".

Die Vorgänge, welche zu dieser Publication die Veranlassung gaben, sind in der Folge bis in's Einzelne festgestellt worden. Ohne Rücksicht auf die weitverbreitete, nur der Gelegenheit zu einem gewaltsamen Ausbruch harrende Erbitterung der galizischen Bauern gegen ihre Herren, hatten diese letzteren einen Aufstandsversuch unternommen, der sich über das gesammte ehemals polnische Gebiet erstrecken sollte und zu welchem mit der Ueberrumpelung des kleinen Freistaates Krakau der Anfang gemacht wurde. Die überraschten Localbehörden Tarnowo's und einiger benachbarter Kreise hatten in ihrer Besorgniß vor den Folgen des Aufstandes die ihnen angebotene Beihilfe des Landvolks nicht zurückgewiesen, einzelne Beamte die Bauern förmlich zu den Waffen gerufen und Preise auf die Ergreifung der aufständischen Gutsbesitzer gesetzt. Davon war von dem wüthenden, durch Mißhandlungen und harte Frohnen seit lange verhetzten Landvolk zu einem Massacre der adligen Herren des Tarnower Kreises Veranlassung genommen worden, das mehreren hundert Menschen das Leben kostete und dessen Folgen Niemand mehr überraschten als die (unbegreiflicher Weise) ahnungslos gebliebene österreichische Regierung. — Was das Product der Rathlosigkeit und Feigheit eines verkommenen, jeder Initiative und jeder Selbständigkeit entwöhnten Beamtenthums gewesen war, galt im ersten Augenblick dem übrigen Europa für die Ausführung eines wohldurchdachten teuflischen Planes, der darauf abgezielt haben sollte, das polnisch-aristokratische Element Galiziens dem rohen, in das österreichische Staatsinteresse gezogenen ruthenischen und masurischen Bauernthum an's Messer zu liefern. Bei der Unpopularität, deren das Metternich'sche System sich bei allen Zeitgenossen erfreute,

konnte nicht ausbleiben, daß diese Version allgemeinen Glauben fand und daß aus allen Ecken und Enden des Welttheils leidenschaftliche Anklagen gegen das pseudo-conservative Regiment erhoben wurden, welches die nationale Erhebung des polnischen Adels mit der Entzündung einer Bauernrevolte beantwortet und Greuel verschuldet haben sollte, die an die schlimmsten Zeiten der mittelalterlichen Bauernkriege gemahnten. Es sollte ein Beweis dafür geliefert worden sein, daß der Absolutismus unter Umständen den Jacobinismus an Blutgier und Gleichgiltigkeit gegen die Wahl seiner Mittel noch übertreffen könne und daß der leitende Minister des par excellence conservativen österreichischen Staates mit dem Socialismus Brüderschaft getrunken habe, um dem liberalen Polenthum das Garaus zu machen.

Unter dem Eindrucke der damals in ganz Europa getheilten Ueberzeugung, daß die galizischen Beamten auf Grund ihrer von der Centralstelle ertheilter Weisungen gehandelt hätten und daß Fürst Metternich der eigentliche Anstifter der Tarnower Jacquerie sei, hatte Wielopolski zur Feder gegriffen. Er war nicht nur als Pole und als Conservativer auf's Aeußerste darüber empört worden, daß eine absolutistische Regierung sich zur Erreichung selbstischer Zwecke revolutionärer Mittel bedient, sich zur Parteigängerin gegen das „Eigenthum" gerichteter anarchischer Ideen gemacht und in noch nicht dagewesener Weise zu dem „Divide et impera" bekannt hatte, — er sah in dem angeblichen Vorgehen des Wiener Cabinets eine Bestätigung der ihm im Laufe der Jahre mehr und mehr zur Ueberzeugung gewordenen Meinung, daß die revolutionären Zeitideen seiner Heimath das Verderben bereiteten, daß Polen von dem germanischen und romanischen Europa nur Feindschaft und Gleichgiltigkeit zu erwarten habe und daß es für sein Vaterland keine andere Rettung, als die Aussöhnung mit Rußland, als den Anschluß an das Russen- und Slaventhum gebe. In diesem Sinne warf er dem Adressaten seines Briefes vor, die Widersinnigkeit der galizischen Agrarzustände absichtlich gehegt und dann als revolutionäre Waffe gegen den polnischen Adel gebraucht zu haben, dessen an dem Aufstandsversuche völlig unschuldige conservative Elemente auf die Proscriptionsliste des mit der Anarchie verbündeten Absolutismus gesetzt worden seien. Oesterreichs Bündniß mit denselben westeuropäischen Revolutionsideen, welche bereits ein Mal das Verderben Polens gewesen, hätten dem polnischen Adel keinen andern Ausweg, als den des Anschlusses an das conservative und slavische Rußland gelassen, das sich zu gleich schimpflichen Kampfesmitteln nie herbeigelassen habe und mindestens sich selbst treu geblieben sei. „Blut ist ein ganz besonderer Saft" — das in Galizien vergossene Blut aber werde den Kitt zwischen Polen und Russen bilden, den Ersteren die Augen darüber öffnen, wo sie ihre wahren Feinde zu suchen hätten und die Ueberzeugung zu einer allgemeinen machen, daß Polen, wenn es nicht völlig untergehen wolle, nur noch von dem „edelmüthigsten" seiner Feinde, dem russischen Kaiser Rettung hoffen dürfe.

Einer Kritik dieser von falschen thatsächlichen Voraussetzungen ausgehenden, in ihrem entscheidenden Punkte schiefen und in der Folge durch die litthauische Jacquerie von 1863 auch thatsächlich widerlegten Sätze, kann es für uns nicht bedürfen. Daß dieselben ein panslavisches Pro-

gramm enthielten, ist von Wielopolski's Gegnern mit Unrecht behauptet worden (von den nicht-polnischen und nicht-russischen Slavenstämmen ist gar nicht die Rede, und die Erhaltung der innerhalb des russischen Staatskörpers vorhandenen historischen Bildungen, z. B. des baltisch-deutschen Elements wird ausdrücklich vorbehalten [1]) — über die sonstige Bedenklichkeit ihres Inhalts sind verschiedene Meinungen dagegen kaum möglich. Bei dem Publicum von 1846 hat eine solche Verschiedenheit der Meinungen auch niemals bestanden, weil Wielopolski's leitender Gedanke zu den herrschenden Stimmungen in directem Gegensatze stand. Die Schrift erregte ein ungeheures Aufsehen, blieb aber völlig wirkungslos, weil der in derselben versuchte Appell weder bei dem conservativen Polenthum, noch bei dem Kaiser Nikolaus irgend welchen Anklang fand. Auf die Bedeutung dieses Appells haben Russen und Polen sich erst ein halbes Menschenalter später besonnen: zur Zeit des Erscheinens der „Lettre" nahm man in Petersburg von polnischen Kundgebungen überhaupt keine Notiz und war man in Paris, Warschau und Krakau übereinstimmend der Meinung, der Gedanke eines polnischen Anschlusses an Rußland sei mit der Zumuthung „eines Selbstmordes aus Rache gegen Oesterreich" gleichbedeutend.

Daß er mit dieser Gelegenheitsschrift weit über das Ziel hinausgeschossen und sich selbst einen außerordentlich schlechten, seiner Sache einen geradezu lebensgefährlichen Dienst erwiesen habe, scheint Wielopolski in der Folge selbst eingesehen zu haben. Was dabei seine *eigentliche Meinung* gewesen, liegt heute, wo der Gang seiner Entwickelung sich im Zusammenhang übersehen läßt, klar zu Tage. Er glaubte an den galizischen Ereignissen von 1846 eine passende Gelegenheit gefunden zu haben, mit einem politischen Gedanken hervorzutreten, dessen Ursprünge bis in das Jahr 1830 zurückreichten und der das Resultat vieljähriger Beobachtungen und Erwägungen gewesen war.

Seit der Theilung Polens hatte es für dieses Land nur *eine* erträgliche, zu Hoffnungen auf eine Zukunft des polnischen Volkes berechtigende Periode, diejenige des constitutionellen Königreichs von 1815 gegeben. Damals waren die Bedingungen einer nationalen Gesundung und einer Weiterentwickelung gegeben gewesen, welche die Hoffnung auf eine Wiedererwerbung der preußischen und der österreichischen Gebietstheile mindestens nicht ausschloß. Diese Vortheile waren durch einen revolutionären Ausbruch verscherzt worden, den der Einfluß französisch-demokratischer Ideen und die unbegründete Rechnung auf den Beistand des westlichen Europa verschuldet hatten. War das mit Rußland ausgesöhnte Polen von 1815 an der Thorheit der revolutionären Ideologen, an der Connivenz der Conservativen gegen die pseudo-patriotische Demokratie und an seinem blinden Vertrauen auf das selbstsüchtige Westeuropa zu Grunde gegangen, so konnte eine Rettung nur möglich werden, wenn man mit diesen Factoren der Vergangenheit grundsätzlich und für immer brach.

[1]) Es heißt a. a. O. unter Anderem: Les provinces de la Baltique ne marquent pas en Russie comme état, comme corps politique, mais à part l'accroissement de force matérielle qu'elles lui ont apporté, elles exercent comme élément allemand, une influence importante sur ses destinées .... L'anéantissement du caractère propre de ses provinces appauvrirait l'empire de toutes ces influences u. s. w.

Mit Westeuropa war Wielopolski seit seinen Londoner Erfahrungen von 1831 fertig, die Unmöglichkeit eines Ringens mit der moralischen und intellectuellen Ueberlegenheit Preußens hatte er von jeher anerkannt, daß von Oesterreich Nichts zu hoffen sei, glaubte er 1846 endgiltig erfahren zu haben. So blieb nur Rußland übrig; eine Verständigung mit Rußland erschien aber nur möglich, wenn der denkende Theil der Nation nicht nur selbst mit der Revolution brach, sondern in sich die Fähigkeit und den Entschluß entwickelte, die in seinem Schoße vorhandenen revolutionären Elemente als Vaterlandsfeinde und Verräther zu behandeln und erforderlichen Falls der Vernichtung preiszugeben. Die größte aller überhaupt möglichen Gefahren aber sah Wielopolski in dem von der demokratischen Emigration und deren Anhängern verkündigten Bündniß zwischen der polnischen Sache und der europäischen Revolution, weil dieses Bündniß das Volk innerlich auflöste und bis in die Knochen verderbte und weil er den Friedensschluß mit dem einzigen Staate unmöglich machte, der überhaupt mit dem Polenthum Frieden schließen konnte und wollte und der diesen Willen in dem Erlaß einer die polnische Nationalität anerkennenden Verfassung wenigstens *ein Mal* bethätigt hatte.

Dieses Programm gibt nicht nur für die Entstehung des an den Fürsten Metternich gerichteten Briefes, sondern für das gesammte fernere Verhalten Wielopolski's den Schlüssel. Diesem Programm ist er mit der ihm eigenthümlichen Starrheit während der Revolutionsjahre 1848 und 1849 [1]), während des Krimkrieges, während der sogenannten russischen *neuen* Aera und, endlich während der Jahre seiner Verwaltung treu geblieben, um die letzten Consequenzen desselben in der Gewaltconscription vom Januar 1863 (bekanntlich dem Vorwande für den letzten Aufstand) in Ausführung zu bringen. Der Gedanke, Polens Wiederherstellung innerhalb gewisser Grenzen auf legalem Wege und im Einverständniß mit der russischen Regierung zu ermöglichen, bestimmte ihn, dem zu Breslau von dem General Dembinski (seinem Oheim und Freunde) einberufenen „Congreß polnischer Patrioten" (1849) seinen Beitritt zu versagen, dem ungarischen Kriege durchaus fern zu bleiben [2]), gelegentlich einer im Jahre 1850 unternommenen Reise nach Paris mit den Czartoriski und Zamoiski vollständig zu brechen und nach Ausbruch des Orientkrieges seinen ältesten Sohn, den Grafen Sigismund, für einige Jahre in ein russisches Ulanenregiment treten zu lassen. — Die Probe auf die Richtigkeit und Ausführbarkeit des Wielopolski'schen Programms wurde zehn Jahre später gemacht.

[1]) Um von den Annäherungsversuchen zwischen den verschiedenen Slawenstämmen eine directe Vorstellung zu gewinnen, erschien W. während des Slawen-Congresses von 1849 in Prag. An den Congreßverhandlungen hat er keinen Antheil genommen.

[2]) Nach Lisicki's Versicherung ist W. ein gewisses Mißtrauen gegen die den magyarischen Nationalbestrebungen beigemischten revolutionären Elemente nicht los geworden und von jeder grundsätzlichen Feindschaft gegen Oesterreich frei geblieben.

Der Zellenstaat.

Von

Prof. Dr. **Ferdinand Cohn** in Breslau.

Nichts ist gewisser, als daß alles Leben dem Altern und dem Tode verfallen ist, und doch widerstrebt nichts mehr unserm Gefühle. In der Kraft der Jugend fühlt unser Körper sich wie für ewige Dauer geschaffen; warum muß das höchste Kunstwerk mit der Zeit sich abnutzen und zerfallen? Je furchtbarer der Widerspruch zwischen der unerschöpflichen Lebensfreudigkeit und dem unentrinnbaren Schicksal, desto größer die Sehnsucht, die sich in's Reich der Poesie flüchtet und in der selbstgeschaffenen Welt des Traums die finsteren Mächte der Wirklichkeit zu bannen hofft. Ewiger Jugend erfreuen sich die unsterblichen Götter, der Genuß von Nektar und Ambrosia läßt ihren lockigen Scheiteln das Alter nicht nahen. Die nämliche Mythe klingt in andrer Gestalt in den Liedern der Edda wieder, wo Idun den Asen Walhall's täglich die Aepfel darreicht, deren Genuß ihnen die ewige Jugend erhält. Auch der durch die Flammen gereinigte Halbgott Herakles wird unsterblich, nachdem er von Hebe, der Göttin der Jugend die Schale mit Nektar empfangen. Selbst sterbliche Menschen können sich durch die Gnade der Götter verjüngen. Als Odysseus nach zwanzigjähriger Irrfahrt, durch unsägliche Leiden gealtert, zur trauten Heimath zurückgekehrt ist, gießt ihm Pallas Athene über Haupt und Schultern blühende Jugend und Schönheit, wie der Künstler Gold über Silber gießt. Wer die geheimen Kräfte der Pflanzen kennt, vermag wol aus ihnen einen Trank zu bereiten, der den gealterten Gliedern die Jugend wiedergibt; so verjüngt Medea durch den Lebenssaft magischer Kräuter ihren greisen Vater, bei der Bereitung des Trankes begrünt sich der Holzquirl und treibt Blüthen und Früchte, wo der vom kochenden Gebräu ausgespritzte Schaum hinfällt, da sprossen Kräuter und Blumen hervor.

So die Sage, und wie sie in hundertfacher Gewandung von orientalischer und abendländischer Phantasie ausgesponnen wird, erzählt sie bald von einem Trank, bald von einem Kraut, bald von einer Quelle der Verjüngung. Eine solche aufzufinden war im Mittelalter die Aufgabe geheimnißvoller Adepten; der Stein der Weisen sollte nicht blos die Kraft haben, Kupfer in Gold zu verwandeln, sondern auch Todte zu erwecken, Kranke gesund und Greise jung zu machen. Zahlreiche Charlatane, von Apollonius von Thyana bis zum Grafen St. Germain und Cagliostro behaupteten, das Elixir des Lebens erfunden zu

haben, und noch Mehrere haben es ihnen geglaubt. Und nicht blos in den dunkeln Laboratorien der Alchymisten wurde dem Mysterium der Verjüngung nachgeforscht; die Sehnsucht danach trieb ganze Völker zu abenteuerlichen Unternehmungen von historischer Bedeutung. Nach einer alten Sage zogen am Anfang des dritten Jahrhunderts 300 junge Paare unter Anführung ihrer Priester aus China in das östliche Meer hinaus, um das Heilmittel aufzusuchen, das unsterblich macht; zwar fanden sie es nicht, aber sie entdeckten die Insel Nipon und gründeten auf dem Archipel des Sonnenaufgangs das japanische Reich. Den spanischen Entdeckern erschien Amerika mit seinen Schätzen und Herrlichkeiten als ein Land der Wunder, wo alle Kindermärchen, alle frommen Wünsche ihre Verwirklichung finden sollten, es käme nur darauf an den richtigen Ort zu entdecken. Wie sie das Goldland, El Dorado in den brasilischen Urwäldern suchten, so wurden Expeditionen unternommen, um die Quelle der ewigen Jugend zu entdecken, die irgendwo in der neuen Welt fließen sollte; bei einem dieser Streifzüge im Jahr 1513, auf dem Tausende umkamen, wurde Florida entdeckt [1]). „Der Durst nach Schätzen und der Wunsch nach Verjüngung", sagt A. v. Humboldt, „haben beinahe wetteifernd die Leidenschaften der Völker gereizt".

Dorado ist inzwischen in Californien und Australien entdeckt worden, reicher an Gold, als die aufgeregte Phantasie jener spanischen Abenteurer träumen konnte; die Quelle der Verjüngung aber ist nicht gefunden worden und kann nicht gefunden werden, wenn man sie an einem bestimmten Orte der Erde sucht. Dennoch ist sie kein Märchen, kein Traumgebilde, es braucht keines Adepten, um sie aufzufinden; sie strömt hell und unerschöpflich — in der ganzen lebendigen Natur.

Die Natur bleibt ewig jung; die Erde schmückt sich in jedem Frühling mit Laub und Blüthen, ganz ebenso frisch und jugendkräftig wie damals, wo sie zum ersten Mal „hervorsprießen ließ Gras und samentragendes Kraut und Fruchtbäume ein jegliches nach seiner Art". Die Gräser und Blumen freilich, die heuer gemäht oder verdorrt sind, die Blätter und Blüthen, die heut der Sturm vom Baume herabgeweht hat, tragen nicht mehr dazu bei, dem nächsten Frühling sein Kleid zu weben; aber die Natur entlockt den alten Wurzeln neue Sprossen, den alten Stämmen neue Blätter und so verjüngt sich die Natur mit jedem neuen Jahre. Und wenn das Menschengeschlecht, wenn auch die übrigen Arten der Thiere und Pflanzen, trotz der ungezählten Jahrtausende, wo sie die Erde bewohnen, noch keine Spur des Alters zeigen, so ist freilich das einzelne Geschöpf vergänglich, es altert und stirbt; aber in die Lücke schieben sich ununterbrochen neue Generationen, so daß die Gesammtheit in jugendfrischer Lebenskraft beharrt. So beruht also die Verjüngung in der Natur darauf, daß zwar jedes einzelne Glied nur einen engbegrenzten Entwickelungskreis durchläuft, endlich abgenutzt und ausgeschieden wird, daß es aber durch frische Glieder ersetzt wird, welche den eben vollendeten Cyclus von neuem durchlaufen.

---

[1]) „Kein Fluß, kein Teich in ganz Florida blieb unversucht, wo Spanier sich nicht gebadet hätten, und noch zu Herrera's Zeit (um 1600) gab man die Hoffnung nicht auf, den Jugendbrunnen zu entdecken." Peschel, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, p. 521. Bekannt ist die humoristische Darstellung des Jungbrunnen auf dem Bilde von Lucas Cranach vom Jahre 1546 in der Gemäldegalerie des alten Museums zu Berlin (Nr. 593).

I.

Wenden wir diese Anschauung, die wir von der Verjüngung der Natur im Großen und Ganzen gewonnen, auf die Betrachtung eines einzelnen lebenden Wesens, möge es nun Mensch, Thier oder Pflanze sein, so erkennen wir, daß alles Leben auf einer stetigen Verjüngung beruht. Das Leben ist ein ununterbrochener Kampf mit dem Tode, der dasselbe in jedem Momente angreift, aber durch die Verjüngung zurückgeschlagen wird. Nur Täuschung ist es, wenn wir ein lebendes Wesen uns als etwas Beharrendes, seine Erscheinung als etwas Bleibendes vorstellen; das Leben gleicht in Wahrheit einem Wasserfall, der auch nur scheinbar ein stetiges Bild bewahrt; aber in Wirklichkeit behält keines der Wassertheilchen seinen Ort, das eine wird immer durch das andre verdrängt und ersetzt; nur in der ewigen Bewegung erzeugt sich das Scheinbild der Ruhe. Das Leben gleicht einer Flamme, die sich rastlos selbst verzehrt, und nur dann ein gleichförmiges Licht ausstrahlen kann, wenn immer neue Theilchen an Stelle der verbrannten treten, um ihrerseits einen Moment später der Vernichtung anheim zu fallen.

Auch im lebenden Körper ist die Mischung und Lagerung der Stoffe, von denen seine äußere Gestaltung und seine innere Einrichtung abhängt, keinen Augenblick die nämliche; es findet ein ununterbrochener Stoffwechsel statt. Die Theilchen, welche sich in diesem Moment an einem Punkt zusammenfinden, sind im folgenden auseinandergesprengt und durch andere ersetzt. Denn nur eine Zeit lang fügen sich die Atome, welche den Körper aufbauen, dem Dienste des Lebens; früher oder später verlassen sie denselben, um dem freien Spiele der Anziehungskräfte zu folgen, welche die Elemente zu den beharrlicheren Verbindungen der unlebendigen Natur zusammenfügen. Darum muß der lebende Körper stets neue Elemente als Nahrung von außen aufnehmen, durch die er seine Verluste ausgleicht und so innig schieben diese sich an die Stelle der ausgeschiedenen, daß selbst das, mit den schärfsten Hilfsapparaten moderner Wissenschaft ausgerüstete Auge des Naturforschers erst nach längerer Zeit bemerkt, daß überhaupt eine Veränderung statt gefunden hat.

In Wirklichkeit aber ist jeder lebende Körper in ununterbrochener Veränderung begriffen, die in einer bestimmten Reihenfolge fortschreitet; das Leben gleicht einem Strome, der aus verborgener Quelle hervorspringt, langsam heranwächst, eine Zeit lang in gleicher Stärke dahinfluthet, um endlich mit abnehmender Geschwindigkeit im Meere der Unendlichkeit aufzugehen. Wir bezeichnen die Reihenfolge der Veränderungen, welche jedes lebende Wesen, die Pflanze und das Thier so gut, wie der Mensch durchläuft, als seine Entwickelung; die Entwickelung beginnt mit dem Momente der Erzeugung und endet mit dem Tode.

Aber mit dem Tode des Einzelwesens verschwindet nicht sein Geschlecht; allen lebenden Wesen wohnt die Fähigkeit bei, daß sich ein Theil vom Ganzen ablösen kann, der sich selbständig fortentwickelt, ernährt und durch den Stoffwechsel verjüngt. Wir bezeichnen diese Ablösung eines entwickelungsfähigen Theiles vom Ganzen, als Fortpflanzung; mit der Fortpflanzung vererbt sich die Entwickelungsgeschichte; der abgegliederte Theil, den wir als Ei oder Spore, als Keim oder Embryo, als Knospe oder Brutknolle bezeichnen, durchläuft im Wesentlichen die

nämliche Reihenfolge der Veränderungen, wie das Ganze von dem er sich abgelöst hat. Aus Gleichem entsteht Gleiches; die Kinder gleichen den Eltern, und da diese wieder ihren Ahnen gleichen, so erhält sich trotz der Vergänglichkeit des Einzelnen der Charakter der Art durch alle Generationen im Wesentlichen unverändert.

Am reinsten und klarsten spricht es sich in der Welt der Pflanzen aus, daß das Leben nichts ist, als eine stetige Entwickelung und eine ununterbrochene Verjüngung. Freilich ist es nicht leicht, das Leben der Pflanzen richtig aufzufassen, halten doch Viele es blos für eine bildliche und uneigentlich angewendete Redensart, wenn man überhaupt vom Leben der Pflanzen spricht. Die Pflanzen laufen ja nicht fort, wenn man sich ihnen nähert; sie schreien nicht, wenn man sie anrührt, wie können sie da leben? Sie empfinden nicht, sie bewegen sich nicht, sie haben kein Bewußtsein, keine Seele, wie die Thiere, kann man das Leben nennen?

Wenn freilich Bewegung, Empfindung und Bewußtsein allein den Begriff des Lebens ausmachte, so könnte es zweifelhaft sein, ob die Pflanzen leben, obwol es noch der Untersuchung werth ist, ob diese höheren Thätigkeiten wirklich den Pflanzen fehlen. Hat doch erst in den letzten Tagen Darwin in Uebereinstimmung mit vielen älteren Beobachtungen nachgewiesen, daß alle Theile der Pflanzen in einer ununterbrochenen Kreisbewegung begriffen sind und daß einzelne Organe derselben solche Empfindlichkeit zeigen, daß er sie mit dem Gehirn niederer Thiere zu vergleichen wagte [1]).

Aber wenn wir statt von den höchsten Leistungen des Lebens auszugehen, uns an seine allgemeinen und wesentlichen Erscheinungen halten, so wird es uns zweifellos klar, daß die Pflanzen ganz in demselben Sinne lebendig sind, wie die Thiere und die Menschen. Nur dadurch unterscheiden sich die Pflanzen, nicht von den Thieren überhaupt, aber doch von den höheren Thieren, die dem Menschen am nächsten stehen und nach denen wir unsere Vorstellungen über das Thierleben im Allgemeinen zu bilden pflegen, daß bei ihnen die Einheit, oder wie wir es mit einem schwerfälligen und doch schwer zu übersetzenden Ausdruck gewöhnlich bezeichnen, die Individualität, in viel unvollkommener Weise ausgeprägt ist. Das Säugethier, der Vogel, der Fisch, der Käfer, der Schmetterling ist ein in sich abgeschlossenes, ein einheitliches und untheilbares Wesen; die Zahl seiner Glieder ist beschränkt; selbst Adern und Muskeln sind gezählt; keins kann hinzukommen, keins darf fehlen; nur dadurch daß sie alle in Wechselwirkung zu einander treten, erhalten sie das Leben des Ganzen, wie ihr eigenes. Im lebenden Thier treibt das Herz den Blutstrom durch die Gefäße, die Lungen läutern denselben, der Muskel vermittelt die Bewegung, der Nerv die Empfindung; aber aus dem Zusammenhange gelöst, athmet die Lunge nicht, schlägt das Herz nicht, empfindet der Nerv nicht, zuckt der Muskel nicht. Nicht der kleinste Theil kann vom Körper getrennt werden, ohne daß das Ganze litte, die Verletzung eines Gliedes wird gefühlt und ruft Gegenwirkung hervor in allen, auch den entferntesten Gliedern, weil

Alles nur zum Ganzen strebt,
Eins in dem Andern wirkt und lebt.

[1]) Charles Darwin. The power of movements of plants. London 1880.

Ganz anders ist es bei der Pflanze. Zwar erscheint auch der Baum in gewisser Beziehung als ein einheitliches Wesen, wenn er das Netz seiner Wurzeln in den Erdboden einsenkt, den schlanken Stamm in die Luft erhebt und ihn oben in das Geflecht seiner Aeste und Zweige ausbreitet. Die Glieder, aus denen der Baum besteht, lassen sich als seine Organe auffassen; der Baum saugt durch die Wurzeln seine Nahrung ein, er athmet durch die Blätter, er pflanzt sich fort durch die Blüthen. Aber diese Glieder stehen untereinander in unendlich loserem Zusammenhange, als die Organe des Thieres. Ich kann von einer Weide soviel Blätter abreißen, als ich Lust habe, das Uebrige lebt weiter; ich kann ihre Aeste abschneiden, die stehen bleibenden werden sich um so kräftiger entwickeln; ich kann die Weide über der Wurzel abhauen, der Stumpf wird neue Sprosse treiben; setze ich die wurzellose Krone in die feuchte Erde, so wird sie ebenfalls fortleben. Um einen Ableger zu bekommen, brauche ich nur die Spitze eines Zweiges einzusetzen, sie wird sich bewurzeln und weiter wachsen; bei vielen Pflanzen ist sogar jedes einzelne Blatt lebens- und entwickelungsfähig; wir brauchen nur ein Blatt der Wachsblume, der Citrone mit dem Stiel in die Erde zu stecken, so treibt dasselbe Wurzeln und auf der Oberseite sprießt ein neues Pflänzchen hervor; bei den Gesnerien entstehen junge Sprosse an jeder Stelle, wo ein Blatt eingeknickt wird, auf den Begonienblättern, da, wo die Blattnerven mit einem Messer durchgeschnitten worden; die fleischigen Blätter des Bryophyllum sind am Rande gekerbt und erzeugen, auf den feuchten Boden gelegt, aus jeder Einbuchtung ein neues Pflänzchen. Die Pflanze ist daher nicht untheilbar, wie das Thier, ihre einzelnen Glieder sind in viel höherem Maße selbständig und lebensfähig; wir können das so fassen: das Thier ist ein einheitliches Wesen, jedes seiner Glieder ist blos Theil, nicht selbst ein Ganzes, es ist nur Organ, nicht selbst Individuum. Die Pflanze dagegen ist ein zusammengesetztes Wesen, eine Kette von Einzelwesen, die jedes ein selbständiges Leben besitzen, aber zu einem Gesammtleben höherer Ordnung verbunden sind; die Pflanze ist ein Organismus, dessen Organe selbst Organismen sind [1]).

Ein Bild wird geeignet sein dieses Verhältniß zu erläutern. Ohne Zweifel ist ein Staat in vieler Beziehung ein einheitlicher Organismus, der einen selbständigen oft scharf ausgeprägten, im Laufe der Jahrhunderte sich unverändert erhaltenden Charakter trägt; der Staat bezeichnet sein Gebiet als ein untheilbares, also als ein wahrhaftes Individuum. Jeder Staat hat seine individuelle Entwickelungsgeschichte; er wird begründet, wächst, gelangt zur Blüthe und geht unter; er besitzt seinen Lebenshaushalt, für dessen Functionen er seine besondern Organe, seine Beamten unterhält. Auch nach außen hin handelt der Staat als einheitlicher Organismus, der Staat führt Kriege, der Staat begründet gemeinnützige Unternehmungen, vollendet großartige Bauwerke u. s. w. Aber wenn so der Staat als ein einheitliches Ganze auftritt, so erscheint er nach der andern Seite als eine Gliederung von Provinzen; jede Provinz ist ein Staa

[1]) Daß viele niedere Thiere in ganz ähnlicher Weise zertheilbar sind, wie die Pflanzen hat schon im vorigen Jahrhundert Trembley durch seine berühmten Versuche mit den Süßwasserpolypen bewiesen. Die nahe verwandten Korallenthierchen sind zusammengesetzte Wesen, ganz in derselben Weise, wie die Pflanzen; man kann den Baum geradezu als Polypenstock auffassen

im Kleinen, ebenfalls in sich organisirt; und die Geschichte gibt uns zahlreiche Beispiele, daß die einzelne Provinz unter Umständen sich vom Gesammtstaate abzulösen und als selbständiger Staatsorganismus fortzubestehen vermag. Die Provinz wieder kann als eine Gliederung von Gemeinden betrachtet werden, welche die kleinsten gesellschaftlichen Vereinigungen darstellen; jede Gemeinde ist auch ein Staat im Kleinen, mit selbständigem Haushalt und im Nothfall befähigt unabhängig fortzubestehen, wol auch, wie Rom, Carthago, Venedig gezeigt, zu mächtigen Staaten heranzuwachsen. Legen wir dieses Bild zu Grunde, so können wir das Thier einem straff centralisirten Einheitsstaat vergleichen, dessen Glieder ihre Selbständigkeit gänzlich verloren haben und wo ein einziger Wille das Ganze beherrscht; die Pflanze dagegen können wir als einen freier organisirten Bundesstaat auffassen, dessen Glieder trotz der Hingebung an die Gesammtheit doch sich eine gewisse Selbständigkeit und Selbstverwaltung gewahrt haben, nach dem Schiller'schen Spruch:

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an.

In dem Bundesstaate der Pflanze entsprechen die Aeste und Zweige den Provinzen, die Blätter den Gemeinden; aber die Gemeinde ist noch nicht das letzte Glied der Kette; die Gemeinde ist selbst wieder eine Vereinigung von Bürgern. Der Bürger, obwol Mitglied der Gemeinde und des Staates, ist doch ein selbständiges Wesen, das zunächst für sich lebt, seinen eigenen Haushalt hat; ja alle seine Bestrebungen haben zum nächsten Zweck nur die Erhaltung seiner eigenen Existenz. Aber gerade dadurch, daß der Bürger in berechtigtem Egoismus zunächst sein eigenes Wohl sich zur Aufgabe stellt, greift er zugleich fördernd in das Getriebe des Staatsorganismus ein und trägt zur Erhaltung des Gesammtstaats bei. Jeder Bürger durchläuft seinen selbständigen Entwickelungsgang von der Geburt bis zum Tode; aber mit dem Tode der Einzelnen stirbt noch nicht die Gemeinde, an ihre Stelle treten die Nachkommen, die den leeren Platz ausfüllen; in der ununterbrochenen Reihenfolge der Geschlechter verjüngt sich Gemeinde und Staat.

Ebenso ist es im Staate der Pflanze. Wenn wir das Blatt mit der Gemeinde vergleichen, so besteht dasselbe aus einer größeren oder geringeren Anzahl von Einzelwesen, welche als selbständige Organismen betrachtet werden können. Die Bürger, durch deren Vereinigung der Staat der Pflanze gebildet wird, nennt der Botaniker Pflanzenzellen.

Alle Pflanzen ohne Ausnahme sind in allen ihren Theilen aus Zellen zusammengesetzt; in ähnlicher Weise, wie jedes Bauwerk vom Palast bis zur Hütte in allen seinen Theilen aus Bausteinen besteht. Jede Pflanzenzelle führt ein individuelles Leben; sie hat zunächst nur das Bestreben, sich selbst zu erhalten und zu entwickeln; sie nimmt selbständig Nahrung zu sich und verarbeitet sie; sie stirbt endlich, nachdem sie in der Regel vorher eine Nachkommenschaft an ihrer Statt zurückgelassen. Indem die Zellen in den Blättern zu Zellgemeinden, diese wieder zu den Provinzen der Laubzweige sich vereinigen und in lebendigen Wechselverkehr zu einander treten, so erhalten sie das Leben der Gesammtpflanze in ähnlicher Weise, wie durch die Wechselwirkung der einzelnen Bürger der

lebendige Gesammtstaat in's Dasein tritt. Was wir im Leben der Pflanze im Keimen und Sprossen, im Blühen und Fruchttragen vor sich gehen sehen, sind nur Haupt- und Staatsactionen in der Entwickelung des Zellenstaats und seiner Bürger.

Diese Bürger des Zellenstaats auch nur wahrzunehmen, reicht freilich unser Auge nicht aus. Kein Wunder, daß selbst ihre Existenz der Kenntniß der Naturforscher bis vor etwa zweihundert Jahren entgangen ist. Sie wäre noch heute verborgen, und damit der Schlüssel für das Verständniß des Pflanzenlebens uns entzogen, wenn nicht der Wissenschaft ein unschätzbares Instrument zu Hilfe gekommen wäre, das Mikroskop.

In der Ausstellung naturwissenschaftlicher Apparate, welche im Jahre 1876 im South Kensington Museum zu London stattfand, war von der naturforschenden Gesellschaft zu Middelburgh das Instrument ausgestellt, das um das Jahr 1590 ein Optikus dieser Stadt, Zacharias Sohn des Johannes, oder wie er nach holländischer Sitte gewöhnlich genannt wird, Zacharias Janssen, erfunden hatte; es ist ein langes, dickes Rohr von Blech, mit Glaslinsen an beiden Enden, unter denen ein Floh etwa so groß erscheint, wie ein Maikäfer. Das war nun allerdings das erste Mikroskop; während aber das fast gleichzeitig erfundene Teleskop alsbald von den großen italienischen und holländischen Mathematikern benutzt wurde, um die Geheimnisse des Himmels zu enthüllen, dauerte es noch Jahrzehnte, daß das Mikroskop blos als Spielzeug, als kuriose Augenbelustigung diente, etwa wie heut zu Tage Kaleidoskop oder Stereoskop. Der Präsident der königl. Gesellschaft der Wissenschaft zu London, Robert Hooke, war der Erste, der in dem Mikroskop ein Werkzeug für wissenschaftliche Forschungen erkannte; im Jahre 1667 nahm er zu seiner Verwunderung wahr, daß dünne Schnitte von Fichtenholz oder Hollundermark, Moosblätter oder Kork unter starker Vergrößerung ein ähnliches Bild zeigen wie Bienenwaben; darum bezeichnete er auch die zierlichen Sechsecke, aus denen jene Pflanzenpräparate zusammengesetzt erschienen, wegen der Aehnlichkeit mit den Zellen der Bienen als Pflanzenzellen. Schon vier Jahre später legten der königl. Gesellschaft der Wissenschaft zwei ausgezeichnete Forscher, Marcello Malpighi von Bologna und Nehemias Grew von London, unabhängig von einander ein vollständiges Lehrgebäude der Pflanzenanatomie vor. Wie dann nach längerer Unterbrechung im Verlaufe des gegenwärtigen Jahrhunderts die mikroskopische Untersuchung des inneren Baues der Gewächse mit außerordentlich vervollkommneten Instrumenten und Methoden, und zwar vorzugsweise und mit größter Meisterschaft durch deutsche Forscher, zur Vollendung gebracht wurde, können wir hier nicht ausführlicher verfolgen.

Dem Mikroskop aber verdanken wir es, daß da, wo das bloße Auge nur gleichförmige Massen wahrnimmt, wir jetzt eine wunderbare Mannigfaltigkeit der zierlichsten Gewebsformen unterscheiden und daß, wo starre Ruhe zu walten scheint, sich uns eine unbegreifliche Fülle von Lebensprocessen enthüllt hat. Das Mikroskop zeigt uns in der Pflanze, die dem bloßen Auge nur undeutliche Zeichen von ihrem innern Leben zu geben vermag, ein hochorganisirtes, in rastloser Entwickelung und Verjüngung begriffenes Staatsleben.

Den Bürger dieses Staates, die Pflanzenzelle, haben wir uns vorzustellen als ein äußerst einfach gebautes Wesen; es besitzt einen kugeligen Körper aus

weicher, schleimiger Substanz, gleich einem Sack, dessen innere Höhlung mit wässerigem Safte erfüllt ist. Die weiche Substanz, welche die Körperwand bildet, nennen wir Urbildungsstoff oder Protoplasma; es ist der wichtigste Stoff der ganzen Natur, denn er allein ist der Träger des Lebens; mit geringer Veränderung, die durch leichte Umwandlung vor sich geht, bildet das Protoplasma nicht blos den Körper aller Pflanzenzellen, sondern auch das Eiweiß und den Dotter des Ei's, das Fleisch und das Blut, die Substanz des Gehirns und der Nerven, die Milch und den Käse, ja selbst Haut und Haar des Thieres. Während in der unlebendigen Natur fast jede Gesteinsart eine andere chemische Zusammensetzung hat, bildet in der Welt des Lebens ein und derselbe Grundstoff den Körper so der Pflanzen, wie der Thiere bis hinauf zum Menschen.

Aber wenn die Pflanzenzelle blos aus weichem Protoplasma bestände, so würde sie nicht im Stande sein, dem Druck und Anprall fremder Körper Widerstand zu leisten; deswegen umgibt sie sich mit einer harten Schale; sie verfertigt sich ein Haus oder vielmehr eine Zelle zum Schutze und zur Wohnung. Dieses Haus baut sie sich in ähnlicher Weise wie die Schnecke das ihrige; sie scheidet an ihrer ganzen Oberfläche einen Stoff aus, der bald zu einer festen, durchsichtigen Schale erstarrt. Nur zeigt die Schale der Zelle, die wir als Zellhaut oder Zellwand bezeichnen, nicht die geringste Oeffnung oder Spalte, sondern schließt den Protoplasmakörper vollkommen dicht ein; wir können daher die Zelle mit einem Ei vergleichen, das in der harten Schale den weichen, lebendigen Inhalt birgt.

Die Größe der Pflanzenzellen ist sehr verschieden; beim Hollundermark, bei den Blättern der Begonien nehmen wir schon mit bloßem Auge ein äußerst zartes Gitterwerk wahr; der Blüthenstaub des Roggens oder des Kürbis vertheilt sich im Wasser in kleine Stäubchen; das sind die einzelnen Zellen, die eben an der Grenze der Sichtbarkeit stehen: ein Tropfen Bierhefe dagegen wird, unter dem Mikroskop aufgelöst in Millionen eirunder Pilzzellen, von denen 1—2000 neben einander noch nicht den Raum eines Centimeters einnehmen. Im Durchschnitt mögen die Pflanzenzellen etwa die Dicke eines Haars erreichen, viele nur den dritten oder vierten Theil; andere werden größer und insbesondere weit länger; die einzelnen Fäserchen, aus denen ein Leinen- oder Baumwollenfaden zusammengesponnen ist, sind auch Pflanzenzellen, die zwar sehr schmal, aber 2—6 cm lang sind.

Aber in der Natur ist nichts groß und nichts klein; Raum ist auch in der kleinsten Zelle für die größte Mannigfaltigkeit und Kraftentfaltung des Lebens. In jeder Zelle geht vor sich ein ununterbrochenes Bilden und Umbilden, Entstehen und Vergehen, ein steter Stoffwechsel; die Zelle nimmt Nahrung auf und verarbeitet sie, sie athmet ein und aus; gewisse Atome, die für den Dienst des Lebens unbrauchbar geworden, werden ausgeschieden, an ihre Stelle andere von außen aufgenommen; auf Ernährung und Stoffwechsel beruht die Verjüngung der Zelle, von der die Erhaltung ihres Lebens abhängt. Selbstverständlich können es nicht feste Nahrungsstoffe sein, welche die Zelle verwerthet; wir wissen ja, daß dieselbe in einer völlig geschlossenen Schale oder Haut eingekapselt ist; wol aber kann die Zelle flüssige und gasförmige Nahrung aufnehmen. Zwar haben selbst die vollkommensten Mikroskope es bisher noch nicht zu Stande

gebracht, in der Zellhaut Löcher sichtbar zu machen; dennoch ist nicht der geringste Zweifel, daß die Schale der Zelle porös ist, wie ein Schwamm, nur daß ihre Poren unendlich viel feiner sind. So begreift es sich, daß, wenn eine Zelle sich in einer Flüssigkeit befindet, ihre Haut sich vollsaugt und von der eingesaugten Flüssigkeit soviel an den Protoplasmakörper in ihrem Innern abgeben kann, als dieser zu seiner Ernährung braucht. Aber auch umgekehrt können gewisse Bestandtheile des Zellsaftes, deren der lebendige Protoplasmakörper nicht selbst bedarf, durch die Poren der Haut nach außen ausgeschwitzt werden, wo sie dann vielleicht einer Nachbarzelle zu Gute kommen. Auch Luftarten werden durch die feinen Hautporen eingesaugt und Gase, die sich in der Zelle entwickelten, nach außen ausgeführt.

Bekanntlich glaubten die alten Naturforscher, daß alle Körper aus vier Elementen zusammengemischt seien, aus Feuer, Wasser, Luft und Erde. Die moderne Physik und Chemie hat freilich die vier Elemente der Alten längst ihrer hohen Wichtigkeit entkleidet; sie hat uns gelehrt, daß Feuer ein chemischer Proceß, daß Wasser eine Verbindung, Luft ein Gemenge zweier Gasarten, daß endlich Erde die Anhäufung verschiedenartigster Gesteine in feinster Vertheilung sei. Aber für das Leben der Pflanzen haben die alten Elemente ihre Bedeutung beibehalten; Erde, Wasser und Luft sind die Nahrung der Pflanzen; Feuer, oder vielmehr Licht und Wärme sind die Kräfte, welche das Spiel des Lebens in den Zellen in Bewegung setzen.

Aus den Gesteinstrümmern, aus denen die Erdkrume zusammengeschlemmt ist, lösen sich gewisse Bestandtheile, größtentheils mineralische Salze, in dem Wasser, welches als Schnee, Regen oder Thau vom Himmel fällt und die feinen Poren des Bodens durchdringt. Diese Bodenlösung, dieser Bodenextract enthält die wichtigsten Nährstoffe für die Pflanzen. Während man früher meinte, nur die eigenthümliche Mischung von Mineralbestandtheilen mit den Resten vermoderter Pflanzen, die man Humus nennt, sei geeignet, die Pflanzen zu ernähren, hat die Wissenschaft längst ermittelt, daß nicht der Humus selbst eine Pflanzennahrung sei, sondern die mineralischen Salze, die er enthält: das Kali, der Kalk, die Magnesia, das Ammoniak in Verbindung mit der Schwefel-, der Salpeter-, der Phosphorsäure; und gleich wie heutzutage der Arzt dem Fieberkranken statt des unreinen und unsicheren Extractes der Chinarinde eine Lösung der rein dargestellten Chinaalkaloide in bestimmten Verhältnissen verschreibt, oder statt des rohen Opiums mit seiner wechselnden Zusammensetzung ein reines Morphiumsalz verordnet, so züchtet auch der Physiologe seine Pflanzen ohne Humus in destillirtem Wasser, in welchem er die nährenden Mineralsalze des Bodens in reinster krystallisirter Form und in zweckmäßig angeordneten Mischungsverhältnissen aufgelöst hat. Aber außer dieser mineralischen Nährlösung lebt die Pflanze auch noch von der Luft. Bekanntlich ist die atmosphärische Luft ein Gemenge von 4 Theilen Stickstoff und 1 Theil Sauerstoff, wozu noch eine geringe Menge Kohlensäure kommt. Aber während der Stickstoff für das Leben der Pflanze ebenso wenig verwerthet wird, als für das Thier, sind Sauerstoff und Kohlensäure Nährstoffe der Pflanzen, ohne die sie sich nicht verjüngen, ohne die sie keinen Stoffwechsel unterhalten, ohne die sie nicht leben können.

Wasser, Erdsalze, Luftarten werden als Rohstoffe von den Pflanzen eingesaugt, aber im Innern der Zellen verwandeln sie sich in Stärkemehl und Zucker, in Gummi und Holzfaser, in Eiweiß und Kleber, in Oele und Harze, in wirkungskräftige Heilstoffe und in tödtliche Gifte. Die einfachste Pflanzenzelle besitzt eine Kunst, welche die gelehrtesten Chemiker ihr noch nicht abzulernen vermochten. Zwar kann auch der Chemiker in seinem Laboratorium manchen Stoff künstlich darstellen, den die Pflanzenzelle ebenfalls hervorbringt; er kann das Stärkemehl der Kartoffel in den Zucker verwandeln, welcher der Weintraube ihre Süßigkeit gibt; diesen wieder kann er in die Fruchtsäuren umbilden, die erst in Verbindung mit dem Zucker der Beere ihren erfrischenden Wohlgeschmack verleihen; selbst den Duft der Früchte, der Aepfel und Birnen, der Erd- und Himbeeren, ja sogar den feinsten unter ihnen, das Arom der Ananas bereitet er aus dem Fuselöl, das er aus der Gährung des Zuckers gewonnen hat. Aus Benzoe- und Ameisensäure macht er Bittermandelöl; den scharfen Geschmack des Pfeffers, den ätzenden des Senfsamens vermag er ebenso gut künstlich nachzubilden, als das narkotische Gift, das zur Heilung kranker Augen bisher nur die Tollkirsche in ihren rothen Beeren präparirte. Aus dem Saft des Fichtenholzes erzeugt er die aromatischen Krystallnadeln des Vanillin, zu dessen Bildung bisher eine mexikanische Orchidee ihre Schoten hergeben mußte; aus der Destillation des Holzes gewinnt er eine brenzliche Flüssigkeit, aus der er die heilsame Salicylsäure darstellt, deren Erzeugung früher den Blüthen der Spierstaude oder den Rindengeweben der Weide überlassen werden mußte, aus der Salicylsäure macht er nicht nur die dintenbildende Gallussäure, die ehemals nur eine kleine Wespe durch ihren Stich aus den Zellen der Eiche hervorzulocken wußte, sondern auch das würzige Arom des Waldmeisters. Er hat die Arbeit der Zellen in der Krappwurzel überflüssig gemacht, da er die kostbaren Farbstoffe derselben neben hundert anderen prachtvollen Pigmenten aus dem Theeröl und der Steinkohle fabricirt, und ist eben im Begriff, auch der Indigopflanze ihre Arbeit abzunehmen, indem er den Indigo künstlich erzeugt. Aber allen diesen Manipulationen des Chemikers, so bewunderungswürdig sie auch sind, liegt doch immer ein Rohstoff zu Grunde, welcher einmal aus dem lebendigen Laboratorium einer Pflanzenzelle hervorgegangen ist. Und auch hier ist, trotz der unermeßlichen Fortschritte, welche die moderne Chemie in den letzten Jahrzehnten gemacht, doch ihre Kunst noch immer beschränkt; noch ist keine Aussicht vorhanden, gerade die wichtigsten aller Stoffe, welche den Körper der Thiere und Pflanzen aufbauen und ihre lebenden Zellgewebe bilden, Protoplasma oder Pflanzenzellhaut, das Material der Muskeln und der Nerven künstlich darzustellen. Die Chemie theilt diese Beschränktheit ihrer Mittel mit dem Thiere; kein Thier kann von Luft, Wasser und Erde allein leben, wie die Pflanze, kein Thier kann die einfachen chemischen Verbindungen, wie sie in der unlebendigen Natur vorkommen, zu dem Lebensstoffe Protoplasma zusammenfügen. Das Thier muß den Stoff für sein Fleisch und Blut von den Pflanzen beziehen, da es denselben sich durch die eigenen Lebenskräfte nicht erzeugen kann. Die Pflanzenzellen allein besitzen die Fähigkeit, die einfachen Verbindungen der unlebendigen Natur in lebensfähiger Materie zu veredeln. Aber jede Zelle versteht eine andere Kunst, liefert aus dem nämlichen Rohstoff andere Fabrikate. Daher

jene unendliche Mannigfaltigkeit von Stoffen der verschiedensten Wirksamkeit, die alle dem Pflanzenreich entnommen sind. Dicht nebeneinander im nämlichen Waldesschatten wachsen Hahnenfuß und Waldmeister, Tausendguldenkraut und Tollkirsche; der nämliche Boden gibt ihren Wurzeln Nahrung, die nämliche Luft umspielt ihr Laub, und doch bereiten die Zellen des einen ein ätzendes, die des andern ein narkotisches Gift, die des dritten bitteren Heilsaft, die des vierten aromatische Würze.

Einen Theil ihrer Nahrungsstoffe verbraucht die Zelle zu ihrem eigenen Wachsthum; aber früher oder später hört das Wachsthum auf, die Zelle ist dann ausgewachsen, sie behält fortan die Gestalt und Größe unverändert bei, die sie einmal erreicht hat und wird nunmehr Dauerzelle genannt. Sie gleicht dann einer Kugel, einem Ei, einem vielflächigen Krystall; andere Zellen werden flach und viereckig, wie ein Ziegelstein, andere laufen in Strahlen aus, wie ein Stern oder bilden ein Zickzack, gleich den Mauern einer Festung; viele Zellen strecken sich in die Länge und gleichen langen Schläuchen, Röhren oder Fasern. Auch der innere Ausbau der Zellen ändert sich mit dem Alter; in der Jugend ist ihre Schale zart und dünn, später werden Verstärkungen und Verzierungen angebracht; jene Zellen zeigen inwendig einen hohlen Schraubengang, gleich einer Wendeltreppe; bei diesen bedecken zierliche Ringe, Netze, Leisten oder Gitter die Innenseite. Die meisten Zellen machen es wie die Auster, die mit dem Alter ihre Schale verdickt, indem sie neue Lagen absondert, welche die alten bedecken. Natürlich wird die Schale der Zelle um so fester, je stärker ihre Wand verdickt ist; wenn die Höhlung der Zellen fast ganz mit Verdickungsmasse gefüllt ist, können dieselben an Härte und Festigkeit mit Stein und Knochen wetteifern, wie Eisenholz und Elfenbeinnuß beweisen.

Je dicker aber die Zellwand, desto schwieriger können durch ihre unsichtbaren Poren Flüssigkeiten und Gase hindurchdringen; bei fortschreitender Verdickung müßte der lebendige Protoplasmakörper, welcher die Zelle bewohnt, endlich wegen Mangel an Nahrung verhungern, er würde so sich seinen eigenen Sarg bauen, sich in seinem Zellengefängniß lebendig einmauern. Aber eine wunderbare Einrichtung sorgt dafür, daß die Nahrung der Zelle nicht gänzlich versiegt. Während sich nämlich die Zellwand immer fester und dichter wölbt, bleiben in ihr stets einige Thüren und Fenster offen, durch die der Verkehr mit den Nachbarzellen fortbesteht. Dies geschieht dadurch, daß an einzelnen Stellen die Zellwand sich nicht verstärkt; wenn nun im Laufe der Zeit die Schale immer dicker wird, erscheinen diese Stellen als Poren oder Canäle, die von dem Innern der Zelle nach außen führen. Und merkwürdiger Weise hat an jedem Punkte, wo ein solcher Canal die verdickte Zellwand durchsetzt, auch die Nachbarzelle einen Gang durch ihre ebenfalls verdickte Wand offen gelassen, so daß beide Canäle auf einander stoßen und nur durch eine dünne Scheidewand von einander getrennt sind; durch diese Porencanäle bleibt daher ihr Verkehr unbehindert fortbestehen.

Nichtsdestoweniger unterliegt auch die Pflanzenzelle dem Schicksal alles Lebens, sie altert und stirbt endlich. Selten überlebt die Zelle einen Sommer; gegen das Ende des Herbstes wird ihre Lebensthätigkeit schwächer, allmählich geht der abgestorbene Protoplasmakörper der Auflösung entgegen; nur die starre

unverwesliche Schale, die Zellwand, kann als leere Kammer noch Jahre und Jahrhunderte sich erhalten, auch wenn der lebendige Bewohner längst zu Grunde gegangen ist. In der Regel jedoch pflanzt sich die Zelle fort, bevor sie stirbt; ähnlich wie ein Regenwurm sich in zwei Hälften theilt, deren jede zu einem selbständigen Wurm erwächst, spaltet sich auch die Pflanzenzelle in zwei Tochterzellen, die an Stelle der Mutter eintreten und mit verjüngter Kraft ihre Lebensthätigkeiten fortsetzen. Bei dieser Theilung der Zellen beachten wir unter dem Mikroskop die wunderbarsten inneren und äußeren Bewegungen im Zellkörper, erregt von dunkeln Kräften, die vom Zellkern auszustrahlen scheinen, einem kugeligen Centralorgan, welches im Mittelpunkt der Zelle an zarten Fäden aufgehängt ist.

II.

Das ist in seinen Hauptzügen der Haushalt der Pflanzenzelle: sie ernährt sich durch Aufnahme flüssiger und gasförmiger Nährstoffe, sie verarbeitet dieselben zu den mannigfaltigsten Producten, sie athmet ein und aus, sie verstärkt und verdickt ihre Schale, jedoch so, daß sie mit ihren Nachbarn in lebendigem Verkehr bleiben kann, sie pflanzt sich fort, indem sie sich in zwei Tochterzellen theilt, sie altert endlich und stirbt. Werfen wir nun einen Blick auf die Einrichtungen und Gesetze, nach denen die Zellen in organischer Verbindung als Bürger eines Gesammtstaates wirken und schaffen.

Wie es Waldbienen gibt, die nicht zu einem Stocke zusammentreten, wie es Menschenstämme gibt, die wild und ohne gesellige Verbindung in den Wäldern umherschweifen, so gibt es auch Pflanzenzellen, die ihr ganzes Leben vereinzelt dastehen; alle Zellen verrichten in gleicher Weise die sämmtlichen Lebensgeschäfte, die freilich höchst primitiv und keiner Vervollkommnung fähig sind; ihre Brut bleibt nicht in gesellschaftlichem Verbande, sondern trennt sich in lauter freie Einzelwesen. Solche Pflanzen, die zu allen Zeiten aus einfachen Zellen bestehen, nennen wir einzellige; wir finden sie unter den niedrigsten Formen der mikroskopischen Welt, unter den Algen und Pilzen. Der grüne Ueberzug, der die Felsen, die Baumstämme, die Schindeln der Dächer färbt, wird unter dem Mikroskop in unzählige grüne Kugelzellen aufgelöst; der braune Schaum, der auf sonnenbeschienenen Teichen oder Gräben schwimmt, die Hefepilze, welche die Gährung, die Bakterien, welche die Fäulniß veranlassen, sind solche einzellige Pflänzchen.

Im Allgemeinen aber ist die Pflanzenzelle so gut wie der Mensch ein *ζῶον πολιτικὸν*, ein geselliges Wesen, das nur im Staatsleben seine wahre Bestimmung erfüllt. In den allermeisten Gewächsen, von dem Moose bis zum Eichbaum, treten eine unglaubliche Anzahl von Zellen zusammen, um einen geordneten Staat zu bilden; die Zahl der Zellen in einem kleinen Kraute kann sich mit der Einwohnerzahl der mächtigsten Reiche messen, und ich habe berechnet, daß in einer Kartoffel von fünf Centimeter Durchmesser wenigstens zehn Millionen Zellen mit einander leben, und daß ein Fichtenstamm von fünfundzwanzig Meter Höhe und 25 cm Durchmesser, dessen Bau durch große Gleichförmigkeit sich auszeichnet und daher eine ziemlich genaue Schätzung gestattet, über hundert Milliarden Holzzellen enthält.

Der leitende Gedanke, welcher die Pflanzenzellen zu einem Staatsorganismus verknüpft, ist der nämliche, wie im Bienenstaate, oder im Staate der Menschen, die Theilung der Arbeit. Jede einzelne Zelle besitzt zwar ihr individuelles Leben und durchläuft ihren besonderen Entwicklungsgang; aber sie übernimmt nicht mehr alle Lebensverrichtungen, sondern sie beschränkt den Kreis ihrer Thätigkeit, um im kleineren Bezirk größere Vollkommenheit zu erreichen; in diesem aber arbeitet sie nicht für sich allein, sondern auch für die andern, während diejenigen Lebensbedürfnisse, für deren Beschaffung sie bei ihrer einseitigen Thätigkeit nicht selbst sorgen kann, ihr von den andern geboten werden. Daher vertheilen sich die verschiedenen Leistungen auf die verschiedenen Zellen so, daß die einen dieses, die andern jenes Geschäft zu ihrem Hauptberuf, zu ihrer eigentlichen Function machen. So ordnen sich die Zellen des Zellenstaates in verschiedene Berufskreise, gewissermaßen in verschiedene Stände, die sich gegenseitig in die Hände arbeiten; Einer lebt für Alle, Alle für Einen. Je vollständiger die Arbeitstheilung durchgeführt, desto besser kann jede Zelle für das Geschäft sich ausbilden, dem sie vorsteht; desto vollkommener werden ihre Arbeitsleistungen, desto mannigfaltiger und feiner ihre Erzeugnisse, desto höher organisirt ist der Zellenstaat, desto höhere Stellung nimmt die ganze Pflanze ein in der Rangordnung der Gewächse.

Wie im Bienenstock zwar alle Bürger des kleinen Staates Bienen sind und doch in verschiedener Weise an der Erhaltung des Ganzen sich betheiligen, so auch im Zellenstaat der Pflanze. Es gibt Arbeitszellen, wie es Arbeitsbienen gibt; andere Zellen dagegen sorgen, als geschlechtliche Wesen, gleich den Drohnen und der Königin, für die Nachkommenschaft und begründen einen neuen Stock.

In der Pflanze sind die Zellen, welche verschiedenen Functionen vorstehen, nicht ordnungslos im Stock zerstreut, sondern es gesellen sich stets eine größere oder kleinere Zahl von Zellen, die für diese oder jene Verrichtung besonders befähigt sind, zu einander und bilden ein Gewebe. Die Pflanzenanatomen unterscheiden drei Hauptarten von Geweben, deren jedes einer anderen Lebensfunction, einem anderen Beruf vorsteht; das Grundgewebe wird von den Zellen gebildet, welche die eigentlichen Arbeiter im Staate sind; zum Leitgewebe gehören diejenigen Zellen, denen das Transportwesen obliegt; zum Hautgewebe diejenigen, welche den Schutz des Zellstaates gegen die Außenwelt übernommen haben. Als vierte Classe können wir noch das Vermehrungsgewebe bezeichnen, wo die Zellen in der Fortpflanzung begriffen sind, und durch fortgesetzte Theilungen neue Colonien, neue Blätter und Blüthen, neue Knospen und Samen erzeugen.

Der Zellenstaat ist, um mit Herbert Spencer zu reden, nach dem Typus eines Industriestaats organisirt, wo zahllose fleißige Arbeiter in demokratischer Gleichberechtigung neben einander thätig sind, um die werthlosen Rohstoffe der todten Natur zu veredeln, und in die kostbarsten und mannigfaltigsten Erzeugnisse des Lebens umzuwandeln. Das Grundgewebe repräsentirt gewissermaßen im Zellenstaate den Nährstand; in den Zellen des Leitgewebes ist der Handel vertreten; denn diese befassen sich damit, auf wohlgebahnten Communicationswegen selbst die entlegensten Theile des Gebietes rasch und reichlich mit Nahrungsmitteln und Rohmaterialien zu versorgen, und die fertigen Fabrikate

zu exportiren. Aber ein wehrloses Reich wird eine leichte Beute seiner Feinde, darum unterhält der Zellenstaat, obwol friedlich und aller Eroberung fremd, in den Zellen seines Hautgewebes einen kräftigen Wehrstand, gewissermaßen ein stehendes Heer, dem die Vertheidigung des Gesammtstaats an seinen Grenzen obliegt.

Wie einst Sparta sich am sichersten durch die lebendige Mauer seiner Bürger geschützt glaubte, so auch der Zellenstaat. Die Zellen des Hautgewebes bilden einen festgeschlossenen Grenzcordon, durch den kein Regentropfen, kein schädlicher Gashauch, kein feindliches Thier, keine Krankheit erzeugende Pilzspore eindringen darf; sie tragen harte Kieselpanzer oder sind durch undurchdringliche Wachshaut geschützt; sie haben keinen andern Beruf, sie leisten keine andere Arbeit, als in lückenloser Reihe feindliche Angriffe abzuwehren. Einzelne dieser Zellen treten über die Linie hervor, indem sie ihren Angreifern schneidend scharfe Waffen, haarspitze Stacheln oder Dornen entgegenstrecken, oder sie verflechten sich zu verworrenen Verhauen, in denen die Füße feindlicher Ameisen oder Blattläuse stecken bleiben. Bei mancher dieser Stachelwaffen ist die Spitze vergiftet, gleich dem Pfeil des Wilden, dem Zahn der Schlange, dem Stachel der Biene; berührt die Hand die Blätter einer Nessel, so brechen die spröden Glasspitzen der fein zugeschärften Brennhaare ab und bleiben in der Haut stecken; in die unsichtbare Wunde ergießt sich das Gift, eines der stärksten, welches Natur und Wissenschaft zu brauen vermögen; denn ein Tröpfchen, das der feinsten Nadelspitze nicht gleichkommt, erregt schon bei unserer gemeinen Nessel brennenden Schmerz, und die Tropensonne Indiens kocht in einer verwandten Art, der Teufelsnessel (Urtica urentissima, auf Timor), einen Giftsaft aus, der bei der leisesten Berührung Entzündung, Fieber und unerträglichen Schmerz verursacht; und noch nach Jahr und Tag kehren dem verletzten Gliede, sobald es mit Wasser benetzt wird, die Schmerzen mit alter Heftigkeit wieder.

Die Zellen der Hautgewebe schließen so fest aneinander, daß sie, wie die Glieder einer tapferen Phalanx sich eher zerreißen, als von einander trennen lassen; nur als zusammenhängende Schicht kann man dieselben von den übrigen Geweben ablösen, als ein dünnes Häutchen, das sich von allen Pflanzentheilen abziehen läßt, und als Epidermis oder Oberhaut bezeichnet wird. An vielen Stellen jedoch ist die lebendige Zellenmauer von runden Oeffnungen, Spaltöffnungen, gewissermaßen von Pforten durchbrochen, die durch ein Zellenpaar, wie durch zwei Thorflügel geschlossen werden können; weichen dagegen die beiden Schließzellen auseinander, so wird dadurch Gasen und Dämpfen der Ein- und Ausgang in's Innere gestattet.

Wie einst das römische und noch heut das chinesische Reich, so ist auch der Zellenstaat der Pflanze von der Außenwelt durch seine Zellenmauer abgeschlossen; und er hat ihres Schutzes auch von Nöthen, denn auch er hat „Feinde ringsum": Menschen und Thiere aller Art, die oft zu einer einzigen Mahlzeit viel tausend Pflanzenleben vernichten; aber die gefährlichsten Gegner sind verkommene Glieder des eigenen Reichs. Denn nicht alle Pflanzen ernähren sich von friedlicher Arbeit; es gibt unter ihnen auch Raubgesindel, das zu ehrlichem Schaffen unfähig, lieber im Verborgenen auflauert, und selbst den Mord nicht scheut, um die Beute auszuplündern. Diesen Gesellen der Finsterniß — wir

nennen sie Schmarotzerpflanzen oder Parasiten, und die größte Mehrzahl gehört zur Classe der Pilze — ist der Stempel der Verworfenheit auf die Stirne gedrückt; sie tragen nicht den Schmuck des grünen Laubgewandes, wie ihre friedlichen Schwestern, die unter dem Licht der Sonne Wiesen, Felder und Wälder bewohnen; von bleicher Färbung und widerlichem Geruch schleicht ihr spinnwebartiges Fadengeflecht im Dunkeln, bis es ihm gelingt ein Opfer zu überfallen, auszurauben und niederzumachen. Hier gilt es nun, die Kraft der lebendigen Mauer zu erproben, der die Vertheidigung des Zellenstaats anvertraut ist; so lange dieselbe unversehrt bleibt, wird der Ansturm zurückgeschlagen; aber in die kleinste Lücke drängen sich die hartnäckigen Feinde. Wehe dem Baum, dem der Wind einen Ast abgebrochen, oder den des unvorsichtigen Gärtners Messer beim Beschneiden verletzt hat. Auf der offenen Wundfläche siedeln bald Pilze sich an, deren Keime in unheilschwangerer Wolke in den Lüften schwimmen, und mit dem Staube herniederfallen, es dauert nicht lange, so durchwuchert ihr Fadengespinnst das ganze Zellgebäude des Stammes; äußerlich scheinbar gesund, aber im Innern vermodert, bricht er beim nächsten Sturm zusammen. Gleich jenen fürchterlichen mongolischen Horden, die so oft aus ihren centralasiatischen Steppen beutegierig und zerstörungslustig ausschwärmten, die friedlichen Gefilde des arbeitsamen Westens überschwemmten, und überall Tod und Verwüstung hinter sich ließen, so gibt es auch Pilzhorden, Brand- und Rostpilz, Mehlthau und Krebs, Kartoffel- und Traubenpilz, die von Zeit zu Zeit mit unglaublicher Schnelligkeit sich über unsere Culturen ergießen, die Ernten in ganzen Ländern verwüsten, und selbst durch den Ocean sich in ihren Verheerungszügen nicht lange aufhalten lassen, da es ihren staubfeinen Keimen früher oder später gelingt, von einem Welttheil zum andern hinüber zu fliegen. Gegen solche Feinde hält auch die Zellenmauer der Oberhaut nicht Stand; massenhaft lagern sich die Pilzkeime an der Außenseite, denn so lange die Luft trocken, können sie nichts anhaben; aber der erste Regen oder Herbstnebel bringt sie zur Entwickelung; durch die Thore der Spaltöffnungen drängen die Keimfäden sich in das Innere, oder schaffen mit Gewalt sich Einlaß, indem sie die nächsten Oberhautzellen tödten, um dann unter den schutzlosen Arbeitszellen mit ungezügelter Raub- und Mordlust zu wüthen. Erst in den letzten Jahren haben wir gelernt, daß gewisse Pilzzellen nicht blos Pflanzen, sondern auch Thiere und Menschen bedrohen; es sind unsichtbare Körperchen von kuglicher, stäbchen- und fadenförmiger Gestalt und außerordentlich geringer Größe, die sich aber mit solch unglaublicher Schnelligkeit vermehren, daß, wenn sie allein auf der Welt existirten, sie in kurzer Zeit den ganzen Weltraum ausfüllen könnten. Diese Zellen, Bakterien oder Spaltpilze genannt, nehmen, wo immer aus einem Thier oder einer Pflanze das Leben entwichen, Besitz von denselben, um den ihnen anheimgefallenen Leib durch Verwesung zu zerstören. Sie verderben die Speisen durch Fäulniß, sie machen die Milch sauer, Wein und Bier kahmig, sie vergiften das Trinkwasser, sie erfüllen die Luft mit schädlichen Miasmen. Selbst in den Körper lebender Thiere und Menschen suchen sie einzudringen, sie beginnen den Kampf mit der Lebenskraft, die ihr Dasein zu vertheidigen sucht. Nur zu oft tragen sie den Sieg davon; sie vergiften den Kuß der Liebe; nichts ahnend überträgt in zärtlicher Umarmung das Kind den Keim des Todes auf die Mutter; die kleinste

Wunde, die eine Nadel geritzt, ist für sie das Thor, durch welches sie vergiftend in die Bahn des Bluts gelangen, und wenn gewisse Bedingungen ihre Vermehrung begünstigen, fliegen sie, wie die apokalyptischen Reiter, von Land zu Land, Pest, Hungersnoth, Thier- und Völkersterben in ihrem Gefolge. Mit prophetischem Geist hat sie der Dichter geschildert:

Die wohlbekannte Schaar,
Die strömend sich im Dunstkreis überbreitet,
Dem Menschen tausendfältige Gefahr
Von allen Seiten her bereitet.
Von Norden dringt ihr scharfer Geisterzahn
Auf dich herbei mit pfeilgespitzten Zungen,
Von Morgen zieh'n vertrocknend sie heran
Und nähren sich von deinen Lungen.
Wenn sie der Mittag aus der Wüste schickt,
Die Gluth auf Gluth auf deine Scheitel häufen,
So bringt der West den Schwarm, der dich erquickt,
Um dich und Feld und Auen zu ersäufen.

Aber in friedlicher Zeit können im Zellenstaat der Pflanze unter dem Schutz der Oberhautzellen die übrigen Bürger ungestört sich ihren Geschäften überlassen. In enger Verbindung schließen sich die Zellen des Grundgewebes aneinander, welche von dem eigentlichen Arbeitervolk bewohnt werden; zwischen diesen Zellen verläuft in zahllosen Verzweigungen ein System von feinen Canälen, die netzförmig unter einander verbunden sind, und durch die Flügelthore der Spaltöffnungen nach außen münden. Auf diese Weise werden den Zellen die Luftarten zugeführt, die sie zu ihrer Ernährung und Athmung bedürfen, und hierhin entweichen diejenigen Gase und Dämpfe, welche von den Zellen ausgeathmet und nach außen abgeleitet werden sollen. So wird in jedem Augenblick das ganze Zellengebäude gelüftet.

Die flüssigen Nährstoffe aber werden den Arbeitszellen durch das Leitgewebe in einem besondern System von langgestreckten Röhren, Fasern und Schläuchen zugeführt, welche in Stränge und Bündel vereinigt, sämmtliche Organe, Wurzeln, Stengel, Aeste, Blätter durchziehen und als Leitstränge oder Gefäßbündel bezeichnet werden; wir erkennen sie am leichtesten in den Blättern, indem wir sie gegen das Licht halten, wo sie das zierlichste Geäder bilden. Diese Leitstränge sind auch die Verkehrswege, in denen die von den Arbeitszellen des Grundgewebes erzeugten Producte nach anderen Stellen hintransportirt werden, wo sie zum Verbrauch kommen. So herrscht im Zellenstaat der Pflanze eine Geschäftigkeit ohne Ende, wie in einem Bienenstocke; Gase treten ein und aus; Säfte kreisen auf und nieder, es wird eingesaugt und verdampft, gebraut und verfeinert, neues gebildet, altes umgewandelt oder zerstört, keinen Augenblick ist Stillstand und Ruhe. So lange die Zellen leben, sind sie fleißig; hören sie auf zu schaffen, so ist ihr Tod nahe. Niemand ahnt, wenn er vor einer Pflanze steht, welch rastlose Geschäftigkeit in ihrem Innern wirkt, weil die Zellen still ihre kunstvolle Arbeit verrichten, nicht summen und nicht ausfliegen, wie die Bienen. Aber sie haben es auch nicht nöthig; kommen ihnen doch die Nahrungsstoffe des Bodens in Wasser gelöst von selbst entgegen, oder werden ihnen von den Lüften zugetragen.

Man preist den Reichthum solcher Länder, welche Kohlengruben und Erzlager besitzen; aber diese Schätze sind keineswegs auf einzelne Provinzen beschränkt; unermeßliche Erzstätten, unerschöpfliche Kohlenlager umgeben uns überall, wo immer wir uns auch befinden. Denn die Mineralien, die im Ackerboden angehäuft sind, sind ebenso kostbar als die Lager von Eisen und Zink, ja von Gold und Silber; von Gold und Silber kann der Mensch nicht leben; aber aus den Mineralien der Ackererde, aus Kali, Kalk und Phosphorsäure, aus Ammoniak und Schwefelsäure verfertigt der Zellenstaat der Pflanze das Brot, von dem wir uns ernähren, den Flachs, in den wir uns kleiden, das Holz, aus dem wir unsere Geräthschaften machen und die Heilsäfte, die uns in der Krankheit die verlorene Gesundheit wieder herstellen. Die Zellen der Wurzeln sind es, welche gleich Häuern und Bergleuten in die ihnen zugewiesenen Strecken zahllose Schächte abtäufen, nach allen Strichen der Windrose Stollen und Gänge treiben, um diese Mineralschätze zu brechen, von unhaltigem Gestein abzutrennen, und die Förderungsmaschinen in Betrieb zu setzen; Tag und Nacht mit unermüdlichem Fleiß bauen sie jedes Atom Kali und Ammoniak, Phosphor- und Salpetersäure ab und fördern es an den Tag; aber sie verarbeiten ihr Erz nicht selbst, sie vertrauen es den Leitbündeln an, welche dasselbe in einem kräftigen System von Saug- und Druckpumpen hinaufbefördern in die Stengel und in die Blätter. Die Blätter sind Zellgemeinden, welche ihr Tagwerk in Luft und Licht verrichten; ihr wichtigstes Geschäft ist, die Kohle zu gewinnen, welche den Hauptbestandtheil des Pflanzenkörpers darstellt. Unsere Atmosphäre ist ein ungeheures Kohlenbergwerk, dessen Mächtigkeit viele Meilen tief ist, das in tausend Jahrtausenden nicht erschöpft werden kann. Freilich findet sich die Kohle nicht rein in der Luft, so wenig, wie das Metall im Erz; die Kohle ist in der Luft mit Sauerstoff verbunden, als ein durchsichtiges Gas, als Kohlensäure; es bedarf daher noch besonderer Kunst, die reine Kohle aus der Kohlensäure der Luft abzuscheiden.

In den Bergwerkdistricten finden wir neben der Grube die Hütte, wo aus unreinem Erz das edle Metall ausgeschmolzen wird. Die grünen Zellen der Blätter verbinden die Kunst des Bergmanns mit der des Hüttenmanns; sie verstehen es, die Kohle aus der Atmosphäre an den Tag zu fördern und rein abzuscheiden. Um aber solcherlei Arbeit verrichten zu können, müssen die grünen Zellen der Blätter von der Sonne durchleuchtet werden; die Sonne allein erregt in ihnen jene wunderbaren Kräfte, durch welche sie die Kohlensäure der Luft gierig einsaugen und in Kohle und Sauerstoff zerspalten; die abgeschiedene Kohle aber schmelzen sie mit dem Wasser und den Mineralstoffen des Bodens zusammen, und verarbeiten sie zu jenen Lebensstoffen, aus denen die Pflanze selbst ihr Zellengebäude aufrichtet und die, in den Körper eines Thieres aufgenommen, von diesem in Fleisch und Blut verwandelt werden.

Aber gleich wie die Bienen nicht allen Honig, den sie eintragen, selbst verbrauchen, sondern einen großen Theil in besonderen Zellen als Wintervorrath aufsammeln, so wird auch in der Pflanze ein Theil der Zellen zur Aufspeicherung von Nahrungsvorräthen bestimmt. Auch der Zellenstaat legt in guter Zeit Capitalien zurück für den Bedarf der Zukunft. Beim Herannahen des Winters entledigen sich die Blätter durch Vermittelung der Leitstränge des

größten Theils ihrer Erzeugnisse, indem sie dieselben in unterirdische Magazine schaffen; nun füllen sich die Zellen der Wurzelstöcke, der Knollen und Zwiebeln, welche von der Erddecke geschützt, den Frost nicht zu fürchten haben, mit reichen Vorräthen von Stärkemehl, Eiweiß und anderen werthvollen Nahrungsmitteln, die im kommenden Frühjahr zur Zeit großen Bedarfs, beim Austreiben des Laubes und der Blüthenknospen wieder verbraucht werden. Wenn wir eine Kartoffel verspeisen, so verwenden wir zu unserer Ernährung die Vorräthe, welche das Jahr vorher die vorsorgliche Mutterpflanze für die Triebe des nächsten Frühlings in ihre Zellen eingetragen hatte; wir verfahren hier ebenso, als wenn wir den Bienen im Herbste einen Theil ihres Honigs rauben, den sie für die Proviantirung ihres eigenen Staates eingesammelt hatten.

Die kurze Lebensdauer der einzelnen Zellen hat zur nothwendigen Folge, daß ein Pflanzentheil, eine Zellengemeinde, in welchem gegenwärtig ein lebendiger Bildungsproceß thätig, im folgenden Jahre meist abgelebt ist und für alle Verrichtungen untauglich wird. Daher ist der Zellenstaat in beständigem Absterben begriffen: die Blätter, die im Sommer ihre Arbeit verrichten, sind im Herbst welk und fallen ab; aber auch die Zellen der Wurzel, die damals die Bodenflüssigkeit einsaugten, die Zellen des Stammes, die sie nach oben leiteten, sind inzwischen gealtert; sie sind verholzt, wie der Botaniker sich ausdrückt.

Ein großer Theil der Gewächse überlebt in der That nicht das erste Jahr: die meisten Kräuter keimen im Frühjahr, blühen im Sommer, reifen im Herbst ihre Samen und gehen im Winter zu Grunde. Die Bäume dagegen, die Sträucher und die Stauden haben eine geordnetere Finanzverwaltung: sie sammeln bis zum Herbst im Stamm oder in den Wurzeln Vorräthe auf, die erst im nächsten Frühjahr wieder zur Verwendung kommen. Wenn das gesammelte Lebenscapital nach den ersten warmen Tagen flüssig gemacht ist, so sind es nicht mehr die alten Zellen, welche von Neuem das Geschäft seiner Verwerthung übernehmen können; die Pflanze füllt nicht frischen Most in alte Schläuche, sie bildet sich neue Zellen, neue Organe für den Beruf der neuen Zeit. Hier treten jene Gewebsmassen in Wirksamkeit, die wir oben als Vermehrungsgewebe bezeichnet haben, weil daselbst die Zellen in ununterbrochener Zweitheilung begriffen, ihre Zahl stetig vermehren und dadurch neue Colonien, neue Zellgemeinden begründen. An den Enden der Wurzeln bilden sich neue Spitzen, deren junge Zellen mit frischer Kraft die Nährstoffe des Bodens einsaugen; im Stamme entsteht neues Leitgewebe zwischen Holz und Rinde, das einen neuen Jahresring darstellt; auch an der Spitze der Aeste und Zweige und am Grunde der Blätter hat ein großartiger Verjüngungsact sich vorbereitet; an diesen Stellen nämlich entwickeln sich kleine Kegel aus Vermehrungsgewebe, in denen durch Theilung unzählige neue Zellen entstehen; nach einem angebornen Bauplan sprießt an jedem dieser Kegel in zierlichster Anordnung eine gewisse Zahl von Wärzchen hervor. Jeder Kegel ist die Anlage eines Stengelchen, die Wärzchen, die aus ihm herausgewachsen, sind die Anlagen von Blättern; das ganze Gebilde wird umgeben von derben Schuppen und heißt nun Knospe; die zarten Blattanlagen im Innern werden durch die Knospenschuppen gegen Frost und Wetter gewahrt. Die Knospen wurden im Sommer angelegt, im Herbst sind sie vollendet; während des Winters ruht ihre Entwickelung; im nächsten Frühjahr erwacht das

Leben in den schlafenden Knospen; der Schuppenpanzer, der jetzt überflüssig geworden, wird abgeworfen, die Blättchen recken und strecken sich und breiten sich in Luft und Licht freudig aus; das Stengelchen verlängert sich mehr und mehr; es währt nicht lange und die Knospen sind zu jungen Zweigen ausgesproßt, in deren frischem Laube, erregt vom Lichte der Sonne, die rastlose Arbeit der Zellen wieder beginnt, oder die in wunderbarer Verwandlung als Blüthenzweige jene geschlechtlich entwickelten Fortpflanzungszellen hervorbringen, welche durch eine Reihe geheimnißvoller Vorgänge einen neuen Zellenstaat begründen.

So ist der Zellenstaat der Pflanze in ununterbrochener Verjüngung begriffen; der einzelne Bürger, die Zelle, ebenso wie die Gemeinde, das Blatt, haben nur ein kurzes Leben; aber der Gesammtstaat kann in ewiger Jugend Jahrhunderte überdauern. Wo die Hand des Menschen oder die Elemente nicht einen gewaltsamen Tod herbeiführen, da überlebt der Zellenstaat, wie so viele uralte Riesenbäume zeigen, die mächtigsten Reiche der Menschen.

Geistvolle Socialpolitiker haben in neuerer Zeit den Versuch gemacht, die Entwickelung und die Wechselbeziehungen der menschlichen Gesellschaft durch die Analogie mit einem lebenden Wesen und seinen Zellen zu erklären [1]). Wir haben hier den entgegengesetzten Weg eingeschlagen, indem wir umgekehrt uns bemühten, das Leben der Pflanze und ihrer Zellen durch den Vergleich mit einem Staatsorganismus und seinen Bürgern verständlich zu machen. Wir versuchten zu zeigen, daß, was der Mensch als höchstes Ideal seines selbstbewußten Strebens in den Kämpfen der Weltgeschichte vor Augen hat, in stiller Vollendung in der Welt der Pflanzen vorgebildet sei. Es ist die Darstellung der Idee des Staates, der die einzelnen Bürger nach ihrer eingeborenen Natur sich frei entwickeln und gleichberechtigt am Wohl des Ganzen mitarbeiten läßt, der den Gemeinden, den Provinzen ihre Selbstverwaltung schützt und sie doch den höheren Interessen und Gesetzen der Gesammtheit in jedem Augenblicke unterordnet, der gegen den äußeren Feind wehrhaft gerüstet, in seinem Innern Eintracht und Frieden wahrt, der die durch gemeinsame Arbeit aller Bürger gesammelten Capitalien zum Gedeihen und zur Fortentwickelung des Ganzen verwendet, ohne sie von Einzelnen ausbeuten zu lassen, der in unermüdlicher Thätigkeit nirgends einen Stillstand duldet und in ununterbrochener Verjüngung die Jahrhunderte überdauert, immer wachsend, immer blühend und immer Frucht tragend. So verstehen wir das Wort des Dichters:

> Suchst du das Größte, das Höchste? Die Pflanze kann es dich lehren;
> Was sie willenlos ist, sei du es wollend: das ist's.

---

[1]) Vgl. Herbert Spencer, Descriptive Sociology or Groups of Social facts. London 1874, 5 vols.; und Principles of Sociology, London 1876.

Dr. A. G. F. Schaeffle, Bau und Leben des socialen Körpers, Encyclopädischer Entwurf einer realen Anatomie, Physiologie und Psychologie der menschlichen Gesellschaft mit besonderer Rücksicht auf die Volkswirthschaft als socialem Stoffwechsel. Tübingen, 1878.

Das Zeitalter des Credits.

Von

Professor K. Th. von Inama-Sternegg in Prag.

Was soll uns das Zeitalter des Credits? Hat es jemals bestanden? Wird es einmal kommen? Oder leben wir etwa mitten in demselben? Und was haben wir von ihm zu hoffen und zu befürchten?

Es sind Culturfragen ersten Ranges, welche wir uns damit vorlegen; und als solche haben sie wol auch ein Recht überall zur Discussion gestellt zu werden, wo Sinn und Herz offen sind für die großen Probleme des Völkerglückes und der Civilisation. Denn nicht die geschäftliche Seite des Credits wollen wir untersuchen; es gilt zuzusehen, ob der Credit eine Kraft ist, von der wir etwas Wesentliches für das Gedeihen und den Fortschritt der Menschheit in irgend einer Zeit erwarten können.

Ein Blick in unser modernes Verkehrsleben mit seinem großartig entwickelten Creditsystem scheint nun schon zu genügen, um uns zu belehren, daß diese Zeit bereits angebrochen sei, daß wir selbst im Zeitalter des Credits leben. Gerade die vielseitige verwickelte ja kühne Anwendung des Credits ist's, neben der Dampfkraft, welche unserer modernen Wirthschaft, unserm ganzen Culturleben ein eigenartiges Gepräge verleiht. Nie früher hat der Credit so sehr alle Verhältnisse des Verkehrs und der Production mitbestimmt, nie hat er so viele, so feine Formen gehabt, nie war sein Gebrauch so allgemein und so geregelt, nie standen so große Kreise der Bevölkerung im Banne seiner Macht.

Der Boden auf dem wir wohnen, von dem wir die Früchte des Feldes und des Waldes gewinnen, trägt seine Hypotheken; den Rohstoff kauft der Fabrikant und der Händler auf Credit; das Fabrikat geht an den Kaufmann, von ihm an den Krämer und von diesem an den Consumenten über immer durch das Mittel des Credits; Jeder leiht mit der einen Hand und borgt mit der andern; der Credit ist der stete Begleiter der Waare in allen Stadien ihrer Erzeugung und Verwendung.

Aber er begnügt sich heute schon nicht mehr die Waaren in erleichterten Verkehr zu bringen; den Werth aller Güter, der fest und unlöslich mit ihnen verbunden schien, stellt er als selbständiges Verkehrsgut dar und gibt ihm eigne

Verwendung, ohne daß die Güter des Lebens, welche solchen Werth in sich trugen, an Brauchbarkeit für die Wirthschaft verloren hätten; und mit denselben Mitteln weiß der Credit gesellschaftliche Verhältnisse, das empfindlichste Ergebniß sorgsamer Bethätigung wirthschaftlichen Sinnes, Erwerbsaussichten und Hoffnungen einer künftigen Zeit in greifbare Werthformen zu verwandeln, welche ihren Umlauf gleich anderen Waaren von Hand zu Hand beginnen.

In unsern Pfandbriefen ist der Werth von Millionen Hektaren Landes selbständig dargestellt und doch hat der Boden, der die Unterlage dieses Credits ist, nicht aufgehört dem Landmann die Früchte seines Fleißes in den Schoß zu häufen. Im Warrant ist der Werth der Waaren die im Lagerhause lagern, zu selbständigem Leben gekommen und doch handelt der Kaufmann mit der so verpfändeten Waare wie mit andern, die er als Vorrath für künftige Speculation gespeichert hat. Im Wechsel setzt der Kaufmann den guten Ruf seiner Firma in klingende Münze um, und in der Actie gewinnt die Hoffnung auf künftigen Ertrag einer Unternehmung schon in der Gegenwart Werth und greifbare Gestalt. Ueberall hat er lösend und erlösend aus aller Gebundenheit gewirkt; die natürlichen Widerstände ebenso überwinden geholfen wie die Schranken veralteter Institutionen; die enge Grenze, welche den Unternehmungen durch eignes Vermögen gezogen war, ebenso wie die beschränkte Einsicht der Capitalisten in die Verwendungsarten ihres Capitals.

All die großen und größten Fortschritte in der Bodenverbesserung, die ausgedehnten und musterhaft eingerichteten Fabrikanlagen, die enorme Ausdehnung und Vervollkommnung unserer Straßen und Schienenwege sind nur durch den Credit möglich geworden; unsere Großstädte haben ihre unvergleichlichen öffentlichen Anlagen, ihre Monumentalbauten, ihre Canäle und Wasserleitungen ihm zu verdanken. Der öffentlichen Schule hat er Paläste gebaut, dem gemeinnützigen Wirken immer reichere Mittel zur Verfügung gestellt; den Staat hat er befähigt, seinen Bauern die Freiheit von den Grundlasten, seinen Bürgern insgesammt den Genuß der höchsten geistigen Güter und die Sicherheit ungestörter Entwickelung, das stolze Bewußtsein nationaler Selbständigkeit zu verbürgen: Wohlstand und Bildung, Freiheit und Macht, die sämmtlichen realen Lebenszwecke der bürgerlichen Gesellschaft haben im Credite ein unentbehrliches Fundament ihrer Verwirklichung. Das ist heut schon die Macht des Credits und sie ist wahrlich groß genug, um von ihr auszusagen, daß sie etwas Wesentliches für das Gedeihen und den Fortschritt der Menschheit hervorgebracht habe.

Aber doch, wie weit entfernt ist das Gesammtbild der Crediterscheinungen unserer Tage von dem Ideale einer Culturmacht ersten Ranges, nach der wir mit Stolz unser Zeitalter benennen möchten! Wir brauchen hiebei nicht zu gedenken der überaus traurigen Erscheinungen, welche uns den Credit in der Verzerrung schamloser Wuchergeschäfte erblicken lassen; am Ende ist jede Kraft, auch die beste, die der Menschheit zum Heile beschieden war, zu mißbrauchen und jedem Ideale stellt sich ein Idol als Zerrbild an die Seite; es ist als ob es dem Menschen immer wieder nahe gelegt werden sollte, wie gefährlich es für ihn ist, vom Baume der Erkenntniß zu essen, wie leicht aus dem Engel ein Teufel werde.

Aber auch wenn wir den Credit nicht in seinen krankhaften Auswüchsen, sondern in seinem gegenwärtig normalen Zustande betrachten: seine Gesammterscheinung bietet uns keineswegs die Befriedigung eines festgefügten, harmonischen Baues, unter dessen Dach die Völker zu fortschreitender Glückseligkeit sich vereinigen; ein heimliches Grauen vermögen wir kaum zu überwinden, als sollte eines Tages der ganze kühne Bau jählings in sich zusammenbrechen und die Völkerwohlfahrt unter seinen Trümmern begraben. Gewinnsucht, übermäßiger Lebensaufwand erscheinen als die Bauherren, papierne Werthe als die Bausteine; unsichere Erwerbsaussichten und Speculationsgewinne sind die Träger und Stützen; Banknoten und Checks, Wechsel und Warrants die Klammern und Nieten; und die Börse mit ihrem Differenzgeschäfte, ihrem Prämien- und Kostgeschäfte versieht geschäftig die Handlangerdienste und baut unablässig weiter ohne Plan und Ziel, ohne Gerüst und Fundament. In der Hand des Reichen wird der Credit zum wirksamsten Mittel der egoistischen Ausbeutung des Volkswohlstands; als Gläubiger wie als Schuldner ist der Credit ganz vorwiegend ihm zu Diensten. Alle reellen Erwerbsaussichten nutzt er als Gläubiger mit seinem Capitale; für alle gewagten Unternehmungen läßt er sich als Schuldner auf seine Actien, seine Pfandbriefe und Lotterielose die mühsam erworbenen Sparpfennige der kleineren Leute borgen. Diesen aber versagt der Credit auch im Falle der äußersten Noth seine Hilfe; wer nichts hat als seine ehrliche Arbeit, kann vergebens an seine Thüre pochen; die Früchte, die auf dem Boden des Credits reifen, ihm bleiben sie versagt; ja selbst von den Früchten der Arbeit nimmt der Credit immer mehr weg und legt sie dem beweglichen Vermögen in den Schoß: so erweitert sich immer mehr die Kluft, die Besitz und Arbeit trennt, und die Kraft, die dem Menschen Segen bringen sollte, wird ihm zum Fluch. So scheint es zu sein, und so muß es kommen, wenn der Mensch es nicht versteht, die große Kraft, die im Credite liegt, zu bändigen und sicher einzufügen der Ordnung, in welcher sein ganzes gesellschaftliches Dasein sich bewegt.

Aber das Zeitalter des Credits soll sich eben darin bewähren, daß es ihn beherrschen lernt und ihn nützt zum Wohl und Frommen der ganzen Menschheit, wie wir andere wilde Kräfte gebändigt und in ihren Dienst gestellt haben.

Das ist das Zeitalter des Credits, welches ihn versteht und in dieser Erkenntniß das Geheimniß der Herrschaft über ihn erlauscht; denn nicht als Dämon trat er in die Welt: eine gute Kraft ward dem Menschen im Credit geschenkt, wie andere Kräfte, die ihm nur so lange gefährlich sind, so lange er nicht ihr Wesen und ihre Wirkungen kennt.

Das Wesen der Dinge aber erkennen wir immer aus ihrem Werden; auch an den Erscheinungen des Credits soll sich's erproben, ob uns die Geschichte den Ariadnefaden an die Hand gibt, mit dem wir uns zurecht finden, wo die meisten Menschen irre werden, nicht weil wir es mit einer Verirrung des menschlichen Geistes zu thun hätten, sondern weil der Bau zu kunstvoll gefügt ist, als daß er ohne Plan und Aufriß zu begreifen wäre.

Jedes Zeitalter hat seinen Credit; den Credit, können wir sagen, welchen es verdient. In den einfachen Zuständen freilich, wie sie uns im Jugendalter

den Völkern begegnen, war der Creditgebrauch gering genug. Er war aber auch selten benöthigt und in äußerst engen Grenzen anwendbar.

Geringe Bedürfnisse, aber auch ein bescheidnes Maß von Gütern zu ihrer Befriedigung; keine Vorausberechnung der Zukunft, aber auch keine Vorräthe, mit denen künftigem Mangel begegnet werden konnte; große Abgeschlossenheit des Erwerbs und der productiven Arbeit in engen socialen Kreisen, aber auch geringe Mittel des Verkehrs und Güterumsatzes — das kennzeichnet diese einfachen Zustände der Volkswirthschaft, welche wir als Naturalwirthschaft bezeichnen.

Was konnte der Credit bedeuten in einer Zeit, die es nicht verstand regelmäßige Ueberschüsse der Wirthschaft über den laufenden Bedarf hervorzubringen und anzusammeln? In einer Zeit, welche der Arbeit keine Entfaltung zu geben verstand, keine Wirksamkeit im Dienste der Bedürfnisse des ganzen Volkes, sondern höchstens enger socialer Kreise, einer Gemeinde, einer Grundherrschaft? In einer Zeit endlich, welche eben darum auch die Arbeit nicht zu schätzen wußte, und ihr mit der Ehre auch die Freiheit versagte? Auf dieser Entwickelungsstufe des wirthschaftlichen Lebens fehlt dem Volke das Capital, das sicher und für jeden Bedarf dargeliehen werden könnte; es fehlt die Production, welche regelmäßige Ueberschüsse gewinnt, mit denen das Darlehen zurückzuzahlen wäre, und die nationale Arbeit, welche die Bürgschaft für den Credit übernehmen könnte.

Der Credit jener ältesten Zeiten steht daher im innigsten Zusammenhange mit dem ganzen ökonomischen und socialen Zustande der Völker. Er entsteht und wird gebraucht in demjenigen gesellschaftlichen Kreise, dem Gläubiger und Schuldner gemeinsam angehören. Der Bruder borgt dem Bruder, der Dorfgenosse dem Dorfgenossen, dem Gastfreunde der Gastfreund. Das innige sociale Verhältniß ist die Quelle dieses Credits; für den Gläubiger ebensowol der ihn gewährt, wie für den Schuldner, der ihn begehrt. Jeder weiß in diesem Kreise den Werth des Menschen und seine Hilfsquellen zu beurtheilen; darin liegt die Sicherheit dieses Credits. Jeder schätzt die Aufrechterhaltung dieses socialen Bandes und ist darum bereit, die Wirthschaft seines Genossen zu stützen; darin liegt die Zugänglichkeit dieses Credits. Jeder sieht das Darlehen als eine sociale Aushilfe in momentaner Nothlage an, die ihm keinen anderen Gewinn bringen soll, als die sichere Zuversicht auf Gegenseitigkeit, darin liegt die Zinslosigkeit dieses Credits.

Das ist zweifellos die älteste Form des Credits; sie prägt sich in den Geschichtsbüchern des alten Judenthums ebenso aus wie in den ältesten Gesetzen der Griechen und Römer und in der Wirthschaftsgeschichte der alten Germanen.

Und es ist leicht zu erkennen, daß sie bis auf den heutigen Tag ihre Bedeutung nicht eingebüßt hat. Noch immer bestehen diese innigen Beziehungen in engsten socialen Kreisen, welche den zinslosen Credit erzeugen. Noch immer findet er seine Sicherheit und Erreichbarkeit in den persönlichen Bürgschaften, in den socialem Halte des Schuldners. Die elementaren gesellschaftlichen Verhältnisse gleichen sich eben immer und überall, wie sich etwa die einfachen organischen Zellen gleichen, mögen auch die einen für sich bestehen, die anderen Glieder eines ganzen Zellenstaates geworden sein.

Neben diesem Credit, der also den Charakter einer socialen Aushilfe an sich trägt, steht aber frühzeitig schon ein anderer: ein Credit gegen Zins, ja gegen sehr hohen Zins — ein Wuchercredit. Das kann auf den ersten Blick befremden.

Die größten Gegensätze sind hier unvermittelt neben einander. Und doch ist die Erklärung dieser Erscheinung sehr einfach. Das im engsten socialen Kreise starke gegenseitige Vertrauen galt natürlich nicht nach außen; und ebenso fehlte hier jene Bereitwilligkeit zu Darlehen, welche aus socialen Rücksichten entsprang.

Wer außerhalb dieses Kreises ein Darlehen suchte, der konnte weder seine persönliche Arbeitskraft, noch seine sociale Geltung dafür als Einsatz verwerthen. Beide hatten keinen Curs in einer Zeit, welche die Arbeit in Unfreiheit hielt und in welcher das wirthschaftliche, ja das ganze sociale Leben sich in engsten abgeschlossenen Kreisen vollzog.

Er konnte aber auch nicht erwarten, daß ihm ein Darlehen aus anderen als gewinnsüchtigen Motiven gegeben werde. Denn was in aller Welt hätte den Geldverleiher veranlassen können, einem ihm social Fernstehenden ein Darlehen zu geben, wenn nicht die Aussicht, durch Zins und Rückzahlung sein Capital vermehrt zu sehen?

Dieses Darlehen — wir können es das unsociale nennen — war also nur zu erhalten gegen besondere Sicherheit, wie sie Unterpfänder boten; und es war nur gegen sehr hohen Zins zugänglich, der für sich selbst schon eine gewisse Sicherheit der Rückerstattung des Capitals verbürgen, mangelnde anderweitige Sicherheit ersetzen sollte.

Solchem Credit gilt das außerordentlich strenge Schuldrecht, welches Griechenland und Rom, wie auch die Culturvölker der neueren Zeit in unmittelbarer historischer Folge — man wäre fast versucht zu sagen, in unmittelbarer Consequenz — des auf socialer Grundlage ruhenden zinslosen Credits entwickelt haben. Knechtschaft drohte allenthalben dem säumigen Schuldner; so wenig konnte man sich eine Sicherheit des Credits denken, die auf den persönlichen Eigenschaften und Verhältnissen des Schuldners beruhte, daß der Mensch nur wie ein anderes Stück Vermögen als hinlänglicher Einsatz Geltung hatte.

Und dieser Auffassung der Gesetzgebung entsprach genau die Anschauung der wucherischen Geldkreise. Wer außerhalb seiner socialen Verbindungen Darlehen suchte, hatte überhaupt schon keinen Credit für seine Person; einen solchen hätte er ja innerhalb dieser Kreise geltend machen müssen. Nur seine Pfänder hatten Credit, und im schlimmsten Falle war er selbst dieses Pfand, das man zum Ersatz für das Darlehen abnützen oder verkaufen konnte.

Aus diesen socialen Zuständen und Anschauungen heraus ist auch das ganze Creditwesen des Mittelalters der alten wie der neueren Culturvölker zu beurtheilen. Wol hat das verzinsliche Darlehen mit Pfandsicherheit schon frühzeitig aufgehört, eine seltene Erscheinung zu sein und das Recht konnte ihm seine Anerkennung, seinen Arm nicht versagen.

Denn es war unter Umständen doch für Jeden nothwendig, der es wagen wollte, die engeren Kreise seines Lebens durchbrechend, größere Ziele mit größeren

Mitteln zu erreichen, als sie des Lebens Alltäglichkeit der großen Masse seiner Zeitgenossen steckte.

Aber der öffentlichen Meinung galt dieses Darlehen doch lange Zeit hindurch nicht als legitim: den gewerbsmäßigen Geldverleiher sah sie verächtlich an, wie einen Menschen, der die Noth eines Anderen zu seinem Vortheile ausbeute und auf seine Freiheit speculire; und wer solches Darlehen begehrte, mußte sich sagen lassen, daß er über seine Verhältnisse leben wolle und mit Vermögen, Freiheit und Ehre ein gewagtes Spiel treibe.

Wer möchte verkennen, daß diesem Urtheil eine richtige Anschauung zu Grunde lag? Noch jetzt urtheilen wir im Wesentlichen nicht anders über die gewerbsmäßigen Wucherer und über die leichtfertigen Bewucherten. Diese beiden Typen der modernen Zeit gleichen jenem Geldverleiher, jenem genialen Schuldenmacher auf ein Haar. Denn solcher Credit ist eben immer krankhaft; der unsociale Credit ist der eigentliche Mißbrauch des Credits.

Die Kirche hat nachmals den Versuch gemacht, das Darlehen auf seinen Ausgangspunkt zurückzuführen, indem sie das Zinsennehmen allgemein verbot und die Gewährung von Darlehen an Bedrängte unter die Pflichten der christlichen Nächstenliebe aufnahm. Aber so sehr der Fortschritt in der Humanität Anerkennung verdient, welcher damit angebahnt war, so wenig war doch damit für die Pflege des Credits gethan.

Den Mangel des Vertrauens in die persönlichen Eigenschaften und den ökonomischen Erfolg der Arbeit konnte auch die christliche Nächstenliebe nicht ersetzen; er war tief begründet in dem beschränkten Geltungskreise der Persönlichkeit. Und wenn die christliche Zeit auch die Ehre der Arbeit zur Geltung gebracht hat gegenüber ihrer Verachtung im classischen Alterthume, so hat sich doch auch das Mittelalter der neueren Culturvölker noch nicht zur Freiheit der Arbeit durchgerungen und mit ihr auch den Credit in Fesseln gehalten.

Das also war kein Zeitalter des Credits, indem man für verfügbaren Credit kein Darlehen und für verfügbare Darlehen keinen Credit hatte.

Bei allen civilisirten Völkern ist dann auf die Naturalwirthschaft die Geldwirthschaft, auf die Epoche der socialen Gebundenheit eine Zeit der Befreiung aus diesen Fesseln gefolgt. Griechenland und Rom haben sie, soweit das trotz der Sclaverei möglich war, in ihrem classischen Zeitalter gehabt. Das Europa der neueren Zeit hat sie sich, freilich in ganz anderer Weise, im Zeitalter der Renaissance errungen und seither immer mehr ausgebildet.

Kein Zweifel, es war damit ein ungeheuerer Fortschritt in der Wirthschaft, ja im ganzen Leben der Völker gemacht. Das Geld erwies sich als die Kraft, welche alle Gebundenheit löste und alle Hindernisse der Entfaltung überwand. Es führte jedem Bedürfnisse die begehrten Güter zu und jedes erzeugte Gut dem Bedürfnisse darnach. Es steigerte damit die Bedürfnisse ebenso wie die Production der Güter und machte so den Genuß nicht minder schrankenlos als den Erwerb. Dem Absatz der Production eröffnete das Geld einen weiten Markt und damit war auch der Erwerb und die productive Arbeit der Schranken ledig, welche die locale Nachfrage und der eigene Bedarf gezogen hatten.

Im Gelde war aber auch das Mittel gefunden, die verschiedenen Zeiten

ökonomisch zu verbinden; eine Stetigkeit der Wirthschaft ist dadurch herbeigeführt worden, welche auffällig contrastirt gegen die schroffen Uebergänge von Ueberfluß und Mangel in der Naturalwirthschaft. Jetzt erst, wo jeder Ueberschuß von Werthen einer Wirthschaftsperiode die unzerstörbare Form des Geldes annehmen konnte, war es möglich, große Vorräthe für kommenden Bedarf zu sammeln; die Tugend der Vorsicht, die sorgsame Berechnung der Zukunft übt ein Volk nicht, das ihr nicht zu begegnen vermag. Nur ökonomisch entwickelte Völker sparen; aber auch nur sparsame können sich ökonomisch entwickeln.

So verknüpfte der Verkehr, welchen das Geld geweckt und genährt hatte, die Menschen räumlich und zeitlich ungleich inniger mit einander, als es in der Epoche der socialen Gebundenheit der Fall war. Hatte sich früher die Familie, die Genossenschaft der Dorfbewohner, Sippe und Nachbarschaft als eine wirthschaftliche Einheit gefühlt und bethätigt, so ist nunmehr dem ganzen Volke das Bewußtsein des nothwendigen Zusammenhalts und der Solidarität seiner Interessen aufgegangen. Die Arbeit, welche früher nur einem engen Kreise von Interessenten genügen konnte und in ihm auch ihr Genüge finden mußte: nun ist sie in den Dienst der nationalen, der internationalen Interessen gestellt worden. So weit die Absatzwege ihrer Production reichen, so vielfach ihre Kundschaft ist, so vielfach, so weitreichend sind ihre socialen Verbindungen.

Und damit ist auch für den Credit der Boden in ungleich vollkommenerer Weise vorbereitet worden, als dies in dem Zeitalter der Naturalwirthschaft der Fall war. Denn die Sparsamkeit ist die Mutter des Capitals; Capital bildet sich jetzt unter dem wohlthätigen Einflusse des Geldes in ungeahnter Schnelligkeit und Ausdehnung. Es ist aber auch für die Durchführung planmäßiger Wirthschaft wie für die Erweiterung des Bedürfnißkreises immer nothwendiger geworden. Die Menschen sind mit dem Gelde viel reicher, aber auch viel bedürftiger geworden. Ueberfluß und Mangel wechseln nicht mehr so häufig wie früher, aber sie bestehen in um so größerem Maße fortwährend neben einander und verlangen eine Ausgleichung. Und dazu dient der Credit; das Bedürfniß der Geldverleihung auf Seiten der Geldbesitzer ward dadurch nicht minder häufig als das Bedürfniß nach Darlehen auf Seiten der Schuldner. War die Verlegenheit die Mutter des Credits in der Naturalwirthschaft, so ist der Ueberfluß der Vater des Credits in der Geldwirthschaft geworden.

Beiden Theilen ist aber mit der Gelegenheit auch die Sicherheit des Credits gewachsen. Je mehr Gewerbe und Handel in's Große gingen, ihre Kundschaft vermehren und ihren Markt erweitern konnten, um so wahrscheinlicher, um so leichter wurde es, das Darlehen aus den Ueberschüssen des Geschäftsertrages zurückzuzahlen; ja der Credit fand hier recht eigentlich seine Lebensluft, die unerläßliche Bedingung seines Gedeihens in den erweiterten socialen Beziehungen, welche der lebhafte Verkehr zwischen den Menschen und den Völkern knüpfte.

So ist der Credit allmälig auf unsere Zeit gekommen und hat jene großartige Wirksamkeit entfaltet, derer ich am Eingange gedachte: unendlich hat er sich im Laufe der Zeit vermannigfacht und verfeinert in seinen Formen; in seinem Wesen ist er immer und überall der Gleiche gewesen: die Kraft, welche den Menschen befähigt, die gesellschaftlichen Vertrauensverhältnisse, über welche

er verfügt, einzusetzen, um fremdes Capital zu vorübergehender Benutzung an sich zu ziehen.

Aber bei aller Großartigkeit der Creditverwendung, bei aller Freiheit seiner Formen, bei aller Anerkennung seiner wohlthätigen Wirkung: wir können des Credits unserer Tage nicht froh werden. Er, dessen ganzes Wesen ein sociales, dessen Wirksamkeit in der steigenden Geltendmachung gesellschaftlicher Vertrauensverhältnisse liegen soll, dessen unsociale Anwendung wir als einen Mißbrauch, als eine Krankheit kennen gelernt haben: er befindet sich in einer gesellschaftlich höchst einseitigen Anwendung und droht selbst eine sociale Krankheit zu befördern, wo er berufen wäre, sie zu heilen.

Der Credit unserer Tage ist ganz überwiegend ein Credit der Reichen. Dem wohlsituirten Geschäftshause, dem capitalreichen Unternehmer, dem fürstlichen Grundherrn legt er Millionen in den Schoß und gestattet ihnen Millionen damit zu erwerben.

Dem kleinen Handwerker aber, dem Bauersmann, dem Arbeiter aller Erwerbszweige versagt er seine Dienste. Und doch hätten diese noch mehr als jene die Hilfe des Credits noth, nicht blos wo sie in augenblicklicher Verlegenheit zwischen präsentem Bedarf und künftigem Einkommen Ausgleichung suchen, sondern noch mehr, wo sie sich mit fremdem Capital die ersten Schwierigkeiten eines selbständigen Erwerbsbetriebes aus dem Wege räumen, der auch ihnen einen Antheil an den Gewinnen der Unternehmer sichern soll.

Wer zehnfach größeres Geschäft hat als ein anderer, genießt nicht blos zehnfach stärkeren Credit; er ist auch in zehnmal größeren Kreisen bekannt, geschätzt; sein Credit ist daher zehnmal der zehnfache seines kleinen Nebenmannes; die weiteren socialen Beziehungen geben ihm hundertfach besseren Credit. Und ebenso ist es ihm hundert Mal leichter, Darlehen zu erhalten, weil in dem großen Kreise seiner Creditfähigkeit auch ungleich mehr Capital verfügbar ist. Ein solides großes Geschäftshaus findet wol immer anstandslos das nöthige Capital: ein noch so solider Arbeiter, der ein selbständiges Geschäft neu begründen will, wird in den seltensten Fällen darauf rechnen können.

Daß aber der Credit ihm noch so gut wie gänzlich verschlossen ist, das liegt nicht etwa nur in Unvollkommenheiten der Creditformen begründet, die sich dieser besonderen Aufgabe anzupassen noch nicht verständen. Die Form hierfür ist vielmehr in der Hauptsache schon gefunden; in den Vorschuß- und Creditgenossenschaften der Handwerker, in den Darlehenscassen der Landwirthe, den Volksbanken der Arbeiter hat sie eine freilich noch sehr beschränkte Anwendung gefunden.

In dieser Einseitigkeit der modernen Creditwirthschaft äußert sich vielmehr ein tiefer liegendes Uebel; und gerade das Wesen des Credits weist uns auf seine Quelle; es ist der äußerst ungenügende Zustand der socialen Organisation des Volkes, welcher dem bei weitem größten und hilfsbedürftigsten Theile desselben die Vortheile, die Hilfe des Credits versagt.

Denn der Credit gehört jedem, der gesellschaftliches Vertrauen in Anspruch nehmen kann; aber gerade in den untern, wirthschaftlich schwächern Volksclassen herrscht weitverbreitet vollständige Vertrauenslosigkeit; und diese entspringt ihrer

trostlosen gesellschaftlichen Isolirung. Die alten gesellschaftlichen Formen, welche einst das Leben des Einzelnen schützten, weil sie Lebensgemeinschaften waren, die Markgenossenschaft der bäuerlichen, die mittelalterliche Gilde der städtischen Bevölkerung, sie sind längst zerbrochen und dahin; auch der Familiensinn, der feste Zusammenhalt der Sippe ist unter der Beweglichkeit des modernen Lebens verloren gegangen oder doch sehr geschmälert worden.

Und die großen socialen Verbindungen, welche der moderne Verkehr erzeugte, haben die Masse der kleineren wirthschaftlichen Existenzen nicht in sich aufgenommen. Den alten socialen Halt hat der Kleinbürger, der Bauer und der Arbeiter verloren; neuen nicht gewinnen können: so steht er da, vereinsamt, isolirt, nur auf sich selbst gestellt. Seinen Egoismus kann er ungestört geltend machen; aber gerade dieser vergiftet seine Moralität. Wer kein gesellschaftliches Vertrauen zu verlieren hat, der hat auch keines zu schonen.

In dieser gesellschaftlichen Isolirung also, in diesem Mangel an Vertrauen in weiterem Kreise liegt die Creditlosigkeit der Hauptmasse der Bevölkerung. Darin ist aber auch ihr allgemeiner wirthschaftlicher Rückgang mindestens ebenso sehr begründet, wie in der Ueberlegenheit der Technik des Großbetriebes über den kleinen.

Und darum ist der Ruf nach Sammlung, nach Organisation gerade hier so sehr berechtigt. Der niedere Egoismus, der nur auf den momentanen Vortheil des Einzelnen sieht, muß überwunden, ein höherer Egoismus ausgebildet werden, der in der Pflege der moralischen Eigenschaften der Persönlichkeit die Bürgschaft ihrer erweiterten socialen Anerkennung erblickt. Und dafür haben sich jetzt schon in engen Grenzen die Genossenschaften als geeignete Form erwiesen. In den Genossenschaften der Erwerbtreibenden, der Berufsgemeinschaft soll Jeder zu gesellschaftlicher Anerkennung seines persönlichen Werthes gelangen; hier kann und soll er sich gesellschaftliche Vertrauensverhältnisse in weiterem Kreise schaffen; die Genossenschaft gibt ihm dann auch den Credit, den er in ihr hat; und wenn er erst empfunden hat, wie förderlich für seine ganze Wirthschaft die Capitalhilfe des Credits ist, so weiß er gewiß auch seine Vertrauenswürdigkeit wie seinen Augapfel zu hüten. In der Genossenschaft werden die Interessen wieder solidarisch; sie sind die moderne Form socialökonomischen Zusammenhalts, in welcher der Einzelne seine persönlichen Eigenschaften, seine Arbeit zu gesellschaftlicher Geltung in weiteren Kreisen bringt. Die Genossenschaft ist ebenso sehr vom wirthschaftlichen Gedeihen ihrer Mitglieder bedingt, wie dieses von dem erfolgreichen Bestande der Genossenschaft. Sie summirt nicht blos die schwachen Credite der Einzelnen und kann damit einen starken Credit einsetzen; sie protenzirt sie, indem sie dem Creditbedürfnisse jedes Genossen den weiten großen Capitalsmarkt eröffnet.

Und tiefer noch, gründlicher als die Genossenschaft, die doch immer auf den Erwerb der Genossen allein gerichtet bleibt, bringt die sociale Reform, wenn sie in Pflege des Gemeinsinns und der Liebe die Massen nachdrücklichst erwärmt für ein inniges Familienleben und für werkthätige sociale Aushilfe. In ihnen kann die Persönlichkeit die vollste rückhaltloseste Anerkennung finden; hier wird ihr auch am wenigsten die wirksame sociale Hilfe versagt, die im Credite ruht.

Es liegt ein tiefer Sinn in den Verheißungen, welche Mahomet seinen Gläubigen gab, daß sie für Almosen den zehnfachen, für Darlehn aber den achtzehnfachen Lohn im Himmel zu erwarten hätten. Denn das Almosen hilft zwar momentaner Noth ab, aber es hilft doch nur vorübergehend und schwächt die Thatkraft, die Ehre des Empfängers. Das Darlehn aber, zu rechter Zeit gegeben, hilft der Noth dauernd; es steigert die Arbeitsenergie und die Verantwortlichkeit des Empfängers; es gibt ihm Selbstbewußtsein und erweckt Vertrauen bei andern und bei ihm selbst. Solche Hilfe aber kann nur die Gesellschaft gewähren; die Frage des Credits ist damit unvermerkt zur socialen Frage geworden; gerade als solche aber berührt sie uns alle. Ja ich möchte mich hier besonders an unsere Frauen wenden, deren Mitwirkung in allen socialen Fragen so werthvoll ist, wo die Lösung in erster Linie von der sittlichen Erhebung des Volkes abhängt.

Wenn Sie den Beruf in sich fühlen, der Armuth und dem Elend Hilfe zu bringen, wenn Sie mitarbeiten wollen an dem großen Werke der socialen Reform, so treten Sie hinein in die Kreise der gesellschaftlich Vereinsamten, aus denen die Armuth täglich neu erwächst. Fragen Sie den verkommenden Handwerker, den hungernden Arbeiter, ob der denn keine Brüder, keine Freunde, keine Genossen seiner Lage habe? Predigen Sie ihm Liebe, Gemeinsinn. Lehren Sie ihn die Kunst, mit seinesgleichen sich zu verbinden und sich zu stärken in fester Gemeinschaft. Und dann, wenn Sie ihm Vertrauen schenken, geben Sie ihm keine Almosen, geben Sie ihm ein Darlehen und zwingen ihn, das Vertrauen zu bewähren, das Sie in ihn setzen. Und wenn Sie auch nicht an den großen Propheten glauben: seien Sie überzeugt, die Nachwelt wird Ihnen tausendfach danken und lohnen, daß sie von der socialen Krankheit befreit worden ist, welche wir schon jetzt täglich vor unseren Augen wachsen sehen.

O, es müßte eine schöne, eine köstliche Zeit sein, in welcher jeder Mensch Credit in Anspruch nehmen könnte, weil jeder Vertrauen verdiente; das wäre das wahre, das goldene Zeitalter des Credits!

Sie nennen mich einen Optimisten, einen Schwärmer, daß ich an solche Veredlung der Menschennatur, an solche Steigerung der Gesittung, an solche Verallgemeinerung der ethischen Grundlagen unseres Gesellschaftslebens glaube? Ich aber wage es, diese Gesinnung human zu nennen; die Humanität aber lehrt uns die unerschütterliche Zuversicht, daß die Menschen berufen und befähigt seien, immer besser, immer edler zu werden.

Von Athen nach Delphi.

Von

Professor **Bernhard Schmidt** in Freiburg im Br.

Wer von Athen aus nach Delphi reisen will, hat die Wahl zwischen zwei Wegen. Entweder begibt man sich auf dem griechischen Dampfer nach dem Isthmus von Korinth und fährt dann auf einem zweiten, an der anderen Seite der schmalen Landenge die Passagiere erwartenden Schiffe derselben Gesellschaft quer durch den korinthischen Meerbusen bis zu dem im innersten Winkel des Golfs von Galaxídi gelegenen Hafenstädtchen Itéa, von wo aus man zu Fuß oder beritten in etwa drei Stunden sein Ziel erreichen kann. Oder man reist ganz zu Lande dahin durch Attika und Böotien. Dieser zweite Weg ist der längere, aber, zumal für Denjenigen, welcher das korinthische Meer bereits befahren hat, weitaus interessantere. Ich wählte auf meiner jüngsten griechischen Reise den letzteren. Von Athen führt eine gute Fahrstraße über Eleusis und das Kithärongebirge nach Theben, und von da weiter bis zu der im nördlichen Theile Böotiens gelegenen Stadt Livadia. Die Post geht Abends aus der Residenz ab, und ziemlich gleichzeitig mit ihr, wenigstens in guter Jahreszeit, auch der Wagen eines Privatunternehmers, der etwas bequemer und daher vorzuziehen ist. In diesem begab ich mich am 10. October des Jahres 1878, Abends 8 Uhr, mit einer Menge von Empfehlungen versehen, auf die Reise. In Athen herrschte damals noch große Hitze, aber die nächtliche Fahrt in's Gebirge hinein war empfindlich kalt. Nach 1 Uhr rasteten wir in dem auf halbem Wege zwischen Athen und Theben gelegenen elenden Chane Paläokúntura, der von einem ehemaligen, jetzt verfallenen Dorfe Kúntura in der Nähe seinen Namen hat. Der albanesische Wirth hatte Nichts als Brod, Ziegenkäse und jenen berüchtigten, stark mit Fichtenharz versetzten Landwein anzubieten, an welchen sich der civilisirte europäische Gaumen erst nach mehrfachen verfehlten Versuchen, und mancher nie gewöhnt. Diese Herrlichkeiten wurden auf einer kleinen hölzernen Platte auf den Fußboden gestellt, da ein Tisch in der Herberge nicht vorhanden war. Die Rast sollte nur eine kurze sein, denn ich hatte ausbedungen, daß der Wagen zeitig in Theben eintreffe, um den Anschluß an die Vormittags nach Livadia

abgehende Post zu erreichen. Allein der Kutscher verschlief die Nacht, unbekümmert um das Rufen seiner Passagiere, und so wurde erst Morgens um 6 Uhr wieder aufgebrochen, wodurch ich allerdings den Vortheil erlangte, die interessante Fahrt über den Kithäron bei Tage zu machen. Die Straße windet sich in einer engen Schlucht im Zickzack hoch hinauf. Rechter Hand sieht man auf einer steilen Anhöhe die noch sehr beträchtlichen Ruinen der ursprünglich böotischen, aber schon frühzeitig den Athenern zugefallenen Grenzfestung Eleutherä, welche den Paß beherrschte. Der höchste Gipfel des Kithäron erhebt links von der Straße über fichtenbewachsenen steilen Abhängen sein nacktes Felsenhaupt. Nachdem die Paßhöhe erreicht war, erschloß sich mit einem Male dem überraschten Blick die weite, rings von großartigen Gebirgen begrenzte Ebene Böotiens. Mein Auge haftete mit besonderem Interesse an der Gegend im Nordwesten, wo die Schlachtfelder von Platää und Leuktra liegen.

Als wir gegen 10 Uhr Morgens in Theben ankamen, war die Post nach Livadia bereits abgegangen, und da weder ein Pferd noch ein Wagen aufzutreiben war, sah ich mich genöthigt, bis zum anderen Morgen zu verweilen, was ich, obwol der Mangel einer Empfehlung mir ein schlimmes Quartier in sichere Aussicht stellte, im Grunde doch nicht eben bedauerte, denn während ich mich im anderen Falle nur sehr flüchtig auf der berühmten Stätte hätte orientiren können, fand ich nunmehr Zeit genug zu einem genaueren Studium der Oertlichkeit.

Theben ist gegenwärtig ein kleines Städtchen mit einer einzigen breiten Straße und nimmt, wie auch schon im späteren Alterthum, den Rücken des flachen, langgestreckten Hügels ein, welcher in der Blüthezeit die Burg Kadmeia trug, von deren Befestigungsmauern man nur noch sehr spärliche Reste sieht. Ueberhaupt sind die Ueberbleibsel des Alterthums in dieser Stadt, die wie kaum eine zweite in Griechenland dem Wandel des Geschicks unterworfen gewesen, die so oft zerstört und immer auf derselben Stelle wieder aufgebaut worden, ungemein gering, und es ist hauptsächlich nur die Landschaft selbst, diese durch Sage und Geschichte geweihte, durch den Zauber der Poesie verklärte Landschaft, die das Interesse des Alterthumsfreundes erregt und fesselt. Es gibt neben Mykene keinen Ort in ganz Griechenland, wo die hohen Gestalten der antiken Tragödie uns lebhafter vor die Seele träten, als Theben. Das Terrain ist durch eine Menge niedriger Hügel durchschnitten und so charakteristisch ausgeprägt, daß man auch ohne monumentale Anhaltspunkte unschwer die Lage der meisten von den vielbesungenen sieben Thoren in den Thaleinschnitten erkennen kann. Noch heute gebührt Theben das Lob, das die alten Dichter wegen seines Wasserreichthums ihm spenden. Im Westen der Stadt fließt dicht an dem kadmeischen Hügel vorüber die stattliche Quelle der Dirke, und im Osten fast ihr parallel der Ismenos, dessen Bett jedoch gegenwärtig fast ganz trocken ist, weil sein Wasser abgeleitet wird, um vierzehn Mühlen zu treiben. Jenseit des Ismenos, unter dem Hügel, auf welchem die von lauter Albanesen bewohnte östliche Vorstadt Theodori liegt, strömt aus zwölf antiken Marmorröhren die schöne kühle Quelle des heiligen Theodor, in welcher Ulrichs richtig den alten Oedipusbrunnen erkannt hat, an dem die antike Sage den schicksalsverfolgten

Helden vom Blute des Vatermordes sich reinigen läßt. Der Brunnen war, als ich ihn besuchte, von einer Menge waschender Mädchen in jener geschmackvollen Tracht belebt, die man gewöhnlich als die albanesische bezeichnet, wiewol es viel mehr Wahrscheinlichkeit hat, daß dieselbe von der zahlreicheren griechischen Bevölkerung auf die albanesische, als von der letzteren auf die erstere übergegangen ist. Die genannten und noch mehrere andere Quellen und Bäche umgeben rings den kadmeischen Hügel, und diese Wasserfülle zeigt eben so sehr, wie eine Reihe anderer natürlicher Vortheile der Lage Thebens, wie wohlüberlegt die Wahl des phönikischen Kadmos für seine Niederlassung war. Gegenwärtig freilich fehlt leider beinahe gänzlich die Cultur, deren dieser Boden in so hohem Grade fähig wäre. Die Hügel Thebens sind fast völlig kahl. Aber von diesen Hügeln aus hat man einen herrlichen, besonders in der Abendbeleuchtung ungemein entzückenden Blick auf die die Ebene rings umgrenzenden Gebirge, unter welchen vor allen die majestätischen Massen des Parnassos im Nordwesten, der vielzackige Helikon im Westen, und die schön geschwungenen Linien des Kithäron im Süden das Auge immer von Neuem fesseln.

Am folgenden Tage ging ich sehr frühzeitig noch einmal aus, um die gewonnene Anschauung zu erweitern und recht fest der Erinnerung einzuprägen. Es war ein prachtvoller Morgen, die Sonne stieg, nachdem sie rasch einige leichte Nebel verscheucht hatte, am wolkenlosen tiefblauen Himmel empor. Wer hätte da nicht der Worte gedenken sollen, mit denen in Sophokles' Antigone der Chor nach dem Abzuge des feindlichen Heeres die aufgehende Sonne begrüßt:

Strahl des Helios, schönstes Licht,
Das nie schöner des Thebervolks
Siebenthoriger Stadt erschien,
Du strahlst endlich, des goldnen Tags
Aufblick, herrlich herauf,
Ueber Dirkes Fluthen herüberwandelnd![1])

Als ich wieder in der elenden, unreinlichen Wirthschaft saß und auf die Abfahrt der Post nach Livadia wartete, wurde ich plötzlich von einem jungen Manne in Uniform in fließendem Deutsch angeredet. Es war ein Herr Alexander Oikonomos aus Athen, der, wie er mir erzählte, in der Hoffnung, seinen Thatendurst in einem Kriege gegen die Türken stillen zu können, als Freiwilliger in die griechische Reiterei eingetreten war und nun sehr enttäuscht hier in dem ärmlichen Städtchen lag, in dessen Nähe damals ein größerer Theil der griechischen Armee zu Uebungen zusammengezogen war. Er hatte nicht lange zuvor in Heidelberg Naturwissenschaften studirt und in einem dortigen Corps ein fröhliches Studentenleben geführt, und die Erinnerung an jene Zeit, mit welcher seine nunmehrigen Verhältnisse so stark contrastirten, schien ziemlich wehmüthige Gefühle in ihm hervorzurufen.

Gegen 10 Uhr Morgens entführten mich die Pferde der Post in raschem Trabe der berühmten Hügelstadt. Ich war zum Glück der einzige Passagier im Wagen, so daß ich mir die thebanische Ebene, durch welche die Fahrt gen

[1]) Topographisch genau müßte es freilich vielmehr heißen: „Ueber des Ismenos Fluthen herüberwandelnd.

Livadia ging, mit aller Bequemlichkeit betrachten konnte. Dieselbe ist fast gänzlich baumlos, wie denn überhaupt das nördliche Griechenland im Allgemeinen durch die Kahlheit seiner Ebenen und Gebirge einen auffallenden Gegensatz zu dem Waldreichthum und der oft üppigen Vegetation des Peloponneses bildet. Rechter Hand zieht sich parallel der Fahrstraße eine niedrige, öde Bergkette hin, welche etwa dritthalb Stunden von Theben zu einem beinahe 1900 Fuß hohen, sehr steil nach der Ebene abfallenden, nackten grauen Felsberge sich erhebt. Das ist das Phikion oder der Sphinxberg der Alten, auf welchem nach der hellenischen Sage die grausame Unholdin saß, die den Vorüberziehenden das Räthsel von dem Morgens auf vier, Mittags auf zwei, und Abends auf drei Beinen einhergehenden Wesen aufgab, und Alle vom Felsen stürzte oder verschlang, die es nicht zu lösen vermochten, bis Oedipus vorbeikam und durch Lösung des Räthsels das Land von dem Ungeheuer befreite. Der Berg heißt heut zu Tage Phagás, d. i. der Fresser, eine Bezeichnung, in welcher einen Nachhall der alten Sage nicht verkennen wird, wer da weiß, daß diese selbst in neugriechischen Märchen in mehrfachen Fassungen sich erhalten hat, ja, daß sogar der Name der mythischen Räthseldichterin in volksthümlichen Redensarten fortlebt. Die Ebene wird nach und nach immer breiter. Auf der rechten Seite reicht schilfbewachsener Sumpfboden als äußerster Rand jenes großen Beckens, das in den Wintermonaten zur weiten, unter dem Namen des kopaïschen Sees allbekannten Wasserfläche wird, an einigen Stellen bis dicht an die höher gelegene Fahrstraße heran. Nach links blickend erfreut sich das Auge fortwährend an den prächtigen, sehr mannigfaltigen Formen des langgestreckten Helikon, dem sich die Straße jetzt mehr und mehr nähert. Gegen 3 Uhr Nachmittags fuhr ich in Livadia ein.

Livadiá — so lautet heut zu Tage mit geringer, durch die Eigenthümlichkeiten der Volkssprache bedingter Veränderung der alte Name Lebadeia — ist ein wohlhabendes, freundliches Städtchen von etwa 5000 Einwohnern, das malerisch an den Abhängen eines Vorbergs des Helikon zwischen schönen Baumgruppen und Gärten sich hinaufzieht. Zur Zeit der türkischen Herrschaft war es die Hauptstadt der ganzen Provinz, auf welche denn auch sein Name überging. Im Alterthum gründete sich sein Ruf nicht sowol auf politische Bedeutung, als vielmehr auf die Heiligkeit des hier befindlichen merkwürdigen Orakels des Trophonios.

Trophonios, auch Zeus Trophonios genannt, ist eine Personification der allnährenden Kraft der Erde, und als solche im Grunde nur eine besondere Gestaltung des Pluton, des Königs der Unterwelt. Die Tiefe der Erde ward von den Alten zugleich als Sitz der Offenbarung aller dem Menschen verborgenen Dinge angesehen, und so dürfen wir uns nicht wundern, den Gott, der ebensowol gnädiger Spender des Erdsegens als finsterer Beherrscher des Schattenreiches ist, in Lebadeia auch als weissagenden Gott vorzufinden.

Der alte Reisende Pausanias, der dieses Orakel selbst befragt hatte, gibt uns eine ausführlichere Beschreibung seiner Einrichtung und der mit der Befragung verbundenen Ceremonien, welche, durch anderweitige Berichte noch ergänzt, eine ziemlich genaue Vorstellung von der ganzen Anstalt gewinnen läßt. Der Hain des Trophonios, von der Stadt Lebadeia durch den Fluß Herkyna

getrennt, enthielt außer mehreren anderen Heiligthümern vor allen den ansehnlichen Tempel der Hauptgottheit, in welchem die Bildsäule des Trophonios in Gestalt des Asklepios mit dem Schlangenstabe, von Praxiteles' Meisterhand gefertigt, aufgestellt war. Das Orakel aber befand sich nicht hier, sondern über dem heiligen Haine auf dem Abhange eines Berges. Wer dasselbe befragen wollte, mußte zuvor eine bestimmte Zahl von Tagen in einem, dem guten Geiste und dem guten Glücke geheiligten Gemache zubringen und den Vorschriften der Reinigung sich unterziehen, unter Anderem kalte Bäder in der nahen Herkyna nehmen. Zur Nahrung diente ihm das in Ueberfluß vorhandene Fleisch der geschlachteten Opferthiere. Denn während dieser Zeit der Vorbereitung hatte er nicht nur dem Trophonios selbst und seinen Söhnen zu opfern, sondern auch dem Apollon, dem Kronos, dem Zeus Basileus, der Hera Henioche, sowie der Demeter Europe, welche für die Pflegerin des Trophonios galt. Bei jedem Opfer war ein Wahrsager zugegen, der die Eingeweide des Thieres beschaute und daraus prophezeite, ob der Gott den zu ihm Hinabsteigenden wohlwollend und gnädig aufnehmen werde. In der Nacht, in welcher die Befragung stattfinden sollte, opferte man einen Widder unter Anrufung des Agamedes, welchen die religiöse Sage als Bruder des Trophonios bezeichnete, der aber thatsächlich auch nur ein besonderer Cultusname für den König der Geisterwelt ist, und ließ das Blut in eine Grube laufen. Alle vorausgegangenen Opfer nützten Nichts, fiel nicht auch dieses letzte günstig aus. War das aber der Fall, so belebte den Fragenden frohe Hoffnung. Doch auch jetzt wird ihm die ersehnte Offenbarung noch nicht sofort zu Theil. Erst muß er nochmals zur Herkyna sich begeben, woselbst er von zwei etwa dreizehnjährigen Knaben, Söhnen lebadeiischer Bürger, die im Dienste des Gottes stehen, mit Oel gesalbt und von Neuem gebadet wird. Darauf führen ihn die Priester zu zwei Quellen, die ganz nahe bei einander sind: hier trinkt er aus dem sogenannten Wasser der Lethe Vergessenheit alles Dessen, was bis dahin seinen Sinn beschäftigt hat, und erwirbt sich dann durch einen zweiten Trunk aus der Quelle der Mnemosyne oder der Erinnerung die Kraft, alles Dasjenige im Gedächtniß zu behalten, was er in der Orakelhöhle sehen oder hören wird. Nunmehr zeigen ihm die Priester noch ein uraltes Schnitzbild, nach ihrer Angabe ein Werk des Dädalos, welches nur das Auge Desjenigen schauen darf, der Trophonios befragen will. Diesem Bilde erweist er seine Verehrung und verrichtet vor ihm sein Gebet. Jetzt endlich steigt er zum Orakel selbst hinauf, bekleidet mit einem linnenen, durch Binden gegürteten Chiton und mit Schuhen der landesüblichen Art an den Füßen. Innerhalb einer Einfriedigung von weißem Marmor mit einem ehernen Gitter darüber, welche den Umfang einer kleinen Dreschtenne hatte, befand sich ein künstlich hergerichteter Erdspalt, der in einen backofenförmigen, etwa vier Ellen im Durchmesser breiten und acht Ellen tiefen Bau hinabführte. Eine Treppe war nicht vorhanden, sondern auf einer jedesmal herbeigebrachten schmalen leichten Leiter stieg man hinab. In dem Winkel, den die Grundfläche mit den Seitenwänden des Baues bildete, war eine Oeffnung von anscheinend nur zwei Spannen Breite, der Eingang in das eigentliche Adyton. An diesem angekommen, streckt sich der Befragende auf den Erdboden hin, Honigkuchen in

den Händen haltend, und zwängt die Beine bis zu den Knieen in das Loch hinein, worauf der übrige Theil des Leibes blitzschnell, als wäre er vom Wirbel eines mächtigen reißenden Stromes ergriffen, nachgezogen wird. Auf solche Weise in das unterirdische Heiligthum versetzt, empfängt er nun hier die göttliche Offenbarung. Sie wird nicht Jedem auf dieselbe Art zu Theil, sondern, wie Pausanias geheimnißvoll sich ausdrückt, Einer sieht, ein Anderer hört Etwas. Dieselbe unsichtbare Gewalt, die den Fragenden in die Höhle hinabgezogen, befördert ihn schließlich durch die nämliche Mündung, und zwar mit den Beinen voran, zurück, worauf ihn die Priester sogleich in Empfang nehmen, auf den nicht fern vom Adyton stehenden sogenannten Thron der Mnemosyne setzen und ausfragen, was er Alles da unten gesehen und erfahren habe. Sobald sie dies vernommen, übergeben sie ihn den Orakeldienern, welche den noch ganz von Schrecken Erfüllten und weder sich selbst, noch seine Umgebung Erkennenden in das Gemach des guten Geistes und des guten Glücks zurücktragen, wo er allmälig sich erholt und seine frühere Besinnung wiedererlangt. Jeder, der zum Trophonios hinabgestiegen war, hatte die Verpflichtung, was er unten gesehen oder gehört, auf ein Täfelchen aufzuschreiben.

Was für ein Gesicht nun Pausanias selbst, dem wir diese Beschreibung verdanken, in der Orakelhöhle gehabt oder welche Stimme er vernommen habe, und ob die solchergestalt ihm zu Theil gewordene Weissagung in Erfüllung gegangen sei, darüber hat er uns nichts verrathen: seine ängstliche Scheu vor Mittheilung religiöser Geheimnisse hat ihn auch hier, wie so oft in seinem Werke, zu unserem Leidwesen zum Schweigen bestimmt. Nur eine gelegentlich an einer anderen Stelle seiner Periegese über Trophonios von ihm gethane Aeußerung läßt erkennen, daß sein Respect vor diesem Orakel durch die Befragung lediglich gewachsen war. Nichtsdestoweniger weist seine ganze Beschreibung darauf hin, und andere Nachrichten, die uns überkommen sind, bestätigen es, daß hier ein höllisches Gaukelspiel, von schlauem Priestertrug in Scene gesetzt, getrieben wurde. Schon die lange Reihe der der Befragung vorausgehenden Gebräuche, der mehrtägige Aufenthalt in einem engen, dämonischen Mächten geweihten Raume, wo der Befrager wol meistentheils sich selbst und seinen Gedanken überlassen war, die fortgesetzten Reinigungen und feierlichen Opfer, namentlich aber die nächtliche Beschwörung des unterirdischen Agamedes, das letzte nächtliche Bad in der Herkyna und endlich das Anschauen eines geheimen, höchst wahrscheinlich schauerlichen Schnitzbildes unmittelbar vor dem entscheidungsvollen Gange — das alles war sichtlich darauf berechnet, die Nerven desjenigen aufzuregen und zu überreizen, der die Ueberzeugung hegte, daß demnächst die Pforten des Hades sich ihm erschließen würden. Denn das Hinabsteigen zum Trophonios galt in der That für eine Höllenfahrt. So befand sich also der gläubige Befrager ohne Zweifel bereits in einem ekstatischen Seelenzustande, als er auf die Sprossen der schwanken Leiter trat, um in die unbekannte tiefe Höhle hinabzusteigen. Durch eine geheimnißvolle Macht urplötzlich auf den Grund derselben hinabgezogen sah er sich nun hier umgeben von den Schrecknissen der Unterwelt. Allerhand furchtbare Erscheinungen und Stimmen wirkten auf die schon hocherregten Sinne ein. Wir hören von Dämonengestalten und

von Schlangen, die ihm naheten, und um die letzteren zu besänftigen, sollten eben die Honigkuchen dienen, die nach Pausanias' eigenem Zeugniß der Hinabsteigende in den Händen hielt. Auch von Gebrüll, das da unten sich vernehmen ließ, redet eine unserer Quellen. So ist es denn kein Wunder, daß der Gläubige in der dumpfen Höhle sehr bald in einen Zustand verfiel, der ihn nicht mehr unterscheiden ließ, ob er wache oder träume, und daher auch keine nähere Prüfung der weiter von ihm wahrgenommenen Dinge ihm verstattete. Selbstverständlich ist, daß für die Priester und ihre Gehülfen, welche durch die gespenstischen Bilder und Töne das Opfer ihres Truges schreckten, ein oder mehrere geheime Zugänge in das Adyton von der entgegengesetzten Seite vorhanden waren. Es war ein verbreiteter Glaube, daß wer in die Höhle des Trophonios hinabgestiegen, hinterher niemals wieder lachen könne, und man sagte sprüchwörtlich von einem ernsten Manne mit umwölkter Stirne: er ist bei Trophonios gewesen. Pausanias indessen widerspricht aus Erfahrung dieser Meinung und versichert mit naiver Einfalt: auch das Lachen stelle sich allmälig wieder ein. Uebrigens ist es klar, daß man nur denjenigen zum Orakel zuließ, von welchem man während der Zeit der Vorbereitungen die feste Ueberzeugung gewonnen hatte, daß er in ungeheuchelter Gläubigkeit dem weissagenden Gotte sich nahen werde. Ein Mann von so beschränktem Geiste und so überaus abergläubischem Gemüthe, wie der gute treffliche Pausanias, war der rechte Mann für die Priester des Trophonios. Wer solche Gewähr nicht bot, dem konnte man unter dem Vorwande, daß die Eingeweide des Opferthiers nicht günstig seien, noch in letzter Stunde den Zutritt zur Orakelhöhle abschneiden. Ja auch vor einem Morde sind diese Priester, wenn es galt den gefährdeten Nimbus ihres Heiligthums zu retten, nicht zurückgeschreckt. Pausanias, dem Manne ihres Vertrauens, erzählten sie selbst, umgekommen sei keiner der zum Trophonios Hinabgestiegenen, mit Ausnahme eines Leibwächters des Demetrios, der, ohne sich den vorgeschriebenen Gebräuchen unterzogen zu haben und nicht, um den Gott zu fragen, sondern aus Neugier und in der Hoffnung, Schätze aus dem unterirdischen Adyton mit herauszubringen, zum Orakel hinabgestiegen sei: dessen Leiche habe man hinterher an einem anderen Orte außerhalb der Höhle und fern von ihrer heiligen Mündung aufgefunden.

In den älteren Zeiten scheint dieses Orakel in allgemeinem Ansehen gestanden zu haben, vielleicht daß damals das Gaukelspiel noch nicht so vorherrschte. Es wird von Herodot neben Delphi und anderen Orakeln unter denjenigen genannt, zu welchen der Lyderkönig Krösos Boten aussandte, um ihre Zuverlässigkeit auf die Probe zu stellen. Nach demselben Geschichtsschreiber ließ es der persische Oberfeldherr Mardonios befragen. Aber schon die Meister der alten attischen Komödie überschütteten es mit ihrem Spotte, und Kratinos hatte es geradezu zum Gegenstande einer seiner Stücke gemacht, das „Trophonios" betitelt war, worin dann spätere ihm nachfolgten. Von Epaminondas wurde erzählt, daß er vor der Schlacht bei Leuktra es habe befragen lassen; wahrscheinlicher aber ist, wie schon Diodor oder vielmehr sein Gewährsmann meint, daß er dies nur vorgab, um durch eine angebliche günstige Weissagung des Trophonios den Muth seiner Landsleute zu beleben. Unter der Menge aber

behauptete dieses Orakel sein Ansehen fort und fort und bewährte seine Lebenskraft noch, als alle anderen Orakel in Böotien, dem vielstimmigen Lande der Götterssprüche, wie Plutarch es einmal nennt, bereits verstummt waren. Pausanias bereiste Griechenland zur Zeit der Antonine, und in seiner Beschreibung deutet nichts auf einen nahenden Verfall, denn er fragte nicht nur selbst, sondern sah auch andere fragen. Noch im Anfang des dritten christlichen Jahrhunderts erwähnt der Kirchenschriftsteller Tertullian die Anstalt als bestehend.

Natürlich war der erste Gang, den ich nach meiner Ankunft in Lebadeia machte, zur Stätte dieses Orakels. Dieselbe befindet sich wenig südwestlich oberhalb des heutigen Städtchens. Hier bilden zwei in spitzem Winkel zusammenstoßende, in mächtigen senkrechten Felswänden abfallende Berge von röthlich grauer Farbe eine enge Schlucht, in der zwei schöne, in ihren Eigenschaften sehr verschiedene Quellen entspringen. Die eine von ihnen, linker Hand dicht unter den Felsen des östlichen Berges, des alten Laphystion, hervortretend, besonders reich und an ihrem Ursprung von einer herrlichen Platane beschattet, hat laues, die andere, am Fuße des westlichen Berges aufsprudelnd, sehr kaltes Wasser, woher sie denn auch ihre heutigen Namen Chiliá und Krýa führen. Beide vereinigen sich bald zu einem kleinen, unter mächtigem Getöse über unzählige Felsblöcke der Ebene zueilenden Flusse, in welchem wir die Herkyna zu erkennen haben. Die Krya, die noch in neuerer Zeit die Stelle ihres Hervortretens mehrmals gewechselt hat, scheint im Alterthum in zwei Adern dem Fels entsprungen zu sein, welche von den Vorstehern des Orakels als die Quellen der Vergessenheit und der Erinnerung bezeichnet wurden. Der Charakter der Oertlichkeit ist ein düster erhabener, von welchem der Reisende noch heutigen Tags in eigenthümlicher Weise sich ergriffen fühlt und der vor Alters gewiß auch seinerseits nicht wenig dazu beitrug die Verehrer des Trophonios mit frommem Schauer zu erfüllen. Ehe man an den Ursprung der beiden heutigen Quellen im innersten Winkel der Schlucht gelangt, sieht man rechts in der Felswand wol 6 Fuß hoch über dem Boden eine große viereckige Kammer mit Sitzen an den Wänden, in welcher Ulrichs das Gemach des guten Geistes und des guten Glückes hat erkennen wollen. Daneben sind in dieselbe Felswand eine Menge von Nischen eingehauen, einstmals angefüllt mit Weihgeschenken, welche die Frömmigkeit der Orakelbefrager gestiftet hatte. Auch ist gleich hinter der erwähnten Kammer unmittelbar am Boden der enge Eingang in eine nach unten bedeutend sich erweiternde Höhle, welche man früher für die eigentliche Orakelstätte gehalten hat, jedoch sehr mit Unrecht, da ja die letztere nach den bestimmtesten Zeugnissen der Alten höher oben auf dem Berge lag und auch ganz anders beschaffen war. Eher möchte Ulrichs Recht haben, wenn er hier die Grube des Agamedes ansetzt, in die man das Blut des geschlachteten Widders fließen ließ. Der westlich die Schlucht begrenzende Berg ist ganz mit den Trümmern einer mittelalterlichen Festung bedeckt, unter denen der Eingang des Orakels ohne Zweifel begraben ist. Der Petersburger Akademiker Stephani, der im Jahre 1842 Lebadeia besuchte, glaubte denselben in der Krypta einer alten zerstörten Kirche auf dem Gipfel des Festungsberges aufgefunden zu haben, allein seine vermeintliche Entdeckung hat sich längst als eine Täuschung herausgestellt. Be-

dem regen Eifer, der in neuester Zeit die archäologische Gesellschaft in Athen beseelt, läßt sich immerhin erwarten, daß eines Tags auch dieser merkwürdige und so zähe Sitz antiken Priestertruges aufgedeckt und das Geheimniß seiner inneren Einrichtung, durch welche der Einfalt der Menschen so viele Jahrhunderte lang mitgespielt worden ist, in wünschenswerther Klarheit sich enthüllen werde.

Am andern Morgen setzte ich, nach herzlicher Verabschiedung von meinem trefflichen Gastfreund, in dessen reinlichem Hause ich mich sehr wohl gefühlt hatte, meine Reise zu Pferd — denn weiter geht die Fahrstraße nicht — zunächst nach Chäroneia fort. In einem Hohlwege steigt man über die östlichen Ausläufer des Thuriongebirges und gelangt auf sehr steinigem Pfade hinab in eine neue Ebene, die, auf beiden Seiten von einer kahlen Hügelkette begrenzt, an sich völlig reizlos ist, nur daß man den majestätischen Parnasos immer im Angesichte hat, dessen breite Schultern an jenem Morgen leichte Nebel gleich einem weißen Gewand umhüllten, während seine Felsengipfel darüber prächtig in die blauen Lüfte ragten. Aber welcher Gebildete könnte ohne innere Bewegung auf das trauervollste Schlachtfeld des alten Griechenlandes blicken? Denn in dieser Ebene war es, wo der Makedonerkönig Philipp der hellenischen Selbständigkeit und Allem, was Großes und Schönes daran sich knüpfte, die tödtliche Wunde schlug. Die Griechen sind in der Schlacht von Chäroneia nicht aus Mangel an Tapferkeit überwunden worden, die Athener zumal und die Thebaner, nach langer Zwietracht durch Demosthenes' Ueberredungsgabe ausgesöhnt und zu gemeinsamer Abwehr des Eroberers verbunden, fochten in edlem Wetteifer mit einander ruhmvoll und ihrer Väter würdig; allein sie erlagen dem Feldherrntalente Philipp's und der einheitlichen Leitung seiner kriegsgeübten Scharen. Dem Sieger war es wol bewußt, wie viel er auf das Spiel gesetzt und was er gewonnen hatte. Es wird erzählt, der Jubel über den entscheidenden Erfolg habe ihn der königlichen Würde so sehr vergessen lassen, daß er die Gefangenen verhöhnt und triumphirend den Eingang des auf Demosthenes' Antrag von den Athenern wider ihn gefaßten Volksbeschlusses als Trimeter scandirt und den Tact dazu geschlagen, bis der Zuruf des mitgefangenen athenischen Redners Demades ihm den Rausch benommen habe: „O König, das Schicksal hat dir die Rolle des Agamemnon zugetheilt, und du spielst die des Thersites". Die in diesem Kampfe gefallenen Thebaner, unter ihnen die heilige Schar der Dreihundert, die sich durch das Gelübde verbunden hatten, entweder zu siegen oder mit einander zu sterben, waren auf der Wahlstatt selbst beerdigt worden, und ihren gemeinsamen Grabhügel schmückte das Standbild eines Löwen — ohne Inschrift, weil, so meint Pausanias, das Geschick ihren Heldenmuth nicht mit dem entsprechenden Erfolg gekrönt hatte. Etwa sieben Minuten bevor man die Ruinen Chäroneia's erreicht, sieht man wenig links vom Saumpfad in einer flachen Vertiefung des Bodens noch heute die auseinandergefallenen Theile dieses ehrwürdigen und rührenden Denkmals liegen. Es muß bis in den Anfang unseres Jahrhunderts fast ganz mit Erde bedeckt gewesen sein, da es von keinem der früheren Reisenden erwähnt wird. Im Jahre 1818 kam der Engländer Crawford mit einigen Gefährten hier vorüber und entdeckte es. Nichts deutet auf absichtliche Zerstörung, sondern es ist offenbar, als das weiche Erdreich

unter seiner Last sich senkte, von selbst oder auch in Folge eines Erdbebens, zusammengestürzt. Die einzelnen Theile des Löwen — ich habe im Ganzen 13 Stücke gezählt — sind fast vollständig erhalten, und es ward daher schon im Jahre 1842 von unserem trefflichen Landsmann Welcker der Plan der Wiederaufrichtung desselben angeregt, der indessen aus verschiedenen Gründen, namentlich auch wegen der beträchtlichen Kosten, immer wieder scheiterte. Ganz neuerdings aber hat die archäologische Gesellschaft in Athen den alten Plan ernstlich wieder aufgenommen und bereits die nöthigen Vorarbeiten ausführen lassen[1]), so daß zu hoffen steht, daß in nicht ferner Zeit der Löwe von Chäroneia wiederum das weithin sichtbare Wahrzeichen des berühmten Schlachtfeldes sein wird. Es ist eine Kolossalfigur aus grauem böotischen Marmor. Ueber die einstige Stellung des Löwen lassen die wenn schon getrennten Bruchstücke mit Sicherheit urtheilen. Er hatte sich ermattet mit eingezogenem Schweif auf die Hinterpranken niedergelassen und stemmte sich, das Haupt stolz erhoben und die Zähne weisend, auf die Vordertatzen, ein schönes Sinnbild des nach tapferer Gegenwehr unterlegenen, aber noch immer von Muth beseelten und dem Sieger Achtung gebietenden Griechenlandes.

Auf der Stätte Chäroneias steht jetzt ein aus wenigen zerstreut liegenden Häusern bestehendes Dorf Kápräna oder vielmehr, wie das Volk den Namen ausspricht, Kápurna. Westlich oberhalb desselben erhebt sich ein sehr steiler Felsberg, der Petrachos der Alten, einst die Burg der Chäroneer, mit den Resten trefflicher Befestigungsmauern. An seinen nordöstlichen Abhang lehnt sich, in den Felsen eingehauen, das Halbrund eines Theaters an, mit seinen Sitzreihen und Gängen wohl erhalten, und beweist, daß im alten Griechenland auch die kleinste Landstadt Mittel genug besaß, um ihre Kunstliebe zu befriedigen. Unter dem Theater entspringt ein kleiner Bach, welcher sich nach dem die Ebene durchfließenden Kephisos zieht, wahrscheinlich der alte Hämonbach, an dem die Griechen vor der Schlacht gelagert haben sollen. Ueber das Detail derselben sind wir übrigens nur höchst dürftig unterrichtet. Plutarch, in Chäroneia selbst geboren, wäre wol in der Lage gewesen Genaues darüber zu ermitteln, hätte er nur etwas Sinn und Verständniß für Fragen der Strategie gehabt. Man zeigte zu seiner Zeit noch die alte Eiche am Kephisos, wo des jungen Alexander Zelt gestanden hatte, der, von seinem Vater mit der Führung des linken Flügels betraut, in dieser Schlacht die ersten Lorbeeren sich verdiente, indem er nach heißem Ringen die Phalanx der Thebaner niederwarf.

Von Chäroneia, welches die westlichste der böotischen Städte ist, wandte

---

[1]) Bei diesen Arbeiten hat man, wie ich aus einem Aufsatze des athenischen Professors Kastorchis in dem soeben mir zugegangenen neuesten Hefte der Zeitschrift *Ἀθήναιον* (März und April 1880, S. 486 ff.) ersehe, nicht nur den aus Porosquadern bestehenden Sockel des Denkmals, sondern auch die gleichfalls aus Porosstein aufgeführten Mauern eines viereckigen Peribolos von M. 24 Länge, M. 15 Breite und M. 2—2, 20 Höhe blosgelegt, innerhalb dessen, in einer Tiefe von einem halben Meter unter seinen Fundamenten, Asche, Knochen, sowie Lanzenspitzen u. a. gefunden wurden. Das ist also die Einfriedigung des Polyandrion der gefallenen Thebaner. (Bekanntlich sind später in größerer Tiefe die wohlerhaltenen Gebeine derselben gefunden worden.)

ich mich über die alte Grenze zwischen Böotien und dem Phokerlande zunächst gen Daulia. Gleich hinter dem heutigen Dorfe tritt von links ein Hügel an den Weg heran, der mit Felsblöcken wie übersäet ist, welche mir unter den Eindrücken, die der Anblick des Schlachtfeldes mit seinem Löwen in meiner Seele zurückgelassen hatte, wie die Leichensteine der hellenischen Freiheit erschienen. Daulia, wo ich am frühen Nachmittage ankam, ein Dorf von 200 Familien, liegt höchst anmuthig zwischen Bäumen und Gebüsch am Abhange eines quellenreichen Hügels und wird von einem steilen kegelförmigen Felsen überragt, auf dem sich die Ruinen der gleichnamigen hellenischen Stadt befinden. Hier spielt die alte Sage von Prokne und Philomele, und weil die Natur im Wesentlichen die nämliche geblieben, so ist diese Gegend auch heute noch ein Lieblingsaufenthalt der das Dickicht suchenden Nachtigall, welche vor Alters den Anlaß zur Entstehung des schönen Mythos gab. In der Schenke, wo ich kurze Zeit rastete, ward ich von dem Demarchen oder Bürgermeister angeredet, der hier saß und mit Behagen eine Wasserpfeife rauchte. Es war ein großer äußerst kräftiger Mann mit langem grauen Barte, den die landesübliche weiße faltenreiche Fustanella prächtig kleidete. Pausanias sagt von den Dauliern seiner Zeit, sie seien an Zahl nicht viele, aber an Größe und Stärke noch immer die berühmtesten unter den Phokern. Es ist merkwürdig, daß die heutigen Daulier durch die gleichen Körpereigenschaften jedem aufmerksam beobachtenden Reisenden auffallen.

Statt von hier aus sogleich meinen Weg auf den Parnasos fortzusetzen, dessen ungeheure Felsmasse unmittelbar über Daulia sich erhebt, ritt ich den Hügel wieder hinab und wandte mich südwestlich in ein Seitenthal des nördlichen Helikon. Denn ich wollte vorher noch das berühmte Kloster des heiligen Lukas sehen und gedachte die Nacht dort zuzubringen. Das war eine herrliche Gebirgspartie, die zum Theil lebhaft an die Schweiz erinnerte. Der Weg wurde freilich immer schlechter, und an einer Stelle, wo kaum auszuweichen, gerieth ich mit einer auf einem Esel mir entgegenkommenden Bäuerin in Verwickelung, der wir uns nicht zu entwinden vermochten, ohne daß zu meinem Bedauern der an der Seite ihres Thieres herabhängende Korb ein bedenkliches Krachen vernehmen ließ. Nach einiger Zeit öffnete sich mit einem Male rechts eine tiefe wilde Schlucht, an deren Rande der kaum einen Fuß breite Weg vorüberführte, so daß es mir auf dem Pferde doch etwas unbehaglich wurde. Später erfuhr ich im Kloster, daß dieser Pfad nur von Fußgängern eingeschlagen werde, und daß ein anderer weniger gefährlicher für Saumthiere etwas weiter links vorhanden sei. Mein Agogiat, der aus Livadia war, hätte denselben billiger Weise kennen sollen. Aber er verrieth auch sonst eine auffallende Unkenntniß der seinem Heimathsorte nächstgelegenen Gegenden und zeigte überhaupt keine Spur von jenem geistig geweckten und gewandten Wesen, das auch unter den Landleuten sofort den echten Griechen erkennen läßt, wie denn auch das Unedle seiner Gesichtsbildung auf albanesische Abstammung hinwies.

Das Kloster des heiligen Lukas, in dem ich gegen 6 Uhr Abends ankam, eines der ältesten und reichsten in Griechenland, liegt in großartiger Gebirgseinsamkeit, an einen steilen Abhang sich anlehnend, auf der Stätte der ehemaligen phokischen Stadt Steiris, von welcher denn auch der hier verehrte Heilige den

Beinamen des Steiriten führt. Der Abt, ein wohlbeleibter, noch nicht alter, aber, wie es schien, sehr frostiger Herr, da er bereits in eine Pelzkutte sich gehüllt hatte, empfing mich mit großer Freundlichkeit. Der das Innere Griechenlands Bereisende kann in den Klöstern, selbst wenn er unempfohlen kommt, mit ziemlicher Sicherheit auf gastliche Aufnahme rechnen und ist hier meist am besten aufgehoben. Ich war aber überdies im Besitze eines Empfehlungsbriefes von einem Freunde des Abtes, der, einst mein Zuhörer in Jena, jetzt Gymnasialprofessor in Athen, eine Geschichte dieses Klosters schreibt, von welcher der erste Band bereits erschienen ist. Das Personal bestand im Ganzen aus 70 Köpfen, von denen 40 Mönche, die übrigen Novizen und Diener waren. Die ein Viereck bildenden Klostergebäude umschließen die schönste Kirche Griechenlands. Dieselbe ist im Jahr 960 nach dem Muster der Sophienkirche in Konstantinopel in Kreuzesform mit mächtiger Kuppel erbaut und enthält in ihrem Inneren reichen Marmorschmuck und interessante Mosaikbilder. An die dem Heiligen geweihte Hauptkirche schließt sich eine Kapelle der Mutter Gottes an, deren Decke von schönen Granitsäulen getragen wird, die von einem heidnischen Tempel herrühren mögen. Am Abhang eines östlich dem Kloster gegenüber sich erhebenden Berges liegt die sogenannte Paläochora, d. h. eine hellenische Ruinenstätte, von welcher viel Material für die Erbauung des ersteren soll genommen worden sein. Diese Trümmer gehören zweifelsohne dem älteren, im phokischen Kriege von König Philipp zerstörten Steiris an, während die jüngere Stadt, die Pausanias in seiner Beschreibung Griechenlands allein erwähnt, auf dem Klosterberge selbst gegründet war.

Von hier aus ritt ich nun wieder, von dem gastfreundlichen Abte und mehreren seiner Mönche bis vor den Klosterhof geleitet, gerade auf den Parnaßos zu, denn mein nächstes Ziel war die auf diesem Gebirge in einer Höhe von mehr als 3000 Fuß gelegene Ortschaft Arachova. Nach etwa anderthalb Stunden gelangte ich an den Eingang der engen, rechts von den Felswänden des Parnaßos, links von dem niedrigeren Gebirgszuge der Kirphis begrenzten Schlucht, wo sich die von Daulia auf der einen und von Distomo, dem alten Ambryssos, auf der anderen Seite herkommenden Wege zur Straße nach Delphi vereinigen. Hier ist die alte Schiste, jener berühmte Scheideweg, wo Oedipus ahnungslos den eigenen Vater erschlug. Nach der Darstellung in Sophokles' Trauerspiele kommt er zu Fuß von Delphi her, wo er, statt vom Orakel die gewünschte Aufklärung über seine wahren Eltern zu erhalten, die furchtbare Weissagung vernommen hat, daß er seinen Vater tödten und seiner Mutter sich vermählen werde. Am Kreuzwege angelangt hätte er rechts über Ambryssos zurück nach Korinth sich wenden können, aber geschreckt durch den eben empfangenen Götterspruch vermeidet er's zu seinen vermeintlichen Eltern heimzukehren und schlägt die entgegengesetzte Richtung gen Daulia und Böotien ein. Hier kommt ihm König Laios entgegengefahren, welcher gleichfalls den Gott in Delphi befragen will, und sein Wagenlenker drängt den Fußwanderer gewaltsam auf die Seite, worauf sich der verhängnißvolle Streit entspinnt, in welchem Oedipus, vom Zorne überwältigt, den unbekannten Vater sammt seinen Begleitern niederschlägt, bis auf einen, der durch Flucht sich rettet und, um seine Feigheit zu

bemänteln, in Theben die falsche Kunde verbreitet, daß eine Räuberschar den König überfallen und ermordet habe. Noch Pausanias sah gerade da, wo die drei Wege zusammenstoßen, zwei durch aufgehäufte Feldsteine erhöhte Grabmäler, welche man als die des Laios und seines Dieners bezeichnete. Der Charakter der Oertlichkeit stimmt vollkommen zu der grauenvollen That, von der die uralte Sage meldet. Es ist einer der ödesten und einsamsten Punkte in Griechenland, wo man nirgends eine menschliche Wohnung gewahrt und nur von rauhen nackten, höchstens stellenweise mit stachligem Gestrüpp bewachsenen Bergen sich umgeben sieht. Unmittelbar vor dem Eingang in die enge Thalschlucht erhebt sich rechter Hand über dem wilden zerrissenen Bette eines winterlichen Gießbachs ein mit zahllosen kolossalen Felsblöcken bedeckter Hügel, auf dem im Jahre 1856 eine starke Räuberbande gegen ihre Verfolger sich vertheidigte und nach hitzigem Kampfe aufgerieben wurde. Der Anführer der gegen die Bande ausgezogenen Streifcolonne, Megas aus Arachova, verlor hierbei sein Leben, und man hat ihm auf dem Abhange des Hügels, da wo er gefallen, ein einfaches Steindenkmal in Form einer Nische aufgerichtet, dessen Anblick den unheimlichen Eindruck des Ortes nur erhöhen kann. Hier mögen auch in alter Zeit so manches Mal Wegelagerer die Sicherheit der nach Delphi Pilgernden gefährdet haben, und es begreift sich im Angesichte dieser Gegend wol, wie arglos man in Theben an eine Ermordung des Laios durch Räuberhände glauben mochte.

Für mich persönlich knüpft sich noch eine andere unauslöschliche Erinnerung an diese Stätte. Die griechischen Saumthiere, von steter Sehnsucht zurück nach ihrem Stall erfüllt, machen, so oft sie an einen Weg kommen, der nach dieser Richtung geht, regelmäßig den Versuch, denselben einzuschlagen, werden aber meist durch einen kräftigen Ruck am Zügel zum Gehorsam zurückgebracht. Eben im Begriffe abzusteigen, um mir die sagenberühmte Oertlichkeit genauer anzusehen und ein paar Bemerkungen in mein Tagebuch einzutragen, hatte ich bereits den linken Fuß aus dem primitiven Steigbügel, d. h. der Schlinge eines Stricks, gehoben, als mein Pferd mit einem Male über Stock und Stein, keinem Zügel gehorchend, gen Daulia davoneilte. Mein einfältiger Agogiat, der, anstatt sich ruhig zu verhalten, brüllend hinterdrein lief, verschlimmerte noch, indem er das Thier scheu machte, die Gefährlichkeit meiner Lage. Ich mußte, zumal bei der Beschaffenheit des griechischen Sattels, eines unförmlichen, keinen festen Halt gewährenden Holzgerüstes, über welches eine Decke oder ein Kleidungsstück gebreitet ist, jeden Augenblick befürchten, abgeworfen zu werden und mir den Kopf an einem der Felsblöcke zu zerschellen, die im Wege lagen, und es schien beinahe, als sei mir vom Geschick die Ehre beschieden, neben König Laios und seinen Wagenlenker gebettet zu werden. Endlich gelang es mir mit Anstrengung der letzten Kräfte den tollen Gaul zum Stehen zu bringen. Als ich abgesprungen, war trotz meiner Erschöpfung doch das erste, was ich that, daß ich ihn mit der Faust für dieses so eigenmächtig unternommene Steeple-chase züchtigte.

Der Weg durch die enge Schlucht hinauf zur Paßhöhe ist steil und sehr beschwerlich. Ehedem ging hier die heilige Straße, auf der die frommen Pilger gen Delphi zogen, jetzt ein elender Saumpfad, auf dem mein Pferd sich mühsam

zwischen Steinen und Felsblöcken hindurch winden mußte. Gegen 1 Uhr hielt ich kurze Rast in dem einsamen Chane Zemenó, der an einer wasserreichen, von einer schönen Platane beschatteten Quelle liegt. Auf der Paßhöhe angelangt, hat man mit einem Male links den entzückendsten Blick auf das delphische Thal und den blauen Spiegel des korinthischen Meeres, während rechter Hand das Hochgebirge sich wie eine einzige riesige Felsenmauer darstellt. Die vielfach zerklüfteten Abhänge zu beiden Seiten des Saumpfades sind sorgfältig mit Reben bepflanzt, welche den trefflichen Parnasoswein liefern. Bei einer Biegung des Weges kommt rechts ebenso plötzlich Arachova zum Vorschein, das höchst malerisch auf einem steilen Vorsprung unmittelbar unter einer fast senkrechten Felswand des Parnasos liegt, amphitheatralisch an der Höhe sich hinaufziehend und von einer Kirche des heiligen Georg gekrönt. Arachova ist ein großer wohlhabender Flecken von 3000 Einwohnern, berühmt durch seine gesunde Luft und durch seinen kräftigen und schönen Menschenschlag. Als ich am Nachmittag durch die steilen Gassen zu dem Hause, an welches ich empfohlen war, hinaufritt, sah ich überall Gruppen von Frauen und Mädchen an den Brunnen und vor den Hausthüren sitzen, meist mit der Spindel beschäftigt und in ihrer geschmackvollen Landestracht eine Reihe anmuthigster Bilder gewährend. Die Kleidung besteht in einem langen weißen mit Aermeln versehenen Untergewand, über das ein kürzerer eng anschließender ärmelloser Ueberwurf aus weißer Wolle, mit schwarzen Verzierungen an den Rändern, gezogen ist. Den Leib umfängt ein breiter Gürtel, über welchem eine kleine Schürze herabhängt, beide bei den Jungfrauen ausnahmlos von rother Farbe. Haupt und Schultern bedeckt ein weißes Schleiertuch, unter welchem das in eine einzige Flechte gebundene dunkle Haar über den Rücken hinabfällt. Dabei sind die meisten dieser Mädchen und Frauen durch hohen schlanken Wuchs und Schönheit der Gesichtsbildung ausgezeichnet. Auch die eine von den Töchtern meines Gastfreundes, die mir gleich nach meiner Ankunft mit ungemeiner Grazie Glykó und schwarzen Kaffee reichte — das erste, was nach griechischer Sitte dem Fremden dargeboten wird —, machte, obwol in der weniger kleidsamen europäischen Tracht, dem Rufe der Arachovitinnen alle Ehre, und nicht ohne Vergnügen konnte man in ihre großen dunklen Gluthaugen blicken. Die hohe luftige Lage Arachova's verleiht seinen Bewohnern rüstige Gesundheit und langes Leben: Leute von hundert Jahren sind hier keine Seltenheit. Der Name der Ortschaft ist unzweifelhaft slavisch. Aber nicht allein der Typus dieser Menschenrace ist echt hellenisch, sondern es lebt auch unter ihr in Sprache und Sitte, in Glauben und Aberglauben so vieles Merkwürdige aus der griechischen Vorzeit fort, daß man schwerlich irre gehen wird, wenn man annimmt, daß ein Theil des alten phokischen Bergvolks in dem verlassenen Slavenweiler unter Beibehaltung des fremdländischen Namens sich wieder angesiedelt habe. Daß dieser allein für die genealogische Frage nicht entscheidend ist und keineswegs zwingt, mit Fallmerayer in den Arachoviten nur gräcisirte Slaven zu sehen, wird jeder zugeben, wenn er erfährt, daß es in Griechenland auch Dörfer mit türkischen Namen ohne türkische Bevölkerung gibt, und wiederum andere mit alt- oder neugriechischen Namen, die seit Jahrhunderten ausschließlich von Albanesen bewohnt werden.

Der schroffe Gipfel des Parnasos, unter dem Arachova liegt, der heutige Petritis, ist der Katopterios des Alterthums, d. h. der Wartenfels, so genannt, weil von da aus wie von einer Warte Apoll den pythischen Drachen erspähet und mit seinen Pfeilen erlegt haben sollte. Es knüpft sich an die rauhen Abhänge dieses Gipfels auch die Erinnerung an ein bedeutendes Ereigniß des griechischen Befreiungskrieges. Hier war es nämlich, wenig oberhalb Arachova's, wo gegen den Ausgang des Jahres 1826 ein türkisches Heer von 5000 Mann, durch Hunger und Frost entmuthigt, von den Griechen unter Karaïskakis vernichtet wurde, und der wilde Sieger errichtete neben der schon erwähnten Kirche des heiligen Georg, gleichsam als Weihgeschenk für den streitbaren Schutzpatron der Arachoviten, eine Pyramide aus türkischen Köpfen. Diese Kirche war bei dem heftigen Erdbeben, welches im Jahre 1870 am frühen Morgen des 20. Juli a. St. alle an den südlichen Abhängen des Parnasos gelegene Ortschaften bis zur Meeresküste hinab heimsuchte und vielen Menschen das Leben kostete, nebst etwa 60 Häusern Arachova's eingestürzt, ist aber seitdem an alter Stelle wieder aufgebaut, nur daß ihr Inneres zur Zeit meiner Anwesenheit noch nicht ganz vollendet war.

Von Arachova aus hätte ich gern den höchsten Gipfel des Parnasos bestiegen, der, an der Nordostseite des ganzen Gebirgsstocks befindlich, bis zu einer Höhe von ungefähr 8000 Fuß über dem nahen Meeresspiegel sich erhebt, gleich mehreren anderen nicht viel niedrigeren Gipfeln den größten Theil des Jahres hindurch in Schnee gehüllt. Allein man versicherte mir bestimmt, daß in dieser Jahreszeit auf eine klare Aussicht oben nicht die geringste Hoffnung sei, und so stand ich denn von einer Tour ab, die keinen ihre großen Beschwerden lohnenden Genuß versprach, und beschränkte mich darauf, bis zur berühmten korykischen Grotte emporzusteigen. Das von Livadia an benutzte Pferd hatte ich schon Tags zuvor zurückgeschickt und an seiner Statt ein gutes Maulthier mir gemiethet. Auf steilem Pfade geht es aufwärts zu einer großen fruchtbaren Hochebene, wo die Arachoviten ihre Felder haben. Dieselbe ist ringsum von Bergen eingeschlossen, die in dieser mittleren Region des Parnasos großentheils mit Tannen bewachsen sind; über ihnen ragen rechts mehrere nackte bläulich graue Felsgipfel empor, doch ist der höchste Gipfel des Gebirgsstocks von hier aus nicht zu sehen. Linker Hand erhebt sich am Saum der Hochebene ein sehr steiler kegelförmiger Berg, auf dem man mühsam zu der genannten Höhle emporklimmt, deren schmaler Eingang sich wenig unterhalb seines Gipfels befindet und gen Süden nach dem delphischen Thale zu gerichtet ist. Diese Höhle, von den Alten oft erwähnt und bewundert, war vor Zeiten dem Pan und den Nymphen geheiligt, und noch heute wissen die Hirten des Parnasos zu erzählen, daß die „Mädchen", wie sie schlechthin und vertraulich die dämonischen Neraiden oder Nymphen nennen, häufig und mit Vorliebe an dieser Stätte zu verkehren pflegen. Da ich stark erhitzt an der Höhle ankam, so lagerte ich mich erst eine Weile vor ihrem Eingang und nahm zusammen mit meinem Agogiaten, einem stämmigen Arachoviten, im Angesichte der großartigsten Natur mit einem herrlichen Fernblick auf das korinthische Meer und die Gebirgsreihen des nördlichen Peloponnes mein bescheidenes Frühstück ein. Denn die Frau meines Gastfreundes in Ara-

chova hatte mir vorsorglich Brod und parnassischen Schafkäse, der wegen seines Wohlgeschmackes sich eines weitverbreiteten Rufs erfreut, mitgegeben und auch meine Feldflasche mit Wein gefüllt. Durch den engen Eingang der Höhle tritt man in einen ausgedehnten und gegen 100 Fuß hohen Raum, dessen schöne Decke an das Gewölbe einer gothischen Kirche erinnert. Stalaktiten in zum Theil seltsamen Bildungen hängen da und dort von der Decke herab oder streben vom Boden aufwärts. Diese geräumige Vorhalle ist nach hinten durch einen abschüssigen schlüpfrigen Tropfsteindamm geschlossen, über welchen hinweg man in eine zweite schmalere, aber weit in den Berg hinein sich ziehende Abtheilung gelangt. Die Umwohner glauben, daß die Höhle vierzig Gänge oder Höfe habe, woher sich auch ihr moderner Name Sarantávli schreibt, und erzählen mancherlei Sagen von Menschen, die bis in ihr Innerstes haben vordringen wollen und bis heute nicht zurückgekehrt seien. Die korykische Grotte mit ihrem schmalen, von Weitem kaum zu erkennenden Eingang ist in alter und neuer Zeit die Zufluchtsstätte der Parnaßbewohner beim Herannahen des Feindes gewesen. Die alten Delpher brachten hierher ihre bewegliche Habe in Sicherheit vor den Persern, die König Xerxes abgesandt hatte, um die Schätze des delphischen Heiligthums zu plündern, und in unserem Jahrhundert haben die Arachoviten ihre Familien wiederholt vor den Türken in das nämliche Versteck geflüchtet.

Nachdem ich mühsam zwischen Felsblöcken und stachligem Gestrüpp den südlichen Abhang des korykischen Bergs herabgeklettert war, schlug ich, um nicht nach Arachova zurückkehren zu müssen, von wo allerdings ein etwas bequemerer Weg hinunter nach Delphi führt, den sehr beschwerlichen Pfad über den Rücken des Gebirges ein. Derselbe führt zuerst durch eine mit schönem Tannenwalde bedeckte wilde Schlucht und zieht sich dann oberhalb der senkrecht nach dem delphischen Thale abfallenden Felswände hin. Seine außerordentliche Rauhheit und das ihn bedeckende Steingeröll nöthigte mich sehr bald vom Maulthiere abzusitzen und den ganzen übrigen Weg zu Fuß zurückzulegen. Gegen zwei Uhr Nachmittags kam ich mit wunden Füßen und versengt von den glühenden Strahlen der griechischen Mittagssonne in dem Dorfe Kastrí, auf der Stätte des alten Delphi, an.

Hier sind wir am heiligsten Orte des alten Griechenlandes, wo der erhabene, von allen Naturgottheiten der Hellenen am meisten zu ethischer Hoheit verklärte Lichtgott Apollon den Willen seines Vaters Zeus durch den Mund der Pythia verkündete. Von der dorischen Wanderung an bis zu den Zeiten Philipps von Makedonien herab hat das delphische Orakel der höchsten und allgemeinsten Achtung sich erfreut, und kein anderes, selbst das ältere von Dodona nicht, ist ihm an Heiligkeit gleichgekommen. Sein Ansehen beschränkte sich nicht auf die hellenischen Lande, sondern dehnte sich weit über deren Grenzen aus: Phryger und Lyder, Etrusker und Römer haben hier sich Raths erholt.

Auch in Delphi kam die Offenbarung aus der geheimnißvollen Tiefe, und sicher hat es seine Richtigkeit mit der alten Ueberlieferung, nach welcher dieses Orakel ursprünglich der mütterlichen Erdgöttin angehörte und erst später in den Besitz Apollo's überging. Gasartige Dämpfe oder Dünste, aus einem Erdspalt aufsteigend, betäubten in Verbindung mit gewissen anderen Einwirkungen die

über dem Schlunde auf einem Dreifuß sitzende Pythia. Gleich dem Orakel des Trophonios beruhte also auch das delphische auf ekstatischer Erregung. Aber während man dort den Befragenden selbst in einen abnormen Seelenzustand brachte, wurde hier nur die Priesterin des Gottes der Ekstase ausgesetzt, und darin liegt gleich ein sehr wesentlicher Unterschied beider Anstalten.

Das delphische Heiligthum stand anfänglich unter der Oberhoheit der etwas weiter abwärts gelegenen Stadt Krisa, in deren Gebiete es gegründet war. Aber je mehr sein Ansehen wuchs und je größer die Zahl der um den Tempel sich ansiedelnden Bewohner wurde, um so weniger zeigte sich die Priesterschaft geneigt, in diesem Abhängigkeitsverhältniß zu verbleiben. Die fortgesetzten Reibungen zwischen beiden Städten führten endlich zu dem sogenannten ersten heiligen Kriege, in welchem Krisa zerstört und sein ganzes Gebiet bis an die Meeresküste hinab den Delphern zugesprochen ward. Nach dem Falle der Mutterstadt entzog sich Delphi mehr und mehr auch der Verbindung mit den übrigen Phokern und wurde unter mancherlei Wechselfällen allmälig ein völlig selbstständiges Gemeinwesen mit geistlichen Würdenträgern an der Spitze, ein von jedem politischen Zusammenhange mit den weltlichen Staaten losgelöster, in sich abgeschlossener Kirchenstaat unter dem gemeinsamen Schutze der zur pyläisch-delphischen Amphiktyonie verbundenen Völkerschaften.

Wie man nun auch immer über das Orakelwesen im Allgemeinen denken möge, so muß doch ein unbefangenes Urtheil anerkennen, daß das delphische Heiligthum wenigstens in den älteren und besseren Zeiten von höchst segensreichem Einfluß auf die Entwickelung und Gesittung Griechenlands gewesen ist. Als religiöser Mittelpunkt des in eine Menge von Stämmen und Staaten zerspaltenen Volkes brachte es ihm die Einheit in der Vielheit zum Bewußtsein. Und wie es selbst ein festes Band um die getrennten Theile schlang, so hat es auch diejenigen Festversammlungen der Hellenen, welche geeignet waren, das Gefühl der Zusammengehörigkeit in ihnen zu erhalten oder zu stärken, wirksam gefördert, so namentlich die Festfeier zu Olympia. Es hat ferner seinen Einfluß für Abschaffung der ehemals allgemein in Griechenland geübten Blutrache geltend gemacht. Weisen Gesetzgebungen, wie der lykurgischen, welcher Sparta seine Größe verdankte, und der das Gebäude der solonischen Verfassung krönenden Staatsordnung des Klisthenes hat es seine Bestätigung ertheilt und dadurch den einzelnen Staaten unermeßliche Dienste erwiesen. Es hat vielfach die Gründung von Colonien angeregt oder zweckmäßig geleitet und dadurch gleichfalls um das Gedeihen Griechenlands, namentlich um die Erweiterung seines Handels, große Verdienste sich erworben. Es hat überall auf Gottesfurcht und Frömmigkeit hingewirkt, aber von religiösem Fanatismus sich frei gehalten. Schwerlich dürfte man etwas Finsteres oder Starres in diesem geistlichen Institute finden. Es vertrug sich mit der fortschreitenden Bildung und Freiheit. Merkwürdig ist, daß es selbst dem vielfach in Widerspruch mit dem griechischen Volksbewußtsein tretenden reformatorischem Streben des Sokrates dadurch eine Stütze verlieh, daß es ihn auf Chärephon's Anfrage für den weisesten der Menschen erklärte. Wiewol nicht engherzig national, sondern allen Menschen, die vertrauensvoll ihm nahten, seinen Rath ertheilend, war es doch eine echt vaterländische An-

stalt, deren Vorsteher sich selber als Hellenen fühlten. Es wäre ein Irrthum zu glauben, daß das delphische Heiligthum seine Hauptaufgabe in Enthüllung der verborgenen Zukunft gesehen habe. In der Mehrzahl der Fälle, die wir kennen, sagte es nicht, was geschehen werde, sondern ordnete an, was geschehen solle, gab also nicht Prophezeiungen, sondern Befehle, welche das Product weiser Erwägung der in Betracht kommenden Verhältnisse waren. Wir dürfen die delphische Priesterschaft wenigstens in den älteren Zeiten für einen Verein hochgebildeter, einsichtsvoller, staatskluger und doch auch wahrhaft religiöser Männer halten, die, wie sie einen würdigen und trefflichen Rath zu geben hervorragend befähigt waren, so auch selbst die Ueberzeugung hegten, dieses im Namen ihres Gottes und auf seine Eingebung hin zu thun. Es läßt sich freilich nicht ermitteln, in welchem Verhältniß die von ihnen redigirten und in der Regel in eine metrische Form gebrachten Orakelsprüche zu den abgerissenen und verworrenen Lauten standen, welche die Pythia von ihrem Dreifuß herab vernehmen ließ. Aber wenn wir auch guten Grund haben anzunehmen, daß sie die Aeußerungen der Prophetin nicht sowohl auslegten, als vielmehr einen Sinn in sie hineintrugen, so sind wir doch im Allgemeinen nicht berechtigt zu bezweifeln, daß sie dabei in ehrlichem Glauben handelten. Jedenfalls verbietet uns die hohe Achtung, die diese Anstalt nachweislich auch bei sehr verständigen Männern, ja bei Denkern, wie Sokrates und Platon, genossen hat, dieselbe auf einerlei Stufe mit einem Orakel des Trophonios zu setzen und ihre Aussprüche sammt und sonders für absichtliche und bewußte Täuschungen zu erklären. Unläugbar hat auch dieses Orakel als eine wenn schon aus frommer Begeisterung für das Göttliche hervorgegangene, aber eben menschliche Einrichtung auch menschlicher Leidenschaft und Schwäche seinen Tribut entrichtet, und wir haben schon aus ziemlich früher Zeit Kunde von einer Bestechung der Pythia, welche hinterher die Priester selber eingestanden, ohne Zweifel die unschuldige Prophetin für ihr eigenes Vergehen vorschiebend. Immerhin aber kamen solche Fälle doch nur sehr vereinzelt vor, und wir dürfen wol behaupten, daß das delphische Orakel unter den schwierigsten, durch die politische Zerrissenheit Griechenlands und die sich widerstrebenden Interessen der einzelnen Staaten bedingten Verhältnissen im Ganzen doch eine würdevolle Haltung eingenommen und meist zu Gunsten der Ordnung, des Rechtes, der Billigkeit und Menschlichkeit seine Stimme erhoben hat. Es war aber zu fest mit der hellenischen Unabhängigkeit verwachsen, als daß nicht deren Untergang auch seinen Verfall mit innerer Nothwendigkeit hätte nach sich ziehen müssen, wenn es auch noch Jahrhunderte dauerte, bis sein Mund für immer schwieg. Im Zeitalter des Demosthenes sank sein Ansehen unter den Intriguen der makedonischen Politik, und der große Redner sprach es offen aus, wie wenigstens sein Gegner Aeschines ihm vorwirft, dem wir in diesem Punkte unbedenklich glauben dürfen, die Pythia nehme Partei für König Philipp. Wenn damals das Mißtrauen gegen das Orakel wol nur in den öffentlichen Angelegenheiten sich geltend machte, so muß in der ciceronischen Zeit die Verachtung desselben ziemlich allgemein geworden sein. Hinterher aber hob sich sein Ansehen wieder, wenn auch selbstverständlich der frühere Glanz und Ruhm nicht wiederkehrte. Unter der Regierung Nero's verstummte es eine Zeit

lang, nachdem dieser Kaiser vermuthlich aus Rache für einen ihm ertheilten unerwünschten Bescheid den heiligen Erdschlund durch das Blut über ihm geschlachteter Menschen verunreinigt und entweihet hatte. Aber auch diesen Schlag überdauerte es und fristete dann sein Dasein bis in die Zeiten Konstantins, welcher ihm ein für alle Mal ein Ende machte, indem er die Bildsäule des weissagenden Gottes und den heiligen Dreifuß der Pythia nach seiner neuen Residenz verpflanzte, wo beide im Circus aufgestellt wurden als Symbole des endlichen Triumphes des Christenthums über das Heidenthum.

Wenn irgendwo, so wird es uns hier in Delphi klar, wie sehr die Alten bei der Wahl ihrer Cultusstätten und zumal der Orakelsitze auf den Charakter der landschaftlichen Umgebung Rücksicht nahmen, und wie letzterer die religiöse Bedeutung jener in der Folge mitbedingte. An Großartigkeit und ernster Erhabenheit der Natur hat dieser Ort kaum seines Gleichen in ganz Griechenland, und im Angesichte einer solchen Gegend, die unwillkürlich im Gemüth des Menschen eine weihevolle und feierliche Stimmung weckt, verstehen wir es vollkommen, daß die Hellenen gerade hier die lauterste Offenbarung der Gottheit zu vernehmen meinten. Das auf den Trümmern des delphischen Heiligthums stehende Dorf Kastri lehnt sich an einen sanft eingeschweiften steilen Abhang des Parnasos, der mit dem südlich gegenüberliegenden rauhen und gleichfalls jäh abfallenden Gebirge der Kirphis eine enge Thalschlucht bildet, durch welche in der Tiefe der zur Sommerszeit trockene, im Winter aber stark anschwellende Pleistos sich hindurch drängt. Gegen Westen ist das Thal durch einen vorspringenden Felsrücken des Parnasos anscheinend vollständig geschlossen. Im Norden aber, unmittelbar über Delphi, erheben sich senkrecht die Riesenwände des nämlichen Gebirges, welche hier von ihrem leuchtenden Glanze, zu dem die stellenweise grüne Kirphis drüben wirksam contrastirt, im Alterthum den Namen der Phädriaden führten. Die glühende Sonne Griechenlands ruht den größten Theil des Tages hindurch auf diesen nackten Felswänden, und das von ihnen zurückgeworfene Licht concentrirt sich mit solcher Stärke und Fülle in der enggeschlossenen Thalschlucht, daß auch aus diesem Grunde kein Ort sich trefflicher für die Verehrung Apolls, des hellen und reinen, eignete. Oestlich jenseit des heutigen Dorfes sind die Phädriaden senkrecht auseinandergespalten, und aus der schmalen Kluft stürzt zur Winterszeit ein von den Höhen des Parnasos kommender mächtiger Gießbach, der dann jähen Laufes in tiefausgehöhltem Bette und wenig weiter unten einen zweiten Wasserfall bildend dem Pleistos zueilt. Der östliche Felsen, jetzt Phlempukos genannt, ist die von Herodot und anderen erwähnte Hyampeia, von welcher in den früheren Zeiten des Alterthums die Tempelräuber herabgestürzt wurden. An seinem Fuße entspringt die berühmte liedergepriesene Kastalia, und noch sieht man ihr im Felsboden ausgehauenes großes länglich viereckiges Bassin, „das Bad der pythischen Pilger", wie man es treffend genannt hat, denn hier mußten alle, die der Wunsch das Orakel zu befragen oder was immer für ein anderer religiöser Zweck nach Delphi führte, mit dem klaren Wasser der jungfräulichen Quelle sich besprengen, bevor sie die Schwelle des apollinischen Heiligthums betraten, zum äußeren Zeichen dafür, daß sie reinen Herzens sich dem Gotte nahen wollten. Ueber dem Bassin ist die Felswand schön geglättet

und mit mehreren größeren und kleineren Nischen zur Aufnahme von Statuen und Weihgeschenken versehen. Etwas seitwärts unterhalb dieser Stelle, sowie auch weiter östlich, sieht man colossale Felsstücke liegen, die in alter und neuer Zeit durch Stürme und Erdbeben von den Phädriaden herabgestürzt sind und lebhaft an die Erzählungen der Alten von den Wundern erinnern, durch die der pythische Gott selbst sein geliebtes Heiligthum gegen den Andrang der von Xerxes abgeschickten persischen und später wieder der gallischen Horden unter Brennus vertheidigte. Furchtbare Unwetter, so heißt es, seien urplötzlich ausgebrochen und hätten Felsmassen unter gewaltigem Getöse in die Reihen der Barbaren geschleudert, so daß sie in panischem Schrecken davongeflohen.

Die ganze stark geneigte Ebene, welche sich halbkreisförmig vom Fuße der Phädriaden nach dem Pleistos hinabzieht, ist durch stufenartig übereinander geschichtete, den Sitzreihen eines Theaters gleichende Terrassenmauern gestützt, auf denen sich die Menge der heiligen und profanen Gebäude der alten Stadt erhob, im Mittelpunkte derselben auf der obersten Terrasse der strahlende Tempel des pythischen Apoll, ein dorischer Bau mit ionischen Säulen in seinem Inneren, wie die aufgefundenen Trümmer zeigen, welcher in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts vor Chr. an die Stelle eines älteren, durch einen Brand zerstörten Tempels getreten war. Von den Wänden seines mit Weihgeschenken angefüllten Pronaos blinkten in goldenen Buchstaben die berühmten delphischen Lehren, unter denen das „Erkenne Dich selbst" zuerst in die Augen fiel, nach Platon's sinnigem Ausspruch gleichsam der göttliche Gruß, welchen Apoll dem in sein Haus Eintretenden zurief. In der Cella standen das Cultbild Apolls, der pythische Altar mit dem ewigen Feuer, auf welchem jeder, der das Orakel befragen wollte, opfern mußte, daneben der Omphalos oder Nabelstein, der für den Mittelpunkt der Erde galt, ferner Statuen des Zeus und der Schicksalsgöttinnen und manches andere. Das Adyton oder Allerheiligste endlich schloß den eigentlichen Orakelsitz ein, jenen Erdschlund, welchem die betäubenden Dünste entstiegen, mit dem Dreifuße der Priesterin. Die wundervoll gefügte polygone Substruction dieses Tempels liegt an der Südseite noch zu Tage. Unweit seiner Fundamente steht gegenwärtig ein Kirchlein des heiligen Nikolaos, und vor ihm im Hofe grünt wie ein letztes Wahrzeichen der apollinischen Gottesverehrung ein Lorbeerbaum[1]), von dem ich mir nicht versagen konnte einen Zweig zu brechen, der jetzt unter Glas und Rahmen in meinem Arbeitszimmer hängt. Gleich oberhalb der kleinen Kirche bricht der kassotische Quell hervor, welcher einst den heiligen Lorbeer des Gottes tränkte. Der ausgedehnte Tempelbezirk, von dessen trefflichen Umfassungsmauern gleichfalls an der Südseite noch ein langes Stück zu sehen ist, enthielt außer der Wohnung des Gottes selbst und dem sie umgebenden heiligen Haine noch eine beträchtliche Anzahl anderer Ge-

[1]) Den von Ulrichs Reisen und Forschungen in Griechenland I, S. 39 und 107 an dieser Stelle erwähnten Lorbeerbaum sah W. Vischer, der im Jahre 1853 Delphi besuchte, abgestorben (Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland, S. 610 der 2. Ausg.). Seitdem ist also ein neuer auf der nämlichen Stelle gepflanzt worden, wol in Folge der griechischen Sitte, an großen Festen das Innere der Kirchen mit Lorbeerzweigen auszuschmücken.

bäude, so eine Reihe von Thesauren oder Schatzhäusern verschiedener griechischer Staaten, in denen ein Theil der kostbaren Weihgeschenke aufbewahrt wurde, das Rathhaus der Delpher, die der geselligen Unterhaltung dienende, mit Gemälden von der Meisterhand des Polygnot geschmückte Lesche, ein für die musischen Wettkämpfe an der pythischen Festfeier bestimmtes Theater, dessen an den Abhang sich lehnendes Halbrund man noch wohl erkennt, und eine wahre Welt von Statuen, welche die Frömmigkeit aller Zeiten in dem großen Nationalheiligthume aufgespeichert hatte. Von der Menge dieser Kunstwerke können wir uns eine Vorstellung bilden, wenn wir hören, daß noch zu Plinius' Zeiten trotz der vorausgegangenen Plünderungen — Nero hatte allein 500 Erzstatuen von hier weggeführt — die Zahl der in Delphi vorhandenen Bildsäulen nach ungefährer Schätzung auf nicht weniger als 3000 sich belief. Außerhalb des heiligen Bezirkes auf dem höchsten Punkte der Stadt lag das Stadion, dessen Bahn in ihrer ganzen Ausdehnung nebst einer langen Reihe in den Fels gehauener Sitze erhalten ist, und in einiger Entfernung unterhalb der Stelle, wo die Kastalia entspringt, das Gymnasion, von dessen schönen Quadermauern gleichfalls nicht ganz unbeträchtliche Reste noch vorhanden sind. Wendet man sich von hier aus weiter östlich, so kommt man an den Fundamenten mehrerer Tempel, von welchen der eine der Athene Pronäa angehörte, vorüber in eine sanfter geneigte Ebene, welche zahlreiche Felsengräber, gemauerte Grabkammern und Sarkophage als den Hauptfriedhof der alten Delpher bezeichnen. Mitten durch diese Gräberstätte führte die von Böotien herkommende heilige Pilgerstraße, denn es war eine aus schöner Pietät hervorgegangene Sitte des Alterthums, die Todten zu beiden Seiten vielbetretener Wege zu bestatten, wo der Wanderer stets an sie erinnert wurde. Mich interessirte in dieser Nekropole am meisten das in die glattbearbeitete Vorderseite eines mächtigen, in der Mitte auseinandergespaltenen Felsblocks links vom Wege eingehauene Bild einer großen mit je zwei Reihen kleiner runder Vertiefungen unten und oben verzierter Doppelthüre, welche man gewiß richtig als eine Darstellung der Hadespforte gedeutet hat. Gleich dahinter sieht man in einiger Höhe über dem Boden zwei Felsengräber, auf welche dieses Symbol des Todes sich zunächst beziehen wird. — An der entgegengesetzten, westlichen Seite der Thalschlucht dehnte sich unter dem bereits erwähnten gegen die Kirphis vortretenden Felsrücken die Vorstadt Pyläa aus, wo der Versammlungsplatz der Amphiktyonen lag. Erst von hier aus überblickt man das ganze delphische Thal bis zum Meere hinab, und hier war es, wo der athenische Redner Aeschines vor den versammelten Hieromnemonen auf die von den Lokrern von Amphissa im geheiligten Brachlande des pythischen Gottes am Gestade angelegten Gehöfte und Befestigungen hinwies und zur Zerstörung derselben anreizte, woraus sich der unheilvolle amphiktyonische Krieg entspann und dem Makedonerkönig Philipp eine neue willkommene Gelegenheit gegeben wurde, in die inneren Angelegenheiten Griechenlands sich einzumischen. In den Felsen darüber sieht man mehrere zum Theil sehr geräumige Grabkammern und eine große halbkreisförmige Ruhebank mit schöner Wölbung eingehauen, so daß also auch an dieser Seite ein Friedhof die Stadt abschloß.

So verstattet die natürliche Beschaffenheit der delphischen Thalschlucht, in

Verbindung mit den noch vorhandenen Ueberresten und den Nachrichten der Schriftsteller, eine ziemlich bestimmte Vorstellung von dem einstigen Aussehen des berühmten Ortes uns zu bilden. Der Anblick der in zahlreichen Terrassen an dem steilen Abhange sich hinaufziehenden Stadt mit den schönsten Bauten und dem Walde von Statuen auf der Höhe, dicht unter den senkrecht aufsteigenden Felswänden des Parnasos, muß ein überaus herrlicher gewesen sein und von um so gewaltigerer Wirkung, je plötzlicher und überraschender er sich darbot. Denn bei der eigenthümlichen Lage Delphi's an der theaterartig ausgehöhlten Berglehne in dem enggeschlossenen Thale erblickte es der Wanderer nicht früher, als bis er unmittelbar davorstand, mochte er nun von Böotien oder vom korinthischen Meere her kommen. An die Stelle der ehemaligen Pracht und Herrlichkeit ist ein Bild vollkommener Zerstörung getreten. Denn wenn auch die heiligen Quellen noch rieseln und der ursprüngliche Boden, wo er zu Tage liegt, überall die Spuren des alterthümlichen Lebens zeigt, so steht doch keine einzige Säule mehr aufrecht, und selbst die Fundamente der antiken Bauten sind zum größten Theil in tiefem Schutt vergraben, über dem die Hütten des jetzigen Dorfes sich erheben. Vielleicht nirgends in Hellas empfindet man tiefer als hier die Wahrheit von Lord Byrons Wort:

„Kein Land der Fröhlichkeit ist Griechenland,
Doch wem die Wehmuth lieb, der mag hier weilen."

Aber zu lebhafter Genugthuung für jeden Freund des Alterthums scheint wenigstens die Zeit nicht mehr so fern zu sein, wo man, was sich im Erdreich noch geborgen hat, an's Licht des Tages ziehen und der Forschung zugänglich machen wird. Bei dem abschüssigen Terrain, auf welchem Delphi aufgebaut war, und der spärlichen Bewohnung des Ortes in den nachhellenischen Zeiten versprechen planmäßig angestellte Nachgrabungen eine Ausbeute, die kaum viel geringer sein dürfte als die von Olympia. In richtiger Erkenntniß dieser Sachlage hat die archäologische Gesellschaft in Athen neuerdings den Beschluß gefaßt, Ausgrabungen im großen Stil hier anzustellen. Schon hat sie einige im Bezirk des Apollotempels gelegene Häuser und Grundstücke angekauft und trägt sich mit dem kühnen, aber nach Lage der Verhältnisse einzig zweckgemäßen Plane, nach und nach das ganze Dorf Kastri in ihren Besitz zu bringen. Den Bewohnern desselben sollen abseits, außerhalb des Bereichs der alten Reste, neue Wohnsitze von der Regierung angewiesen werden. Erst nachdem das ganze Dorf in das Eigenthum der archäologischen Gesellschaft übergegangen ist, sollen die Arbeiten ihren Anfang nehmen. Denn die Erfahrung hat an anderen Orten, und namentlich in Athen, gelehrt, daß, sobald an einer Stelle wichtige Funde gemacht worden sind, die Besitzer der anliegenden Grundstücke, welche die Gesellschaft zu erwerben wünscht, unerschwingliche Preise fordern, und so werden ihrem gedeihlichen Wirken oft die lästigsten Hindernisse in den Weg gelegt.

Ich war in dem sehr anmuthig unter Olivenbäumen auf der Stätte des alten Gymnasion gelegenen kleinen Kloster der heiligen Jungfrau abgestiegen, welches nur eine Meierei des großen, oberhalb Daulias, gelegenen Klosters Jerusalem ist und von einem einzigen Mönche bewirthschaftet wird. Dieser, ein schöner kräftiger Mann in den besten Jahren, aus Arachova gebürtig, er-

zählte mir während unserer sehr frugalen Abendmahlzeit unter Anderem einige Einzelheiten über das furchtbare Erdbeben von 1870, bei welchem seine eigene Mutter und Schwester in Arachova erschlagen worden waren. Dasselbe ist auch dem Dorfe Kastri sehr verderblich gewesen, und man sieht in Folge der Katastrophe viele neue Häuser. Auch die Ueberreste des Alterthums haben darunter schwer gelitten, die trefflichen Substructions- und Terrassenmauern sind an manchen Stellen geborsten, und leider ist auch das bis dahin so schön erhaltene große Weihwasserbecken der Kastalia verschüttet und zum Theil zerstört worden. Kurz vor mir waren einige Mitglieder der archäologischen Gesellschaft an Ort und Stelle gewesen und hatten wenigstens einigermaßen wieder aufräumen lassen. Die dämonischen Mächte des Erdinnern grollen in dieser Gegend noch immer. Auch in der Nacht, die ich in Delphi zubrachte, wurde, wie mir der Mönch am andern Morgen sagte, ein leichter Erdstoß wahrgenommen, von dem ich selbst, auf dem Boden der Klosterzelle den köstlichen Schlaf des Gerechten schlafend, nichts verspürt hatte, während einige Monate später auf der Insel Kephalonia ein sehr heftiger Erdstoß mich höchst unsanft aus der nächtlichen Ruhe aufschrecken sollte. Beim Abschied schenkte ich meinem liebenswürdigen Gastfreunde eine kleine Ansicht des Freiburger Münsters, welche jetzt die kahle Wand seiner einsamen Zelle schmückt, sowie ein Streichholzbüchschen, das ihm, wie es schien, noch größere Freude machte. Auch verfehlte ich nicht, mich in das Fremdenbuch einzuschreiben, welches bei einem Bewohner des Dorfes aufliegt, der sich den Reisenden als Führer durch die Ruinenstätte anzubieten pflegt und in dessen Hause man auch einige Erfrischungen erhalten kann. Beim Blättern in diesem Buche fand ich unter mehreren Briten und manchem mir wohlbekannten Deutschen zu meiner Ueberraschung auch den Namen des spanischen Infanten Carlos, der am 29. December 1876 mit zwei Begleitern hier gewesen war, von denen der Eine als Kammerherr, der Andere als General „Seiner Majestät Carlos VII. von Spanien" sich eingezeichnet hatte!

Am späten Nachmittage des 16. October brach ich nach dem nicht viel mehr als eine Stunde unterhalb Delphi's gelegenen Dorfe Chryso auf, wo ich übernachten wollte, um in der Frühe des folgenden Morgens noch die in der Nähe befindlichen Trümmer der vor nahezu dritthalbtausend Jahren zerstörten Stadt Krisa in Augenschein zu nehmen. Mein Gastfreund war sammt seiner ganzen Familie unten im krisäischen Gefilde mit der Weinlese beschäftigt, und so hielt ich mit meinem Maulthiere geduldig an dem verschlossenen Hause, bis er zurückkam.

Chryso liegt am Abhange der südlichen Ausläufer des Parnasos und macht mit seinen durchgängig neuen Häusern einen recht freundlichen Eindruck. Man sieht es gleich, daß seine Bewohner viel wohlhabender sind als die Kastriten, und dieser Vorzug liegt auch schon in dem Namen der Ortschaft ausgedrückt, welcher, im Grunde weiter nichts als der alte Stadtname Krisa, aber unter der Einwirkung der sogenannten „Volksetymologie" leise umgewandelt, zugleich das „goldene Dorf" bezeichnet. Hier war der eigentliche Herd des schon mehrfach erwähnten heftigen Erdbebens, welches das ganze blühende Dorf in wenigen Minuten in einen Trümmerhaufen verwandelte: kein einziges Haus blieb auf-

recht stehen. Mein Gastfreund erzählte mir, daß er zur Zeit der Katastrophe in Athen gewesen, und daß seine in Chrysó zurückgebliebene Familie wie durch ein Wunder völlig unversehrt aus ihr hervorgegangen sei. Sein jüngstes Kind war in der verhängnißvollen Nacht sehr unruhig, daher die Mutter mit den älteren Kindern von ihrem Lager aufgestanden war und Licht angezündet hatte. So vermochten sie, als die Erde plötzlich zu erbeben begann, alle unverweilt das Freie zu gewinnen. Gleich darauf stürzte ihr Haus zusammen. Nach den Angaben meines Wirthes gingen damals in Chrysó allein 50 Menschenleben zu Grunde. Ein anderer Bewohner dieses Dorfes, den ich am folgenden Tage auf dem griechischen Dampfboot kennen lernte, gab die Zahl der hier Getödteten sogar auf 64 an. Er selbst hatte zu den schwer Verwundeten gehört, und er schilderte mit lebhaften Farben den lange andauernden Schrecken der Bevölkerung. Denn drei Jahre lang setzten sich die Erdstöße, wenn auch mit geringerer Stärke, in verhältnißmäßig kurzen Zwischenräumen fort, so daß Niemand während dieser ganzen Zeit ruhig und sorglos sich dem Schlafe überlassen konnte, und in Folge der beständigen Angst und Aufregung überall nur bleiche Gesichter zu sehen waren.

Die Mauern der „hochheiligen Krisa", wie der homerische Schiffskatalog die Stadt nennt, liegen eine kleine Strecke südöstlich von dem heutigen Dorfe auf einem langgestreckten Hügel, der sich nach Norden und Nordwesten mäßig neigt, während er an der entgegengesetzten Seite, wo seine höchste Erhebung ist, in schroffen Felsen nach dem hier sehr engen Thale des Pleistos abstürzt. Es bildet dieser Hügel das äußerste Ende jenes schon früher erwähnten felsigen Vorsprungs des Parnasos, welcher nach Westen zu die hohle delphische Thalschlucht abschließt. Schon diese beherrschende Lage unmittelbar über dem für den Verkehr allezeit so wichtigen Passe, welcher das korinthische Meer mit den Ebenen Böotiens verbindet, zeigt sehr deutlich, daß Krisa einstmals die Hauptstadt dieser ganzen Gegend gewesen sein muß. Für ihre hohe Macht zur See spricht ebenso beredt die Thatsache, daß der ausgedehnte Meerbusen, welcher den Peloponnes vom griechischen Festlande trennt, lange Zeit hindurch nach ihr der krisäische genannt wurde. Daß der Umfang der Stadt nicht unbeträchtlich war, lehren noch heutigen Tages die Züge der aus mächtigen Polygonen bestehenden Mauern, welche sich jenseits einer kleinen Schlucht fortsetzen, die quer in den Hügel einschneidet und denselben in zwei Hälften theilt. Der Zustand dieser Trümmer ist freilich gegenwärtig nicht mehr derselbe wie in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts, wo sie Ulrichs zuerst beschrieben hat. Denn die Bauern haben seitdem eine Menge von Steinen weggeschleppt, um sie zum Häuserbau zu benutzen oder in Mühlsteine zu verwandeln. Noch am besten und höchsten sind die Mauern an der vom heutigen Dorfe abgekehrten Seite erhalten, am westlichen Abhange, sowie auch an der Nordseite jenseits der erwähnten Schlucht, von wo Steine zu holen die größere Entfernung die Chrysaiten in der Regel abhält. Innerhalb des von den Mauern eingeschlossenen Raumes lassen sich noch die Spuren einer Fahrstraße erkennen. Vor nicht langer Zeit stand hier auch noch, allem Anschein nach unverrückt an ursprünglicher Stelle, ein roh gearbeiteter Altar mit zwei kreisrunden Feuer-

gruben, sogenannten Escharen, auf der Oberfläche, welchen laut seiner Bustrophedoninschrift ein frommer Hellene, Aristos, wie es scheint, geheißen — wiewol der Anfang des Namens nicht völlig sicher ist —, „um unvergänglichen Ruhm davon zu tragen", den Göttinnen Hera und Athene errichtet hatte. Die hochalterthümliche Weihinschrift, welche Boeckh an die Spitze des großen Corpus der griechischen Inschriften stellte, aber, durch eine mangelhafte Abschrift irregeleitet, gänzlich verfehlt deutete, ist zuerst von Ulrichs genau copirt und wenigstens in der Hauptsache richtig entziffert worden. Da sie von den nachfolgenden Reisenden vergeblich gesucht wurde, so galt sie eine Zeit lang für völlig vernichtet, bis sie im Jahre 1858 der athenische Professor Stephanos Kumanudis an der von Ulrichs bezeichneten Stelle wieder entdeckte, aber leider fast um die Hälfte verstümmelt. Denn die Bauern hatten in der Zwischenzeit ein großes Stück des Blockes abgeschlagen. Gegenwärtig befindet sich die Inschrift, soweit sie noch erhalten, in der kleinen Kirche des heiligen Georg, die innerhalb der Mauern Krisa's steht. Mit einem Hausschlüssel, den mein Agogiat in der Tasche trug, gelang es, die verschlossene Thür der Capelle zu öffnen. Allein zu meinem Bedauern fand ich den Rest des Altars in eine dunkle Ecke gelehnt, wo kaum einige Buchstaben der ohnehin schwer lesbaren Schrift sich erkennen ließen, und da auch unsere vereinten Kräfte nicht ausreichten, um den mächtigen Stein von der Stelle zu rücken, so mußte ich auf jede nähere Prüfung verzichten. Der aus der Umgegend gebürtige Gymnasialprofessor Dr. G. Kremos in Athen, welcher die Bergung des ehrwürdigen Denkmals unter dem schützenden Dache der Kirche veranlaßt hat, um es vor gänzlicher Zerstörung sicher zu stellen, hat sich dadurch jedenfalls ein Verdienst erworben und gewiß auch im Sinne des Weihenden gehandelt, der sich ja von diesem seinem Altare unvergänglichen Ruhm versprach: nur hätte er auch für eine zweckgemäße Aufstellung des Steines sorgen sollen!

Hier in Krisa wuchs nach der alten Sage der kleine Orestes, den Nachstellungen des Aegisthos entrückt, bei König Strophios zum Jüngling heran und schloß mit dessen Sohne Pylades den berühmten Freundschaftsbund.

Nur wenig unterhalb der Ruinen dieser uralten Stadt dehnt sich ein großer prachtvoller Oelwald aus, der Hauptschmuck des schon von den Alten wegen seiner Fruchtbarkeit gepriesenen krisäischen Gefildes. Es war wonnevoll an dem leuchtenden Octobermorgen zwischen diesen hohen herrlichen Bäumen mit ihrem frischen Laub und ihren unter der Last der Früchte sich neigenden Zweigen hindurchzureiten. Auf den Inseln Korfu, Kephalonia und Zakynthos, in der Kephisosniederung bei Athen und anderwärts habe ich stattliche Olivenwälder genug gesehen, aber dieser krisäische darf wol als der schönste in ganz Griechenland bezeichnet werden. Beim Heraustreten aus demselben sieht man links am Fuße der Kirphis die Trümmer des gleichfalls durch das Erdbeben gänzlich zerstörten Dorfes Xeropígado liegen, dessen ehemalige Bewohner weiter unten dicht am Meere auf der Stätte der alten Hafenstadt Kirrha ein neues Dorf, Hágios Nikólaos, gegründet haben. An das lachende krisäische Gefilde mit seinem strotzenden Oelwalde und üppigen Weingärten schließt sich die viel weniger fruchtbare, fast ganz baumlose kirrhäische Strandebene an, welche in einem

Halbkreise weit in's Meer sich vorstreckt und mit den links und rechts sie begrenzenden Gebirgen zwei geräumige Buchten bildet. Die südöstliche Bucht am Fuße der Kirphis ist der alte Hafen Kirrha, wo alle landeten, die zu Schiff die Wallfahrt nach dem delphischen Heiligthume angetreten hatten, und wo die Cultuslegende auch jene kretischen Männer landen ließ, welche der pythische Gott selbst in Gestalt eines Delphins über das Meer geführt hatte, um sie zu Priestern seines neuen Tempels zu machen. Die hohen Zölle, welche die Krisäer in diesem ihrem Hafen von den Pilgern erhoben, gab in Solon's Zeiten die Veranlassung, daß die Amphiktyonen sie mit Krieg überzogen und sowol die Burgstadt Krisa als auch die befestigte Hafenstadt Kirrha — die letztere erst nach längerer Belagerung — eroberten und zerstörten. Der Hafen ward verschüttet und mit einem Fluche belegt, und die kirrhäische Strandebene als gottgeweihtes Land zum völligen Brachliegen bestimmt, eine Maßregel, die man offenbar für das wirksamste Mittel hielt, um zu verhüten, daß in Zukunft wieder ein lästiger Nachbar an der für Delphi so wichtigen Seeküste sich festsetze. Es gab hier also fortan nur eine offene Rhede zum Ankern für die in großer Zahl ankommenden Schiffe. Zwar nahmen im Zeitalter des Demosthenes die Lokrer vom nahen Amphissa einen Theil des heiligen Brachlandes in Beschlag, befestigten von neuem den verfluchten Hafen und erhoben Abgaben von den hier Landenden. Allein die Amphiktyonen, von dem beredten Athener Aeschines aufgehetzt, zerstörten im Verein mit den Delphern ihre Anlagen, und der Makedonerkönig übernahm in ihrem Auftrage als „Gottesstreiter" die Züchtigung der Amphissäer. Erst in römischer Zeit finden wir hier wieder eine den Delphern gehörige wirkliche Hafenstadt Kirrha, wogegen die Burgstadt Krisa seit ihrer Zerstörung um den Anfang des sechsten Jahrhunderts sich niemals wieder erhoben hat. Beträchtliche Ueberreste von Hafenanlagen nebst Substructionen mehrerer größerer und kleinerer Gebäude hatten sich auf der Stätte Kirrha's bis gegen die Mitte unseres Jahrhunderts erhalten, welche von Ulrichs näher beschrieben worden sind. Gegenwärtig ist so gut wie nichts mehr davon zu sehen: ein noch aufrecht stehendes kleines Mauerstück nahe am Meere ist das einzig Nennenswerthe. Bei Erbauung des erst in den letzten Jahrzehnten entstandenen Hafenstädtchens Itéa an der gegenüberliegenden nordwestlichen Bucht, welche man früher nach der weiter aufwärts gelegenen Stadt Sálona, dem alten Amphissa, zu benennen pflegte, ist ohne Zweifel viel altes Material von hier verwendet worden, und nach dem Erdbeben von 1870 hat die Gründung des schon erwähnten Dorfes gerade auf der Stelle von Kirrha auch das noch übrig gebliebene bis auf ganz geringe Trümmer verschwinden lassen.

Von Itéa aus fuhr ich noch an demselben Tage auf dem griechischen Dampfboot quer über die Meerenge nach dem korinthenreichen Aegion (Vostitsa), um in dem wohleingerichteten Hause meines dortigen Gastfreundes einen Tag lang auszuruhen und darauf mit frischen Kräften die peloponnesische Reise anzutreten.

Vlamische Studien.

Von
Julius Rodenberg.

I. Zur vlamischen Literatur.

Die vlamischen Belgier sind, gleich den Holländern, die Nachkommen jener salischen Franken, welche vom Niederrhein ausgehend, und im steten Kampfe mit den Römern, zuerst, gegen Ende des 3. Jahrhunderts p. Chr. sich der Batavorum insula, des heutigen Hollands bemächtigten, dann vordringend, im 4. Jahrhundert bis Nord-Brabant, im 5. bis Maas und Sambre, die Gallia belgica, das heutige Belgien occupirten. Was an Resten der ursprünglichen Bevölkerung, der gallischen, mit römischen Elementen vermischten Belgier sich noch vorfand, trat in das Verhältniß der Hörigkeit zu den freien Franken, oder ward zurückgedrängt bis in den Ardennenforst und zum Wasserlauf der Maas, in deren tiefeingeschnittenen, eisen- und kohlenhaltigen Thälern, an deren malerischen, wald- und sandsteinreichen Höhenzügen noch heute die Wallonen sitzen. Vlamisch dagegen sind die fruchtbaren Niederungen, durch welche breit und langsam die Schelde fließt. Der Osten und Süden war immer „walsch", dasselbe, was wir „welsch" nennen; den Westen und Norden haben die Franken vollständig germanisirt. Hier, in diesen heute vlamischen Provinzen, ist die lex Salica, das salische Gesetz, aufgeschrieben worden, das älteste, das berühmteste der deutschen Rechtsbücher; und unter den gleichen Voraussetzungen hat sich das mittelalterliche Leben in Flandern und Brabant gestaltet, ähnlich wie in Deutschland: in den Rechtsanschauungen und Institutionen, in dem Schöffenthum, welches den Grundsatz verwirklicht, daß alle richterliche Gewalt vom Volke ausgeht, in der Selbstverwaltung der Städte, dem Genossenschaftswesen der Zünfte. Franken sind die Vlamingen: fränkisch ist ihre Sprache, fränkisch ihr Aussehen, wie vor tausend Jahren Otfried es geschildert: „von hohem Wuchs und weißer Haut"; fränkisch ihr Charakter, „kühn, schnell und scharf": Oder, wie ein Historiker unserer eigenen Zeit, selbst ein Vlaming, sagt: „Nur noch zu oft hat das Messer seine Rolle zu spielen in unseren Dörfern. Wir sind immer die würdigen Neffen Fredegundens." [1]) Von hier ging das Frankenreich der Merovinger aus; und

[1]) Vanderkindere, le siècle des Artevelde, p. 9.

die Eisenbahnstationen Landen und Heristal erinnern den Reisenden noch heute, daß hier das Geschlecht der Hausmeier erwuchs, die Dynastie der Karolinger, mit Karl Martell und Pipin dem Kleinen und Karl dem Großen.

Damals ungefähr hören wir zuerst von Flandern und von Vlamingen reden. An der Meeresküste bei Sluis und landeinwärts bis Brügge gab es einen „pagus flandrensis", ein „municipium flandrense". Ansiedler waren dort von sächsisch-friesischem Ursprung, wilde Gesellen, die sich 400 Jahre lang mit ihren fränkischen Brüdern herumschlugen, bis im 8. Jahrhundert die Vermischung stattgefunden zu haben scheint. Ihre Spuren sind kaum noch in einigen rechtlichen Besonderheiten, in einigen dialektischen Abweichungen erkennbar; aber ihr Name — Vlamen, Vlamingen — hat sich erhalten und ist vom Theil auf das Ganze, wie nicht selten im ähnlichen Fall, übertragen worden. Vlamen nennen wir innerhalb Belgiens diejenigen, welche die niederländische Sprache sprechen. Diese Sprache, die Sprache der Holländer und der Vlamingen oder Vlamen, die „duutse", „dietse", „dietsche" (das englische „dutch", das französische „thiois"), wie sie in ihrer ersten, die „nederduytsche", wie sie in ihrer mittleren Periode sich nannte, die „nederlandsche taal", wie sie gegenwärtig heißt, ist die niederfränkische Mundart, welche durch die Scheidung der oberdeutschen und niederdeutschen Volkssprache nicht mehr berührt ward, und in welcher, ebenso wie in unserem Plattdeutsch, der ursprünglich germanische Zustand sich bewahrt hat. (Scherer, Literaturgeschichte, 39.) Auf der Grenzscheide, geographisch und der Zeit nach, steht unser Heinrich von Veldeke, der gegen Ende des 12. Jahrhunderts dichtet und aus dem äußersten Osten der heutigen Niederlande stammt: sein Erstlingswerk, „Servatius", wird von beiden Literaturen, der niederländischen und der deutschen, mit gleichem Recht in Anspruch genommen, während er durch sein Hauptwerk, die „Eneit", der „Vater der mittelhochdeutschen Poesie" (Vilmar) wird. Aber obwol von nun ab gesondert, blieb doch ein reger Verkehr und gegenseitiges Verständniß der Niederlande mit dem benachbarten und sprachverwandten Niederdeutschland, dem deutschen Nordwesten bestehen: ein Verhältniß, welches für die vlamischen Provinzen mit der spanischen Herrschaft aufhörte, für Holland aber diesen Zeitpunkt überdauert hat. Die Kaufleute von Gent und Brügge, welche denen von Lübeck und Bremen begegneten, redeten zur Zeit der Hansa mit einander in derselben Sprache; ja, noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts, als eine holländische Schauspielergesellschaft in Hamburg Vorstellungen gab, konnte der Prolog, mit der vollen Sicherheit, verstanden zu werden, sich folgendermaßen an ein deutsches Publicum wenden:

Het Neêr- en Plat-Duitsch is de Moedertaal en grond
Van't hooge Duitsch, dat hier gesprooken word in 't rond,
Ten minsten kan en moet men in de beide taalen
Meest al de woorden van dezelfde wortels (Wurzeln) haalen[1]).

Lesern von Fritz Reuter werden auch heute diese Verse keine besondere Schwierigkeit bereiten.

---

[1]) Kollewijn, Ueber den Einfluß des holländischen Dramas auf Andreas Gryphius, S. 3.

Obwol das Schicksal von Flandern und Brabant im Vertrage von Verdun für länger als fünf Jahrhunderte getrennt ward, indem ersteres zu Frankreich, letzteres zunächst an Lothringen und dann an das deutsche Reich kam: so blieb das Verwandtschaftsgefühl der beiden Provinzen untereinander und zu dem großen alten Mutterlande doch so lebendig, daß auf den Universitäten zu Paris und Bologna durch das ganze Mittelalter die flandrischen und brabantischen Studenten eine Tribus der „germanischen Nation" bildeten.

Aus den gleichwirkenden Ursachen des Lehnswesens, der räuberischen Einfälle der Normannen ꝛc., wurden in Belgien und Holland, wie während des 9. und 10. Jahrhunderts überall, aus den vom König ernannten Beamten, den Grafen oder — wenn sie mehreren Grafschaftsbezirken vorstanden — den Herzögen, die erblichen Territorialherren des ihnen ursprünglich nur zum Schutz anvertrauten Gebietes. Der Graf von Flandern, mit dem Grafencastell in Gent, einst der Hüter der Mark längs des Meeres, trug diesen Küstenstrich nunmehr vom Könige von Frankreich zu Lehn; der Herzog von Brabant, dessen Burg in Löwen war, stand im Lehnsverband zum deutschen Reich, ebenso wie der Graf von Hennegau, der Graf von Luxemburg, der Graf von Namur, das Bisthum Lüttich, der Graf von Geldern und der Graf von Holland. Lange bevor diese verschiedenen halb oder ganz souveränen Ländchen in den Händen der Burgunder staatlich vereint wurden, und fast gleichzeitig mit dem selbständigen Leben der niederländischen Sprache, begann im 12. Jahrhundert auch das der niederländischen Literatur, die man in dieser ihrer ersten Periode mit dem Schulnamen die „mittelniederländische" nennt (eine altniederländische gab es niemals, weil das Alt-Niederländische mit dem Alt-Hochdeutschen zusammenfällt); die man aber ebenso gut die vlamische nennen dürfte. Denn die Süd-Niederländer waren, bis zu dem Augenblicke, wo die spanischen Henker und Inquisitoren sie stumm machten, die geistigen Führer ihrer kleinen Nation; und da, wo das salische Gesetz aufgezeichnet ward, ist auch die niederländische Literatur geboren worden.

Das eigenthümlichste Product derselben, und eines, welches vorzugsweise dem Stamme der Franken angehört, ist die Geschichte von Reineke dem Fuchs — „die historie van Reinaert de Vos" — seine Heimath ist in fränkischen Landen: in Lothringen, im nördlichen Frankreich und Flandern. Dieß ungefähr zeigt den Weg an, welchen der Stoff zurückgelegt, bis er zu seiner gemeingültigen Gestalt gelangt ist. Denn auch er gehört zu jenen flottanten Stoffen des Mittelalters, welche, wie die der Ritterdichtung, aus anfänglich localer Begrenzung sich von Volk zu Volk verbreiten. Aber ungleich jenen hat er ein volksthümliches Gepräge, wiewol es wahrscheinlich ist, daß er aus der Klosterzelle stammt. An Nachbildungen oder Uebersetzungen der französischen Ritterromane hat es in der vlamischen Poesie nicht gefehlt; wir finden sowol die des specifisch fränkischen Sagenkreises, von Karl dem Großen und seinen Paladinen, als die walisisch-bretonischen von König Artus und seiner Tafelrunde. Doch nicht einmal der Held des Rolandsliedes, obgleich die Wiege seines Geschlechtes in ihrem Lande stand, konnte die Phantasie der vlamischen Dichter besonders anregen. Während in Deutschland der tiefsinnige Kern der Sage vom heil. Gral durch Wolfram

von Eschenbach dichterisch ausgebildet und mit der Romantik des Artushofes in Verbindung gesetzt ward; während die Nebenfiguren dieses Kreises in Hartmann von der Aue, Tristan und Isolt ihren Sänger in Gottfried von Straßburg fanden: brachte man es in den Niederlanden nicht weiter, als bis zu mehr oder weniger wortgetreuen Uebersetzungen, in denen kein eigenes Leben ist. Auch vom Nibelungenlied hat sich das Fragment einer Uebersetzung erhalten; ein Beweis, wie weit Mittelniederländisch und Mittelhochdeutsch auseinandergingen. Aber für die Poesie der Recken und Ritter, des Minnedienstes und der Abenteuer war dieß kein Land. Man zerschnitt die Pergamente, welche die Thaten und Leiden der großen Herren und Damen besangen, machte Leim daraus, oder, günstigsten Falls, Einbände für Rechnungen und moralische Bücher.[1]) Nicht die ganze vlamische Ritterdichtung, aber doch sehr viel davon fand man in diesem bedauernswürdigen Zustand: Bruchstücke, von denen Anfang oder Ende verloren war.

Aber in unverwüstlicher Frische lebt Reinaert der Fuchs; und es ist bezeichnend für den niederländischen Genius, daß er von allen dichterischen Stoffen, die damals auf der Wanderschaft waren, gerade dieses sich bemächtigt und das Höchste daraus gemacht hat, was überhaupt im Thierepos vorhanden ist. Ehe noch ein niederländischer Maler die Hand angelegt, um in sorgsamer und bis ins Kleinste genauer Abschilderung der heimathlichen Natur und ihren Bewohnern, diesem feuchten Himmel, diesen fetten Triften und der wohlgenährten Heerde, dieser bescheidenen, aber nicht unfreundlichen Landschaft, dieser grobkörnigen, aber geistig gut ausgestatteten Bevölkerung einen Ausdruck auf der Leinwand zu geben, sehen wir hier einen niederländischen Dichter, der den Besten von ihnen ebenbürtig ist. Es ist, als ob dieses früheste Stück ein für allemal der niederländischen Dichtung das unterscheidende Merkmal geben sollte: wir finden darin den Realismus, der sich mit Allgemeinheiten nicht begnügt, die Dinge mit dem rechten Namen nennt, charakterisirt, individualisirt, und sogar den Thieren eine Persönlichkeit zu verleihen weiß. Der vlamische Dichter hat seine Freude mehr am Kleinen, als am Großen; aber auch das Geringste betrachtet er mit Liebe. Der hohe Flug ist ihm versagt und nicht in der Erfindung liegt seine Stärke. Doch er besitzt Gemüth, und er besitzt vor Allem Humor. Mit einem feinen und schlauen Lächeln betrachtet er alle Creatur und weiß seinen Vortheil daraus zu ziehen. Weniger ein Schöpfer ist er, als ein Beobachter; was er darstellt, muß er gesehen haben. Das Fremde vermeidet er. Was ist ihm Hecuba? Was Lancelot und Ginevra, was Tschionatulander und Sigune? Dagegen den Wandel des Fuchses kennt er, und ihm lacht das Herz im Leibe, wenn er den Erzschelm und Betrüger sich immer wieder aus der Schlinge herausreden sieht, in welchem seine plumpen Ankläger hängen bleiben. „Mir hat das böse Thier so viel zu leide gethan, daß, wenn alles Tuch, das man zu Gent macht,

---

[1]) W. J. A. Jonckbloet's Geschichte der niederländischen Literatur. Autorisirte deutsche Ausgabe von Wilhelm Berg in Rotterdam. Mit einem Vorwort und einem Verzeichniß der niederländischen Schriftsteller und ihrer Werke von Ernst Martin, Prof. in Freiburg i. Br. (jetzt Straßburg). Erster Band, 1870. Zweiter Band, 1872. Leipzig, F. C. W. Vogel. (I, 88.)

Pergament wäre, man es nicht darauf schreiben könnte," läßt der Dichter Herrn Isegrimm ausrufen; und doch hat er die tiefste Sympathie mit ihm. Denn das Volksgemüth nimmt nun einmal Partei für diese durchtriebenen Schelme, welche durch Nichts als die Kraft ihres Geistes die rohe Gewalt besiegen. Auch der Wolf ist dem Dichter nicht unbekannt: manchmal in harten Wintern mag er sich in diesen Gegenden gezeigt haben, wie denn sogar im Antwerpener Liederbuch von 1544 der Wolf noch unter den Feinden des Landmanns genannt wird;[1]) und Herrn Brun, den Bären, läßt er aus den Ardennen, dem „wilden Land", nach Flandern kommen, in das „süße Land" von Waes, welches noch heute wie ein Garten zwischen Gent und Antwerpen liegt. Den Löwen denkt der Dichter sich, nach Grimm's Ausdruck, herrschend in dem milden, gesegneten Flandern: der Löwe war das Wappenthier von Flandern, und als solches lebendig in dem Herzen und dem Feldgeschrei der Vlamen. Als einen Verwandten des „coninc lioen" konnte sich der Dichter allenfalls auch Herrn Firapeel, den zierlichen Leoparden denken. Mit dem Elephanten aber, welchen noch die Ueberarbeitung von Heinrich's des Glichesaere Gedicht zum Könige von Böhmen macht, weiß er ebenso wenig anzufangen, als mit dem Kameel, welches Aebtissin eines Klosters und von den Nonnen in den Rhein gejagt wird. Auch den Vogel Strauß, „den Weisen wohl bekannt", scheidet er aus und erst in der viel später entstandenen Fortsetzung wird der „pantier", der Panther erwähnt, „das Thier geheißen Panthera, zwischen dem großen India und dem ird'schen Paradiese."

Dagegen, wenn eine flandrische Landschaft gezeigt werden soll, steht Alles, mit wenigen Strichen umrissen, scharf und genau vor uns, wie da, wo Reinaert dem Könige die Stelle beschreibt, an welcher der Schatz vergraben liegt: „Im Osten von Flandern steht ein Gehölz, Husterlo geheißen, nicht fern davon gegen Südwest fließt ein Bronnen, Kriekeput genannt. Die Gegend ist so verlassen, daß oft in einem halben Jahre weder Mann noch Weib dahin kommt. Nur Eule und Schuhu nisten dort in dem Kraute, oder ein Vogel, den der Zufall dorthin führt. Dort liegt ein Schatz. Die Stelle heißt Kriekeputte. Geht selbst dorthin. Ihr findet dort junge Birken. Bei der, welche dem Brunnen am nächsten steht, schabt das Moos ein wenig zur Seite und Ihr werdet Goldgeschmeide die Menge finden und dazu die Krone, die König Ermelinc trug[2])."

Es ist eine Leistung ersten Ranges, mit welcher die vlamische Dichtung sich in die Weltliteratur eingeführt: eine, welche sie nachmals nie wieder erreicht, geschweige denn übertroffen hat. Man muß nur die Stücke lesen, welche vorher oder gleichzeitig denselben Gegenstand lateinisch oder deutsch behandelt haben, den Isengrimus, den Reinardus vulpes des Nivardus, den Reinhart des Glichesaere und die Ueberarbeitung, um zu sehen, was der vlamische Dichter daraus gemacht hat. Es nimmt ihm Nichts von seinem Verdienste, daß er den Stoff nahezu fertig vorgefunden, dessen Entstehung der Zeit nach auf mehrere Jahr-

[1]) „Die Wölfe beißen ihm Kühe und Schafe todt." Van den Landtmann, 311. Antwerpener Liederbuch, herausgeg. von Hoffmann von Fallersleben.

[2]) Gute Bemerkungen über die Oertlichkeiten finden sich in Prof. Martin's Ausgabe des „Reinaert" (Paderborn, 1874), Einleitung XVI.

hunderte rückwärts, dem Orte nach auf das weite Gebiet zwischen Rhein und Loire zurückweist, und der, wenn er ursprünglich auf die mönchisch-gelehrten Kreise zu deuten scheint, seine schriftliche Fassung sicher zuerst in Frankreich erhielt.

Der Dichter des vlamischen „Reinaert", der im Eingange seines Werkes sich Willem nennt, sagt, daß bis dahin die „geeste" (Gesta, Thaten) des Fuchses in der niederdeutschen (dietsch) Sprache nicht geschrieben worden seien, und verschweigt nicht, daß er seinen Gegenstand, „di vite" (vita, das Leben seines Helden) „uten walschen boeken", aus welschen, d. h. französischen Büchern entnommen habe. Müllenhoff (in der „Zeitschrift für deutsches Alterthum", neue Folge, VI, 5) meint, daß die Fixirung der Thiernamen, „das wahre Zeichen der epischen Behandlung", von dem nordwestlichen Frankreich ausgegangen sei, „wo in Flandern und Artois deutsches und französisches Wesen zusammentrafen und vielfach in einander übergingen." Was den Stoff zu seinem Eigenthum machte, war: daß der Dichter ihm „ein heimisches Gepräge zu geben verstand." Es ist eine von den feinen Bemerkungen Jakob Grimm's, welche Etwas von der Offenbarung in sich haben, daß beide, Thierfabel und Epos, „nothwendig einheimischer Helden bedürfen". So lange nur im schimmernden Gewande der französischen Romantik die Ritter der Tafelrunde vorüberzogen, blieb der vlamische Dichter kalt; als aber die Hausthiere kamen und die Bewohner seiner Wälder, da regte sich's in seinem Herzen und er leistete das Beste, was er vermochte. Was nur irgend in dem Stoffe lag, holt er gleichsam aus der Tiefe desselben herauf, und was in der Ueberlieferung äußerlich neben einander herging, in losen, unvermittelten Geschichten, das bringt er durch die Kraft des Gedankens und die Kunst der Darstellung in ein festes, organisch gegliedertes Gefüge. Wol sind es nur die poetischen Niederungen, in denen das Thierepos sich bewegt; aber in ihnen ist auch der eigenthümliche Geist dieses Volkes am Stärksten. Unbefangen gibt er sich der Freude hin, zu singen und zu malen, was um ihn her ist; und wie Sonnenschein liegt es über diesem Werke. Sein Dichter ist der typische vlamische Dichter und dies Gedicht das eigentliche Gedicht des vlamischen Volkes, das Volksbuch der Niederlande. Im 14. Jahrhundert erhält es eine Fortsetzung. Sogleich nach Erfindung der Buchdruckerkunst erscheint (zwischen 1470 und 1480) eine Ausgabe mit Holzschnitten. Beide Theile werden in einen Prosaroman umgesetzt, von welchen mehrere Drucke vorhanden sind, einer aus dem 16. Jahrhundert „in franchoyse ende nederduytsch" von Plantin in Antwerpen: „een seer ghenouchlicke ende vermakelicke historie", eine sehr vergnügliche und ergötzliche Geschichte. In niederdeutscher Uebersetzung kommt „Reinaert" als „Reineke" nach Deutschland. „Er führte," sagt Goedeke [1]), „das Thierepos in die Hände des ganzen Volkes, in die Studierzimmer der Staatsmänner und Gelehrten, wie in die Hände der Kinder und Bürger und Bauern . . . es erweckte Goethe zu seinem herrlichen Gedichte," und es ist eine schöne Huldigung, welche die deutsche Literatur der niederländischen dargebracht hat, daß auf ihren Anfang der Glanz unseres größten Dichternamens zurückstrahlt.

[1]) Deutsche Dichtung im Mittelalter, S. 616.

Mit Recht nennt Professor Martin, im Vorwort (p. XI) zu der deutschen Uebersetzung von Jonckbloet's „Geschichte der niederländischen Literatur", unter den Ursachen, welche die geistige Gemeinschaft mit Deutschland aufhoben, neben der Sprachentrennung, die mächtige Entwickelung des nicht-ritterlichen Elementes in den Niederlanden. Während allerwärts noch das Ritterthum in seiner vollen Blüthe steht und die Poesie selber eine Kunst ist, von Rittern für Ritter geübt, macht hier ein Mann ohne Namen sich auf, um im Geschmacke und nach dem Sinne des Volkes das Lob des Fuchses zu singen, welcher die Barone des Thierstaates verhöhnt, verspottet und in ihren eigenen Schlichen fängt.

Und Braun der Schurke merkte nicht
Was Reinaert's Rede bedeuten sollte
Der Honig zu stehlen ihn lehren wollte —
— — — — —
An's Fressen dachte Braun allein
Ließ machen sich zu einem Thoren,
Daß er den Kopf und auch die Ohren,
Die Vorderpfoten mit steckte hinein (nämlich in den gespaltenen Baumstamm).

Der Fuchs, welcher — kleiner und schwächer als der Bär und der Wolf, „van kleynder en leeger conditien", wie das aus dem Gedicht hervorgegangene Volksbuch sagt — sich im Kampf gegen diese Raubthiere zu behaupten hat: das ist der einfache, gesunde Menschenverstand im Kampfe mit einer brutalen Umgebung. Um die Zeit, wo der „Reinaert" gedichtet worden, kann zwar von einem ausgebildeten Mittelstande noch nicht die Rede sein. Aber in dem historischen Dämmerlicht, in welchem die Nachkommen der Freien und die Nachkommen der Unfreien einander begegnen, unterscheiden wir doch schon den Umriß seiner Gestalt. Auch das erwähnte Volksbuch deutet es so, wenn in der Vorrede diese mittleren Thiere, Fuchs, Hund, Katze, zwischen dem Staat der Edlen, dem Löwen, Bären, Wolf und der frohndenden Classe der Lastthiere, Pferd, Ochs und Esel mitten inne gestellt werden [1]).

Aus der Niederlassung im Schutze der Ritterburg ist die Stadt hervorgegangen; aus dem Diener des Barons, der ihm sein Tuch webt, seine Lanze schmiedet, sein Pferd beschlägt, der Bürger. Welches Mittel hat er gegen den Uebermuth der Großen, als die Macht seines Geistes und die Früchte seiner Arbeit? Klug weiß er jede Verlegenheit zu benutzen, in welcher sein Herr sich befindet; ein Privilegium erwirbt er nach dem andern. Bald umgibt sich die Stadt mit Thürmen und Mauern, mit Wall und Graben, hinter welchen er den Schatz seiner communalen Freiheit eifersüchtig hütet und vermehrt. Nicht lange, so werden die flandrischen Städte Centren politischer Macht, welche sich unter einander verbinden, mit auswärtigen Mächten auf dem Fuße der Parität verhandeln, über Krieg und Frieden entscheiden, durch Handel und Schifffahrt sich unablässig bereichern, während der Adel in demselben Maße verarmt und an Einfluß im Lande verliert. Flandern ist ein französisches Lehen. Der Bürger huldigt dem Grafen von Flandern, aber der Graf huldigt dem Könige von Frankreich. Die Städte sind national, der Adel ist antinational. Der

[1]) Vgl. Martin, a. a. O. XXVII.

Bürger trägt am Aermel die Klaue des flandrischen Löwen; der Ritter am Helme die französische Lilie. Der Bürger, der die „Keuren" seiner Stadt vertheidigt, vertheidigt zugleich die Selbständigkeit seines Landes. Mit dem Rufe: „Flandern dem Löwen!" ist er immer bereit, vom Webstuhl und der Walkmühle fort zum Stadtbanner zu eilen; und am Morgen der goldenen Sporenschlacht drückt er ein Stück der heimathlichen Erde gegen die Lippen mit dem Schwure: den Boden des Vaterlandes an diesem Tage zu befreien. Vom Ende des 13. bis über die Mitte des 14. Jahrhunderts haben nicht der Graf und der Adel, sondern das Stadtoberhaupt und die Zünfte die Politik dieses Landes gemacht.

Doch die Blüthezeit der Communen war nicht auch eine Blüthezeit der Poesie: die Nachfolger des Reinaert-Dichters hatten wol seine vlamische Tüchtigkeit, aber nicht seinen attischen Witz. Je mehr der bürgerliche Charakter des vlamischen Volkes mit allen seinen ehrenwerthen Eigenschaften in den Vordergrund tritt, desto mehr sehen wir auch das naiv Dichterische hinter der nüchternen Verständigkeit, und die Lust am Fabuliren hinter dem Streben nach praktischen Zielen zurückweichen. Unter diesem Gesichtspunkte kann man Jacob von Maerlant, — der um 1225 in Westflandern geboren, als Gerichtsschreiber zu Damme, zwei Jahre vor der Schlacht der goldenen Sporen, 1300, starb — wol einen Aufklärer, einen Erzieher und Sittenprediger seines Volkes nennen; aber ein großer Dichter im allgemeinen Sinne war er gewiß nicht, und die Vlamen selber geben ihn auch keineswegs dafür aus. Wenn sie trotzdem sein Andenken in hohen Ehren halten, so wollen sie damit nur dankbar den Einfluß anerkennen, welchen er unleugbar auf die nationale Wohlfahrt ausgeübt hat, indem sowol er, als die Schule, die ihm folgte, sich erfolgreich bemüht hat, das geistige Niveau seines Volkes zu heben, und das Unabhängigkeitsgefühl, das auf Bildung beruht, zu stärken und die Zucht des bürgerlichen Hauses zu wahren. Maerlant geht daher mit einer ganz bestimmten Absicht an seine Arbeit. Zuerst, der Richtung seiner Zeit gemäß, übersetzt er französische Ritterromane in vlamische Reimpaare; dann aber macht er Front, um im ausgesprochenen Gegensatz zu denselben seinen eigenen Weg zu verfolgen und seine eigene Werke zu schaffen: die Reimbibel, den historischen Spiegel, eine Naturgeschichte, Naturen bloeme (die Blumen der Natur). Der französischen Ritterdichtung gegenüber, die an den Höfen der Grafen und Herzoge gepflegt wird, begründet er die vlamische, specifisch bürgerliche Dichtung, welche lehrhaft und für den Hausbedarf, meistens auch etwas hausbacken, immer aber moralisch ist, und statt des romantischen Abenteuers die wirkliche Welt, die Natur, die Geschichte, die Religion behandelt.

Mag man nun auch das Haus eines gebildeten Bürgers und den Werth eines tugendhaften Lebenswandels noch so hoch stellen, so wird man darum doch nicht verkennen, daß sie nicht die einzigen, ja — leider! — nicht einmal immer die besten Gegenstände des Gesanges sind. Allein man würde dem braven Vater Maerlant und seinen Jüngern, Jan Boendale, Jan van Dixmunde, Van Velthem u. s. w., Unrecht thun, wollte man sie mit einem poetischen Maßstab messen. Sie haben für ihre Zeit ein eminentes soziales Verdienst, und für unsere Zeit ein nicht geringeres historisches Interesse. Man wird ihre

Reimchroniken, „Brabantsche Yesten“ und „Lekhenspiegel“ (Laienspiegel) nicht gerade zur Erbauung lesen; wer aber wissen will, wie das damalige Leben ausgesehen hat, wie die Städter und die Landbewohner, die Prälaten, die Nonnen und die Mönche beschaffen waren, der wird sie nicht entbehren können. Sie gaben ihrem Zeitalter zu denken und waren die Lehrer ihres Jahrhunderts. Der Humor von Reinaert dem Fuchs kommt über diese Philister und Schulmeister, wenn sie die Geißel schwingen, und den üppigen Aufwand der Handelsemporien, die Zuchtlosigkeit der Klöster schildern. Sie machen sich zum Organe jenes furchtbaren Kampfes, welcher fast die gesammte damalige Culturwelt, und nicht am Wenigsten Belgien, erschütterte; sei es, daß sie beim Ausbruch desselben, am Ende des 13. Jahrhunderts, den Klagen oder Beschwerden der Armen gegen die Reichen, der Niedrigen gegen die Vornehmen, der Handwerker gegen die Geschlechter, einen Ausdruck verliehen; sei es, daß sie vor der siegreichen demokratischen Bewegung und bei dem Durchbruch einer ganz neuen Ordnung in ernste Besorgniß geriethen, wie Boendale, welchen Vanderkindere „den wahren Repräsentanten des niederländischen Geistes im 14. Jahrhundert“ nennt.

Viel natürlicher, frischer und munterer behandelt das Volkslied alle diese Dinge. Zu derselben Zeit, wo Maerlant und seine Genossen mächtige Folianten beschreiben, erhebt es seine Stimme, wie ein kleiner wilder Vogel des Feldes. Das Volkslied hat es auch mit der Klerisei zu thun; aber es nimmt die Sache nicht tragisch. Es geißelt nicht, es neckt nur. „Drincken, dansen, goed verteren“, singen ein Mönch, eine Nonne, eine Beguine, ein Pfarrer und eine verheirathete Frau, und springen dabei, daß ihnen die Röcke über dem Kopf zusammenfliegen. Ein Mönch, der ein Abenteuer mit einer Nähterin gehabt und nachdem er es gebeichtet, von seinen Brüdern aus dem Kloster ausgestoßen wird, singt:

Sollte mir die Nähterin nicht lieber sein,
Mehr als meine Brüder alle?

Die alte vlamische Fröhlichkeit wacht im Volksliede wieder auf; es gibt uns Bilder und Scenen aus dem Vollen, wie Reinaert der Vos und die späteren niederländischen Maler. Es charakterisirt scharf und ist von einer außerordentlichen plastischen Kraft.

Eines der berühmtesten Lieder dieser Gattung aus dem 14. Jahrhundert ist das von den „Kerels“, d. h. freien Bauern (deutsch „Kerl“, englisch „churl“). Wir geben hier die erste Strophe, zugleich als Sprachprobe, nach Vanderkindere (p. 438), und fügen die Uebersetzung hinzu:

Wi willen van den Kerels zinghen,	Wir wollen von den Kerlen singen,
Si zijn van quader aert;	Sie sind von quader (plattd. für: schlimmer) Art,
Si willen de ruters dwinghen,	Sie wollen die Ritter zwingen,
Si dragen eenen langhen baert.	Sie tragen einen langen Bart.
Haer cleederen die zijn al ontnait,	Ihre Kleider die sind all zerfetzt (aus der Naht),
Een hoedekin up haer hooft ghecapt.	Ein Hütchen auf ihren Kopf geklappt,
Tcaproen staet al verdrayt,	Die Mütze haben sie quer gesetzt,
Haer cousen ende haer scoen ghelapt.	Ihre Strümpf' und Schuh sind zerfetzt.
Wronglen, wey, broot ende caes,	Dicke Milch, dünne Milch, Brod und Käs,
Dat heit hi al den dach,	Das ißt er den ganzen Tag.
Daer omme is de Kerel so daes,	Darum ist auch der Kerl so bös,
Hi hetes meer dan hijs mach.	Er ißt mehr, als er mag.

Man wird einräumen müssen, daß in dieser Beziehung der Bauer viel anspruchsloser war, als der Mönch und die Nonne, der Pfarrer und die verheirathete Frau, welche „trinken, tanzen, Gut verzehren." Aber doch, meint man den „Kerl" nicht leibhaftig vor sich zu sehen, wie er, mit der Keule und dem Messer bewaffnet, zu den Fahnen Zannekin's, des Fischers von Furnes eilt, um auf dem Berge Cassel über den Adel herzufallen, und — in seinem eignen Blut erstickt zu werden, gleich Jacques Bonhomme in Frankreich und dem armen Konrad in Deutschland? „Wir werden die Kerle züchtigen," heißt es im Liede weiter; „wir werden in ihre Felder unsere Rosse lenken, wir werden sie schleifen, wir werden sie an den Galgen hängen."

Der Bauer, den wir im späteren Volksliede wiederfinden, ist ein anderer und in diesem selbst kein Echo mehr von dem wilden Gesang der „Kerels". Zu gründlich war das Werk der Wiedervergeltung nach jenem furchtbaren Ausbruch geübt worden, und die Feudalität, nachdem sie von den Städten siegreich zurückgewiesen, hatte das Land, die Muttererde der wahren und ursprünglichen Vlamen, so sehr mit ihren dem Fortschritt tödtlichen Tendenzen imprägnirt, daß fortan — wie Vanderkindere sagt — die Politik der großen Communen von dieser Seite nichts mehr fand, als eine beständige Feindschaft.

Der „edele Landmann", dessen Lob das Volkslied des 15. und 16. Jahrhunderts zu singen nicht müde wird, ist ein stilles, geduldiges Geschöpf; er pflügt, er eggt, er gräbt, er hackt, während manch' ein Edelmann sanft auf seinem Bette liegt. Dann kommen die „Papen", die wollen den Zehnten haben, dann kommt der Küster wegen seiner Gefälle; die Müller vergessen ihn nicht, sie nehmen redlich von seinem Mehl. Seine Tugend wird gerühmt, sein Werth anerkannt. Der Papst, der König, der Prinz, der Graf, sollen sie leben, so muß er arbeiten. Aber das Volkslied ist weit entfernt, daraus den Schluß zu ziehen, wie der Dichter des 14. Jahrhunderts: die Welt könnte viel eher ohne Cardinäle, Bischöfe, Mönche, Herren und Ritter fertig werden, als ohne Bauern und Kaufleute. Daher schließt es mit den Worten: „Gott gebe dem Landmann Ruh' und Frieden und das ewige Leben. Amen." Mag sein Loos wenig beneidenswerth sein, so taugt es doch nicht für ihn, einen andern Stand zu wählen. Eines Bauern Sohn will Soldat werden. „Kurze Kleider that er an, ganz nach der reuterschen Weise."

Er klopft an eines Schiffmanns Thür,
Bist du darin, so komm herfür,
Und führe mich über das Wasser.

Doch kaum ist er auf halber See, so bereut er schon: „reicher Gott, wär' ich zu Hause geblieben, meines Vaters Acker wollt' ich bauen." Darum muß er sich auch den Spott des Mädchens gefallen lassen, welches von der Mutter gefragt wird, ob sie einen Reuter, einen Landsknecht oder eines Bauern Sohn haben wolle?

Bauern, das sind Bauern,
Sie trinken so selten den Wein;
Sie trinken lieber Buttermilch,
Als den hübschen, kühlen Wein.

Eine reiche Sammlung vlamischer Volkslieder aus dem 14., 15., und 16.

Jahrhundert ist uns in dem „Antwerpner Liederbuch vom Jahre 1544" erhalten worden, welches Hoffmann von Fallersleben herausgegeben hat[1]). Es sind vornehmlich die unteren Stände, die wir hier in all' ihrer Natürlichkeit singen hören; erst viel später macht sich, und nicht zum Vortheil der Lieder, die Einmischung des höheren Elementes geltend. Wie man Stück nach Stück der Sammlung liest, ist man erstaunt über die Fülle von Musik in der Seele des vlamischen Volkes. Es sind die alten Lieder vom Scheiden und Meiden, voll von Lachen und Weinen, voll Traurigkeit und Schelmerei und so voll Wohllaut, daß man aus jedem die Melodie herauszuhören meint. Nichts bekundet deutlicher als das Volkslied, wie lebendig die Gemeinschaft zwischen dem deutschen und dem niederländisch-vlamischen Volksgeiste noch im 16. Jahrhundert und factisch bis zu dem Momente war, wo der durch die spanische Gewaltherrschaft in den Niederlanden selbst herbeigeführte Bruch, die Vlamen auch uns gänzlich entfremdete. Damals jedoch verknüpfte, wie Professor Martin im „Vorwort" zu Jonckbloet's Werk sagt, das Volkslied beide Nationen. „Indem es zwischen den einzelnen Stämmen hin und her wandernd überall das Gewand ihrer Mundart annahm, gehörte es dem oberdeutschen, dem niederdeutschen, dem niederländischen Volke gemeinsam an". Nicht nur schimmert in den Ausdrucksformen und rhythmischen Wendungen des Antwerpener Liederbuchs das deutsche Volkslied überall noch durch: sondern es gibt sich auch vielfach in den localen Beziehungen offen zu erkennen. „Zu Braunschweig steht ein hohes Haus", oder „Zu Augsburg in der Stadt", oder „Ich wollte der jüngste Reiter wär' mein, und ich könnt' reisen mit ihm von Straßburg hinauf den Rhein", oder „Ich bin eines Kaufmanns Tochter zu Cöllen an dem Rhein". Die Attribute der Liebe sind die nämlichen wie im deutschen Volksliede: die Linde, die Nachtigall. Einige der schönsten dieser Lieder, „Es taget in dem Osten" und „Ich stand auf hohem Berge" sind ganz wie vom deutschen Gemüth eingegeben.

Ach, sterbe ich nun, so bin ich todt,
So begrabt mich unter die Röslein roth.
Och sterve ick nu so ben ic doot,
So graeft mi onder die rooskens root.

Großes Herzeleid verursacht auch im vlamischen Volkslied das Scheiden; zuweilen wandert der Liebende nach „oostland", womit wol Deutschland gemeint sein soll, „in oostland wil ic varen", oder nach Oesterreich, oostenrijk; meist aber geht die Reise nicht weiter, als etwa von Brügge nach Mecheln: „si woont te Brugghe binnen", und „een Mechelaer hevet geschreven". (Ein Mechelner hat es geschrieben.)

Es sind auch dieselben hergebrachten Gedankenverbindungen, vom Wächter auf der Zinne, der laut singt, wenn zwei schöne Liebchen beisammen sind, und der zum Scheiden bläst, wenn der Tag kommt: „swighet wachter stille" ruft ihm der Liebende zu; jener aber erwidert: „Ich muß mein Tagelied singen". Da ist ferner in mannigfacher Wiederholung der Reiter, der das Jungfräulein entführt:

---

[1]) Horae belgicae, pars XI. Hannoverae, MDCCCLV.

Er setzte sie vor sich auf sein Pferd,
Er führte sie zu seinem Lande werth,
Er kleidet sie ganz mit Golde.

Doch da macht sich, selbst in den zartesten Liebesklängen, ein realistisches, echt niederländisches Moment geltend, wie das folgende:

De liefste en wil ic nit nomen,
Want si is mi M. Gulden weert.
Die Liebste will ich nicht nennen,
Denn sie ist mir 1000 Gulden werth.

Dann kommt überall die Localfarbe hinzu. Das Wasser, das Meer spielt eine größere Rolle hier, als bei uns. Bilder aus dem Matrosenleben sind nicht selten:

Mein Schiff ist mir weggetrieben,
Mein Anker liegt nicht fest,
Mein Lieb' hat mich verlassen —

Alle Gewerke scheinen übrigens an diesem Gesange gleichmäßig betheiligt; einmal heißt es: „dies ist von einem Bäcker gesungen"; ein ander Mal: „hört zu, ihr Schuhmacher allesammt"; dann: „ein Weber hatte ein Mädchen lieb". Der Zimmermann ist natürlich nicht vergessen, ebensowenig als der Müller. Jenen rettet die Burggräfin durch ihre Liebe vom Galgen; dieser ist den jungen Mädchen besonders gefährlich, — „seht euch vor, ihr jungen Mädchen, en ghelooft die jonghe molenaers niet" (und glaubt den jungen Müllern nicht). Der eigentliche Held des vlamischen Volksliedes ist der „fromme Landsknecht", der in allen Gestalten und Wandlungen darin vorkommt. „Der uns dies Liedchen hat gedichtet", oder, „der uns dieses Liedchen sang", oder „der dies Lied hat gestellt" das war „ein Reuter fein", oder „es war ein Reuter aus Brabant", oder „ein Reuterchen von Gelde bloß", oder „sein Name war Hänschen ohne Geld", oder es war ein „Reuters-Geselle", der kein Geld hatte:

Er trinkt viel lieber den rheinischen Wein,
Als das Wasser aus der Schelde.

Der „fromme Landsknecht" sticht natürlich in den Augen des Mädchens jeden anderen Bewerber aus. Wenn sie den „Kerel" (den Bauern) nimmt, so muß sie den Sommer lang mit seinen Pferden auf's Feld gehn.

Doch so thut der fromme Landsknecht nicht,
Er schenket so tapferlich ein.

Drei Bäume wachsen zu des Liebsten Haupt; „der eine trägt Muscaten, der andere trägt Nägelein, der dritte trägt Violen". Zum neuen Jahre schenkt er der Liebsten ein Kind mit seinem „gekrüllten" (gekräuselten) Haar.

Und ist es dann ein Knabe,
Ein kleines Knäbelein,
So woll'n wir ihn lehren schießen
Nach den kleinen Vögelein.

Und ist es dann ein Mädchen,
Ein kleines Mägdelein,
Wir wollen es lehren sticken
Von Seiden ein Mützelein.

Von Seide war die Mütze,
Von Golde so war die Schnur,
Da soll der fromme Landsknecht
Sein gelbes Haar in thun.

Ein und das andere Mal macht das Mädchen wol Miene, den reichen Kaufmann vorzuziehen, worauf Jener dann meint:

Een rije coopman wort wel arm,
Een arm lantsknecht wort wel rijke.

Nichts aber, in der That, außer dem Abschied von der Geliebten, stimmt ihn so melancholisch, als wenn er kein Geld hat.

Sijnen buydel was seer lichte,
Daer om drinct hi selden wijn.
Sein Beutel war sehr leicht,
Darum trinkt er selten Wein.

Nichte Alle freilich sind so gewissenhaft, wie dieser „feine Reuter". Einige gehen trotzdem in die Schenke —

Der Wirth ist unser beider Freund,
Der soll uns wol noch borgen.

Zuweilen findet sich auch eine junge schöne Frau, der es leid ist um die Reuter, und die für sie bürgt. Aber auf die Länge der Zeit scheinen auch die Weibspersonen in dieser Hinsicht nicht verläßlich.

Topf und Kanne sind all verzehrt,
Wo soll ich mehr gehn holen?
Die Frau, die mir zu borgen pflag,
Die muß ich nun wol bezahlen.

Aber, tröstet er sich, „es ist Alles Eins über hundert Jahren" — „het coemt alleleens over hundert jaer". Fast wörtlich dem Deutschen nachgebildet ist das Folgende:

Wo soll ich mich hinkehren,
Ich armes Brüderlein,
Weß soll ich mich ernähren,
Mein Gut ist viel zu klein.

Ich bin zu früh geboren,
Und kehr' ich mich um und um,
Mein Glück, das kommt erst morgen.
Und hätt' ich ein Kaiserthum,
Und wär' Venezien mein,
Es wär' doch Alles verloren,
Es muß vertrunken sein.

Wenn es aber dem Deutschen genug ist, sein Hab' und Gut zu vertrinken, so will der Vlame auch essen — „Essen und Trinken ist mein Motiv".

Eten ende drincken is mijn motijf,
Te sitten metten vollen balghe.

Namentlich letztere Zeile, deren Uebersetzung ich dem Ahnungsvermögen des Lesers anheimgebe, ist köstlich; ich zweifle sehr, ob etwas Aehnliches in dem Volkslied irgend eines anderen Landes vorkommt, und wenn es vorkommt, mit solch' unübertroffener Natürlichkeit ausgedrückt wird. Man wird unmittelbar an einen von Jordaens oder Teniers gemalten Schmaus erinnert.

Der Sänger, welcher sich zum Lohne zuweilen Wein, zuweilen Geld und immer Liebe wünscht, spricht wol auch gelegentlich einmal den Wunsch aus, „daer na dat eewich leven". Aber im Ganzen macht ihm das „hiernach" wenig Sorge; der Jüngling, welcher aus Furcht vor der Hölle sich von der Welt Lust abwendet —

Ich will Gott dienen allezeit,
Und tragen einen grauen Rock,

ist eine Seltenheit, und siegreich bis an's Ende behauptet sich der „fromme Landsknecht".

Daß im Volkslied der österreichisch-burgundischen Zeit — denn mit dieser haben wir es hauptsächlich zu thun — der Soldat eine so große Rolle spielt, darf uns nicht Wunder nehmen. Ueberall und fortwährend war Krieg, und der Landsknecht stand hoch im Preise. Seit der burgundischen Heirath waren deutsche Truppen in den Niederlanden wie zu Haus, und sie scheinen in guter Kameradschaft mit den Vlamen gelebt zu haben. Zusammen zogen sie vor Münster, der Wiedertäufer und Knipperdolling's Stadt:

Wir fielen Münster tapferlich an,
Wir litten Schaden so manchen Mann,
Man sah da viel Blut vergießen.
Man sah da manch' frommen Landsknecht,
Das Blut lief über ihre Füße.

Vor Allem hatten sie jedoch einen gemeinsamen Feind: den Franzosen; „was walsch ist, falsch ist", sagte man schon damals. Aber es ist nicht mehr der flandrische Löwe, der seine Klaue gegen Frankreich hebt: es ist von nun ab der Adler, —

Der Adler kühn kam aus Oesterreich,
Mit einer Löwin war er gepaart.

Der Adler ist Maximilian, und die Löwin Maria, die Herrin von Burgund. Das burgundische Bewußtsein, wenn man so sagen darf, das Staatsbewußtsein hatte über das provinziale gesiegt. Die Lieder sprechen gemeiniglich nur noch von den „Burgundischen",

Bourgoenschen laet ons vroelick singen.

Zwar schlägt immer wieder das vlamische Heimathsgefühl durch — der Reuter, der die „Fransche Knechten" blank in ihrem Harnisch stehen sieht, bittet Maria, die „Maged süß",

Daß sie das süße Flanderland
Will nehmen in ihren Schutz.

Der Dichter beginnt sein Lied:

Alle die sprechen mit vlamischen Zungen,
Hört auf dies fröhliche Lied.

Oder er schließt es:

Der dieses hat gesungen,
Er sprach mit vlamischer Zungen,
Geboren in Brabant.

Aber wenn es gegen die Franzosen geht, heißt es unveränderlich:

Der Adler —
Mit seinen Federn weiß,
Er soll die Lilien vertreiben.

Oder:

Der Adler soll die Lilie vernichten.

Die große Popularität Kaiser Karl's V., obwol er ein harter Herr war und eben noch seine Vaterstadt Gent grausam gezüchtigt hatte, geht aus diesen Liedern hervor.

Leben und Gut ist für den Kaiser sein,
Wir wollen's mit ihm wol wagen.

Und nicht nur ihn, sondern seine ganze Familie, Gemahlin, Schwester, Tante, schließt das Volkslied in seine Loyalität ein; und den Connetable von Bourbon, der in des Kaisers Diensten auf den Mauern Roms fällt, läßt es sterbend rufen:

Och adieu Kaerle lieve neve,
Het moet nu geschijden zijn.

Ebenso treu, wie das Volkslied dem Kaiser anhängt, äußert es sich scharf und höhnisch gegen seine Feinde.

O Herzog von Vendome
Bist du ein wunderlich' Mann,
Daß du uns wolltest kommen
Mit so vielen Fähnlein an.

Und nicht bitter genug kann es den allerchristlichsten König wegen seines Bündnisses mit dem Erbfeind der Christenheit, dem Türken, tadeln. Aber der Kaiser wird dennoch triumphiren und:

Turken franchoysen brengen ter schanden,
Türken, Franzosen bringen zu Schanden.

Ja, der Sänger geht noch weiter; er hofft, daß durch Gottes mächtige Hand der Kaiser, will's Gott — das Land des türkischen Tyrannen besitzen wird.

Door gods crachtige hant
Den Torcxen tirant
Wilt god ons Keiser sal besitten sijn lant.

Mit dem Kriege von 1543, welcher das Herzogthum Geldern als die siebenzehnte der Provinzen dem burgundischen Staatsverband einverleibt und Frankreich, den Bundesgenossen Herzog Wilhelm's und seines Heerführers Marten von Rossem demüthigt, schließt das Liederbuch. Die Gelder'schen und die Franzosen, sie brannten und sie raubten in dem burgundischen Land; als der Kaiser — der damals in Spanien (in spaenghien, te basselonien, zu Barcelona) war — dies hörte, da kommt er — der Adler ist schnell im Fliegen —

Da kommt er, sein Lager zu machen,
Vor Clevland in dem Feld;

und fast das letzte Wort des Sängers ist, daß er allen Schaden, den ihm die Franzosen gethan, sich in Frankreich werde bezahlen lassen.

Das Liederbuch, welchem wir alle diese guten Dinge verdanken, ward im Jahre 1569 zusammen mit Reinaert de vos und der ganzen vlamischen Volksliteratur auf Herzog Alba's Befehl durch Feuer vernichtet. Nur wie durch ein Wunder ist das Exemplar, welches Hoffmann von Fallersleben in der Wolfenbütteler Bibliothek gefunden und neu herausgegeben hat, der allgemeinen Zerstörung entgangen; denn außer diesem einzigen ist kein zweites mehr zum Vorschein gekommen. Um diese Zeit traf das Edict Alba's, der nicht nur gegen die

Menschen, sondern auch gegen die Bücher in den Niederlanden Krieg führte, das in der Entstehung begriffene vlamische Theater.

Frühe schon, im 13. Jahrhundert, begegnen wir in den südlichen Niederlanden den Spuren des Drama's, welches sich während des 14. in gleichem Schritt und wol auch ein wenig in gleichem Geist mit dem Volkslied, d. h. national entwickelt zu haben scheint. Während sonst überall, in Frankreich, in England, in Deutschland das weltliche Theater aus der Mysterienbühne hervorgegangen ist, hat jenes sich hier, wie Jonckbloet annimmt[1]), unabhängig von letzterem aus einem selbständigen Kerne gestaltet. Die Proben, welche von den „abele spelen", weltlichen Spielen, und den „Kluchten" oder „sotternien", den Possen erhalten sind, zeigen, daß auch auf diesem Gebiete der niederländische Realismus sich zur Geltung gebracht hat. Namentlich die „sotte Klucht" (die komische, fröhliche Abtheilung), mit welcher jede Vorstellung beschlossen ward, wie die griechische Tragödie mit dem Satyrspiel, ist ganz erfüllt von dem derben Humor des Volksliedes. Eine gewisse Verwandtschaft des Stoffes und des Ausdrucks mit jenen Liedern voll Schelmerei und herzhaft guter Laune, in denen die vlamische Muse excellirt, ist nicht zu verkennen. Diese Volkslieder wie diese Volksstücke sind das Gegentheil der Schuldichtung, auch in moralischer Hinsicht; in ihnen blüht und sprießt, singt und spricht die volle Natur, unbekümmert um Regel und Zwang, und oft genug auch um die gute Sitte. Hier bricht die ganze Lustigkeit des Volkes in übermüthigem Jauchzen aus, seine ganze Genußfreudigkeit an Lieben und Leben, an Spiel und Tanz, an den Blumen des Lenzes und kühlem Wein. Aber wer könnte selbst das „Antwerpener Liederbuch" lesen, ohne zu bemerken, daß über die späteren Volkslieder, die des 15., und mehr noch des 16. Jahrhunderts der erkältende Hauch der bürgerlichen und gelehrten Dichtung geht? Ihr hölzerner Apparat kommt schon darin vor: Venus, Cupido, Pallas und Fortuna's Rad; Virgil's Kunst wird erwähnt und die Geliebte spricht „woorden van Retorijcke", d. h. rhetorische, kunstmäßig geschulte Worte — der sicherste Beweis, daß hier die „Rederijkers", von denen wir sogleich mehr hören werden, die Hand im Spiele haben. Auch werden die Lieder immer länger und inhaltloser, zugleich affectirter in der Sprache — „o tresoor mijner herten melodien" — und gekünstelter im Bau der Strophen und den Reimverschlingungen, während das ältere, das wahre Volkslied sich mit den einfachsten Formen und sehr oft statt des Reimes mit der Assonanz begnügt hat. Nicht anders ist es mit dem Volkstheater; auch dieses tritt im Verlauf des 15. Jahrhunderts zurück hinter der kunstmäßigen Dichtung. Die „Moralitäten", wie sie von der allgemeinen Literaturgeschichte genannt werden, oder „sinne-spelen, spelen van sinne", wie sie hier heißen, verdrängen sowol das kirchliche Mysterium oder Mirakelspiel, als auch das volksmäßige Schauspiel und die Posse; und ihre berufenen Pfleger in den Niederlanden sind die „Rederijkers".

Die „Rederijkers", „Rederijkkamers" (chambres de rhétorique) „Ghesellen van Rhetorike" — nomen et omen: die Rhetoriker — sind gesellig-artistische

[1]) Geschichte der Niederländischen Literatur, I, 302.

Vereinigungen, zum Zwecke von dramatischen Aufführungen und dichterischen Wettkämpfen. In ihrer äußeren Erscheinung, und vielleicht auch ihrem Ursprung nach, haben sie eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den deutschen Meistersängern; aber begünstigt durch die größere Schaulust der Belgier und ihren bis auf den heutigen Tag lebendigeren Vereinsgeist, haben sie sich in einer ganz anderen Weise weitergebildet, haben tiefe Wurzeln im heimischen Boden geschlagen und sind zu einer nationalen Einrichtung geworden, welche gegenwärtig noch besteht. Die Kammer der Fonteinisten (fontein, die Fontaine) zu Gent, welche von jeher die vornehmste war, und von den noch vorhandenen die älteste ist, feierte 1848 mit 300 Mitgliedern ihr vierhundertjähriges, der „Wijngaert" (Weingarten) von Brüssel 1857 sein zweihundertjähriges Bestehen[1]). In diesen bürgerlichen Vereinigungen raffte sich der alte Geist communaler Zusammengehörigkeit, welcher durch die burgundische Centralgewalt so beträchtlich gelitten, noch einmal auf; und sie haben gewiß nicht wenig dazu beigetragen, ihn durch die folgenden Jahrhunderte zu pflegen und zu erhalten. Ganz zunftmäßig eingerichtet, hatten und haben sie noch immer, gleich den belgischen Communen des 13. und 14. Jahrhunderts, ihre „Deken" und „Oberdeken" (Dechanten und Oberdechanten), ihre „Raedsmannen" und ihre Gesellen „von der Kunst". Sie hatten, wie die Meistersänger, ihre „Merker", Kritiker, Richter, hier „vinders" genannt, welche jedes Stück Poesie prüfen mußten, wie die „Geschworenen" der Gilden jedes Stück Tuch, Leinwand oder Barchent, bevor es zu Markte gebracht werden durfte; sie hatten ihren „fiscal" (bei den Meistersängern „Büchsenmeister", d. h. Cassirer) u. s. w. Sie hatten, und haben auch noch, gleich den alten Zünften, jede von ihnen, ihre Fahnen, Devisen, Wappen und Banner; und als ob es gelte, die communale Oberhoheit Gents und Yperns, nachdem sie aus der Wirklichkeit geschwunden, im Reiche des Gesanges fortleben zu lassen, waren und sind noch jetzt die „Fontein" der einen, das „Alpha und Omega" der anderen Stadt die Haupt- und Meistervereine von Flandern.

Die burgundischen Herzöge, welche sich an den Aufführungen und Spielen der guten Bürger wol ergötzen mochten, begünstigten dieselben sehr und ließen sich sogar in die Listen der „Rederijkers" eintragen. Ein Abglanz der prachtliebenden und verschwenderischen Brüsseler Hofhaltung fiel auf diese reichausgestatteten Gesellschaften; und ihre „landjuweele", d. h. allgemeine Wettkämpfe, deren Preise „juweelen" oder „Schönheiten" genannt wurden, überstrahlten mit ihrer Entfaltung von Schaugepränge die Turniere des erlöschenden Ritterthums. Wie mit einem Garten bedeckte ganz Belgien sich mit diesen Vereinen, welche meist die Namen von Blumen hatten — wie die „Lilien aus dem Thale" (Lelikens uten dale) und die Rose von Löwen, die Schwertlilie und Päonie von Mecheln, die Levkoje und die Goldblume von Antwerpen, das Maßliebchen von Oudenarde, die Kornblume von Brüssel. Auch eine Kornähre gab es in Kortrik (Courtrai), einen Kürbis in Herenthals, einen Olivenzweig in Mecheln und einen wachsenden Baum in Lier. Jede Stadt, ja jedes nur einigermaßen angesehene Dorf hatte seine „Kammer von Rhetorica"; die größeren Städte

[1]) Oetker, Belgische Studien, S. 103 u. 134.

hatten deren sogar mehrere: Gent und Löwen je fünf, Antwerpen vier, Mecheln drei. Das Blumenhafte ihrer Namen lag im Geschmack der Zeit. Das Tändelnde, Gezierte, Gekünstelte, die Anspielung und die Mythologie beherrschten den Tag. Wenn man poetisch sein wollte, wurde man allegorisch; und wenn man redete, so sprach man durch die Blume. Die Renaissance hat auf die schöne Literatur der nördlichen Völker nicht so unmittelbar fördernd gewirkt, wie auf ihre Wissenschaft und bildende Kunst. Aber in diesen kühleren Regionen Europa's hat sie mittels des Humanismus eine Bewegung tieferer Art, welche bald die Welt ergreifen und erschüttern sollte, hervorgerufen: die Reformation; und ihr Geist war es, welcher, als er sonst überall schon geächtet war in Belgien, noch eine letzte Zuflucht fand in den Spielen und Vereinigungen der Rederijkers. Das macht sie so wichtig in der Geschichte ihres Volkes, und gibt ihnen eine nationale Bedeutung, die über ihre poetische weit hinausgeht. Das Schicksal dieses Landes hat seiner Literatur die normale Weiterentwickelung nicht gestattet: der verhaßte Name Alba's, welcher dieses lebenskräftige Volk nicht anders unterwerfen konnte, als indem er es stumm machte, bezeichnet auch hier den Bruch und factisch ist die vlamische Dichtung mehrere Jahrhunderte lang auf dem Standpunkte der Rederijk-Kamers stehen geblieben. Aber mit dem Werk der Reformation und dem traurigen der Gegenreformation in Belgien ist das Andenken der Rederijkers in dauernder Weise verbunden geblieben. Wie sie jene vorbereiten halfen, indem sie Theil nahmen an der ernsten Geistesarbeit des Jahrhunderts: so behielten sie der anderen gegenüber den Muth des Bekenntnisses und schreckten selbst vor dem Martyrium nicht zurück. Denn jetzt schien die Sonne fürstlicher Gunst für sie nicht länger. Karl V. verbot die Ausgabe der Genter Spiele von 1539; Alba setzte sie 1569 auf den „Index", und zusammen mit „Reinaert de Vos", dem „Antwerpner Liederbuch" und zahlreichen anderen Sammlungen von Predigten, Dichtungen, Schwänken und Possen wurden sie verbrannt. Doch nicht genug damit: Alba sah, daß er den belgischen Geist nur stumm machen könne, wenn er ihn tödtete; und am Tage nach der Bartholomäusnacht, nach dem Fall Antwerpens, welches die Burg des Protestantismus in Belgien war, bestieg mit dem Bürgermeister dieser Stadt eine Schaar von Rederijkers das Schaffot (1572).

Die Greuelthaten Alba's, und nicht am Wenigsten diese letzte, veranlaßten endlich seine Abberufung und einen Augenblick schien es, als ob dem unglücklichen Lande der Kelch des Leidens vorübergehen sollte, ohne daß es seinen letzten und bittersten Rest zu leeren habe. Die Pacification von Gent ward geschlossen. Auf's Neue beschworen die siebenzehn Provinzen in dem großen Saale des Genter Rathhauses den alten Bund. Aber welcher Vlame, wenn er das herrliche Gebäude betritt und den alterthümlichen Saal, in welchem jene denkwürdige Begebenheit stattfand, wird sich nicht eingestehen müssen, daß der Bund auf einer unhaltbaren Voraussetzung beruhte: nämlich auf der religiösen Toleranz! Aus denselben Gründen, aus welchen die Genter Pacification im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts nach kurzer Dauer zerfiel, sehen wir im ersten Drittel des unsrigen den Versuch einer Wiedervereinigung scheitern. Vlamen und Wallonen, welche zwei verschiedene Sprachen sprechen und zwei verschiedenen Racen angehören, sind in fünfhundertjähriger staatlicher Gemein-

schaft zu einer Einheit verschmolzen, weil die Religion sie bindet; Vlamen und Holländer dagegen, obwol sie dieselbe Sprache sprechen, demselben Volksstamm angehören und in jeder Hinsicht bestimmt scheinen, eine Nation zu bilden, haben sich niemals wiederfinden können, seitdem die Religion sie trennt. Man kann in mehr als einer Hinsicht die Thatsache beklagen; und gewiß nicht ohne tiefe Berechtigung sind die Worte, mit welchen der jüngste Geschichtschreiber Belgiens, Graf Goblet d'Alviela, liberales Mitglied der gegenwärtigen Kammer, sein zur Feier des Unabhängigkeitsjubiläums geschriebenes Buch „Cinquante ans de liberté" beginnt: „Die Belgier haben zwei Mal Unglück gehabt in ihrer Geschichte: das eine Mal, daß sie den Holländern im 16. Jahrhundert nicht folgen konnten; das andere Mal, daß sie dieselben im 19. verlassen mußten." Aber eine Thatsache bleibt es nichtsdestoweniger; und auch das darf nicht verschwiegen werden, daß wenn die Revolution von 1830 mehr eine wallonische war, als eine vlamische, die Bewegung im Gegentheil, welche sich in der Genter Pacification von 1576 aussprach, mehr eine vlamische war als eine wallonische. Was die spanische Gewaltherrschaft und Inquisition im Norden nicht durchzusetzen vermochte, das war ihr im Süden des Landes gelungen, und was Alba mit all' seiner Grausamkeit nicht erreichte, das vollbrachte dessen Nachfolger Parma durch List und Ueberredung. Die Wallonen fielen von der Genter Pacification ab; ihr Adel, die „Malcontenten" unterzeichneten drei Jahre nach der Genter Pacification und ein Jahr nach der Ankunft Parma's einen Gegenbund „zur Aufrechterhaltung des katholischen Glaubens"; und was auf dem besten Wege war, sich zu vollziehen, die Befreiung vom spanischen Joch, die Durchführung der Toleranz, vereitelte diese Spaltung des katholisch-lateinischen und des protestantisch-niederländischen Elementes. Kein Augenblick konnte günstiger sein für die Bildung eines Gesammtstaates: Oranien hatte sich bereits Brüssels bemächtigt. Aber solche Augenblicke pflegen sich im Völkerleben nicht zu wiederholen. Im Bunde mit den „Malcontenten" ward es Parma nicht schwer, über die „Patrioten" zu triumphiren und Oranien auf die nördlichen Provinzen zu beschränken: in der „Utrechter Union" (1579) verbunden, setzten diese den Kampf für ihre Religion und Unabhängigkeit fort; und wenn auch ein von Philipp II. gedungener Mörder sie (1584) des erprobten Führers beraubte, so trat an des Helden Stelle bald sein Sohn Moritz, der, was der Vater begonnen, glorreich vollendete. Holland ward frei, Belgien blieb spanisch. Die flandrischen Städte wurden zurückerobert; Antwerpen, immer noch der Hauptsitz der Reformirten, der Ort, wo die Bibel und die reformatorischen Schriften gedruckt und von wo sie verbreitet wurden, hielt wiederum bis zuletzt. Als auch diese Festung nach langer Belagerung und bewunderungswürdigem Widerstand zum zweiten Male gefallen war (1585), da hatte die Sache der Reformation keinen Boden mehr in Belgien. Der große Kampf um politische und religiöse Freiheit war gekämpft und verloren worden. Der Katholicismus, wie Spanien ihn verstand, siegte; der Exodus der Reformirten begann. Wer nicht zuvor schon ausgewandert, der floh nunmehr; und nicht Viele von ihnen kehrten wieder, wie die Familie von Peter Paul Rubens. Die Meisten verließen die Heimath für immer, mit Hab und Gut, mit Weib und Kind, mit der alten Cultur ihres Landes. Nach England

brachten sie die Brocat- und Seidenweberei, die Kunst des Gemüsebaues. Wer nach Sandwich, in das stille Landstädtchen der Grafschaft Kent kommt und die Gärten und die Windmühlen sieht, könnte sich nach Flandern versetzt glauben. Vlamische Refugié's haben hier ihr erstes Asyl gefunden. Einer ihrer Nachkommen, Mr. E. Knatchbull Hugessen, aus einer vlamischen Weberfamilie, sitzt heute für Sandwich im Hause der Gemeinen. Ein anderer ihrer Nachkommen ist der Earl of Radnor, im Hause der Lords. Sein Ahnherr, ein Wollhändler, Laurenz de Bouverie, kam mit seiner Gemahlin, Barbara Vanden Hove, Tochter eines Seidenwebers, im Jahre 1568 aus Flandern. Wo sie sich niederließen, da prosperirten diese Auswanderer, die gewährte Gastfreundschaft durch Gewerbefleiß und die häuslichen Tugenden ihres Volkes vergeltend. Der Hauptstrom der Emigration ergoß sich nach Holland. Hierher wandte sich die geistige Kraft des Landes; denn mit der Freiheit und dem Wohlstand gingen auch die Musen. Hierher kam Marnix de Ste. Adelgonde, der Dichter des Wilhelmus-Liedes und des von Fischart in's Deutsche übertragenen „Bienenkorbes der römischen Kirche", der Freund und Vertraute Wilhelms von Oranien, der letzte Bürgermeister und heldenmüthige Vertheidiger von Antwerpen; und hier in literarischer Stille verbrachte er den Rest seines rühmlichen Lebens. Hierher in großer Zahl kamen auch die Rederijkers, welche der niederländischen Republik ein Theater und, was mehr ist, einen dramatischen Dichter gaben. Jost van Vondel, von Antwerpener Eltern geboren, ist noch heute, neben Hooft und „Vader" Cats der classische Dichter Hollands. Sein „Gijsbrecht van Amstel" wird noch immer in den Schulen gelesen, und alljährlich einmal, zu Weihnachten, in Amsterdam und dem Haag aufgeführt. Dies ist für Holland die Zeit seines höchsten politischen, ökonomischen und intellectuellen Aufschwunges. Der Krieg, achtzig Jahre lang, zuerst für den Glauben und dann für nationale Selbständigkeit geführt, endet mit der glorreichen Anerkennung beider; nicht lange, so werden die Vereinigten Provinzen durch ihren Colonialbesitz in die Reihe der Weltmächte treten, während der Koloß Spanien, verarmt und entkräftet, im Rathe der Völker verstummt. Mitten in diesem müden 17. Jahrhundert, welches geduldig den Absolutismus zu erwarten scheint, sollen die Holländer noch ein Mal zeigen, was Jugend, was Freiheit vermag. Ein Volk von Kaufleuten, und eifersüchtig in seiner Kaufmannspolitik, aber stolz auf seine Dichter, stolz auf seine Maler, auf Rembrandt und van der Helst, auf Ruysdael und Potter; stolz auf seine Gelehrten, die geistigen Erben des großen Humanisten Erasmus von Rotterdam. Bald wird Holland, handelnd und entscheidend, mit eingreifen in die europäische Politik; wird es durch Spinoza dem europäischen Gedanken eine neue Richtung, den verfolgten Denkern anderer Länder eine Freistatt, und durch seine Pressen, welche zugleich die schönsten Classikerdrucke liefern, auch den freigeistigen Schriften des Jahrhunderts die weiteste Verbreitung geben.

Holland hat kein Interesse mehr an dem spanischen und katholischen Belgien. Es verschließt ihm gleichsam die letzte Quelle seines Lebens, die Schelde. Der Glanz, welchen Rubens über seine Heimath ausgießt, ist eher der Schlußmoment einer großen Vergangenheit, als eine Verheißung für die Zukunft; und als er

erlosch, da sank jenes Dunkel auf Belgien herab, welches sich durch zwei Jahrhunderte nicht mehr erhellen sollte. Sein Schicksal ward auf den Congressen verhandelt; es ward ein Tausch- und Ausgleichsobject. Aus den Händen der Spanier ging es in die der Oesterreicher. Seine Städte verödeten, seine Webstühle standen still, seine Schiffe faulten in den Häfen. Nach Innen gefesselt und von der Außenwelt abgeschlossen, war ihm die Bewegung und fast der Athem genommen. Wären nun die guten Rederijkers nicht gewesen, so wüßte man kaum, daß in Belgien sich noch ein Funke des alten Geistes erhalten; man würde nicht wissen, daß Belgien noch hatte sprechen und lachen können. Diese tapferen Dilettanten, denen im 17. Jahrhundert die Erlaubniß wieder gegeben ward, ihre Feste zu feiern, ihre „spelen van sinne" zu spielen und ihre harmlosen Kronen zu vertheilen, haben das unläugbare Verdienst, durch viele Menschenalter geistiger Verwahrlosung das vlamische Wort in Ehren gehalten und die Erinnerung nationaler Literatur und nationalen Lebens gepflegt zu haben, bis in unserem eigenen Jahrhunderte die Stunde der Auferstehung schlug. Man begreift darum wol die Pietät, mit welcher die vlamischen Belgier diese mittelalterlichen Vereine betrachten; und den Jubel, welcher die Rederijkers in Antwerpen empfing, als sie dort zur Feier der funfzigjährigen Unabhängigkeit eine Reihe von glänzenden Aufführungen veranstalteten. Denn der Vlame sieht auch in diesen Volksbelustigungen eine Ueberlieferung der Väter, welche das Zeichen des Märtyrerthums trägt, und an ihrem bescheidenen Theile zum endlichen Erringen der Freiheit mitgewirkt hat.

So reicht denn in der That die Tradition der vlamischen Literatur, wenn auch noch so schwach, bis zur Begründung des belgischen Staates; und es ist schön und ehrenvoll, daß die Nation, sobald die Fessel gebrochen war, den lebendigen Zusammenhang mit ihrer geistigen Vergangenheit wieder herzustellen gesucht hat, indem sie direct an deren Ausgangspunkt anknüpfte. Kaum war die Revolution von 1830 geglückt und das junge Königreich anerkannt, als im Jahr 1834 die Reineke-Fuchs-Ausgabe von Willems erschien (Reinaert de Vos, naer de oudeste berijming), welche noch immer für die grundlegende gilt. Nicht lange, so folgten, zum Theil auf Regierungskosten gedruckt, die Werke Jacob van Maerlant's und seit 1860 steht die Statue des „Vaters der vlamischen Poeten" in Damme, vor den alten Hallen, und nicht weit von der großentheils in Trümmer liegenden Liebfrauenkirche, in welcher sein Grab noch im vorigen Jahrhundert gezeigt ward. Stille herrscht, wo der geschäftige Lärm des Hafens und das Gedränge der Kaufleute war. Aber um so vernehmlicher scheint der Dichter zu sprechen, dessen Bild aufgerichtet worden ist an der Schwelle einer neuen Zeit und einer neuen Literatur. —

Denn unter den mächtigen Impulsen der nationalen Bewegung und fast gleichzeitig mit ihr erwachte der Genius der vlamischen Dichtung wieder aus seinem fast zweihundertjährigen Schweigen. Das Vlamische war als Schriftsprache ganz außer Uebung gekommen und Conscience bediente sich in seinen ersten Versuchen des Französischen. Doch schon im Jahre 1830 schrieb er einem Freunde, dem später als Führer der vlamischen Bewegung bekannt gewordenen J. A. de Laet: „Ich sende Dir hier einen prosaischen Aufsatz . . .

ich hatte ihn zuerst für mich in der Sprache unseres Landes verfaßt. — Ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich finde in dieser Sprache etwas wahrhaft Romantisches, Geheimnißvolles, Tiefes, Energisches, ja sogar Wildes. Gewinne ich jemals einige Kraft, so werfe ich mich kopfüber in die vlamische Literatur. Es ist das ein Traum, der mich bezaubert und sobald nicht schwinden wird; mein vaterländisches Gefühl nährt diesen Willen." [1])

Heute hat der patriotische Traum sich längst verwirklicht; und Conscience steht da als der Begründer der neueren vlamischen Literatur, die, wenn sie nicht den Charakter der hohen Poesie hat, — das liegt nun einmal nicht in der Natur dieses Volkes — doch all' dessen liebenswürdige, tüchtige Züge, seine Liebe zum Haus und zur Heimath, seine Geselligkeit, seinen gesunden Realismus und fröhlichen Humor treu widerspiegelt. Immer kräftiger hat sich die junge vlamische Muse seitdem vernehmen lassen. Neben Conscience stehen Zettermann, Sleeckx, Snieders. Von der in ihrem 31. Jahr verstorbenen Rosalie Loveling hat die „Deutsche Rundschau" kürzlich (Augustheft 1880) eine reizende Novelle: „Ada und Paoletto" veröffentlicht; die Schwester, Virginia Loveling, fährt noch rüstig zu schaffen fort. In Tony Bergmann, einem Schüler von Prof. Heremans, ist der vlamischen erzählenden Literatur eine schöne Hoffnung verloren gegangen; er war es, der in dieselbe zuerst so zu sagen den modernen europäischen Gedanken eingeführt hat und er starb, kaum vierzigjährig, im Jahre 1875, als sein aufsteigender Ruhm den von Conscience beinahe schon zu verdunkeln anfing.

Die vlamischen Dramatiker excelliren in der Darstellung des bürgerlichen Lebens, im Lustspiel und den niederen Gattungen der Komödie; ja sie haben darin, nach dem Zeugnisse Jonckbloet's, ihre nordniederländischen Brüder sogar überholt. „Hippolyt van Peene", sagt der genannte holländische Literarhistoriker (II, 631), „gab der vlamischen Bühne eine Lebenskraft, welche die holländische noch stets entbehrt"; und Hymans nennt ihn den „vlamischen Scribe", welcher eine große Gewalt habe, die Menge sowol zu erschüttern, als lachen zu machen. Neben ihm steht Ondereet und im letzten Jahre war es besonders Emiel van Goethem, der mit seinem Schauspiel „Drie oude Kameraden" (drei alte Kameraden) großen Erfolg errang. Den reichsten Schatz besitzt die vlamische Literatur in ihrer Lyrik, von welcher eine zur Feier der fünfzigjährigen Unabhängigkeit herausgegebene Sammlung: „Onze Dichters: eene Halve Eeuw (ein halbes Jahrhundert) Vlaemische Poëzie" einen guten Begriff gibt. Der älteren Generation, der von Willems und Snellaert, gehören Van Duyse (1804—1859), Van Rijswijk (1811—1849) und Ledeganck (1805—1847) an, welchem sein Schwager Heremans in der populären Ausgabe seiner gesammelten Dichtungen ein würdiges Denkmal gesetzt hat (Jonckbloet, II, 619). Unter der jüngeren ist Emanuel Hiel's zu gedenken, in dessen Liedern man zuweilen den Volkston des 15. und 16. Jahrhunderts wiederzuhören meint. Ein ganz neuer Dichter, der rasch die allgemeinste Anerkennung gefunden, ist Pol de Mont. Bei der kürzlich stattgehabten Vertheilung des fünfjährigen Preises für vlamische Poesie standen aus einer Fülle von Romanen und Dichtungen, welche während

[1]) Conscience's Schriften. Deutsch von O. L. B. Wolff. Erster Band, IX.

dieses Zeitraumes erschienen waren, zur engeren Wahl die neuesten Novellen von Virginia Loveling und die Gedichte von Pol de Mont; und diesem ward der Preis zuerkannt, welchen zuletzt vor ihm Tony Bergmann erhalten. Der Bericht der Jury spricht in den höchsten Ausdrücken von dem jungen Dichter, von seiner lebhaften Phantasie, seinem gehobenen Empfinden, seinem umfassenden Geiste, der aus der Wissenschaft und Kenntniß der alten und neuen Meister genährt sei. Doch wird auch der Einfluß hervorgehoben, welchen Jan van Beers auf ihn geübt. Mit diesem Namen haben wir den berühmtesten der jetzt lebenden vlamischen Dichter genannt. Wer seine „Livarda" kennt, weiß, wie mächtig er durch einen Ton verhaltener Leidenschaft das Herz zu bewegen vermag, wie reich an Gedanken und voll von Melodie sein schöner Vers ist. Jan van Beers, der etwas jüngere Zeit- und Altersgenosse von Conscience, ist 1821 geboren und lebt als Professor am Athenäum und Gemeinderathsmitglied in Antwerpen. Ich werde niemals vergessen, welchen tiefen Eindruck die Erscheinung des Dichters auf mich machte, als er bei dem in Antwerpen den Vertretern der europäischen Presse gegebenen Banquet sich erhob, in der düstern Regenstimmung, welche plötzlich den ehrwürdigen Rathhaussaal in Dämmerung hüllte, und ein Strahl des bleichen Lichtes, welches durch die hohen Fenster drang, auf den überaus charakteristischen Kopf des Redners, wie auf ein altes Bild fiel. Mit lyrischem Schwung und hinreißender Beredsamkeit sprach er in einer sonoren, melodischen Stimme, den Toast eines Holländers erwidernd und anknüpfend an die Worte, welche ein Bruder-Poet aus Holland, der inzwischen (1868) verstorbene Jacob van Lennep einst an dieser nämlichen Stelle improvisirt hatte:

Oude veten
Sijn vergeten
En gedempt de bron van twist.
(Alte Fehden sei'n vergessen, und gedämpft der Bronn von Zwist.)

Indem er diese Verse mit einer weichen Modulation sprach, die dem Gesange glich, war mir, als ob der Geist der vlamischen Dichtung durch das Zwielicht des Saales rausche, die Schatten an den Wänden belebend und um den Redner versammelnd, wie zum Geisterchor.

(Ein zweiter Artikel: „Die vlamische Bewegung" folgt im nächsten Heft.)

Von den Klöstern des Athos[1]).

Während im Schoß der Erde ohne Zweifel noch viele Schätze ruhen, welche unsere Kenntniß entferntester Vorzeit in erfreulicher Weise vermehren können, sind dagegen die Bibliotheken und Archive überall so gründlich durchforscht, daß große Entdeckungen kaum noch zu erwarten sind. Wol lassen sich noch schätzbare Urkunden an's Licht fördern, der Geschichtsforschung immer neue Materialien zuführen. Aber der Zugang ist überall gefunden, unnahbare Schatzkammern gibt es nicht mehr; nur eine Nachlese ist noch zu halten. Auch in die Bibliotheken der Athosklöster sind schon zahlreiche Forscher eingedrungen, und manch glücklicher Fund hat ihre Mühe belohnt. Doch ist hier die Schwierigkeit des Suchens so groß, daß Niemand sich rühmen kann, alle Winkel durchforscht zu haben.

Eine wunderbare Erscheinung ist diese Halbinsel. Abgelegen wie sie ist, wurde sie frühzeitig von Einsiedlern und Mönchen aufgesucht, welche sich bei den zunehmenden Bedrängnissen des griechischen Reiches in immer größerer Zahl einfanden. Der Ruf der Heiligkeit, den dadurch die Halbinsel gewann, veranlaßte Stiftungen auch von fernwohnenden Fürsten. So kam es, daß zuletzt die ganze Halbinsel ausschließlich in den Besitz der Mönche kam; dem weiblichen Geschlecht ist der Zugang zu derselben durchaus untersagt. Zwanzig Klöster nebst elf Skiten oder Dependenzen und verschiedene Eremitagen bergen diese geistliche Bevölkerung.

Einst haben auch die Wissenschaften hier eine Stätte gefunden; Tausende alter Handschriften sind hier noch jetzt vorhanden, und nicht alle sind kirchlichen Inhalts. Werthvolle Funde sind von Zeit zu Zeit hier gemacht worden. Die Mönche der neueren Zeit freilich wissen am wenigsten den Werth dieser Schätze zu würdigen; sie haben zeitweise ihr Pergament, wenn sich ein Käufer fand, nach dem Gewicht verkauft, und man darf sich über jede Handschrift freuen, welche von dort gerettet und in unseren Bibliotheken sicher untergebracht ist.

Die Türken haben diese Klöster in ruhigem Besitz ihrer Privilegien und ihrer Bibliotheken gelassen; nur im griechischen Freiheitskriege um 1820 haben sie sich auch hier festgesetzt und das Pergament zu Patronen requirirt. Die bedrängten Mönche haben damals auch in Ermangelung von anderem Material ihre Bücher zur Feuerung benutzt. Diese Zeit ging vorüber, aber besser ist es seitdem nicht geworden. Der russische Archimandrit, jetzt Bischof Porfiri Uspensky, entdeckte 1846 den kostbaren Codex des Strabo und Ptolemäus, und als 20 Jahre später Sewastianow hinkam, fand er den Strabo und mehrere der Landkarten verbraucht. Die Mönche beschäftigen sich nämlich viel mit Fischfang und dazu brauchen sie als Köder Pergamentblätter, die in Gestalt kleiner Fische ausgeschnitten werden. Außerdem finden sie, daß mit diesem Material die Fenster sich vortrefflich verkleben lassen und auch zu Sonnen-

[1]) Eine ausführliche Beschreibung der Klöster findet man in der „Deutschen Rundschau", Band X, S. 84—109 (Januar 1877): „Ein Besuch bei den Mönchen auf dem Berge Athos", von W. Roßmann. Die Redaction.

schirmen ist es brauchbar. Sie sind auch Freunde von eingemachten Früchten, deren Behälter sich sehr gut mit dem Pergament zubinden lassen.

Allerdings ist es den Mönchen durch die vielen Besuche von fremden Gelehrten, welche sie in ihrer beschaulichen Ruhe störten, bekannt geworden, daß die alten Manuscripte überhaupt einen Werth haben, und daß man auswärts auf dieselben aufmerksam ist. Es ist schwierig geworden, Handschriften zu kaufen und sie gestatten Fremden nicht mehr, wie früher, einzelne Blätter auszuschneiden. Sie sind mißtrauisch geworden und am liebsten verleugnen und verbergen sie ihre Schätze, welche ihnen unbequem geworden sind.

Vorzüglich die Russen haben hier mit besonderem Eifer geforscht, weil auch Documente in slavischer Sprache in den Archiven vorhanden sind; sie, wie die Griechen, sind durch den sehr förderlichen Umstand der gleichen Religion begünstigt. Eine große Menge von Abschriften, welche jetzt der Pariser Bibliothek gehören, brachte 1842 Mynoides Mynas mit; Porfiri Uspensky durchforschte 1846 die Bibliotheken, und namentlich hat Sewastianow sich lange Zeit in diesen Klöstern aufgehalten und sehr ansehnliche Geldmittel auf Tausende von Photographien verwandt, welche sich jetzt auf der Petersburger Bibliothek befinden. Auch machte er Verzeichnisse der Handschriften und erklärte ausdrücklich, daß nun nichts mehr dort zu finden sei. Dennoch gelang es dem französischen Abbé L. Duchesne 1874 noch einiges aufzufinden.

Was die Nachforschung so sehr erschwert, ist, außer der großen Anzahl meist theologischer und speciell liturgischer Manuscripte, ihre Zerstreuung in den vielen kleinen Klöstern und der gänzliche Mangel an Ordnung und Verzeichnissen. Wer jemals sich mit Arbeiten dieser Art beschäftigt hat, wird diese Schwierigkeiten zu würdigen wissen. Daher war auch die Hoffnung nicht ganz ausgeschlossen, daß eine systematische Durchforschung zu neuen Entdeckungen führen könnte.

Es war deshalb sehr erfreulich zu vernehmen, daß ein junger griechischer Gelehrter, Spyridon Lampros, welcher auch in Berlin, wo er einige Zeit seiner Studien halber sich aufhielt, wohlbekannt ist, sich die Aufgabe gestellt habe, zu einem längeren Aufenthalte nach dem Heiligen Berge zu gehen. Große Vortheile begünstigten sein Unternehmen; auf einen Beschluß der Kammer gewährte ihm die griechische Regierung nicht nur die nöthigen Geldmittel, sondern auch die gewichtigsten Empfehlungen. Er nahm drei von ihm selbst paläographisch ausgebildete junge Griechen mit sich, nebst dem Zeichenlehrer der königlichen Kinder, Emil Gillieron, einem Schweizer. Als Grieche fand er nicht nur vorzüglich gute Aufnahme, sondern war auch manchen, den Fremden schwer erträglichen Entbehrungen und Beschwerden, wie sie besonders anschaulich Emil Miller 1865 geschildert hat, besser gewachsen. Doch ist es auch ihm fast zu viel geworden, seine Augen litten und er hat am Ende den heiligen Berg verlassen müssen, ohne seine Aufgabe vollendet zu haben. Er vergleicht dieselbe mit der bekannten Arbeit des Herkules, welche diesem von Augias aufgegeben wurde. Die Bücher, sehr oft Handschriften und Drucke ohne Unterscheidung mit einander vermischt, liegen häufig ohne alle Ordnung auf der Erde; die eingeschlossene und verdorbene Luft war unerträglich. Die Zahl ihrer Esel kennen die Mönche sehr gut, die Zahl der Handschriften niemals. In manchen Klöstern liegen sie ohne irgend eine Aufsicht in den einzelnen Zellen und die Mönche machen damit, was sie wollen. Gedruckte Bücher, in einzelne Blätter aufgelöste Handschriften, lagern in dunklen Löchern in Haufen auf der Erde, von Schmutz bedeckt; als ein Kasten geöffnet wurde, entströmte ihm ein solcher Modergeruch, daß alle Anwesenden von Husten befallen wurden und die Flucht ergreifen mußten.

Für die heutigen Griechen liegt eine andere Aufgabe vor als für die fremden Gelehrten. Sie können sich nicht damit begnügen, einzelne Merkwürdigkeiten herauszusuchen, sondern müssen dahin streben, diese Reste ihrer alten Literatur zu verzeichnen und, wo möglich, vor fernerer Verwahrlosung zu retten. Auch die wenigen und seltenen alten Drucke haben für sie großen Werth. Es hatte sich deshalb auch Lampros die vollständige Catalogisirung der Handschriften und alten Drucke zur Aufgabe

gemacht und daran hat er mit seinen Gehilfen vier Monate lang rastlos gearbeitet. Von Athen mitgebrachte Zettel wurden angeklebt, die Bände geordnet aufgestellt und so alles gethan, was möglich war, um weiterer Verschleuderung vorzubeugen. Auf große Entdeckungen konnte er sich kaum noch Hoffnung machen und sie sind ihm auch nicht gelungen. Einige Palimpseste erwiesen sich als werthlos. Der Hauptfund besteht in dem verlorenen Theil der großen Sammlung des Constantinus Porphyrogenitus, welcher von der Naturgeschichte der Thiere handelt, doch ist auch der nicht vollständig. Ferner eine unbekannte Predigt des Gregor von Nazianz, verschiedene Sammlungen von Sprichwörtern und Fabeln, dann von einem Manuscript des 15. Jahrhunderts 13 Blätter, welche Volkslieder mit Noten enthalten. Diese waren zu einem Einband zusammengeklebt, wie man denn schon öfter aus dem in solcher Weise zu Stande gebrachten Pappendeckel alter Einbände werthvolle Fragmente gewonnen hat, nachdem sie mit großer Sorgfalt und Mühe aufgelöst waren. Diese und andere Stücke gedenkt Lampros in einem Bande gesammelt herauszugeben, wenn sich ein Verleger dazu findet, ebenso den ganzen Catalog.

Da für die ganze übergroße Masse von Handschriften die Zeit nicht ausreichte, ließ Lampros verständiger Weise die am meisten bekannten und verhältnißmäßig gut geordneten und verwahrten Bibliotheken der beiden großen Klöster Lavra und Vatopedi, sowie die des russischen Klosters Panteleimon unberücksichtigt und beschäftigte sich ausschließlich mit den Sammlungen der kleineren Klöster und Zellen, welche doch noch 5766 Handschriften darboten; da sehr viele von diesen eine Menge verschiedenartiger Stücke in sich vereinigen, war die Arbeit für einige Monate immer noch groß genug.

Abgesehen von den literarischen Schätzen sind diese Athosklöster auch für die Kunstgeschichte von großer Bedeutung, sowol durch Architekturformen als durch Wandgemälde und Bilder anderer Art, endlich durch die in den Handschriften enthaltenen Miniaturen. Hiervon ist durch Herrn Gillieron eine große und sorgfältig ausgewählte Sammlung von Photographien und Farbenskizzen gewonnen, welche ebenfalls eines Verlegers harren.

Das sind die Resultate dieser Expedition, welche wir dem Berichte entnehmen, den Lampros der Deputirtenkammer in Athen erstattet hat.

Berlin. W. Wattenbach.

Kunst und Kunstgeschichte.

Neue Erwerbungen der königl. Museen und historische Ausstellung der Nationalgallerie in Berlin.

Die königl. Museen, deren Wachsthum ein erfreuliches Zeichen concurrirender Theilnahme ihres hohen Protectors, des Ministeriums, der Volksvertretung und der eigenen Beamten ist, haben im Laufe von 1880 und 1881 zwei Werke ersten Ranges erworben, die weitere Kreise interessiren werden: eine Marmorarbeit Michelangelo's, aus seiner frühesten Zeit, eine zarte Statue, und ein Gemälde von Rubens, umfangreich, frisch, erfreulich und, wenn auch der speciellen Deutung nach nicht ganz klar, der Wirkung nach im höchsten Grade verständlich.

Die Statue theilt mit dem Cupido des Kensingtonmuseums das merkwürdige Schicksal, ganz plötzlich neuerdings aus dem Dunkel hervorgetreten und ebenso plötzlich aus Italien entführt worden zu sein. Dieser Entführung kam zu Gute, daß man sie in ihrem Vaterlande Michelangelo absprach. Man sollte kaum denken, daß ein solcher Irrthum möglich sei. Und doch waren auch wir — freilich einem Abgusse gegenüber — lange schwankend gewesen, ob Michelangelo diesen jugendlichen Johannes (Giovannino) geschaffen habe.

Es ist auffallend, daß, wo von dem Werke bis jetzt die Rede war, in Blättern oder in persönlichem Verkehr, niemals die Schwierigkeit betont wurde, es in der Entwickelung Michelangelo's unterzubringen. Es sind nicht zuviel Werke, welche von seinem ersten bis zu diesem zu registriren wären. Er begann mit der Faunsmaske (von neuester, überscharfer Kritik ihm sogar abgesprochen), die er als Kind arbeitete. Dann einige Anfängerstücke, die heute in dem Hause in der Via Ghibellina stehen, das Michelangelo nie bewohnt hat: eine Madonna, Basrelief, in der Art des Donatello, und der Centaurenkampf, gleichfalls Basrelief, in Nachahmung derer etwa, die wir an antiken Sarkophagen sehen. Dann der candelabertragende Engel in San Domenico zu Bologna. Und dann unser Giovannino, Nr. 5 also. Und nach diesem Giovannino weiter der Cupido des Kensingtonmuseums und der Bacchus des Bargello in Florenz. Wer diese wenigen Stücke in der Phantasie nebeneinander stellt, muß sich sagen, daß die Berliner Statue auf seltsame Weise besondere Form und besondere Behandlung geltend mache.

Aus den Biographien wäre sie leicht nachweisbar. Michelangelo arbeitete um die Zeit seiner Rückkehr nach Florenz (1496) Condivi zufolge einen Giovannino für Lorenzo di Pierfrancesco dei Medici, der für verloren galt. Wir brauchten im unsrigen diesen nur wiederzuerkennen.

Wir thun es auch, aber wir geben — obgleich gänzlich bekehrt — Rechenschaft über die Natur der Zweifel, welche uns früher aufgestiegen sind.

Der Giovannino ist das Werk einer ungemein zarten Hand und eines Auges, das reale Formen in wunderbarer Weise ideal zu sehen verstand. Eine Weichheit, eine

Sanftheit, eine Nachgiebigkeit der Form finden wir hier, wie sie Michelangelo's übrige Werke kaum zeigen. Dabei eine Ausarbeitung des Antlitzes, wie sie überhaupt keine Statue noch aufweist, den sterbenden Sclaven (im Louvre) ausgenommen. Vergleichen wir aber gerade diesen auf den Typus hin, so finden wir ein breites Antlitz, mit bescheiden vorspringender Nase, geradeso wie beim Engel und San Domenico, dem Cupido und dem Bacchus, während unser Giovannino ein kleines, eher gestrecktes Gesicht hat, mit zarter Nase und wunderlich offenem Munde. Und um dieses Gesicht ein bis in die Tiefen sorgfältig ausgearbeiteter Lockenwuchs, wie wir ihn gleichfalls nirgends wieder bei Michelangelo finden. Der Giovannino bildet in der That einen der merkwürdigsten Uebergänge in Michelangelo's Art zu arbeiten. Die Statue läßt den Künstler in einer Zwischenperiode erblicken, für die es kein Musterstück außerdem gibt. Sie zeigt ihn als den selbständigen Nachahmer der sanftesten Arbeiten Donatello's, nur daß bei Michelangelo eine Individualität hier bereits waltet, welche Donatello nie so stark hervortreten ließ; sie zeigt ihn zugleich als einen ganz auf sich beruhenden, fertigen Künstler, der hier ein absolut fertiges Werk hervorgebracht hat.

Und nun das Allerseltsamste: noch ein zweites Werk Michelangelo's existirt, welches bisher in keiner Weise, chronologisch wie technisch, unterzubringen war und in seinen hauptsächlichsten Eigenheiten mit dem Giovannino dermaßen stimmt, daß die Provenienz beider Stücke aus derselben Werkstätte keinem Zweifel unterliegen kann: der sterbende Adonis. (Das Neue Museum besitzt einen Abguß dieser Statue.)

Der sterbende Adonis, im Museum des Bargello zu Florenz, ist zu verschiedenen Zeiten Michelangelo ab- und zugesprochen worden. Der über den Leib nach vorn fallende linke Arm sammt der Hand und einige andere Körpertheile sind offenbar später erst vollendet oder überarbeitet worden. Wollte man dem Giovannino dieselbe Position geben, so würde er wie eine Miniaturwiederholung des Adonis neben diesem daliegen. Dieselbe gestreckte Körperformation, dasselbe Antlitz, derselbe Haarwuchs, derselbe, bei Michelangelo höchst auffallende, lange Hals, ja sogar das gleiche riemenartige Band, quer über die Brust laufend, als diente es dazu, etwas an der Seite Hängendes zu tragen, in Wahrheit aber nur dazu da, die von ihm berührte Musculatur der Brust und des Rückens mehr hervortreten zu lassen. Besonders auffallend auch hier die feine Vollendung des Gesichtes, der halbgeöffnete Mund und die leise geschwollenen unteren Augenlider.

In welche Zeit gehört der Adonis? Unmöglich wäre es doch, diese Arbeit als einen späteren Rückfall in die Manier von 1496 anzusehen, ein Rückgreifen, von dem auch übrigens keine Spur mehr sichtbar ist. Fast sind wir gezwungen, den Adonis derselben Arbeitsepoche zuzuschreiben, welcher der Giovanni entsprang. Als zwei wunderliche Phänomene drängen beide sich in Michelangelo's Thätigkeit ein. Wir wüßten in der That keinen Künstler, dem wir den Giovannino zuschreiben dürften, als gerade Michelangelo. Auch soll er als Meister dieser Statue gepriesen sein. Aber die Gründe, aus denen man so lange unschlüssig war, sie ihm zuzutheilen, hatten ihre Berechtigung.

Wir sehen in Giovannino das Bestreben, einen dem Knabenalter eben sich entwindenden Jüngling darzustellen, aus dessen Seele alle die Ideale der Kindheit uns noch gleichsam anstrahlen, und in dem wir doch zugleich den zukünftigen Propheten ahnen. Die Kunst konnte sich keine lieblichere Aufgabe stellen, und die Florentiner behandeln sie mit Vorliebe. Michelangelo beherrscht den menschlichen Körper hier schon völlig. Es liegt der Schimmer einer Vollendung über dem Werke, die in Erstaunen setzt. Eben erst hatte er den Engel in Bologna gearbeitet und that jetzt einen so großen Schritt vorwärts, daß er fast unbegreiflich erscheint. Noch unbegreiflicher beim liegenden Adonis, den wir ohne so zwingende Gründe durchaus für das Werk eines älteren, ganz erfahrenen Bildhauers erklären müßten.

Der Giovannino steht im Alten Museum im Saale der Antiken, deren letzte Hälfte der Renaissance nun eingeräumt worden ist. Hier bewundern wir jetzt auch,

in besserem Lichte, die dem Donatello zugeschriebene Bronzebüste des Gonzaga, eine der schönsten des Quattrocento. —

Aus den Anfängen der italienischen Blüthezeit werden wir in deren letzte Ausläufe versetzt, wenn wir vor Rubens' Gemälde treten. Mit Recht ist Shakespeare mit Rubens verglichen worden. Beide haben es verstanden, aus Allem, was Mythologie und Alterthum und die romantische Gesinnung der eigenen Zeit lieferte, eine poetische Fabelwelt zu schaffen, deren überzeugender Anblick uns als eine nicht hinwegzuleugnende Realität entgegentritt. Wer möchte in Abrede stellen, daß diese Körper echtes, gesundes Menschenfleisch und diese Löwen, Tiger, Krokodille und Nilpferde echte Bestien seien? Das lebt und athmet und bewegt sich. Auch die zartesten Frauen aus Rubens' Fabrik würde man zu einem guten Rostbeef mit Porter einladen dürfen, ohne Mangel an Appetit befürchten zu dürfen. Es müßte für einen gesunden Magen ein Vergnügen sein, Theil nehmen zu dürfen, wenn dieser Neptun (oder Okeanos, oder wie man sonst will) mit dieser Amphitrite (oder Thetis oder Galatea oder dergl.) sich später zum Frühstück setzte. Eine seebadmäßig frische Stimmung kommt aus dem Gemälde heraus. Alle die Späteren, welche in Rubens' Manier Aehnliches zu malen suchten, vermochten die Wellen ihrer Meere nicht echt salzig zu malen. Man vergleiche van Thulden's großen Triumph der Galatea, eines der ältesten Decorationsstücke unserer Gallerie: ob dieses Gewässer, verglichen mit dem des Rubens, uns nicht anmuthet, als sei Parfüm hineingegossen worden. Ob irgend eine dieser eleganten Nymphen es wagen dürfte, ein Krokodill zu fassen, wie die bei Rubens im Vordergrunde rechts, über der wir das Nilpferd den Rachen gemüthlich weit aufthun sehen, daß wir ihm die Zähne entlang fast bis auf die Zungenwurzel sehen.

Dieses Nilpferd und der Löwe mit dem Tiger auf der anderen Seite wiegen beinahe sogar auf, was in menschlicher Gestaltung sich auf dem Gemälde präsentirt. Mit einer Treue und naturhistorischen Sicherheit sind diese Thiere gemalt, als wären sie die Hauptpersonen für den Künstler gewesen. Und dabei auch ihnen die gesunde Vornehmheit verliehen, welche das weitere Abzeichen aller Rubens'schen Creaturen ist. Jeder kennt ja unser Nilpferd im zoologischen Garten. Ungeschlachte Plumpheit hat die Natur in ihm zum Ideale erhoben. Mit unbeschreiblichem Behagen reißt es das Maul auf und blickt uns in der Ruhe hoffnungsloser Dummheit gerade entgegen. Wir wüßten Keinen, der vor oder nach Rubens ein Nilpferd dargestellt hätte, sicherlich aber würde Niemand im Stande sein, diesen Eigenschaften Grazie beizumischen. Gerade so wie außer Shakespeare Niemand einen behaglichen Caliban zu schaffen gewußt hätte.

Und einen wie prachtvollen Gegensatz dazu der Löwe und der Tiger neben ihm, auf der anderen Seite. Wie sie einander anknurren und mit ihren mörderischen Gebissen unschuldige Schmeicheleien austauschen. Der Rücken des Tigers ist ein Meisterstück für sich. Im ersten Sommer läßt so der Wind ein noch graues Roggenfeld in sanften Wellenlinien spielen, wie hier eine Welle den bunten Buckel des Thieres hinabläuft. Was den Löwen anlangt, so weiß ich keinen, der diesen hier überträfe. Von den ägyptischen, assyrischen und den Löwen von Mykene an bis auf die unserer Zeit hat die Kunst unzählbare Löwen gestaltet. Man versuche zu zählen, was allein Florenz und Umgegend an Löwen in Sculptur beherbergt, oder die neuere französische Kunst in ihrem algierischen Departement an Löwen geleistet hat. Nur das Pferd kann, was Häufigkeit der Darstellung anlangt, mit dem Löwen concurriren. Alle diese Darstellungen aber, soweit sie uns bekannt sind, haben einen Mangel: entweder sie streifen an das Wappenhafte oder gehen in's Katzenartige über. Der prachtvolle Löwe im Palazzo Barberini ist für uns mit zuviel königlicher Vornehmheit, die Berliner neuesten Producte auf dem Dönhofplatze und im Thiergarten mit zu wenig ausgestattet. Man würde nicht für unmöglich halten, daß die beiden letzteren, wenn sie geisterweise ihre Piedestale verließen und durch die Nacht auf Nahrung ausgingen, sei es auch nicht mit Mäusen, so doch im Nothfalle mit Ratten vorlieb nähmen. Rubens' Löwe auf unserem Gemälde vereinigt die Eigenschaften, die die Poesie und

das Leben in der Wüste dem königlichen Thiere verleihen. Diesem Löwen traute man zu, sich bei Andronicus eingefunden und, nachdem er verbunden worden, seinen Wohlthäter zum Danke nur unaufgefressen gelassen zu haben. Seine Bewegung mit der des Tigers vereinigt, enthält Alles, was Natur und Kunst aus einer solchen Begegnung zu machen im Stande wären.

Höchst phantastisch ist der gesammte Aufbau der Composition. Man erwartete des ungeheuren Segels wegen, das da aufgespannt ist, etwa ein Schiff, auf dem die Scene spielte, aber es scheint eine Insel zu sein, die den Schauplatz bildet, gerade groß genug, um die Gestalten zu beherbergen, die sich da zusammengefunden haben. Bedeuten diese ägyptisch-afrikanischen Thierelemente etwa die Vermählung Aegyptens mit dem Nile? Oder ist das Werk nichts als der Traum der in weite Länder schweifenden und ausschweifenden Phantasie? Wozu auch Namen geben? Genug, daß was wir vor Augen haben, uns mit dem lebhaften Gefühl erfüllt, es existire.

Das Gemälde ist eine vorzügliche Erwerbung und füllt eine Lücke aus in unserer Gallerie. —

In Rubens' Arbeiten zu den pergamenischen Sculpturen ist der Sprung nicht so groß. Die Verwandtschaft beider auf dem weiten Gebiete der Kunsthistorie ist zu augenscheinlich, als daß nicht von verschiedenen Seiten bereits darauf hingewiesen worden wäre. Hier wie dort die umfangreiche Erbschaft früherer, in strengerem, sagen wir: reinerem Sinne arbeitender Jahrhunderte, die mit ungemeiner schöpferischer eigener Kraft und mit der festen Absicht angetreten wird, sich nicht geniren zu wollen. Alle Register werden gezogen und ein Effect hervorgebracht, dessen Wirkung nach über 2000 Jahren aus den alten verstümmelten Ueberbleibseln immer noch mächtig hervorbricht. Das Publicum hat seine Freude an diesen Scenen des Kampfes und nimmt, eigenthümlich hierfür durch die eigene heutige Geschmacksrichtung vorbereitet, auch das Unschöne mit Vergnügen in den Kauf.

Die pergamenischen Sculpturen erwecken deshalb erneutes Interesse, weil der Anfangs unentwirrbar scheinende Trümmerhaufen allmälig zusammenhängende Gestalt angenommen hat. Ganze Reihen sich aneinander schließender Scenen liegen nun vor. Die Sorgfalt, mit der jedes kleinste Marmorstück mit hergeschafft worden ist, hat sich belohnt. Die meisten Fragmente wol haben ihre Stelle gefunden. Der ungeheure Wechsel der Dinge ist recht sichtbar. Man schafft, man zerstört, man reconstruirt die Ruinen. Immer gibt ein Jahrtausend so dem anderen zu thun.

Der wahre Effect dieser Werke wird übrigens erst zu Tage kommen, wenn in dem nun hoffentlich absehbaren Neubau oder Anbau der Sculpturengallerie der ganze Altar von Pergamon wieder aufgerichtet worden ist. Diese Sculpturen sind darauf berechnet, bei vollem, grellem Lichte aus einer ziemlichen Entfernung, und sodann, dies vor allen Dingen, aus der Tiefe gesehen zu werden. Die Körper sind durchaus darauf hin behandelt. Man muß emporsehen zu ihnen. Dann erst, wenn diese Möglichkeit geschaffen ist, wird sich das Gedrungene verlieren, das bei der jetzigen Stellung oder Lage noch unverständlich bleibt, ja sogar oft fehlerhaft scheint. Die Körper werden schlank werden, die tieferen Einschnitte zu zarteren Linien sich zusammenziehen und das Ganze die Unruhe verlieren, weil es sich als Ganzes übersehen läßt. —

Durchaus nichts zu thun dagegen, weder mit Pergamon, noch mit Rubens oder Michelangelo, hat die neueste Ausstellung der Nationalgallerie in ihren obersten Räumen, dem nun schon althergebrachten Local für diese, Anfangs so böse und undankbar zurückgewiesenen historischen stummen Vorlesungen. Catalog und Ausstellung zusammen wirken in der That wie eine angenehme Lection. Man lernt die Leute kennen, von denen Nichts zu wissen man sich bisher für berechtigt hielt weil sie Zeitgenossen waren. Man glaubte eben Alles zu wissen und merkt jetzt erst, diesen langen Seiten von fertigen Werken und Studien gegenüber, wie wenig man wußte. Vielen war nicht unbekannt, daß Berlin voll sei von Gemälden und Zeichnungen Krüger's;

jetzt, zum erstenmale, überblickt man die Mehrzahl seiner Werke und vergleicht und erinnert sich.

Krüger war preußischer Hofmaler und alter Berliner. Für ihn bestand das ideale öffentliche Dasein aus Paraden, Promenaden und Cavalcaden. Seine Pferde sind sämmtlich gewohnt, tadellos an einer Front herabzugaloppiren, und seine Civilisten grüßen einander freundlich, wo sie sich begegnen, weil sie alle voneinander wissen. Krüger malte das Berlin, das noch keine Landtage und Parlamente und siegreich einziehende Armeen kannte und dessen bewegteste Locale die Namen Josti, Giovanoli, Spargnapani, Fuchs ꝛc. in großen goldenen Buchstaben auf breiten schwarzen Schilden trugen. Auch darin ist Krüger's Gemälde der großen Parade vor der Neuen Wache charakteristisch, daß Alles, was hier an civilistischen Celebritäten in den dreißiger und vierziger Jahren lebte, sich im Zustande festlich erregter Neugier auf einen Klumpen zusammendrängt, um dem militärischen Schauspiel so nah als möglich zu sein. Da sieht man Humboldt, den alten Schadow, Schinkel, Olfers, Waagen, hohe Hofchargen, den alten Theaterfriseur (den jedes Kind damals in Berlin kannte) u. s. w. u. s. w., sämmtlich der großen breiten Fronte entgegenharrend, die mit vorgestrecktem Fuße in weißen Beinkleidern von den Linden her sich heranbewegt.

Neben Krüger's Sachen sind die Landschaften der Malerin Antonie Biel und des Malers Willers ausgestellt. Beide kommen historisch zum erstenmale hier zu Ehren. Die Skizzen von Antonie Biel liegen dem heutigen Geschmacke näher. Sie deuten auf ein selbständiges Talent, das genau, vielleicht zu genau, weiß, was es will und energisch seinen Weg verfolgt. Willers dagegen findet weniger freundliches Verständniß. Wir gestehen, daß für uns, so wenig uns das Unfertige in seinen Zeichnungen und besonders seinen Oelskizzen entgeht, diese Arbeiten etwas an sich haben, das uns angenehm sympathisch berührt. Recapituliren wir, was uns aus Italien an landschaftlichen Eindrücken in der Phantasie hängen blieb — das unsichtbare Album, in dem man in stillen Stunden zuweilen blättert — so haben Willers' Darstellungen etwas, was diesen inneren Bildern ähnlich ist. Man glaubt den Blättern abzuempfinden, mit welchen Gedanken der Künstler da und dort sich niedersetzte und die Natur abzuschreiben und gleich zu einem Bilde zu gestalten begann.

Italien gesehen zu haben ist heute nichts Besonderes. Man merkt an zuviel Leuten, die gerade so wiederkamen wie sie hingingen, daß dem Menschen, der ein paar Monate heute in Rom, Neapel und Palermo herumgelaufen ist und Photographien gekauft hat, die Göttin der Kunstgeschichte nicht etwa die alte Haut über die Ohren zog, um rasch eine andere wachsen zu lassen. In früheren Zeiten bereitete man sich für eine solche Fahrt ernstlich vor, hatte ernste Ziele in Italien und fühlte sich dort unter dem Banne einer neuen Existenz und zuströmender geistiger Reichthümer, die für immer aushielten. Die, welche Italien kannten, gewannen eine Art Vornehmheit, deren unschuldige Ansprüche Niemand streitig machte. Zu dieser Generation gehörte Willers noch. Das ganze Phänomen ist heute historisch geworden und muß verstanden werden. Täuschen wir uns nicht, so sind die Zeiten nicht fern, wo auch unsere Künstler merken werden, daß jene alten romantischen Romfahrer, die zum alten Koch als einem großen Landschaftsmaler emporsahen, dies und jenes konnten und besaßen, um das spätere Zeiten sich vergebens abmühen. B. K. F.

Literarische Rundschau.

Historische Romane.

Heinrich von Plauen. Historischer Roman in drei Bänden von Ernst Wichert. Leipzig, Karl Reißner. 1881.

Odhin's Trost. Ein nordischer Roman aus dem elften Jahrhundert von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1880.

Mein Onkel Don Juan. Eine Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Hans Hopfen. 2 Bde. Berlin, F. Schneider u. Co. 1881.

Salvator Rosa. Roman von Wolfgang Kirchbach. 2 Bde. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1880.

Wir haben vor Kurzem an dieser Stelle über den abschließenden Band von Freytag's „Ahnen" Bericht erstattet und müssen auch heute, wo es gilt, eine Anzahl historischer Erzählungen kurz zu charakterisiren, von Neuem an die „Ahnen" erinnern. Denn die „alten Knaben" aus Victor König's Geschlecht: Ingo und Ingraban, Immo und Markus König sind für die Entwickelung des historischen Romans in unseren Tagen von einschneidender Bedeutung gewesen und nun das große Werk vollendet dasteht, wird es als Muster und Vorbild noch auf manchen Collegen Victor's seine anregende und spornende Wirkung üben. Schon jetzt sind die Anfänge einer solchen Freytag-Schule bei uns zu beobachten, und der historische Roman Wichert's, welcher uns eben vorliegt, gehört zu ihren achtungswerthesten Erscheinungen. Wichert's Buch berührt sich am Nächsten mit „Markus König": die Kämpfe des deutschen Ordens in Preußen gegen die Polen und die widerspenstigen, aufstrebenden großen Städte bilden das Hauptthema. Der Roman spielt im beginnenden 15. Jahrhundert, also etwa hundert Jahre früher als „Markus König", wie dort die Parteiungen in Thorn, so werden hier die Streitigkeiten der deutschen und polnischen Parteien in Danzig geschildert, freilich mit einer viel weitergehenden Rücksichtnahme auf das ganze Ordensland, welche der Einheit des Interesses nicht zu Gute kommt. Heinrich von Plauen, der Held, tritt allzu spät in den Vordergrund; doch ist seine Persönlichkeit und der wichtigste Vorgang seiner Herrschaft, eine Art Uebergang aus dem absolutistischen zum mittelalterlich-constitutionellen Staat, mit Wärme und Anschaulichkeit geschildert. Historische Farbe, soweit sie durch äußere Mittel sich herstellen läßt, hat Wichert reichlich aufgewendet; daß er jenes nur begrenzte „Maß von menschlichem Empfinden", welches Freytag den alten Ahnen zugesteht, nirgends überschritten habe, möchten wir nicht behaupten.

Noch weniger als Wichert ist Felix Dahn im Besitz der Tugenden, welche wir an Freytag so hochschätzen müssen: „aufspringende Laune stilvoll zu bändigen", ist ihm nicht gegeben und derjenige Kritiker, der auf historische Treue das Hauptgewicht legt, könnte sich auch seinem neuen Werke gegenüber nicht anders als völlig ablehnend verhalten. Dieser empfindungs- und wortreiche isländische Waldfried, der seine eigenen Erlebnisse und die Sage von Odhin's Trost in derselben manierirten Sprache aufzeichnet, welche zwischen der carrikirtesten Edda-Nachahmung und der modernsten Prosa im Stile der Frau Velq hin- und herschwankt, und dieser philosophisch geschulte Odhin, der bei Hegel und David Strauß in die Lehre gegangen ist und sich in seinem begeisterungsfreudigen Pantheismus mit deutlicher Polemik gegen Schopenhauer und Eduard von Hartmann wendet (S. 447) — sie sind beide gleich unmöglich. Gewiß wohnt den alten germanischen Sagen von der Götterdämmerung und dem Weltbrande ein Element des Tiefsinnigen und Beschaulichen inne, aber wenn der alte Thorgeir den Odhin von der „Vereisung" seiner Welt sprechen läßt,

als hätte er Laplace oder Du Prel gelesen, wenn er ihn über das wahrhaft Seiende und das schlechthin Nothwendige, über die Unfreiheit des Willens und die Unendlichkeit der Entwickelung in diesem orakelnden Stile philosophiren läßt, so entgeht der Dichter doch nur für denjenigen dem Fluche der Lächerlichkeit, der vor seinem „Professorenfrack", mit Hopfen zu reden, in unbedingtem Respect erstirbt.

Ebenso leistet Dahn in einer, wie es scheint, bewußten Annäherung seiner göttlichen und menschlichen Personen an das moderne Empfinden das nur irgend Mögliche. Wir danken ihm aufrichtig, daß er an den thörichten Verballhornungen, welche Wagner mit diesen Sagen vorgenommen hat, keinen Antheil nimmt; daß er den Balder, die leuchtendste Gestalt der nordischen Ueberlieferung, nicht gleich dem Dichtercomponisten fallen ließ, daß sein Odhin nichts von dem polternden Hausknecht und dem lügenhaften Weichling Wagner's hat, sondern eine große, edle und würdige Figur geworden ist; aber daß er seine Götter, um sie uns näher zu bringen, beispielsweise zu einem nach Iffland und Benedix schmeckenden Lunch in Walhall vereinigt (153), daß Frigg ihren scheidenden Gemahl „an der Thür" zurückruft, wie eine Kaufmannsfrau den Gatten, der in's Geschäft muß: „Odhin, noch einmal dein Antlitz, noch einmal dein Auge" — das danken wir ihm allerdings gar nicht.

Indessen, so scharf man auch diese ans Parodistische streifenden Wunderlichkeiten bekämpfen, so bestimmt man den weiten Abstand zwischen der künstlerischen Reife Freytag's und Dahn's markiren mag, es muß doch gesagt werden, daß in ein paar großen Scenen dieses Werkes, in der Scene, wo berichtet wird, wie Odhin die Riesenjungfrau Lauseja bezwang, und in jener, wo Skadhi die Brauthütte seiner Feinde schützen soll, eine gewaltig fortreißende, elementare Kraft sich ausspricht, wie sie Freytag nie zu Gebote stand. Hier spürt man in Wahrheit den heißen Athem der Leidenschaft, das Walten einer in's Ungemessene strebenden Phantasie, die nicht willkürlich, sondern mit Nothwendigkeit von den modernen Stoffen zu jenen alten Sagen zurückstrebt und in ihnen ganz und gar singuläre Wirkungen erzielt. In diesen Scenen, nicht in den breiten philosophischen Betrachtungen, und auch nicht in den Aufzeichnungen des halbheidnischen Thorgeir über seine Kämpfe mit dem fanatischen Bischofssohn und den Mönchen, liegt die Bedeutung des Buches.

Ob die Form der Selbsterzählung, welche bei uns neuerdings in so schablonenhaftem Uebermaß angewendet wird, und welche auch Dahn gebraucht, für den historischen Roman aus jenen fernliegenden Zeiten eine innere Berechtigung hat, ist uns mehr als zweifelhaft; die fortwährenden Entschuldigungen des guten Isländers, weshalb er „ungefüg und ungleich" erzähle und die wunderliche Selbstanklage, mit der er immer wieder auf das Kunstlose und Ungeschulte seiner Darstellung zurückkommt, ist ebensowenig geschmackvoll, wie die Koketterie, mit welcher Hopfen's Onkel Don Juan es ablehnt, „Fabeln zu erfinden, um damit sein täglich Brod oder eitlen Ruhm zu verdienen"; in beiden Fällen tritt die Persönlichkeit und das literarische Gewissen der Autoren doch allzu deutlich hervor.

Es wird vielleicht verwunderlich erscheinen, Hopfen's Buch in eine Kategorie mit Dahn und Freytag gebracht zu sehen, denn der Dichter wendet sich in den einleitenden Versen sehr vernehmlich gegen Odhin's „süßen Trost der Weltweisheit" und den „altdeutsch brummenden Ahn" Freytag's. Aber ich kann mir nicht helfen, sein Don Juan gehört unbedingt in diesen Zusammenhang und in keinen andern. Nicht nur, daß äußere Analogien zwischen den Werken stattfinden, daß beide, Don Juan und Thorgeir, von einem weltentlegen Eiland berichten, auf dem wie in Freytag's „Ingraban", christliche und heidnische Anschauungen aufeinandertreffen, daß beide Erzähler, zum Theil der Fiction des Kunstlosen zuliebe, zum Theil vielleicht aus mangelnder Beherrschung der Technik, ihre Darstellung in der Mitte beginnen, um dann, in ausdrücklicher Anerkennung des Fehlers, den Anfang nachzuliefern: auch der innerste Antrieb, der Hopfen zu dem exotischen Stoffe greifen machte, ist derselbe wie bei Dahn, ist dasselbe Verlangen einer starken Phantasie nach bunten, fremdartigen Effekten, wie sie sich in der Behandlung moderner Stoffe nicht erzielen lassen.

Aber auch für Hopfen ist der ganze schwerfällige Apparat von Mord und Schiffbruch und Inquisition nur Costüm, nicht Gewand. Wenn Odhin im Professorenfrack erscheint, so kommt Don Juan in der baierischen Joppe; Maskerade ist es hier wie dort. Auch Hopfen besitzt nicht den Fleiß und die Selbstentäußerung, aufspringende Laune stilvoll zu bändigen; er läßt seinen spanischen Hidalgo vom vorigen Jahrhundert dasselbe kräftige bairisch-deutsch reden, wie seinen Major vom vorigen Jahre, läßt ihn von „altfränkisch" und dem „üblichen Siegel der Verschwiegenheit" sprechen, und des alten Schubart's Vers citiren: „Gefangner Mann, ein armer Mann", und versichert dann in der Vorrede mit großer Bestimmtheit die „eigenen Worte" des Erzählers wiederzugeben. Das Seltsamste aber ist, daß die angebliche Insel der Antillen, auf der die Geschichte sich zuträgt, Zug für Zug der Insel — Helgoland nachgebildet ist; am gravirendsten dafür sind die „Seehundsklippen" Band 2. S. 17. So müssen wir auch im Onkel „Don Juan" über gar Vieles hinwegsehen, wenn wir zum Genuß desjenigen gelangen wollen, was der Roman Anerkennenswerthes enthält: nicht in dem Apparat von spanischer Inquisition und Dominikanermönchen, sondern in ein paar hübschen Liebesabenteuern Don Juan's, die mit ebensoviel Kühnheit wie Grazie vorgetragen werden, liegt das Interesse von Hopfen's neuem Buch, das als Ganzes jedenfalls nicht zu den gelungeneren des hervorragenden Autors zählt.

Was bei Hopfen nur äußere Einkleidung ist, mit der der Dichter hin und wieder sogar ironisch spielt, das ist in Wolfgang Kirchbach's „Salvator Rosa" bitterer, heiliger Ernst. Der nicht unbegabte Poet, welcher vor einiger Zeit sich durch seine hübschen „Märchen" Beifall erwarb, offenbart sich hier als eine Art von deutschem Maurus Jokai, der dem Antrieb einer gährenden, wild gewordenen Phantasie rücksichtslos folgt. Es ist eine zerfahrene Composition, die „in trüben Bildern wenig Klarheit" bietet. Vergiftung, Raub, Jesuiten, Verschwörung, Wahnsinn, Inquisition, Selbstmord. Völlig geht der innere Läuterungsproceß Salvator's, der dem Dichter als Hauptthema vorschwebte, unter all dem Wust verloren. Auch die Neigung des Autors für das Erotische, seine sorglose Sprache und die geradezu kindliche, verrostete Technik können nicht für ihn einnehmen. Kirchbach hat sich sein Motto aus Vischer's „Auch Einer" geholt und in einem Tagebuch Salvator's das Tagebuch des A. E. nachzuahmen versucht; aber Vischer's wunderliches Buch ist für einen jungen Autor die denkbar gefährlichste Schule, und wir rathen dem Dichter dringend, sich nach einem besseren Muster umzusehen. Dasjenige, was er seinem Helden in der Sprache der Schule nachrühmt: „die Kraft des Vortrags, welche bekundet, daß er gelernt hat, daß er ein Herrscher ist über die Mittel seiner Kunst, Alles kann, was er will, und Nichts will, was er nicht auch kann" — das können wir leider ihm so wenig wie seinem geistvollen Meister nachrühmen; er muß noch viel, unendlich viel lernen, dann ist es — vielleicht — möglich, daß er in Zukunft einmal ein ernsthaftes Kunstwerk zu Stande bringt.

Otto Brahm.

Ratzel's Culturgeographie der Vereinigten Staaten von Amerika.

Culturgeographie der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika unter besonderer Berücksichtigung der wirthschaftlichen Verhältnisse, von Dr. Friedrich Ratzel, Professor der Erdkunde an der technischen Hochschule in München. Mit 2 Holzschnitten und 9 Karten in Farbendruck. Zweiter Band. München, R. Oldenbourg.

Was seither politische Geographie genannt wurde, gibt sich hier unter verändertem Gesichtspunkt als Culturgeographie kund. Der Horizont der Erdanschauung hat sich durch neu entdeckte Land- und Wassergebiete von ungeheurem Umfang erweitert und die denkende Betrachtung der bewohnten Theile im Verhältniß zum Bewohner hat sich zusehends vertieft. Dieses Verhältniß, sofern es auf der Arbeit als der Einheit von natürlichem Stoff und menschlichem Willen beruht, ist der Culturproceß, dessen räumlicher Niederschlag in der Veränderung und Umgestaltung des Erdbodens sicht- und

greifbar wird. Seine Darstellung ist der Gegenstand der Culturgeographie. Es ist dies eine Bezeichnung, welche für die Geographie eines einzelnen Staates zum ersten Male vorkommt. Sie rechtfertigt sich vollkommen durch den Auf- und Ausbau des ganzen Werkes, und dürfte des Verfassers Vorgehen bei dem hohen Ansehen, das er als Reisender und Gelehrter genießt, zur Nachfolge einladen.

In dieser Beziehung hat er schon im Titel die Probe auf die Zweckmäßigkeit und innere Wahrheit der neuen Bezeichnung in die Verbindung mit den „Vereinigten Staaten" gelegt, und in der That eignet sich kein Staat mehr zu freierer Auffassung eines übersichtlichen Bildes von den einem Boden aufgeprägten Zeugnissen der menschlichen Arbeit. Denn die Coloniengründung in Nord-Amerika war eine Vorschule von nur hundertjähriger Dauer, welcher die politische Selbständigkeit von nicht längerer Dauer folgte. Ein wie kurzer und deshalb verhältnißmäßig leicht übersehbarer Zeitraum, besonders seit die strahlende Beleuchtung durch eine alle Erwartungen übertreffende Centennialfeier den Beweis lieferte, daß das junge Staatengebilde den Wettstreit mit den eines tausendjährigen Bestehens sich rühmenden Culturmächten der alten Welt aufnehmen könne. Schon sehen sich diese auf Lebensspenden aus dem Ueberfluß der Vereinigten Staaten angewiesen, und, wie Einzelne nach langer Abwesenheit nicht selten von „Drüben" reichen Erwerb den Ihrigen zurückbringen, so überschüttet im Großen die Nachkommenschaft jener ersten und späteren Einwanderung schon jetzt die ursprüngliche europäische Heimath mit ihren wirthschaftlichen Reichthümern.

Bei der großen Anziehungskraft der Vereinigten Staaten, namentlich auf die deutsche Auswanderung und auf den daraus hervorgehenden lebendigen Verkehr zwischen beiden Ländern, begreift es sich, daß selbst mangelhafte Berichte über die Naturverhältnisse und Culturzustände von Nord-Amerika stets willkommene Leser finden. Um wieviel mehr darf ein so gediegenes Werk, wie das vorliegende, welches mit gründlicher und lichtvoller Verarbeitung des Stoffes „den Charakter eines praktischen Nachschlagebuches neben dem eines wissenschaftlichen Handbuches trägt", allseitig günstiger Aufnahme gewärtig sein. Nur im Allgemeinen anzuerkennen, daß es den Zwecken der Selbstbelehrung und des wissenschaftlichen Unterrichts gleichmäßig genüge, reicht nicht aus; es ist besonders auch noch der Gewinn anzudeuten, welchen es der Kunst und Wissenschaft der geographischen Darstellung einbringen würde, wenn ihre Vertreter bereit wären, in die von Ratzel eingeschlagene Richtung einzulenken. Würde hiermit auch in weiteren Kreisen dem Eingang richtiger Vorstellungen über das Land, welches das Ziel theils berechtigter, theils übertriebener Wünsche und Hoffnungen ist, Vorschub geleistet, so wäre dies gleichfalls eine nicht zu unterschätzende Wirkung.

Um den Leser dieser Zeilen nur ganz im Allgemeinen mit dem Gang des Inhaltes bekannt zu machen, sei bemerkt, daß der Verfasser die Lösung seiner Aufgabe auf zwei Bände vertheilt hat, die er unter den gemeinschaftlichen Titel „Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika" stellt. Der erste Band, unter dem besonderen Titel „Physikalische Geographie und Naturcharakter", ist vor zwei Jahren erschienen, hat seitdem die einer hervorragenden Leistung entsprechende Kritik erfahren, wird aber selbstredend stets auch jede Besprechung des zweiten Bandes mehr oder minder maßgebend beeinflussen, also auch hier nicht gänzlich außer Acht bleiben dürfen. Von den zwei Abtheilungen nun des ersten Bandes befaßt sich die eine, „der allgemeine Theil", mit Begrenzung und Umriß, geologischem Bau, Oberflächengestaltung, Strömen, Flüssen und Seen, mit dem Klima, der Pflanzen- und der Thierwelt, während die andere, „der schildernde Theil", landschaftliche Schilderungen und in den Nachträgen vergleichend tabellarische Uebersichten enthält. Die Erörterung der unter diese Uebersichten fallenden Gegenstände der physikalischen Geographie hat vor dem herkömmlichen Verfahren den wesentlichen Vorzug, daß sie das reife Ergebniß einer meist an Ort und Stelle geübten Empirie und Autopsie eines Reisenden ist, dem der große Vortheil zu Statten kommt, seine Erfahrung als Naturforscher mit einsetzen zu können. In beiden Gebieten zu Hause, weiß und bethätigt er, daß und wie die Selbständigkeit eines Jeden zu wahren ist. Hoffentlich mit dem Erfolg, daß durch das Beispiel seiner maßvollen Enthaltsamkeit den zu reichlichen Bezügen der Geographie aus dem

Bereich der Astronomie, der Geologie und der Naturwissenschaft überhaupt Einhalt gethan wird. Im Zusammenhange hiermit — denn der sinnige Forscher lauscht der Natur die Gesetze des Schönen und Zweckmäßigen ab — steht die Anordnung und die Kunst seiner Darstellung wie im ersten, so auch im zweiten Band.

Der zweite Band bringt als Einleitung „die natürlichen Bedingungen der Culturentwickelung" und schließt mit der „Einzelbeschreibung der Staaten und Territorien". Der Anfang ist also der Grund und Boden, wie er von Natur war, der Schluß ist ein gewaltiger Staatenbau, und was dazwischen liegt, ist die Beschreibung der durch den Verlauf dieser Staatengründung an dem Grund und Boden wahrnehmbar gewordenen Veränderungen. Hierbei ist das Verfahren ein solches, daß die Aufeinanderfolge der verschiedenen Materien mehr als bisher in wissenschaftlichen Fluß geräth, indem die an der Bodendecke fest gewordenen Umgestaltungen von der Erinnerung an ihr Werden durchleuchtet sind. Denn es war dem Verfasser klar, „daß es der Geographie gleich allen anderen einst rein beschreibenden Wissenschaften auch nicht erspart bleiben kann, sich immer mehr mit dem Werden der Dinge bekannt zu machen, um ihr Sein zu verstehen, daß sie daher den Zeugnissen der Geschichte eines Landes, wie sie besonders die Geologie bietet, nicht achtlos vorübergehen kann".

In diesem Sinne folgt der Einleitung zunächst ein „geschichtlicher Ueberblick" zum Zweck vorläufiger allgemeiner Orientirung über das gesammte Feld der Betrachtung. Hierauf werden die verschiedenen Elemente der „Bevölkerung" charakterisirt, die Indianer, die Einwanderung, die weiße Bevölkerung, die Neger und die Chinesen; eine Charakterisirung, welche vom Standpunkt des unbefangenen Urtheils die Wissenschaft erhaben erscheinen läßt über allem Parteistreit. Alsdann gruppiren sich wie um den Mittelpunkt des Ganzen „die wirthschaftlichen Verhältnisse" in ihrer vollen Bedeutung als Existenzbedingungen des Menschen: „die Landwirthschaft, die Wälder und ihre Ausbeutung, Mineralreichthum und Bergbau, die Gewerbthätigkeit, Verkehrswege, Verkehrsmittel und Handel". Machen diese Schöpfungen der werkthätigen Hand den realen Grund jedes Gemeinwesens aus, so erweisen sich „die Gemeinden, die Kirche, die Schule, das geistige Leben, das Volk und die Gesellschaft" als dessen ideale Seite. Beide Seiten aber erscheinen in einheitlicher Wechselwirkung im „Staate", als dem Inbegriff aller realen und idealen Richtungen der menschlichen Thätigkeit.

Was von den Lebensäußerungen des Staates der Geschichtschreibung und was der Erdbeschreibung gehört, ergibt sich zum großen Theil aus dem Gesagten. Der Erdboden und der Mensch sind die Brennpunkte der Cultur. Jeder ist aber auch Mittelpunkt für sich und es kommt nur darauf an, daß, da doch die ganze Erdbeschreibung nicht in Geschichte, oder die ganze Geschichte nicht in Erdbeschreibung aufgehen darf, die eine Seite von der anderen nicht mehr Licht beansprucht, als sie zur Vollständigkeit und Klarheit des Verständnisses benöthigt ist. Die Entscheidung über das Maß und das richtige Verhältniß des beiderseitigen Bedarfs hängt von dem Grad der wissenschaftlichen Beherrschung beider Gebiete ab. Die Weltgeschichte schwebt nicht in der Luft, und der Erdboden wird nur Gegenstand der Beschreibung unter dem Darüberhinschreiten der Geschichte.

Da die für diese Anzeige einzuhaltende Raumbeschränkung Eingehen auf Einzelnes nicht gestattet, so sei schließlich nur noch im Allgemeinen bemerkt, daß Ratzel's Werk im eigentlichen Sinne des Wortes ein epochemachendes ist. Mit ihm hat die geographische Darstellung eine höhere Stufe betreten. Dem inneren Gehalt entspricht die buchhändlerische Mitgift. Das Ganze ist eine imponirende Erscheinung, die besonders auch in dem Lande, dessen Aufschwung, nicht zum geringsten Theile, deutschem Fleiß und deutscher Wissenschaft verdankt wird, ehrende Anerkennung finden muß.

E. K.

βxq. **Statistisches Handbuch** für Kunst und Kunstgewerbe im Deutschen Reich. 1881. Herausgegeben von Robert Springer. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1881.

Der in der Vorrede zum ersten Jahrgange als Mitherausgeber genannte Herausgeber figurirt diesmal mit Recht als solcher auf dem Titel. Aus 311 Seiten des ersten Jahrganges sind diesmal 398 geworden. Es hat sich herausgestellt, daß das Unternehmen ein nothwendiges war, und es wird von nun an wol jedes Jahr oder ein Jahr ums andere sein erneutes Erscheinen zu registriren sein.

βxq. **Rembrandt's sämmtliche Radirungen** nach den im Königl. Kupferstichcabinet zu München befindlichen Originalen, Facsimile in Lichtdruck, vervielfältigt von J. B. Obernetter. Mit erläuterndem Text von H. E. v. Berlepsch. Heft I. München, Verlag von Max Kellerer's Buch- und Kunsthandlung.

Dürer und Rembrandt sind in ihren Kupferplatten die Meister, von denen vielleicht am meisten zu lernen ist. Jeder Stich von ihrer Hand ist lebendig, lebensvoll und lebenerweckend. Unsere kunstbedürftige Zeit sollte diesen beiden in erster Linie Aufmerksamkeit zuwenden. Und somit wünschen wir den vorliegenden Blättern weite Verbreitung und dem Unternehmen Fortgang.

Was aber versteht man hier unter erläuterndem Text? Z. B. Blatt 3. Das Segelschiff. Die Erläuterung besagt „Im Vordergrunde links stehen Bauernhäuser, über deren Dächer kahle Bäume hinausragen. Eine Frau, von einem Hunde gefolgt, geht zwischen die Hütten hinein. Welche Hütten? Und, wie macht man das, wenn man zwischen die Hütten hineingeht? Sodann weiter: Rechts im Mittelgrunde sieht man einen Canal, in welchem ein Segelschiff schwimmt". Ein Schiff schwimmt auf dem Wasser.

βxq. **Un voyage inédit d'Albert Dürer** par Charles Ephrussi. Paris. 1881.

Herr Ephrussi hat wohl daran gethan, diesen Aufsatz, welcher bereits in der Gazette des Beaux-Arts erschienen war, als Broschüre besonders herauszugeben. Er übertrifft Alles, was er bisher in Betreff Dürer's herausgegeben hat. Mit ganz geringem, zum Theil längst bekanntem Materiale sind durch geistreiche Behandlung eine Reihe neuer Daten aus Dürer's Leben gewonnen worden, die wir, obgleich Manches nur als Vermuthung gegeben wird, gern annehmen. Eine bisher unbekannte Reise, 1515 von Stuttgart aus nach dem Elsaß unternommen und vielleicht bis Basel und Zürich ausgedehnt, liegt in eigenhändigen Illustrationen Dürer's vor uns. Hans Baldung Grien erscheint in engerem Verhältnisse zu ihm und sogar Erasmus und H. Holbein treten auf diesem Schauplatze glaubwürdig auf. Ephrussi's Conjecturen einer Reihe von Federzeichnungen gegenüber, welche er für Illustrationen zu Erasmus „Lob der Narrheit" erklärt, sind überraschend.

Warum haben wir Niemand in Deutschland, um desgleichen zu schreiben? Warum nicht eine Stelle, wo sich auch nur das Material für solche Arbeiten zusammenfände? Es ist bekannt, daß Ephrussi in der Gazette des Beaux-Arts seit Jahren Dürer bearbeitet und in vorzüglicher Reproduction Handzeichnungen dieses größten deutschen Künstlers veröffentlicht. Wir erinnern ferner an Amand Durand's Heliogravüren der Dürer'schen Stiche. Frankreich übertrifft uns hier auf das Entschiedenste und beschämt uns auf das Empfindlichste.

βxq. **Wiener Monumental-Bauten.** Erster Band. Hofoperhaus von van der Nüll und v. Sicardsburg. Justizpalast von A. von Wielemans. Erste Lieferung. Wien, Lehmann & Wentzel.

Wien's neueste Monumentalbauten sind in demselben Maße bekannt und berühmt und bewundert als es die anderer großen Städte zum Theil nicht sind. Man begegnet in Wien dem Sinne für großartige Ornamentik im Ganzen, ungenirter Erfindungskraft und wohl verwendeten Mitteln.

Wir wollen keine Parallelen ziehen. Ganz im Allgemeinen nur sei ein Wunsch ausgesprochen: möchte doch der Hauptstadt eines Reiches, das wir alle kennen, ein baumeisterliches Genie sich enthüllen, das, unbekümmert um Antike, Mittelalter und eignes Jahrhundert, das zu bauen wagte, was ihm schön und grandios und der Stadt zum Schmucke gereichend erscheint. Möchte dieses Genie Anerkennung daselbst finden. Möchte man ihm Aufgaben stellen, die seiner würdig sind, und diese loben und preisen, wenn sie glücklich vollendet werden, Freude daran haben und sie zur Nachahmung empfehlen. Man hat in der Stadt, die wir meinen, Museen mancher Art, Eisenbahnhöfe, Regierungsgebäude, Häuser für Landtag und Herrenhaus, sowie für das Parlament zu bauen, hat neue Straßen und Plätze zu ziehen. Nach allen Seiten hin streckt die Stadt sich aus und braucht Bedeckung für ihre nackten Glieder. Soll da immer nur im nächsten besten Laden eine Elle billiges Zeug gekauft werden, um ein Stück an Hosen und Aermel anzusetzen?

Die Wiener Monumentalbauten werden das Ihrige dazu beitragen, in der Welt das Gefühl für das, was „Monumentalbauten" sind und sein wollen, wieder aufkommen zu lassen. Die Stahlstiche sind vorzüglich. Ein erfreuliches Unternehmen, welches überall nachgeahmt werden sollte, wo sich der Stoff dazu bietet. Denn die von den Massen ausgehende Kritik gibt heute in allem Hohen und Niedrigen den Ausschlag und es gilt sie zu leiten und organisiren. Das Volk muß kennen lernen, was es besitzt und die Gebäude vor Augen haben, für die seine Vertreter Geld bewilligen.

ρ. **H. Ch. Andersen's Ausgewählte Werke.** Neu revidirt auf Grund der vom Verfasser selbst besorgten deutschen Ausgabe. Herausgegeben und eingeleitet von Leopold Katscher. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe). 1880.

In acht gut ausgestatteten Bänden mit deutlichem Druck und von handlichem Format erhalten wir hier Dasjenige von Andersen's Romanen, Erzählungen und Märchen, was bereits die Probe der Zeit bestanden und am Meisten Aussicht hat, zu leben. Der erste Band bringt: „Nur ein Geiger"; der zweite: „Der Improvisator"; der dritte: „O. Z."; der vierte:

„Sein oder Nichtsein"; der fünfte: „Die zwei Baroneſſen"; der ſechſte: „Das Märchen meines Lebens"; der ſiebente: „Das Bilderbuch ohne Bilder, die Eisjungfer, die Schneekönigin, der Glückspeter, die Geſchichte aus den Sanddünen und Anna Liesbeth"; der achte endlich die berühmteſten ſeiner Märchen. — Der Herausgeber leitet dieſe neue Ausgabe mit einer ſehr anſprechenden biographiſchen Skizze des Dichters ein; und die Spuren ſeiner editoriellen Thätigkeit laſſen ſich auch ſonſt in Anmerkungen zu dem Text, in Veranſtaltung der geſchickt getroffenen Auswahl und den, manchen Stücken zum Vortheil gereichenden Kürzungen verfolgen. In dieſer Geſtalt, welche nicht Vollſtändigkeit, ſondern nur Lesbarkeit anſtrebt, wird der däniſche Dichter, der ja beſonders in Deutſchland immer zu den Lieblingen von Jung und Alt gehört hat, uns auf's Neue nahe gebracht; und Mancher wird mit Freude die Gelegenheit ergreifen, ſeine Bibliothek zu einem mäßigen Preiſe um ein Werk zu bereichern, welches wohl den Platz verdient, den es darin einnimmt.

τρ. **Ludwig Feuerbach.** Ausſprüche aus ſeinen Werken geſammelt von Leonore Feuerbach. Leipzig, Otto Wigand. 1879.

Es kann bei dieſer Gelegenheit nicht mehr davon die Rede ſein, die Bedeutung Ludwig Feuerbach's zu beſtimmen oder zu erklären. Dennoch iſt es ſicher, daß Feuerbach, obgleich ihm die wichtigſten Dinge, Religion u. Theologie, die Inbegriffe des Denkens waren, noch immer nicht einem größeren Kreiſe mit ſeinen Ideen bekannt iſt und vielleicht überhaupt niemals werden wird. Wir begrüßen deswegen auch den Verſuch, durch Ausſprüche aus ſeinen Werken dieſe wenigſtens ihrem Weſen nach und in einzelnen ihrer Höhepunkte allgemeinerem Verſtändniß zu erſchließen. Bei der Auswahl ſelbſt war für die Autorin das Beſtreben maßgebend, Feuerbach als Schriftſteller in ſeinen Gedanken über religiöſe Dinge vorzuführen, beſonders aber ihn als Menſch mit ſeinem redlichen Wahrheitsſinne und dem warmen Gefühl für ſeine Mitmenſchen zu zeigen. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß dieſe fragmentariſchen Mittheilungen nicht genügen können, um Feuerbach's Eigenart als Denker und Schriftſteller abſchließend zu charakteriſiren. — Ludwig Feuerbach will ſtudirt werden, um verſtanden zu ſein; aber das Intereſſe auf's Neue auf ſeine Werke zu lenken, nicht nur zu ſagen: wer er geweſen iſt, ſondern auch durch Beiſpiele es zu beweiſen, darin ſehen wir Werth und Zweck vorliegenden Buches, das eingeführt wird durch eine treffliche Auseinanderſetzung von Wilhelm Bolin.

ως. **Das Syſtem der erworbenen Rechte.** Eine Vorführung des poſitiven Rechts und der Rechtsphiloſophie von Ferdinand Laſſalle. In zwei Theilen. Zweite Auflage, herausgegeben von Lothar Bucher. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1880.

In einer Zeit, in der die ſozialdemokratiſche Bewegung ſo ſehr im Vordergrunde ſteht wie gegenwärtig, in der dieſelbe ſich beſtändig auf Laſſalle beruft und ebenſo beſtändig von der Gegenpartei anhören muß, daß ſie kein Recht dazu habe, dieſen „durch und durch monarchiſchen" Socialiſten den ihren zu nennen: in einer ſolchen Zeit macht ſich das Bedürfniß geltend, ſich über Laſſalle's Standpunkt aus ſeinem grundlegenden Werk ſelbſt zu belehren. Der Herausgeber ſpricht ſich in einem neuhinzugefügten Vorwort darüber aus, wie der Verfaſſer unter dem Eindrucke der politiſchen Ereigniſſe des letzten Jahrzehntes ſeine Anſichten über die franzöſiſche Revolution u. A. modificiert haben würde; — eine figürliche Darlegung der großen Meinungsdifferenz, die ſich zwiſchen Laſſalle und Bucher mit der Zeit herausgebildet hat. Daß der Herausgeber ſeine Abſicht „Belege davon beizubringen, wie das Werk in der Rechtſprechung und in der Literatur gewirkt haben mag, nachzuweiſen, wie es in den Geſetzberathungen der letztverfloſſenen zehn Jahre hätte benutzt oder erprobt werden können" nicht durchgeführt hat, wird man deſto mehr bedauern, je größer das Intereſſe iſt, das man gerade jetzt dem Buche entgegenbringt. —

ρ. **Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts** von Ludwig Salomon. Mit einundzwanzig Portraits. Stuttgart, Verlag von Levy & Müller. 1881.

Mit der 9. und 10. Lieferung iſt das Werk abgeſchloſſen, deſſen wir bereits beim Beginn ſeines Erſcheinens („Deutſche Rundſchau", Bd. XXIV. S. 156) anerkennend gedacht haben. Die Wärme des Tons, welche wir ſchon dort angenehm empfanden, iſt ſich bis zum Schluß gleich geblieben, womit freilich nicht geſagt ſein ſoll, daß der Verfaſſer mit aller und jeder Richtung ſympathiſirt habe, welche zu charakteriſiren ſeine Aufgabe war. Doch wo etwas Gutes und Schönes, und namentlich im nationalen Sinne Bedeutendes vorlag, da war es der theilnehmenden Würdigung in dieſem Buche gewiß. Für ein großes Publicum beſtimmt und ganz in populärer Weiſe geſchrieben, konnte ſein Zweck nicht ſo ſehr Kritik, als pragmatiſche Darſtellung ſein; und wir billigen dieſes Verfahren durchaus. Je mehr Freunde der Verfaſſer der modernen Literatur zuführt, deſto beſſer. Was an ſchöpferiſcher Kraft und löblichen Tendenzen in ihr iſt, kann dabei nur gewinnen; denn wenn der Verfaſſer mehr erzählt als richtet, und nur ſelten tadelt, ſo hat ihn doch ſein gebildeter Geſchmack und ſein richtiges Urtheil davor bewahrt, das Verwerfliche zu loben. Seine Beleſenheit iſt groß und ſein Werk daher ſehr vollſtändig; ſogar ein wenig zu viel, nach unſrer Meinung. Nicht jeder Name brauchte genannt zu werden; mit ſolchen Nomenclaturen iſt Niemandem recht gedient; weder Denen, die genannt worden ſind, noch dem Publicum, welches darüber wegliest. Im entgegengeſetzten Sinne trifft dieſer Vorwurf die Behandlung der wiſſenſchaftlichen Literatur ſeit 1830: auf ſo knappem Raume ließ ſich nicht mehr geben als die Namen, und das iſt zu bedauern. Vielleicht führt in einer folgenden Auflage der Verfaſſer dieſe Skizzen weiter aus. Wie das Werk vorliegt, verdient es weiten Kreiſen empfohlen zu werden und wird auch, durch ſein ſorgfältiges Regiſter, als Nachſchlagebuch gute Dienſte leiſten.

ϱ. **Chefs-d'œuvres des Prosateurs français au XIX. siècle.** Recueillis et mis en ordre par Louis Collas & Victor Tissot. Paris, Maurice Dreyfous.

Wir machen alle Freunde der französischen Literatur, namentlich unsere Lehrer auf dieses gehaltvolle Werk aufmerksam, welches vorzüglich geeignet sein dürfte, pädagogischen Zwecken zu dienen. Der mehr als 600 Seiten starke Band stellt in geschmackvoller Auswahl und vortrefflicher Anordnung eine Mustersammlung dar, in welcher alle guten Namen der französischen Literatur unseres Jahrhunderts mit einem kürzeren oder längeren, immer aber charakteristischen und in sich geschlossenen Stücke vertreten sind. Keine Richtung ist ausgeschlossen, außer der verwerflichen; so finden wir von Herrn Zola die berühmte Schilderung der Pariser Markthallen (aus der „Ventre de Paris"), gegen die sich in der That Nichts einwenden läßt. Auch die literarischen Größen der französischen Schweiz haben Zutritt erhalten zu diesem Pantheon; nicht nur der Dichter der „Genfer Novellen" (der aber doch nicht Toppfer, sondern Töpffer, und nicht A., sondern R., Rudolf, heißt) und Victor Cherbuliez, die sozusagen schon recipirt waren: sondern auch Vuillemin und Eugène Rambert, welche der gleichen Ehre durchaus würdig erscheinen. Jedem Autornamen ist eine kurze biographische Note hinzugefügt. Die Sammlung zerfällt in die folgenden vier Abtheilungen: Récits, contes et légendes (111 Stücke); tableaux, scènes de la nature (180 Stücke); philosophie et morale (64 Stücke); portraits littéraires (49 Stücke). In der zuletzt genannten Abtheilung begegnen wir den Portraits Goethe's und Schiller's von Mad. de Staël, demjenigen Lessings von Cherbuliez, Jean Paul's von Ph. Chasles, H. Heine's von Saint-René-Taillandier und Hegel's von E. Schérer — eine feine, dem deutschen Genius dargebrachte Huldigung, für welche wir dankbar sind.

ϱϱ. **Germanen und Juden auf dem Boden des weströmischen Reiches** von Dr. A. Rosenstock. Wolfenbüttel und Leipzig, J. Zwißler. 1879.

Neudruck einer 1878 unter dem Titel: „Die Völkerwanderung und ihre Folgen für die Juden Europa's, insbesondere Deutschlands" erschienene Programmarbeit. Dem unklaren Titel nach würde man eine historische Monographie erwarten, die sich auf germanische Urzeit und die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung bezieht, in Wirklichkeit ist es eine auf historischer Grundlage aufgebaute Streitschrift, dazu bestimmt, die irrige Auffassung, daß den germanischen Völkern eine von Natur eingepflanzte ursprüngliche Antipathie gegen die Juden inne gewohnt habe, zu bekämpfen. Sie zeichnet sich durch ruhigen Ton und wissenschaftliche Gesinnung aus. Wollte sie aber ihren Zweck erreichen, so hätte sie weit mehr als dies durch den Verfasser geschehen ist, die neuere Zeit berücksichtigen, oder dieselbe ganz außer Acht lassen, nicht aber, wie dies hier der Fall ist, dieselbe streifen und doch das Hauptgewicht auf die Vergangenheit legen müssen.

ϱϱϱ. **Sänger aus Helveticns Gauen.** Album deutsch-schweizerischer Dichtungen der Gegenwart. Aus Original-Beiträgen zusammengestellt und herausgegeben von Ernst Heller. Bern, K. J. Wyß. 1880.

Des Herausgebers Idee, der deutschen Schweiz einen besonderen Platz in der deutschen Literatur zu verschaffen, mag eine patriotische sein, eine richtige ist sie nicht. Bis in die Poesie dringt ja glücklicher Weise kein Schutzzollsystem, sie kennt nicht Partikularismus, nicht Landesfarben, wer deutsch dichtet, gehört der deutschen Literatur. Wir unterschätzen den Einfluß des nationalen Gedankens, der nationalen Geschichte auf die Dichtkunst durchaus nicht, was aber zum Gedichte wird, was in Liedern wiederklingt, das sind allgemein-menschliche Empfindungen, sie tragen nicht den Freimarken-Stempel des Landes, in dem sie zufällig entstanden. — Verdienstvoll für sein engeres Vaterland bleibt aber Ernst Heller's Arbeit immerhin; es werden die Schweizer sich hierdurch bewußt, wie viele Dichter sie ihre Brüder nennen dürfen. Auch der Auswahl der einzelnen Gedichte lassen wir volle Gerechtigkeit widerfahren, es ist viel Schönes darunter und Alles war mindestens des Druckes werth. Die Anthologie liegt in sehr hübscher Ausstattung vor uns; aber der Titel-Holzschnitt gefällt uns nicht.

ϱϱϱϱ. **Die deutsche Volkssage** im Verhältniß zu den Mythen aller Zeiten und Völker mit über tausend eingeschaltenen Originalsagen. Von Dr. Otto Henne-Am Rhyn. Zweite völlig umgearbeitete Auflage. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben.

Jede mythologische Forschung sollte sich des Beifalls aller Gebildeten, besonders der Gelehrten erfreuen, denn sie ist ein Theil der Culturgeschichte. Außerdem besitzt sie viel Tagesinteresse, da wir ja so vielfach mit moderner Mythologie mannigfachster Art überladen sind. Ist man also im Allgemeinen einem Unternehmen, wie dem des Verf., wohlgesinnt, so wird die Billigung fester begründet durch die Art, wie er gearbeitet hat. Eine solche Sammlung mit Heranziehung ähnlicher Mythen auch von Völkern anderes Stammes ist verdienstlich. Nicht gemeinsame Ueberlieferung oder Verwandtschaft wird durch Mythengleichheit bewiesen, wol aber, daß die Menschennatur stellenweise auf gleiche Antriebe gleich reagirt hat. Der Verf. hat viele und wichtige Schriften aus diesem Gebiet herbeigezogen, andere wichtige unerwähnt gelassen. Auch kann bei einem Sammelwerk nicht zu genau, nicht leicht zu viel citirt werden. Es ist natürlich, daß in einem großen Gebiet, und namentlich in diesem, viele einzelne Punkte nicht endgiltig aufgeklärt sind. So würden auch wir nicht immer die Meinung des Verf. unterschreiben. Könnten wir aber auch öfter mit Grund seine Ansicht bezweifeln oder an seiner Darstellung mäkeln, so bliebe doch seine Arbeit eine verdienstliche.

οβ. **Wandern und Werden.** Gedichte von Ferdinand Avenarius. Zürich und Leipzig, Meyer & Zeller. 1880.

Das Erstlingswerk eines begabten Anfängers, der bis jetzt nicht in der eigentlichen Lyrik, in

dem einfachen Sang von Liebe und Natur, sondern in der reflectirenden Schilderung, in der sinnvollen Betrachtung und dem pathetisch-fesellosen, dithyrambischen Erguß sein Bestes leistet. Der Dichter gibt Wander- und Scheidelieder, er besingt die Abenddämmerung und den Sturm, die Alpen und das Meer, bald nachdenklich und beschaulich im Tone Uhland's, bald feierlich, in freien Rythmen nach Art von Klopstock, Goethe und Hölderlin, dann wieder ironisch und phantastisch, mit grotesken Vergleichen, in der Weise von Heine und Scheffel, alles mit entschiedener Begabung und mit entschiedenem Formtalent. Daß nicht alle Gedichte von gleichem Werthe sind, braucht nicht versichert zu werden, auf ein paar Versdrechseleien à la Mirza Schaffy hätten wir gern verzichtet, in den Epigrammen bricht allzu oft die Spitze kraftlos ab, manche Verse bleiben selbst bei wiederholtem Lesen unklar. Auch den Bildern, wenn man ihnen ernsthaft zu Leibe geht, fehlt zuweilen die Folgerichtigkeit und Plastik, u. A. in den Worten: „da taucht empor rings aus den Eisesfeldern eine Sage, die der Alpen Silberhörner erklomm". Schon „die" Sage wäre bedenklich, aber „eine" Sage, die noch dazu „rings" aus den Feldern taucht, ist doch so wenig sinnlich vorstellbar, wie nur möglich. Ebenso verstehen wir weder so recht was „spottlose Göttergröße" bedeutet, noch wie man die Einsamkeit zugleich anreden kann: „jenem Schmerz gabst, Freundin, du Trost", und: „Des Lebens Märzenstürme fanden mich in dir". Ob Avenarius' Talent ein vorwiegend lyrisches ist, oder ob er vielleicht in andern Gattungen der Poesie reichere Bethätigung finden würde, getrauen wir uns nach dieser ersten Probe nicht zu entscheiden.

εν. **Die Eltern und Geschwister Napoleon's I.** Von Dr. Arthur Kleinschmidt, Docenten der Geschichte an der Universität Heidelberg. Berlin, Verlag von L. Schleiermacher. 1878.

Es war unzweifelhaft eine sehr dankenswerthe Aufgabe, eine Geschichte der Bonapartes, die bisher gänzlich fehlte, dem deutschen Publicum vorzulegen, und man würde das obige Buch von Kleinschmidt um so willkommener heißen, als er die Biographien der einzelnen Glieder des Hauses Bonaparte bis auf die Gegenwart fortgeführt hat. Aber unglücklicherweise leiden Form und Inhalt des Buches an Mängeln, welche den Werth desselben sehr herabdrücken. Der Stil ist überladen mit überflüssigen Fremdworten, ungesundem Pathos und wunderlichen Bildern. Wenn Kleinschmidt erzählen will: Die Königin Hortense war gestorben, so sagt er: „Die Blume der Bonaparte hatte ausgeblüht" (S. 213). Dem Inhalt dieses Buches ist es nachtheilig geworden, daß der Verfasser in der Benutzung der französischen Memoiren zu wenig wählerisch ist, die neueren kritischen Arbeiten dagegen zu sehr vernachlässigt hat. Es ist überhaupt augenblicklich nicht unbedenklich, etwas Abschließendes über Napoleon und die Bonapartes zu schreiben, da, wie die letzten Veröffentlichungen von Jung, du Casse, Remusat u. s. w. beweisen, fast das interessanteste Material erst jetzt an's Licht zu kommen scheint. Immerhin wird man sich übrigens des Buches von Kleinschmidt zum Nachschlagen nicht ohne Nutzen bedienen können.

ξ. **Die Holzbaukunst.** Vorträge an der Berliner Bauakademie gehalten von Dr. Paul Lehfeldt. Mit 96 Abbildungen in Holzschnitt. Berlin, Julius Springer. 1880.

Mit wirklicher Befriedigung zeigen wir diese vortreffliche Arbeit an, welche den Stoff nicht in trockener Weise darstellt, sondern trotz dem reichen Wissen der fachmännischen Details, sowol die geschichtliche, als auch die ästhetische Seite der Holzarchitektur in's Auge faßt. An Einzeldarstellungen fehlt es nicht, aber eine übersichtliche Darlegung auf der Grundlage des vorhandenen Materials hat bis jetzt gemangelt. So tritt Lehfeldt's Buch in eine wirkliche Lücke und verdient deshalb sowol von praktischen Baumeistern, wie von Kunstschriftstellern beachtet zu werden. Besonders hervorzuheben sind der IV. und V. Abschnitt „das Fachwerkhaus des Mittelalters und der Renaissance" und „die Renaissance-Decoration in Holz". In dem zweiten verdient das erste Capitel „Einfluß des Möbels auf die Baukunst" vornehmlich bemerkt zu werden — die ruhige und klare Darlegung des organischen Entwickelungsganges beweist, daß der Verfasser Herr des Stoffes ist. Aufmerksam machen möchten wir ihn nur gelegentlich des Grabmals Wieken's in Jever (S. 197), daß der Kampf zwischen Gothik und Antike durchaus nicht durch die italienischen Architekten nach Deutschland verpflanzt worden ist, da er sich auf literarischem Gebiete längst vor dem 16. Jahrhundert gezeigt hat und die „naive Vereinigung" beider Elemente jedenfalls schon vorbereitet war.

ιθ. **Gedichte eines Deutsch-Amerikaners** von Caspar Butz. Chicago, A. Uhlendorf & Co. 1880.

Es ist etwas Rührendes um diese Gedichte. Da ist ein Jüngling hinausgezogen nach dem fernen Erdtheil, hat dort ein neues Heim sich gegründet, hat des anderen Landes Sprache gelernt und mit Gut und Blut im Laufe der Jahre sich der fremden Nation verbunden. „Mein neues Land hat ganz mein Herz", so ruft er aus. — Und es vergehen die Jahre in Arbeit und Streben, gebleicht ist das Haar, herangebrochen die Abendröthe des Lebens. Da sammelt er all jene Lieder, die er gesungen, weil er singen mußte; dem Vaterlande, dem alten bietet er sie als Liebeszeichen dar — und was klingt daraus wieder? Unstillbares Heimweh, und ein Heimathsgefühl, das ihn mit innerstem Bedürfen regen Antheil nehmen läßt an Allem, was drüben sich ereignet, wo der Vater ein Haus gebaut, und die Mutter begraben liegt, wo die Träume der Jugend Gestalt gewonnen, oder als Phantome erblichen sind. Das also sind die „Gedichte eines Deutsch-Amerikaners". Wir messen sie nicht mit dem kritischen Maße, bestimmen sie nicht nach Reim und nach Strophe — sonst würden wir häufig den Kopf zu schütteln haben. Wir lassen die tiefe Empfindung, die aus ihnen spricht, zu uns hinüber dringen, wir freuen uns des poetischen Schwunges, der echten Begeisterung, die ihnen den Ton gegeben, und nehmen sie hin als eine „Liebesgabe", für die wir dankbar sind.

77. **Ludwig Pfyffer und seine Zeit.** Ein Stück französischer und schweizerischer Geschichte im sechszehnten Jahrhundert. Von Dr. A. Ph. v. Segesser. I. Band. Die Schweizer in den drei ersten Religionskriegen 1562—1570. Mit einer Karte. Bern, K. J. Wyß. 1880.

Der etwas langathmige Titel möge die Leser nicht von dem neuesten interessanten Werke des berühmten Schweizer Publicisten und Staatsmanns abschrecken. Es ist keineswegs blos eine Biographie des als Diplomaten und Krieger ausgezeichneten Luzerner Bürgers Ludwig Pfyffer (1524—1594), sondern eine Monographie, welche für die diplomatische und Kriegsgeschichte der Schweiz, sowie für die innern Verwicklungen Frankreichs von großer Bedeutung ist. Denn man kann unmöglich von dem Antheil eines Söldnervolkes an den großen Kriegen einer verbündeten Nation sprechen, ohne von dieser selbst und ihrem Verhältnisse zu reden. Solche Abschnitte, die natürlich weit allgemeineres Interesse erwecken müssen als specielle Kriegsgeschichte und Chronik einer Familie sind z. B.: Weltlage beim Tode Heinrich II. und: Frankreich und die Schweizer im 16. Jahrhundert. Eine sehr instructive, im Verhältniß zu der breiten Ausführung anderer Theile leider nur zu dürftige Darlegung von Schweizer Zuständen bieten die Abschnitte: Innere Verhältnisse in der Eidgenossenschaft und: Organisation und Taktik des schweizerischen Fußvolks im 16. Jahrhundert. Die acht Jahre politischer und religiöser Geschichte, welche von Segesser behandelt werden, konnten, so oft ihnen auch schon die Aufmerksamkeit zugewendet worden, doch nach bisher nur wenig ausgebeuteten Quellen aus den Archiven in Luzern, Freiburg (in der Schweiz) und Solothurn, theils den Berichten der Kriegshauptleute, theils Tagebüchern einzelner Anführer, theils den Acten der Injurienhändel, deren Acten über manche thatsächliche Details und über die gangbaren Vorstellungen der Zeitgenossen Aufschluß geben, dargestellt werden. Der Erzählung, welche mit der Abdankung der schweizerischen Regimenter schließt, folgen im Anhange zahlreiche urkundliche Beilagen, die sich theils auf die Geschichte der Schlacht bei Dreux beziehen, der übrigens schon im Text eine sehr ausführliche anerkennungsreiche Schilderung gewidmet ist, theils auf die Geschichte der einzelnen Feldzüge, theils auf die Familiengeschichte der Pfyffer in Luzern. Die Karte, die dem Ganzen beigegeben ist, bringt ein nach den Berichten der Historiker und Kriegsmänner jener Zeit aufgestelltes Itinerarium des Regiments Pfyffer in den Feldzügen 1567, 1568 und 1569. Als Curiosum mag erwähnt sein, daß in diesem, einem kleinen Stück entlegener Specialgeschichte gewidmeten Buche Fürst Bismarck eine Erwähnung gefunden hat. „Wie in unsern Tagen," so heißt es S. 12 A. 2, „man den Fürsten Bismarck zu verunglimpfen meinte, indem man behauptete, er stamme von einem Schneider ab, so finden wir, daß auch gegen Ludwig Pfyffer und dessen Oheime bei ihren Lebzeiten ebendasselbe geschehen ist!" Man möchte freilich bei dieser Gegenüberstellung, die einer Gleichstellung nicht unähnlich sieht, warnend an das Kleine erinnern, daß man dem Großen nicht annähern soll.

7. **Politische Geschichte der Serben in Ungarn.** Nach archivalischen Quellen dargestellt von Dr. J. H. Schwicker. Budapest, Ludwig Aigner. 1880.

Die Serben in ihrem eigenen Lande sind unter allen südslavischen Stämmen unzweifelhaft in politischer und literarischer Bildung am weitesten vorgeschritten. Die Serben in Ungarn blieben hinter ihnen zurück. Wessen Schuld dies ist, braucht hier nicht untersucht zu werden; die Thatsache aber drängt sich gerade jetzt, da die südslavische Frage auf die Tagesordnung gekommen, um so unliebsamer auf, als durch rechtzeitige Vorsorge vielleicht der Zusammenhang der ungarischen Serben mit ihren autonomen Stammesbrüdern hätte gelockert und eine Quelle der Beunruhigung verstopft werden können. Nun hat Oesterreich-Ungarn die Omcladina, diesen agitatorischen Bund, der aus allen Kräften nach Belgrad hinüberdrängt, und es hat auch Bosnien und die Herzegowina. Wird ihm diese Vermehrung unsicherer, frondirender slavischer Elemente verhängnißvoll sein oder nicht? die Frage ist erlaubt, die Antwort steht bei der Zukunft. Einstweilen mag es dienlich sein, sich mit der Geschichte der ungarischen Serben zu befassen und dazu bietet das vorliegende Buch des verdienstvollen Verfassers eine gute Gelegenheit. Schwicker führt die Darstellung vom Jahre 1690, in welchem die Einwanderung der Serben nach Ungarn erfolgte, bis zum Jahre 1792, in welchem sie als gesetzliche Vollbürger des Landes erklärt wurden. Ein reiches Urkundenmaterial stand ihm zur Verfügung; er durchforschte es im Cabinets-, Staats- und Kriegsarchiv zu Wien sowie im Hofkanzlei- und Landesarchiv von Pest. Selbstverständlich wird die Geschichte des Verhaltens der österreichischen Regierung zu den serbischen Einwanderern bisweilen zu einer Geschichte der gesammten inneren Verwaltungspolitik Oesterreichs. Die Darstellung Schwickers ist weitläufig, aber im Ganzen objectiv. Es ist in jüngster Zeit sehr viel auf dem Gebiete der slavischen und nicht zum wenigsten der serbischen Specialgeschichte gearbeitet worden. Man kann jetzt die Schriften Jirecek's, Kallay's und Schwicker's vergleichen und sich ein unparteiisches Urtheil bilden. Im Interesse der Historiographie ist es zu wünschen, daß bei weiterer Beschäftigung mit den vorigen Aufgaben, die hier zu lösen sind, die nationale Voreingenommenheit aus dem Spiele bleibe und nur der Culturstandpunkt festgehalten werde.

79. **Unter griechischen Räubern.** Unromantische Erlebnisse auf classischem Boden. Text frei nach Edmund About, Illustrationen von Gustav Doré. Berlin, Aug. Berthold Auerbach.

Wahrheit und Dichtung, bittere Satire und humoristische Ironie haben dem Buche seinen Text gegeben. Der Sang vom alten Hellas ist verklungen; das Lied, das die drei Schutzmächte von dem heutigen Griechenland anstimmen, hat wahrlich keine erhabene Melodie. Das vor uns liegende Buch politisirt nicht, aber es charakterisirt in köstlich kaustischer Weise, und so viel auch

die dichterische Freiheit sich zu übertreiben erlaubt, für jeden Kundigen ist im Hintergrunde die traurige Wahrheit unverkennbar. Der frische Humor, der sonst noch in dem Buche sein Wesen treibt, nicht ohne seine bezüglichen Streiflichter erkennbar nach rechts und links zu werfen, eine Fülle heiterer, witziger Einfälle, machen die Lectüre zu einer sehr amüsanten und fesselnden. Von dem Franzosen, der eine preisgekrönte Schrift über die Preise des Papiers zur Zeit des Orpheus verfaßt und sich jetzt mit der Untersuchung beschäftigt, wie viel Oel Demosthenes verbrauchte, während er die zweite Philippika schrieb, bis zu Hadschi Stavros, der eine Räuber-Compagnie auf Actien gegründet hat, und Mrs. Simmons, die sich nicht denken kann, daß man einer englischen Lady zumuthen wird, sich ohne Fauteuil zu behelfen — sind alle handelnden Personen mehr oder weniger Originale, man liest und lacht, und bleibt sich doch des ernsten Grundgedankens wohl bewußt. Die Illustrationen von Gustav Doré sind selbstverständlich dem Buche eine Zierde; des Zeichners geniale Art läßt sich deutlich erkennen, doch ist nicht zu leugnen, daß er sich hier seine Arbeit bisweilen leicht gemacht und manche Entwürfe sehr flüchtig gehalten hat.

ιϱ. **Lukas Laras.** Eine Geschichte aus dem griechischen Befreiungskampfe von Demetrius Bikélas. Aus dem Neugriechischen übersetzt und mit einem Nachwort versehen von Wilhelm Wagner. Hamburg, Karl Grädener. 1879.

Der Uebersetzer, dem wir als solchem von vornherein alle Gerechtigkeit widerfahren lassen wollen, spricht in seinem Nachwort über Neu-Griechenland im Allgemeinen, nicht nur über des Landes Literatur, sondern auch über seine politischen Aussichten. Darüber mögen die Politiker mit ihm rechten; was aber den Standpunkt neugriechischer Literatur betrifft, so bekennen wir, daß wir ihn noch nicht für hoch genug halten, um internationales Interesse dafür vorauszusetzen. Wir meinen auch, daß zwei Bemerkungen des Uebersetzers in seinem Nachwort uns in dieser Ansicht Recht geben. Er selbst bezeichnet die Literatur des neuen Griechenlands noch in ihren Anfangsstadien, und bestätigt die große Bedeutung des Romanes, die doch gerade darin zu finden ist, daß derselbe die populärste aller Dichtungsformen genannt werden kann. Die Producte der Anfänger aber haben niemals Aussicht, populär zu werden. — Außerdem hat Lukas Laras überhaupt kaum ein Recht auf die Bezeichnung „Roman". Auf dem Titelblatte steht „Geschichte", der Uebersetzer selbst nennt in seinem Nachworte das Buch eine „Erzählung". Warum er uns aber so lang über die neugriechischen Romanciers unterhalten, um dann auf Demetrius Bikélas überzugehen, ist uns unerfindlich. Nach unserem Dafürhalten classificirt sich das Buch als historische Erzählung; wer sich für griechische Geschichte interessirt, mag das Buch mit einigem Vergnügen lesen, da eine gewisse Wärme des Tones unseren Antheil an den Vorgängen der Handlung erhöht.

ε. **Der moderne musikalische Zopf.** Eine Studie von Emil Naumann. Berlin, Rob. Oppenheim. 1880.

Der Verfasser geht in dieser Sammlung von Aufsätzen den Verächtern der Sonate, den Programmatikern und Leitmotivlern mit scharfen Waffen zu Leibe. Ein Aufsatz über das dynamische Raffinement bei der Darstellung classischer Musikwerke und eine Schutzrede für das einzuhaltende, althergebrachte Da Capo in Instrumentalsätzen eröffnen den Feldzug. Den Schluß bildet natürlich die unvermeidliche Wagnerfrage. Naumann gehört zu den Moderados; er vertritt überall den gesunden Kunstverstand und wendet sich mit gleicher Lebhaftigkeit gegen beide extreme Parteien. Am gelungensten erscheint der Aufsatz über das „Leitmotiv", welches mit vielem Geist bis auf die Hieroglyphen — und Keilschrift zurückgeführt wird, welche der Verfasser sehr treffend „Ideeographie" nennt. Naumann hat ein ausgesprochenes Talent für die Parallele, aber er läßt sich durch die Hypertrophie der Vergleichssucht leicht zu gewagten Schlüssen hinreißen. Am schlimmsten hat hierunter der erste Band seiner „Die Tonkunst in der Culturgeschichte" gelitten, wo der an sich glückliche Gedanke, dem Gesetz des goldenen Schnittes noch in der Architektonik der musikalischen Kunst nachzuspüren, zu phantastischen Conclusionen geführt hat. Wäre Naumann in diesem seinem Beruf, Berührungspunkte zwischen den Bewegungen der einzelnen Künste zu suchen, vorsichtiger, besäße er namentlich das Talent, sich niemals zu wiederholen und Alles, was er sagt, auf der Hälfte des Raumes zu sagen, so wäre ein kleines Buch wie das vorliegende sowol wegen seines Reichthums an Stoff, wie der vielseitigen Bildung des Verfassers recht schätzbar.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 16. März zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adelmann. — Schwert und Feder. Roman von Alfred Graf Adelmann. Jena, H. Costenoble. 1881.

Asher's Collection of English Authors, british and american. Vol. 161. 62. Adam and Eve by Mrs. Parr. Hamburg, K. Grädener & J. F. Richter. 1881.

Auerbach. — Die Genesis des Nathan. Gedenkworte zu Lessing's hundertjährigem Todestag von Berthold Auerbach. Berlin, A. B. Auerbach. 1881.

Beiträge, Aphoristische, zum Kampfe der Lebensanschauungen. Wien, L. Rosner. 1880.

Brentano. — Zur Lösung der Trojanischen Frage. Nebst einem Anhang: Einige Bemerkungen zu Schliemann's Ilios. Von Dr. E. Brentano. Mit einer Karte der Troischen Ebene und zwei Plänen. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1881.

Briefwechsel, Aus dem politischen, des Deutschen Kaisers mit dem Prinz-Gemahl von England aus den Jahren 1854 bis 1861. Gotha, F. A. Perthes. 1881.

Cadet. — Le Monologue moderne par Coquelin Cadet de la Comédie — française, Illustrations de Luigi Loir. Paris, P. Ollendorff. 1881.

Cassel. — Iron und Isolde, ein altdeutsches Sagenlied, und der Bär von Berlin. Zwei Abhandlungen von Professor, Pastor, Dr. Paulus Cassel. Berlin, J. A. Wohlgemuth's Verlagsbchh. 1881.

Collection of British Authors. Tauchnitz Edition. Vol. 1947. Lost in the Post, by Johnny Ludlow (Mrs. Henry Wood). — Vols. 1951. 52. The Trumpet-Major, by Thomas Hardy. — Vol. 1955. Mehalah. — Vol. 1956. The tragic Comedians, by George Meredith. — Vols. 1957. 58. A Village Commune by Ouida. — Vols. 1960. 61. A confidential agent, by James Payn. — Vol. 1962. Flitters, Tatters, and the Counsellor, by May Laffan. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1881.

Correspondenz, Politische, Friedrich's des Grossen. V. Band. Berlin, Alex. Duncker. 1880.

Ebner-Eschenbach. — Neue Erzählungen von Marie von Ebner-Eschenbach. Inhalt: Ein kleiner Roman. — Die Freiherren von Gemperlein. — Lotti, die Uhrmacherin. — Nach dem Tode. Berlin, Frz. Ebhardt. 1881.

Encyklopaedie der Naturwissenschaften. — Herausgegeben von Prof. Dr. G. Jäger, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg, Prof. Dr. von Oppolzer, Prof. Dr. Schenk, Geh. Rath Prof. Dr. Schlömilch, Prof. Dr. G. C. von Wittstein, Prof. Dr. von Zech. 1. Abthlg., 18. Lfg. Enthält: Handbuch der Botanik. 7. Lfg. Breslau, Ed. Trewendt. 1881.

Faulmann. — Illustrirte Cultur-Geschichte. Für Leser aller Stände. Von Karl Faulmann. Mit 14 Tafeln in Farbendruck, mehreren Facsimile-Beilagen und ca. 300 in den Text gedruckten Illustrationen. Lfg. 11—14. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1881.

Fischbach. — Neue Muster für Stickerei und Häkel-Arbeiten von Friedrich Fischbach in Hanau. Hanau, G. M. Alberti. 1881.

Fitger. — Die Hexe. Trauerspiel in 5 Aufzügen von A. Fitger. 3. Aufl. Oldenburg, Schulze'sche Hofbchh. 1881.

Gamucci. — Perchè i Greci Antichi non progredirono nell'armonia. Memoria di Baldassarre Gamucci. Firenze. 1881.

Ganghofer. — Johann Fischart und seine Verdeutschung des Rabelais von Ludwig Ganghofer. München, Th. Ackermann, Kgl. Hofbchh. 1881.

Geistbeck. — Historische Wandlungen in unserer Muttersprache. Ein Beitrag zur Förderung des grammatischen Studiums und Unterrichts von Dr. Michael Geistbeck. München, Th. Ackermann, Kgl. Hofbchh. 1881.

Genschen. — Die Märchentante. Lustspiel in 4 Acten von Otto Franz Genschen. Berlin, E. Grosser 1881.

Gewerbehalle. Redigirt von Adolf Schill in Stuttgart. 19. Jahrg. Lfg. 3. Stuttgart, J. Engelhorn. 1881.

Giese. — Feuerproben. Novellen von Marie Giese. Inhalt: Ohm Franz. — Nur keine Wittwe. Leipzig, Schulze & Co. 1881.

Goethe-Jahrbuch. — Herausgegeben von Ludwig Geiger. II. Band. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt (Rütten & Loening). 1881.

Groß. — Mit dem Bleistift. Geschichten und Skizzen von Ferdinand Groß. Leipzig, Carl Reißner. 1881.

Groß. — Die Tropen und Figuren. Ein Hilfsbuch für den deutschen, lateinischen und griechischen Unterricht an höheren Lehranstalten. Von Dr. P. Groß. Köln, C. Roemke & Cie. 1881.

Heimgarten. Eine Monatsschrift, gegründet und geleitet von P. K. Rosegger. V. Jahrg. Heft 5. 6. Februar-März. 1881. Graz, Leykam-Josefsthal.

Hinrichtung, Die, des „Judenheiligen" Gotthold Ephraim Lessing durch Dr. Eduard Dühring in Berlin. Ein Echo aus dem Bregenzer Schriftstellerwinkel. Bregenz, Wagner'sche Buchh. 1881.

Hinterding. — Auf rother Erde. Gedichte von Ludwig Hinterding. Dortmund, H. Dreist. 1881.

Hohenzollern, Die, und das **Deutsche Vaterland,** von Dr. R. Graf Stillfried-Alcantara und Professor Dr. Bernhard Kugler. Illustrirt von den ersten deutschen Künstlern. Lfg. 1. München, Friedr. Bruckmann's Verlag. 1881.

Hübner. — Ein Spaziergang um die Welt von Alexander Freiherrn von Hübner. Mit ca. 350 Abbildungen. Lfg. 11 und 12. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther. 1881.

Hugo. — Eine Königslaune („Le Roi s'amuse"). Trauerspiel in fünf Acten. Von Victor Hugo. Metrisch übersetzt von Hermann von Löhner. Leipzig, O. Mutze. 1881.

Humboldt. — Wilh. v. Humboldt's Briefe an eine Freundin. Neue Ausgabe mit einer Einleitung von Fr. v. Hohenhausen. Berlin, S. Cronbach. 1881.

Huth. — Henry Thomas Buckle's Leben und Wirken von Alfred Huth. Auszugsweise umgearbeitet von Leopold Katscher. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagsbdlg. 1881.

Index. — General index to „The International Review", vols. I—IX, 1874—1880. Bangor, Maine. 1880.

Index. — A supplementary index to „The Atlantic Monthly", vols. I—XXXVIII and XXXIX—XLVI. Bangor, Maine.

Index. — A general index to „The Nation", vols. I—XXX. Bangor, Maine. 1880.

Index. — In preparation, a general index to vols. I—XXVI. of the „Deutsche Rundschau". Bangor, Maine. U. S. of America.

Johnston's Chemie des täglichen Lebens. Neu bearbeitet von Dr. Fr. Dornblüth. Mit ca. 100 Abbildungen. Lfg. 1. Stuttgart, C. Krabbe. 1881.

Kaiserlied, Ein. — Dargebracht zum 22. März 1881.

Kawczyński. — Studien zur Literaturgeschichte des XVIII. Jahrhunderts. Moralische Zeitschriften. I. Einleitung und Verzeichniss der engl.-deutsch-franz. u. a. mor. Zeitschriften. II. Ueber den Tatler. Von Max Kawczynsky. Leipzig, Heinr. Matthes. 1880.

Klar. — Joseph II. Festreden von Alfred Klar. Prag, H. Dominicus. 1881.

Körösi. — Projet d'un Recensement du Monde. Étude de statistique internationale par Joseph Körösi. Paris, Guillaumin et Cie. 1881.

Kotelmann. — Ist die heutige Jugend der höheren Lehranstalten mit Schularbeit überbürdet? Von Dr. med. et phil. L. Kotelmann, Augenarzt in Hamburg. Hamburg, G. Boysen. 1881.

Kretschmer. — Die Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zum neunzehnten Jahrhundert von Albert Kretschmer und Dr. Carl Rohrbach in Gotha. 2. Aufl. 10. und 11. Lfg. Leipzig, J. G. Bach's Verlag.

Land und Volk, Unser Deutsches. Vaterländische Bilder aus Natur, Geschichte, Industrie und Volksleben des Deutschen Reiches. Zweite gänzlich umgestaltete Auflage. III. Band. Bilder aus den neuen Reichslanden und aus dem südwestlichen Deutschland. IV. Band. Bilder aus den Landschaften des Mittelrheins. Mit zahlreichen Text-Illustrationen, Tonbildern, Karten-Beilagen u. s. w. Leipzig, O. Spamer. 1880.

Leixner. — Unser Jahrhundert. Ein Gesammtbild der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Neuzeit. Von Otto von Leixner. Mit zahlreichen Illustrationen. Lfg. 15., 16. Stuttgart, J. Engelhorn. 1881.

Leixner. — Illustrirte Geschichte der fremden Literaturen in volksthümlicher Darstellung. Herausgegeben von Otto von Leixner. Mit über 300 Text-Illustrationen und zahlreichen Tonbildern ꝛc. Lief. 1—3. Leipzig, O. Spamer 1881.

Lewald. — Vater und Sohn. Novelle von Fanny Lewald. Stuttgart, Ed. Hallberger. 1881.

Luftkandl. — Die Josephinischen Ideen und ihr Erfolg. Festrede von Prof. Dr. W. Luftkandl. Wien, C. Konegen. 1881.

Maertens. — Zwei Elementarpunkte der Kunstbetrachtung und Kunststübung bearbeitet für Laien von H. Maertens. Bonn, M. Cohen & Sohn. 1881.

Metternich. — Aus Metternich's nachgelassenen Papieren. Herausgegeben von dem Sohne des Staatskanzlers Fürsten Richard Metternich-Winneburg. Geordnet und zusammengestellt von Alfons v. Klinkowström. Autorisirte deutsche Original-Ausgabe. Bd. 3, 4. Wien, W. Braumüller, k. k. Hof- u. Univ.-Bchh. 1881.

Meurer. — Französische Synonymik. Mit Beispielen und etymologischen Angaben. Für die oberen Classen höherer Schulen bearbeitet von Dr. Karl Meurer. Zweite gänzlich umgearbeitete, sehr vermehrte Auflage. Koeln, C. Roemke & Cie. 1881.

Meyer. — Poetisches Vaterlandsbuch für Schule und Haus. Chronologisch geordnete Sammlung der schönsten historischen Dichtungen von den ältesten Zeiten deutscher Geschichte bis zum Auftreten des Großen Kurfürsten. Zur Pflege nationaler Gesinnung zusammengestellt, sowie mit Einleitungen, Zeittafeln und Anmerkungen versehen von Johannes Meyer. Mit 12 Text-Illustrationen und einem Titelbilde. Leipzig, O. Spamer. 1881.

Michelis. — Die Lügnerin Germania, ertappt, entlarvt und gebrandmarkt von Professor Dr. Fr. Michelis. Landsberg a. W., H. Schönrock's Verlag. 1881.

Molière's Werke. Mit deutschem Commentar, Einleitungen und Excursen. XIII. L'école des maris. Herausgegeben von Dr. Adolf Laun, Professor, und Dr. Wilhelm Knörich. Leipzig, O. Leiner. 1881.

Molière und seine Bühne. Molière-Museum. Sammelwerk zur Förderung des Studiums des Dichters in Deutschland in zwanglosen Heften herausgegeben von Dr. Heinrich Schweitzer. III. Heft. Wiesbaden. 1881.

Nover. — Nordisch-germanische Götter- und Heldensagen für Schule und Volk. Unter Mitwirkung von Dr. Wilhelm Wägner herausgegeben von Dr. Jacob Nover. Mit 30 Text-Abbildungen und einem Titelbilde. Leipzig, O. Spamer. 1881.

Plumacher. — Zwei Individualisten der Schopenhauer'schen Schule. Von O. Plumacher. Wien, L. Rosner. 1881.

Publicationen des Börsen-Vereins der Deutschen Buchhändler. Neue Folge. Archiv für Geschichte des Deutschen Buchhandels. Herausgegeben von der historischen Commission des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. VI. Leipzig, Verlag des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. 1881.

Reichenbach. — Die einheitliche Weltanschauung und die Grundzüge des menschlichen Gesellschaftslebens von A. Reichenbach. Berlin, W. Ißleib. 1881.

Revue, Ungarische. Mit Unterstützung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von Paul Hunfalvy. Heft 2. Budapest, Franklin-Verein. 1881.

Rosegger. — P. K. Rosegger's ausgewählte Schriften. Lfg. 7—10. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1881.

Roßmäßler. — Der Wald. Den Freunden und Pflegern des Waldes geschildert von E. A. Roßmäßler. 3. Aufl. Durchgesehen und verbessert von Professor Dr. Moritz Willkomm. Mit 17 Kupferstichen, 90 Holzschnitten und 1 Bestandskarte in lith. Farbendr. Lfg. 5. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagshdlg. 1881.

Roux. — Der Kampf der Theile im Organismus. Ein Beitrag zur Vervollständigung der mechanischen Zweckmässigkeitslehre. Von Dr. Wilhelm Roux. Leipzig, W. Engelmann. 1881.

Rundschau über das Unterrichtswesen aller Länder herausgegeben unter Mitwirkung tüchtiger Fachmänner von Dr. Konze und Lehrer H. Kloſe. 1. Jahrgang. Heft 1—6. Berlin, W. Ißleib. 1880.

Rundschau, Deutsche, für **Geographie** und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Carl Arendts in München. III. Jahrg. Heft 6. Wien, A. Hartleben. 1881.

Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 64. Aus der guten alten Zeit. Von Dr. W. Kaiser.

Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Abhandlungen wissenschaftlichen Inhalts in zwangloser Folge. Nr. 1. Häusliche und öffentliche Erziehung. Ein Vortrag von Adolf Rümelin, Oberschulrath in Dessau. Dessau, E. Barth. 1881.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. XVI. Serie. Heft 361. Erinnerung und Gedächtniß. Von Ferdinand Schultz. — Heft 362. Kant als Naturforscher, Philosoph und Mensch. Von Dr. Gustav Herbst. Berlin, C. Habel. 1881.

Sammlung von Vorträgen. Herausgegeben von W. Frommel und Friedr. Pfaff. V., 1. Gott und die Naturgesetze. Von Professor Dr. Friedrich Pfaff. — V., 2. Unter den Unterstützungswohnsitz. Von August Luthardt. — V., 3. Karl Mez, der Vater der Arbeiter. Ein deutsches Fabrikantenleben der Gegenwart. Von Dr. Robert Koenig. — V., 4. Die Musik im Cultus der evangelischen Kirche. Von Professor Dr. L. Schoeberlein. Heidelberg, C. Winter's Universitäts-Buchhandlung. 1881.

Scherr. — Allgemeine Geschichte der Literatur. Ein Handbuch in zwei Bänden, umfassend die nationalliterarische Entwickelung sämmtlicher Völker des Erdkreises von Dr. Johannes Scherr. 6. Aufl. Lfg. 1—6. Stuttgart, C. Conradi.

Schlegel. — Die Opfernacht. Ein episches Gedicht aus der wendischen Sage von Thomas Schlegel. Hamburg, J. F. Richter. 1881.

Schreiber. — Grätz's Geschichtsbauerei. Beleuchtet von Dr. Emanuel Schreiber. Berlin, W. Ißleib. 1881.

Schweiger-Lerchenfeld. — Der Orient. Geschildert von Amand von Schweiger-Lerchenfeld. Mit 200 Illustrationen in Holzschnitt und 32 Kartenbeilagen. Lfg. 1—4. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1881.

Smit. — Die Transvaal-Republik und ihre Entstehung. Ein historisches Dokument zur Begründung des guten Rechts der Bauern (Boeren). Aus dem Holländischen mit Autorisation des Verfassers Dr. J. A. Roorda Smit. Mit einer Karte von Süd-Afrika. Köln, Ed. Heinr. Mayer. 1881.

Steinwand. — Deutsche Klänge aus Oesterreich. Von Fercher von Steinwand. Wien, L. Rosner. 1881.

Stoerk. — Sprechen und Singen. Zwei populäre Vorträge von Professor Dr. Carl Stoerk. Wien, L. W. Seidel & Sohn. 1881.

Uphues. — Das Wesen des Denkens. Nach Platon von Professor Dr. Karl Uphues. Landsberg a. W., H. Schönrock's Verlag. 1881.

Velty. — Auf Irrwegen. Roman von E. Velty. 3 Bde. Herzberg a. H., C. F. Simon. 1881.

Verzeichniss der neuen Werke der Königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden 1880. Mit Register über die Jahrgänge 1876—1880. Herausgegeben von Paul Emil Richter. Dresden, H. Burdach.

Wagner. — Der Tod, beleuchtet vom Standpunkte der Naturwissenschaften. Von Hermann Wagner. 3. Aufl. Bielefeld, A. Helmich.

Wagner. — Lessing-Forschungen nebst Nachträgen zu Lessing's Werken. Von B. A. Wagner. Berlin, H. W. Müller. 1881.

Wägner. — Deutsche Heldensagen für Schule und Volk. Neu bearbeiteter Auszug des zweiten Bandes seines größeren Werkes: „Nordisch-germanische Vorzeit" von Dr. Wilhelm Wägner. Mit 20 Text-Illustrationen und einem Titelbild. Leipzig, O. Spamer. 1881.

Waldeck. — Grundzüge der wissenschaftlichen Pädagogik und das akademische Seminar. Von Oscar Waldeck. Leipzig, O. Mutze. 1881.

Weltgeschichte, Illustrirte, für das Volk. Unter sorgfältiger Berücksichtigung der Culturgeschichte in 2ter Auflage neu bearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt von Otto von Corvin, L. F. Diefenbach, Prof. Dr. G. Diestel, Prof. Dr. Otto Kaemmel, Dr. E. Lammert, Prof. J. G. Vogt ꝛc. Pracht-Ausgabe. Lfg. 46—50. Leipzig, O. Spamer. 1881.

Zeichen der Zeit. Eine Monatsschrift für Religion, Philosophie und Gesellschaft in ihrer Zusammengehörigkeit. Von Prediger Dr. Chronik. 4. Jahrg. Januarheft. Berlin, W. Ißleib. 1881.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Herausgegeben von Prof. Dr. W. Koner. XVI. Band. Heft 1. Mit Gratisbeilage. Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde. Band VIII. No. 1. Berlin, Dietrich Reimer. 1881.

Zeit- und Streitfragen, Deutsche. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. Kluckhohn, Redacteur A. Lammers ꝛc. herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Jahrg. X. Heft 145. Beiträge zur Steuer-Reform. Von L. Delsa. Berlin, C. Habel. 1881.

Zitelmann. — Gedichte von Ernst Zitelmann. Berlin, Wilh. Hertz (Besser'sche Buchh.) 1881.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Dr. Hermann Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Das Sinngedicht.

Novellen
von
Gottfried Keller.

(Schluß.)

Um diese Zeit nämlich segelte der Admiral Correa von Brasilien aus mit einer bedeutenden Flotte nach der Westküste von Afrika, um die dortigen Besitzungen den Holländern wieder abzunehmen, welche sich während des portugiesischen Verfalls darin festgesetzt hatten. Er erschien unversehens vor St. Paul von Loanda, belagerte und erstürmte diesen und andere Plätze, und zwang überall die Holländer zur Uebergabe und zum Rückzuge, so daß er in zwei Monaten die Gebiete von Benguela, Loanda, kurz, die südliche Westküste von Afrika der Herrschaft seiner Fahnen und seines Landes wieder unterwarf und seinen Namen mit neuen Ehren erschallen ließ. Dazu brachte er an die zwanzig kleinere Negerkönige unter die Gewalt seines Stabes, sah sich dann aber veranlaßt, Halt zu machen und zur weiteren Befestigung und Ausbreitung der portugiesischen Stellung den Weg der Unterhandlungen einzuschlagen, eh' er die Waffen wieder ergriff.

Denn über die hinterliegenden Landstriche dehnte sich in unbekannter Weite das Reich des sogenannten Hauptkönigs von Angola, dessen wahre Stärke nicht leicht zu berechnen war, zumal er sich in geheimnißvoller Ferne hielt und mit einem Nimbus von Macht und Schrecken umgab, der so gut auf einiger Wirklichkeit, als auch nur auf kindischer Prahlerei oder Täuschung beruhen konnte.

Correa setzte sich daher in einer geeigneten Landschaft fest und ließ den für furchtbar geltenden Negerfürsten durch eine Gesandtschaft gefangener Häuptlinge auffordern, sich bei ihm einzufinden, um seine Tributpflicht und die portugiesische Oberherrschaft über ganz Angola anzuerkennen, und für den Anfang zum Zeichen guten Willens gleich so und so viel Goldstaub und Elfenbein mitzubringen. Der König von Angola fühlte sich durch diese Botschaft nicht angenehm berührt, suchte sich aber mit eigenthümlicher Staatsklugheit aus der Sache zu ziehen. Er tödtete die armen Abgesandten, sobald sie Correa's Befehle verkündigt, damit sie den Frevel nicht wiederholen konnten. Dagegen sandte er schleunig eine eigene

Botschaft mit einigen großen Elephantenzähnen und einem Säcklein Goldsand in das portugiesische Lager, und ließ jene Gegenstände als großmüthiges Geschenk der Freundschaft überreichen und die Abordnung seiner königlichen Schwester anzeigen, welche mit der Vollmacht zu allen nöthigen Verhandlungen ausgestattet sein werde.

Der schreckliche Tyrann und Wüstenlöwe befolgte die Politik manches zahmen Spießbürgerleins in Europa, welches immer die Frau hinschickt, wo Muth und kluge Beredsamkeit vonnöthen sind; nur mußte er, da er etwa hundert Frauen besaß, die er selbst nicht fürchtete, dafür zur Schwester greifen, die ein keckes Einzelstück war und im Gerüchte stand, daß sie schon einmal im Begriffe gewesen sei, den König, ihren Bruder, abzusetzen und hinrichten zu lassen.

Daß seine Abgesandten umgebracht worden seien, wußte Don Correa nicht; er betrachtete daher die von dem angolesischen Herrscher getroffenen Maßregeln als Zeichen eines halben Gehorsams und baldiger Unterwerfung; als er aber nach einiger Zeit von den ausgesandten Spähern vernahm, daß Annachinga, die Fürstin von Angola, sich mit einem Gefolge nähere, das eher einem Heerzuge gleiche, so stellte er seine Truppen in einer Ordnung auf, die zur Schlacht wie zur Ehrenparade diente. In der That wimmelte es wie ein schwarzer Wolkenschatten heran, der immer mehr in's Breite wuchs und ein bald dumpfes, bald gellendes Dröhnen von Menschenstimmen, Thiergeheul und kriegerischen Instrumenten aus sich heraus gebar. Die Portugiesen fanden für gut, als Gegengruß ihre zahlreichen schweren Geschütze abzufeuern, deren Metall in der afrikanischen Sonne funkelte, worauf das dunkle Heerwesen, von dem rollenden, in den Bergen wiederhallenden Donner erschreckt, still stand bis auf den letzten Mann und sich den Anordnungen der heransprengenden Reiter fügte. Diese verlangten, daß nur die Fürstin mit ihrem eigentlichen Gefolge näher komme, der große Haufen aber sich nicht weiter von der Stelle rühre. So entwickelte sich aus der Masse heraus ein kleinerer Zug, der immer noch ansehnlich genug war in seinem barbarischen Pompe mit den damals noch vorhandenen Spuren einer jetzt gänzlich verwilderten Völkerwelt.

Voraus wurde eine Herde wilder Thiere als Geschenk des Königs, Elephanten, Giraffen, Löwen, Tiger und dergl. an Ketten geführt, und zwar von Männern, die mit ihrem hohen Wuchs und trotzigen Aussehen die Kraft und Ueberlegenheit des Volkes zeigen sollten, mit welchem man es zu thun habe. Dann ritt ein Dutzend persönlicher Vasallen der Annachinga auf ziemlich bunt geschirrten Ochsen vorüber, jeder von einigen schild- und speertragenden Reisigen oder Knappen begleitet, wahrscheinlich seinen Untervasallen; denn auch diese gingen schlank wie Tannen und elastisch einher gleich Leuten, die auch noch irgend Etwas unter sich haben. Auf einem mit Ochsen bespannten Wagen schwerfälligster Form, der mit Decken behangen war, erschien endlich die Fürstin, in kostbare, offenbar sehr alte Stoffe gekleidet, Hals und Arme mit einer Last von Ketten und Ringen geschmückt. Sie saß nach abendländischer Weise auf ihrem Sitze, eine kalte Unbeweglichkeit zur Schau tragend, von welcher manche große Frau des Occidents hätte lernen können. Ihrem Wagen folgten zwei andere Wagen mit Hofdamen und Sklavinnen, und diesen zu Fuß eine Leibwache mit

hundertjährigen guten Stahlwaffen, Helebarden und Flambergen, die unverkennbar einst im Abendlande geschmiedet worden. Den Schluß bildeten ein Dutzend Fetischträger nebst Hof- und Feld-Regenmachern, deren beschwörerische und drohende Gebärden und Sprünge die portugiesischen Soldaten belustigten. Besonders gegen eine Anzahl Jesuiten, welche herbeigekommen waren, das Schauspiel mitanzusehen, richteten die afrikanischen Hexenmeister ihre Verwünschungen, da sie dieselben als ihre Hauptfeinde und Brotneider ansahen; die Jesuiten aber widmeten ihnen die wissenschaftliche Aufmerksamkeit gebildeter Männer und lernten den thörichten Heiden ruhig ab, was zu lernen war.

Im Innern des Lagers wurde die Fürstin erst recht mit Trommeln- und Trompetenlärm empfangen und eingeladen, vom Wagen zu steigen. Sauber gekleidete, aber keineswegs hohe Officiere führten sie in eine leicht erbaute lange Zelthalle, die durch Teppiche in verschiedene Räume abgetheilt war. Im ersten Raume befand sich eine Versammlung von Würdenträgern und oberen Officieren, welche die nöthigen Erkennungen mit der Fürstin austauschten und die einleitenden Gespräche unterhielten, bis sie zu ihrer Verwunderung vernahm, daß der Höchststehende gar nicht hier, sondern in einem innersten Verschlage aufhältlich sei und sie nur allein, allenfalls in Begleit ihrer Frauen und der Dolmetscher empfange. Da sie einmal da war, drang sie schweigend aber mit ungeduldiger Entrüstung vorwärts und stand mit immer größerem Erstaunen vor dem Admiral, der ganz allein auf einem erhöhten Thronsessel saß, nur einen stehenden Pagen neben sich. Er trug den schimmernden Galakürraß, über demselben den feinsten Spitzenkragen und dicke Ordensketten, und auf dem Kopfe den mit Federn ausgeschlagenen Hut mit Goldschnur und Diamantagraffe. Das Gemach war an Wänden und Decke ganz mit gewirkten Seidentapeten bekleidet und der Boden mit Teppichen belegt; im Uebrigen war außer dem Thronsessel keinerlei Art von Stuhl zu erblicken, ein rothes Kissen ausgenommen, welches in einiger Entfernung vom Throne auf der Erde lag.

Zwei Herren, die sie herein begleitet hatten und sich jetzt aufrecht auf die Seite stellten, wiesen stumm auf das Kissen, als Annachinga sich umsah, wo sie Platz nehmen solle. Sie bemerkte nichts, als das Trüpplein ihrer Frauen hinter sich, und winkte eine derselben herbei. Diese kniete unverweilt hinter das Kissen, indem sie die Arme auf den Boden legte und so in der Stellung einer ägyptischen Sphinx einen Ruhesitz bildete. Auf diesen Sitz ließ sich die Fürstin würdevoll nieder, die Füße auf das vor ihr liegende Kissen streckend, stolz und immer schweigend gewärtig, was weiter geschehen werde.

„Es ist wohlgethan," ließ sich der Admiral nun vernehmen, „daß der Mann, den man den König von Angola nennt, meine Botschafter gehört und den Willen meines Landes und seines Gebieters geehrt hat, obgleich ich noch lieber gesehen hätte, wenn er selbst gekommen wäre!"

Nachdem die beiden Dolmetscher, die mit herein gekommen, diese Rede zuerst unter sich, dann dem Ohr der Fürstin verständlich gemacht, erwiderte sie:

„Du bist nicht ganz auf dem richtigen Wege des Verstehens, denn Deine Abgesandten wurden nicht angehört, sondern vertilgt, wie sie den Mund aufthaten!"

Als diese Worte wiederum übersetzt waren und Don Correa ihren Sinn erfuhr, schwieg er eine Weile und ließ nur sein blitzendes Auge auf der schwarzen Person ruhen. Dann ließ er fragen, warum man die Boten getödtet habe und was man für einen Erfolg von dieser That erwarte?

„Sie wurden getödtet," antwortete sie, „weil sie die Unterthanen und Dienstleute des Königs gewesen sind und Unwürdiges gegen ihn in den Mund genommen haben. Durch ihr Blut wurde seine Würde versöhnt, Dir aber ist kein Schaden dadurch geschehen, da Du jetzt anbringen magst, was Du von uns wünschest!"

„Ich habe nicht zu wünschen, sondern zu befehlen und zur Rechenschaft zu ziehen!" sagte der Admiral in strengem Tone; „mäßige daher Deine Sprache, wenn ich Dich nicht binden und wegführen lassen soll!"

Allein ohne sichtbaren Eindruck dieser Worte, ohne mit den Wimpern oder den Lippen zu zucken, erwiderte Annachinga auf die Drohung:

„Du wirst Dich auf die sechzig oder siebenzig weißen Leute besinnen, die in unseren Händen sind! Mehr als die Hälfte davon gehören Deinem Lande an!"

Hiemit schien die Sage bestätigt, daß eine ziemliche Zahl Europäer im Innern von Angola festgehalten werde, wie denn auch seit Jahren manche holländische und portugiesische Kaufleute verschwunden und erst in letzter Zeit noch einzelne Soldaten, die sich verirrt, in Gefangenschaft gerathen waren. Obgleich die schwarze Dame muthmaßlich übertrieb, so konnte immerhin genug an der Sache wahr sein, und Don Correa überdachte einen Augenblick das Mißliche des Umstandes und was er zu antworten habe. Aber die Negerfürstin, gleich einer vollendeten Diplomatin, ließ seine Verlegenheit nicht dauern oder groß werden, sondern fuhr sogleich fort, indem sie plötzlich auf die Hauptfrage übersprang.

„Wir wissen nicht," sagte sie, „welchen Nutzen Du Dir davon versprichst, uns als Unterworfene zu behandeln und uns die Knechtschaft anzubieten, ehe Du nur unsere Macht geprüft, einen Angriff gewagt, geschweige denn uns überwunden hast. Und wenn Du uns wirklich besiegt hättest, so wären die Vortheile für Dich geringer, als Dir ein freundliches Verhältniß zu uns gewähren kann. Schließest Du ein Freundschaftsbündniß mit uns, das ich Dir anzutragen bevollmächtigt bin, so gewinnst Du eine starke Vormauer und einen mächtigen Beistand gegen alle übrigen Feinde, die Dir bereit stehen, und statt unsere ungezählten Pfeile auf Dich gerichtet zu sehen, werden sie gegen Deine Feinde schwirren und Dir den Weg frei machen. Statt eines erzwungenen Tributes endlich wird Deinem Lande ein gegenseitig geordneter freiwilliger Verkehr größeren Gewinn bringen, als eine für uns schmähliche Beraubung je abwerfen könnte. Dieses bitte ich zu erwägen, ehe Du zu den Waffen greifst; denn ohne Kampf wird es für Dich nicht ablaufen, was Du anstrebst!"

Hatte Don Correa schon an der Art ihres Aufzuges erkannt, daß er es mit einer gewissen Macht zu thun hatte, die vielleicht nicht ungestraft zu unterschätzen war, so mußte er sich jetzt sagen, daß dieselbe auch wußte, was sie wollte, und mit Vernunftgründen zu unterhandeln fähig schien. Er änderte also schnell entschlossen seinen Plan und sagte:

„Da man uns bestimmte und deutliche Anträge macht, welche von ehrlichem Entgegenkommen zeugen, so ist genügender Grund vorhanden, hierüber Rath walten zu lassen. Ich bin bereit, bis zum Austrag der Sache freie Unterhandlung auf gleichem Fuße zu gewähren, und behalte mir den endgültigen Entschluß nach Umständen vor. Du magst jetzt wählen, ob Du inzwischen die Gastfreundschaft in unserer Mitte annehmen oder Dich bis zu einer zweiten Unterredung in Dein eigenes Heerlager zurückziehen willst!"

Die Fürstin erklärte, das letztere vorzuziehen, und erhob sich mit derselben stolzen Würde von ihrem Sitze, mit welcher sie sich darauf niedergelassen hatte. Zugleich erhob sich auch der Admiral, um sie seinen Worten entsprechend auf gleichem Fuße zu behandeln und ritterlich hinaus zu geleiten. Als dergestalt die Anwesenden dem Ausgange zuschritten, bemerkte Don Correa, daß die knieende Sklavin unbeweglich liegen blieb und machte lächelnd die Fürstin aufmerksam, daß sie vergesse, ihren artigen Feldstuhl mitzunehmen.

„Ich setze mich nie zum zweiten Male auf denselben Stuhl," antwortete sie ohne zurückzublicken. „So mag er dem Hause bleiben, in welchem ich mich seiner bedient habe. Ich schenke Dir diese Person!"

So aufschneiderisch diese Rede klang, so gab sie ihm doch auf's Neue zu denken, und er begleitete die Fürstin nicht ohne kriegerische Höflichkeit bis an den Ausgang des Lagers. Als er hierauf sich wieder in das große Zelt zurückzog, um zunächst die Angelegenheit für sich allein zu überlegen, bemerkte Don Correa mit einiger Ueberraschung, daß in dem verlassenen Raume das junge Weib noch immer still und reglos auf ihren Knieen und Ellbogen lag.

Er trat näher, ging um das schöne Bildwerk herum, welchem das Mädchen oder was es war, eher glich, als einem Lebewesen, und betrachtete mit Verwunderung und auch mit Verlegenheit die Erscheinung, mit der er nichts anzufangen wußte. Sie war mit weißem Baumwollenzeuge gekleidet, das von den Schultern bis zu den Füßen ging und unter den Armen bis gegen die Hüften hin mit Binden von gleicher Farbe umwickelt war. Nur die hellbraunen Schultern und die Arme waren bloß und in Formen von vollkommener Schönheit und Ebenmäßigkeit gebildet. Das Haar erschien trotz seiner Ebenholzschwärze nicht so wollig, wie bei den Negern, sondern fiel in weicheren breiten Bändern rings vom Haupte, nachdem es ein auf diesem befestigtes, kronenartiges Körbchen von Weidenzweigen durchflochten. Von dem Gesichte konnte Don Correa nichts sehen, weil es zur Erde gerichtet und von dem niederhängenden Haar verschleiert war.

Obgleich gegen Sklaven und farbige Menschen gleichgültig und verhärtet wie die ganze gebleichte Welt, bückte er sich endlich doch ein wenig und sagte in mitleidigem Tone: „Wie lange wirst Du noch liegen? Steh' auf!"

Das arme Weib errieth den Sinn dieses Befehles und richtete sich empor; doch waren die Glieder von der unnatürlichen Lage beinahe erstarrt und der Athem beengt; sie schwankte im Aufstehen und wußte sich nicht recht zu helfen, so daß Don Correa ihr die Hand reichen und sie einen Augenblick halten mußte, um sie vor dem Umfallen zu schützen. Da stand sie nun vor ihm mit vor Scham niedergeschlagenen Augen, und eine Purpurröthe wallte sichtbar über die

braunen Wangen. Uebrigens war die Gesichtsbildung edel, wenn auch an den Schnitt altägyptischer Frauengesichter erinnernd oder sonst an verschollene Völkerstämme alter Zeiten. Verwundert über die vornehme Anmuth der ganzen Erscheinung legte er die Hand unter ihr kurzes Kinn und drückte es sanft in die Höhe, so daß sie den Kopf zurückbiegen und ihn mit den mandelförmigen großen Augen ansehen mußte. Da sah er sowol in diesen dunkeln Augen, als auf dem kirschrothen Munde die stumme Klage und Trauer der leidenden Natur, die immer das Herz des Menschen rührt, während ihre triumphirenden Schrecken es nicht bezwingen können. Der Mann, der seit zehn Jahren an den schönsten und glänzendsten Frauen achtlos vorübergegangen und für ihre Blicke unempfindlich geblieben, wurde jetzt urplötzlich wie von einem Zauber oder einer Offenbarung bewegt; er vermochte nicht eine Secunde der Versuchung zu widerstehen, das stille, fremde Menschenbild in den Arm zu nehmen und leis auf beide Wangen zu küssen. Damit zeichnete er es sänftlich als sein Eigenthum und schwur in seinem Innern, dasselbe niemals zu verlassen; denn trotz der schlechten Erfahrung, die er einst gemacht, glaubte er jetzt der Eingebung, daß dieses weibliche Wesen ihn nicht betrüben werde.

Zugleich beschloß er auf derselben Stelle, die heidnische Sklavin in den Besitz der menschlichen und christlichen Freiheit und des Selbstbewußtseins zu setzen, eh' er weiterging, und rief zu diesem Ende hin seinen Pagen herbei, durch welchen er das Weib sofort nach Loanda in das Haus eines seiner Officiere bringen ließ, dessen Familie dort wohnte. Ein zurückkehrender Proviantwagen unter der Aufsicht eines ergrauten Soldaten kam der nicht eben großen Reise zu Statten.

Als sodann Don Correa die Unterhandlungen mit der angolesischen Königsschwester bis zu einem gewissen Punkte weitergeführt und diese sich mit ihrem Troß hinwegbegeben hatte, eilte er ebenfalls nach Loanda St. Paul. Er fand die Sklavin bei den Frauen des Officiers wohl aufgehoben und schon in christlicher Tracht einhergehend, das dunkle Haar nach Art der portugiesischen Mägde bescheiden geflochten und aufgebunden. Es wollte ihm beim ersten Anblick fast vorkommen, als hätte sie mit der einfachen Weidenkrone und dem weißen Wickelgewande einen guten Theil ihres geheimnißvollen Reizes verloren, und bedauerte beinah schon die Umwandlung; doch sah er bald, daß die unschuldige und welturspringliche Demuth ihres Antlitzes, verbunden mit dem natürlich edlen Gang, der ihr eigen war, jedes Kleid beherrschten, das man ihr geben konnte. Während des Verkehres mit Annachinga hatte er diese einmal beiläufig, wie man sich etwa aus Höflichkeit über die Beschaffenheit eines Geschenkes bei dem Geber erkundigt, befragt, welcher Race die Sklavin eigentlich angehöre und woher sie dieselbe erhalten habe. Er sprach überdies vorsichtiger Weise in dem Tone, mit welchem ein Fant sich nach der Nahrung eines geschenkten seltenen Vögelchens erkundigt, ob man es mit Würmern oder mit Körnern füttere u. s. w. Annachinga sagte ihm, die Person stamme von Sonnenaufgang her, wahrscheinlich von einem ausgerotteten Volke, und sei mit ihrer Mutter auf dem Wege der Eroberung und des Handels quer durch den Welttheil bis gegen Westen gerathen. Sie selbst habe sie als zehnjähriges Kind erhalten und seither besessen;

jetzt möge sie siebzehn Jahre alt sein; sie verstehe weiße und bunte Zeuge zu weben, sonst aber sei sie noch zu roh und unwissend, da sie noch nie aus Frauenhand gekommen. Sie schicke sich am besten für den Dienst seiner Gemahlin oder Fürstin, der er sie schenken möge; die Art sei immerhin rar geworden. Wolle er sie aber bei sich behalten, so solle er sie nur mit der Peitsche dressiren, wenn sie zu ungelehrig sei.

Höflich, aber leichthin, der Geringfügigkeit des Gegenstandes entsprechend, dankte Don Correa der Dame für ihren sportmäßigen Rath und nahm das Gespräch über die wichtigeren Staatsgeschäfte wieder auf.

In Loanda fand er jetzt die Angaben der Annachinga durch das, was man inzwischen der Sklavin hatte abfragen können, so ziemlich bestätigt. Sie erinnerte sich dunkel, als kleines Kind steinerne Häuser an einem Wasser gesehen und einen großen Lärm und Rauch erlebt zu haben, dann an der Hand oder auf dem Arm der Mutter durch unendliche Landstrecken gekommen zu sein, bis die Königsschwester von Angola Mutter und Kind gekauft. Deutlicher war ihr das spätere gegenwärtig, wie die Mutter von der Fürstin hart behandelt worden und frühzeitig gestorben sei. Sonst wußte sie von sich nichts weiter, als daß sie Zambo hieß.

Das nächste, was der Admiral nun that, war, daß er sie taufen ließ und hiefür ein kleines Fest veranstaltete, ohne im übrigen sein Vorhaben zu verrathen. Die Kirche wurde mit Palmenzweigen und Blumen geschmückt, unter dem Vorwande, diesen ersten Sieg über das noch zu unterwerfende Königreich zu feiern, und der Altar flammerte von Lichtern. Ein Dutzend Jesuiten sangen und musicirten während des Hochamtes gleich hundert Nachtigallen, und der dreizehnte hielt die Predigt, in welcher er die erbauliche Vorstellung ausmalte, daß Zambo ein letzter Nachkomme der weisen Königin von Saba sei und nun erst das Heil erworben, das diese merkwürdige Vorfahrin im alten Testamente bei den Juden vergeblich gesucht habe.

Don Correa selbst war der Taufpathe und die vornehmste Frau in Loanda die Pathin, als die Handlung nun vollzogen und Zambo mit dem Namen Maria getauft wurde. Sie ließ alles mit sanfter Ergebung über sich ergehen ohne den Mund zu verziehen; erst als die Taufe vorüber war und sie an den Altar geführt wurde, um sich noch besonders der großen Namenspatronin vorzustellen und das Knie vor ihr zu beugen, richtete sie das Auge schüchtern auf das hölzerne Marienbild, welches nach Vertreibung der ketzerischen Holländer in neuem Glanze aufgerichtet war, die Krone frisch vergoldet, das Gesicht so stark gefirnißt, daß es glänzte wie ein Spiegel und die linke Wange wirklich das daran gedrückte Näschen des Christuskindes abspiegelte. Weil die Wange aber rundlich gewölbt war, so erschien das Näslein darin so groß, daß die Zambo-Maria vermeinte, es wohne ein Mann in der durchsichtigen Frau, der seine Nase herausstrecke, und da sie überhaupt noch nie ein derartiges Bildwerk gesehen, so hielt sie es für einen lebendigen Zauber und fing sich gewaltig an zu fürchten. Zitternd raffte sie sich auf und suchte zu entfliehen. Sie fand aber wegen der vielen Umstehenden keinen Ausweg und flüchtete an die Seite des Don Correa, in welchem sie ihren Beschützer sah, und deutete mit der Hand nach dem leuchtenden goldenen Weiblein, in welchem ein Geist stecke, der größer sei als es selbst. Alles drängte sich herzu,

um zu sehen und zu hören, was sich mit der neuen Christin begebe, und man suchte sich gegenseitig verständlich zu machen, was sie gesagt habe.

Auf einmal ertönte die laute Stimme eines der Priester, die rief: „Wunder! Wunder! Ein großes Heil ist geschehen! Der Herr ist eingekehrt in seine irdische Wohnung, in sein liebliches Pavillon und Sommerhäuschen! Er will die erste Heidin sehen, die wir hier getauft haben!“

Alles blickte starren Auges auf das Altarbild, auf welches die Zambo gedeutet hatte, und bald rief hier, bald dort Einer aus der Menge: Ich seh' es auch! Ich seh' es auch! ohne daß Jemand wußte, was eigentlich zu sehen sei. Die Jesuiten, schnell gefaßt, die günstige Gelegenheit zu packen, schlugen alle weiteren Erörterungen mit einem mächtigen Tedeum nieder, das sie anstimmten und in welches alles Volk einfiel. Dann ergriffen sie die Neugetaufte und führten sie mit Kreuz und Fahne in Procession in der Kirche und um die Kirche herum, unter geschwungenen Räucherfässern und fortwährend ihr Ora pro nobis singend. Immer mehr Volk lief herbei, und in kurzer Zeit war sie ihrem Herrn und Beschützer abhanden gekommen und unsichtbar geworden; denn man schleppte sie auch noch in den Straßen herum und in verschiedene Häuser hinein, wo man sich an ihrem Anblicke erbauen wollte.

Endlich ging Don Correa, sie zu suchen, und holte sie aus dem dichten Haufen Leute heraus, wo sie sich ersichtlich voll Furcht und Angst befand, da sie gar nicht wußte, was Alles zu bedeuten habe, und zu glauben begann, sie solle jenem kleinen glänzenden Weiblein zum Opfer gebracht, d. h. getödtet werden, denn sie hatte in den schwarzen Königreichen gesehen, daß zum Opfern bestimmte Menschen so umher geführt wurden. Sie klammerte sich daher an Correa's Arm, sobald er sie erreichte und ihre Hand nahm. Die Jesuiten waren jedoch nicht Willens, auf ihre Eroberung so leicht zu verzichten, indem sie behaupteten, Zambo-Maria müsse dem Himmel geweiht werden und in der Hut der Kirche bleiben. Er werde das Nöthige schon besorgen, rief der mächtige Befehlshaber; zunächst sei die Person noch sein Eigenthum und sein Pathenkind, das jetzt einem kleinen Taufeschmaus beiwohnen und einige Geschenke empfangen müsse. Dessen ungeachtet murrte und sträubte sich die Menge, das Wunder fahren zu lassen, und es bedurfte des entschlossenen Auftretens Correa's, das zitternde Weib frei zu machen. Er ließ sie von seinem Pagen begleitet voran gehen und schritt mit einigen seiner Kriegsleute hinterdrein. So begaben sie sich nach einem kleinen Landhause, das er in Loanda bewohnte; die Frau Pathin war inzwischen mit ihrer Begleitung schon dort angekommen, da sie schon früher aus dem Gewühle entflohen war, und die nicht zahlreiche Gesellschaft nahm an dem gedeckten Tische Platz, nachdem der in Unordnung gerathene Anzug des Täuflings von den anwesenden Frauen wiederhergestellt worden.

Zambo saß zwischen der Pathin und ihrer bisherigen Pflegerin. Sie war mit einem weißen Schleier und einem mit rothen Rosen durchflochtenen Myrthenkranze geschmückt, wodurch das helldunkle Gesicht und der von goldenem Kettchen umgebene Hals eine Wirkung von ungewöhnlichem Reize machten.

Don Correa, der ihr gegenüber saß, mußte sich etwas zusammennehmen, sie nicht zu oft anzusehen, nicht nur der anwesenden Frauen, sondern auch des

Geistlichen wegen, der sie getauft hatte und ebenfalls zugegen war. Obgleich die braune Marie schon einigermaßen an das abendländische Tischgeräthe gewöhnt war, vermochte sie doch nicht zu essen; denn der Wechsel der Eindrücke, die sie so rasch nach einander empfangen, bedrückte ihr Herz. Sie glaubte sich wol der Gefahr entzogen und fühlte sich auch, obschon sie nicht ein Wort der Unterhaltung verstand, als Gegenstand freundlicher Theilnahme; doch ihre neue Lage, Umgebung und Zukunft erschienen ihr so gänzlich fremd und unbekannt, daß die Reglosigkeit ihrer Seele eher zu als abnahm. Erst als Don Correa eigenhändig einen Teller mit süßen Früchten und portugiesischem Backwerke füllte und ihr denselben hinüberreichte, fing sie gehorsam und ehrfürchtig an zu naschen und aß den Teller tröstlich leer. „Ei seht," sagten die Frauen, „wie gut sie dem gütigen Herren zu gehorchen versteht! Wahrhaftig, seine Gnaden haben eine Eroberung gemacht!"

Als nun Alles über den unversehens leer gewordenen Teller lachte, schaute Maria verwundert um sich und lachte auch. Noch Niemand hatte sie lachen sehen und Alle waren erstaunt über den Liebreiz, welcher sich wie aus dem Himmel geholt so unerwartet über die fremdartigen Gesichtszüge verbreitete und eben so schnell wieder verschwand, als sie beschämt die Augen niederschlug.

Unterdessen war die Dämmerung hereingebrochen und die Gesellschaft erging sich nach aufgehobener Tafel noch einige Zeit im Freien, um die wohlthuende Nachtluft zu genießen, welche Meer und Land balsamisch kühlend umfloß. Ueber den Gesprächen der zerstreut auf und niedergehenden Leute blieb die Zambo oder Maria unbeachtet, wie es so zu geschehen pflegt, nachdem der Mensch sein bescheidenes Theil Aufmerksamkeit erregt hat. Sie stand abseits unter einer Gruppe hoher Palmenbäume, an einen der Stämme geschmiegt, und blickte unverwandt nach Westen, wo die Sichel des untergehenden Mondes über dem Meere glänzte, und zwar so stark, daß die Palmen ihren Schatten warfen. Die äußerste Kante des großen goldenen Gestirnes schimmerte noch extra im fernen Sonnenlicht gleich einem blitzenden schmalen Ringe, während Zambo's scharfes Auge zugleich die nach dem Innern des Ringes hin allmälig verschwimmenden Gebilde wahrnahm, die von dem Lichte schwächer getroffen, ihr aber vertraut waren. Stets aber hing das Auge wieder an dem blitzenden Ringe. Es war die letzte Ueberlieferung eines wahrscheinlich schon seit tausend Jahren untergegangenen Cultus, welche in dem Mädchen von der alten Heimath oder der todten Mutter her noch dämmerte; vielleicht wendete sie sich, ohne es zu wissen, noch einmal der verschollenen Selene zu, ehe sie der goldenen Göttin folgte, an deren Altar sie heute gestanden, kurz, sie streckte wie um Schutz flehend die Hand nach dem Gestirn aus.

Da faßte Jemand sänftlich diese Hand; es war Don Correa, der vorsichtig an sie herangetreten war und ihr dieselbe Hand auf den Mund legte, zum Zeichen, daß sie schweigen solle. Dann streifte er einen schimmernden Ring an ihre Hand und küßte sie schnell auf den Mund, worauf er ebenso ungesehen hinweg schritt, als er gekommen war. Bald nachher ging die kleine Gesellschaft auseinander und Zambo kehrte mit ihrer Beschützerin in deren Behausung zurück.

Am nächsten Tage schon ließ der Admiral zwei seiner Schiffe unter Segel

gehen, die er nicht mehr brauchte, und sandte sie mit Depeschen, das eine nach Brasilien, das andere nach Portugal. Auf demjenigen, das nach Brasilien ging, hatte er in der Frühe bereits die Zambo nebst einer Dienerin untergebracht und dem Befehlshaber auf die Seele gebunden. Die Schwester seiner längst verstorbenen Mutter war in Rio de Janeiro Aebtissin eines Conventes von Dominikanerinnen. Dieser anvertraute er die Zambo mit einem Briefe, worin er die vornehme Klosterfrau bat, das getaufte Heidenkind in den klösterlichen Schutz aufzunehmen, mit christlicher Sitte und guter Lebensart bekannt zu machen, und es aber für die Rückkehr in die Welt bereit zu halten, alles unter Zusicherung schuldiger Dankbarkeit und gewünschter Gegendienste.

Die Abfahrt der Schiffe war freilich schon früher bestimmt gewesen; die Einschiffung der Zambo aber hatte er ganz plötzlich und rasch betrieben, und als die Jesuiten ihre Speculationen auf die Wunderperson an diesem Tage weiter ausarbeiten und vor allem nur die Visionärin in Sicherheit bringen wollten, waren die Schiffe längst außer Sicht, und der zukünftige Wallfahrtsort an der Westküste des Welttheils verwandelte sich einstweilen in ein Luftschloß und ist es auch geblieben.

Zambo-Maria selbst wußte am wenigsten, was mit ihr vorging. Als der Admiral seine letzten Anordnungen auf dem Schiffe getroffen und dasselbe verließ, hatte er sich zum Abschiede nicht länger bei ihr aufgehalten, als bei anderen Nebenpersonen, und kaum ihre schmale braune Hand einen Augenblick in die seine genommen und gestreichelt, indem er seinem guten Taufpathchen, daß es Jeder hören konnte, ein paar gewöhnliche Worte der Aufmunterung sagte, dann aber sich abwendete und nicht mehr umsah. Das Naturkind schien aber die Hauptsache schon soweit zu verstehen, daß sie die paar leichten Liebkosungen, die sie von ihm erfahren, sowie das Geschenk des Ringes sorgfältig bei sich behielt, obschon die Frauenspersonen bereits das eine und andere Wort mit ihr austauschen konnten und sie schon auf dem Schiffe ein weniges portugiesisch plaudern lernte.

In der Zeit waren auch die Unterhandlungen mit dem Königreich von Angola zu Ende geführt und die Fürstin, wie gesagt, mit ihren Leuten abgezogen. Die Schlauheit und Beredsamkeit der schwarzen Diplomatin konnte nicht hindern, daß ihr Bruder doch als Vasall der Krone Portugals betrachtet und schließlich Don Correa zum Regenten in Angola ernannt wurde. Er regierte das Königreich mehrere Jahre.

Nach Verfluß des ersten Jahres aber fuhr er nach Rio de Janeiro hinüber, um nach dem Kleinode zu sehen, das er dort aufgehoben wußte, und Hochzeit zu halten. Zur Belohnung für seine Thaten hatte der König unter anderm seinem Wappen zwei Negerkönige mit goldenen Kronen als Schildhalter beigegeben. Diese Figuren widmete er der zukünftigen Gattin als Zierat, indem er sie auf Geräthe, Schmuck und Tapezerei, die er in den europäischen Fabriken bestellte, überall anbringen ließ. Noch auf dem Schiffe, als es in den Hafen von Rio de Janeiro einlief, entwarf er in Gedanken ein Gemälde, das er bestellen wollte, auf welchem Zambo-Maria in der Tracht einer Königin von Saba getauft wurde und die zwei Mohrenkönige das Taufbecken hielten. Als er aber das

Kloster der Dominikanerinnen betrat und im Sprachzimmer stand, um seine Frau Tante, die Aebtissin, nach dem jungen Weibe zu fragen, sagte ihm die nach der Begrüßung mit trockenen Worten, die braune Person sei vor kurzen Tagen fortgelaufen und verschwunden.

Don Correa erblaßte und stand wie vom Blitze getroffen. Der erste Gedanke sodann war nicht etwa ein Fluch auf die Entflohene, sondern auf die eigene Thorheit. „Warum hast Du die arme Creatur nicht bei Dir behalten," sagte er sich, „und gleich geheirathet wie sie war! Jetzt wird sie zu Grunde gehen!"

Er fragte die Nonne, ob man denn keine Vermuthung hege, was sie zur Flucht bewogen und wo sie sich hingewendet habe? Jene verneinte Alles und meinte, der Admiral möge, wenn so viel an dem Weibe gelegen sei, sie jetzt selbst aufsuchen lassen, wozu er mehr Macht und Mittel besitze, als sie. Erst jetzt ging er in sein altes Wohnhaus zu Rio, das er zur Hochzeit einzurichten gedacht hatte. Er fand schon manche Kiste mit angekommenen Sachen vor; aber statt sie zu öffnen, sandte er nach allen Seiten Leute aus, die Spur der Verschwundenen zu suchen, und machte sich selber auf den Weg, voll Erbarmen mit ihrer Rathlosigkeit. Auch war die anfängliche Liebeslaune, die ihn beim ersten Anblick nach so langem Unterbruche befallen, zeither zu einer inneren Neigung erwachsen, zu einem tieferen Bedürfnisse, dieser Menschenseele außerhalb des Weltgeräusches so recht für sich gut zu sein, und er fragte sich, als er fruchtlos nach ihr ausschaute, ob er sich mit seinen äußerlichen und luxuriösen Betreibungen und Bestellungen nicht gegen die Einfachheit des unschuldigen Wesens versündigt und es zur Strafe dafür nun verloren habe. Er erinnerte sich, wenn der Ausdruck bei einem solchen Herren und Kriegsmanne überhaupt angebracht ist, schmerzlich des pomphaften Empfanges, den er dem bösen Weibe von Cercal einst bereitet, und welch' trauriges Ende jene glänzenden Veranstaltungen genommen.

Von dem Verlangen getrieben, über das Wesen und Leben der Zambo im Kloster Näheres zu erfahren, eilte er wieder hin und befragte die Stiftsvorsteherin eifrig und sogar in einer gewissen Aufregung, die über den Rang und Stand des Mannes, wie über die Wichtigkeit des Gegenstandes fast hinauszugehen schien. Die alte Dame mit ihrem goldenen Kreuz auf der Brust sah ihn aus wohlgenährten Augenlidern blinzelnd aufmerksam an und erzählte dann sehr gelassen nur Gutes von der Negerin, wie sie die Maria nannte, trotzdem sie offenbar keine war. Sie habe die portugiesische Sprache schon ziemlich brauchen gelernt, sich still und gehorsam verhalten und gern mit den weiblichen Arbeiten beschäftigt.

„Welche Arbeiten?" fragte Don Correa, der wußte, daß die Damen in diesem Stifte so wenig etwas thaten, was man arbeiten nennen konnte, als diejenigen außerhalb derselben. Er fürchtete daher, das Mädchen möchte zu niedrigen Arbeiten, wo nicht zum Sklavendienste gebraucht worden und vielleicht deshalb entflohen sein. Allein die Aebtissin fuhr ausweichend fort, allerlei Vortheilhaftes von dem verschwundenen Kinde zu bekunden, und dem Herrn wurde es nur immer bitterer und fast traurig zu Muth, als er das alles anhörte.

Die Alte aber schloß mit den Worten: „Item, man hätte nicht gedacht, daß sie so schnöde weglaufen würde!"

Mit verworrenen Gedanken ging er endlich wieder in seine Wohnung, um sich nur etwas zu sammeln. Denn er, der sonst in Entschluß und That nie zu zögern pflegte, sah sich diesem Geheimnisse gegenüber durchaus ohnmächtig und unentschlossen. Die Dienstverhältnisse erlaubten ihm nicht, lang in Rio de Janeiro zu verweilen; verließ er aber die Stadt und das Land, so verlor er jede Hoffnung, die Zambo doch noch zu finden, und der Mann, der Land und Leute zu erobern gewohnt war, sah sich außer Stand, das unschuldigste und bescheidenste Heirathsproject auszuführen.

Als er in solchen düsteren Betrachtungen das Haus erreicht hatte und eben in seinem Cabinette Degen und Handschuhe auf den Tisch warf, kam sein Page Luis vorsichtig hereingeschlüpft, ihm eine merkwürdige Nachricht zu bringen. Es war ein vierzehnjähriger aufgeweckter Knabe und seinem Herrn so ergeben und vertraut, daß dieser ihn für sicherer und zuverlässiger hielt, als alle anderen Diener, und ihm auch sonst wegen seines anmuthigen Wesens herzlich zugethan war. Luis hinterbrachte also nun, als er so von ungefähr in der Straße geschlendert sei, habe ihn die Frau des Nachbars, eines alten französischen Schiffsherrn, die für eine heimliche Protestantin gelte, herbeigewinkt und ihm hinter der Hausthür zugeflüstert, er solle seinem Don sagen, sie könne ihm den Ort nennen, wo Se. Excellenz finde, was sie suche; man möge nur, sobald es dunkel sei, einen Augenblick in die Veranda hinter ihrem Hause kommen. Don Correa verfehlte den Gang nicht und vernahm von der muntern Alten, nachdem er ihr Verschwiegenheit und Schutz zugesichert, daß seine Zambo vor unlanger Zeit auf einem nach Marseille gehenden Schiffe ihres Mannes in ein Kloster zu Cadix gebracht worden sei. Ueberdies wußte sie, daß es sich darum handle, das Mädchen zu einer Art von Wunderthäterin und Heiligen zu machen, daß es widerstanden hatte, mit Blutrünstigkeiten Stirn und Hände verzieren zu lassen und eine heilige Blutschwitzerin zu werden; ja, der Alten war sogar bekannt, daß dem bräunlichen Frauenzimmer ein Verlobungsring vom Finger gestreift und weggenommen worden sei. Einen Theil dieser Dinge hatte sie auf ganz geheimem Wege durch eine Flamänderin erfahren, die in dem Kloster als Bäckerin angestellt war und die Alte bisweilen besuchte.

Don Correa erkannte sogleich die Wahrheit der Angaben und dankte der Frau dafür, sie bittend, auch ihrerseits die Sache geheim zu halten. Ein stiller Grimm erfüllte ihn trotz seiner katholischen Gesinnung gegen die Jesuiten, die offenbar von Afrika aus über seinen Kopf hinweg die Hand im Spiele hatten, und nicht minder erwachte sein Zorn gegen die verlogene Prälatin, seine Muhme. Diese vermuthete in der That nicht mit Unrecht, daß der Neffe wieder einmal einen wunderlichen Heirathsstreich im Schilde führe, und hatte um so größere Ursache, ihn daran hindern zu helfen, als sie längst mit einer rühmlicheren Verbindung für ihn beschäftigt war und nur auf den Augenblick lauerte.

Der Admiral und Regent oder Vicekönig von Angola legte sich noch in der gleichen Nacht den Vorwand zurecht, die Reise nach Europa auszudehnen und am Hofe zu Lissabon über den Stand und die Zukunft der afrikanischen An-

gelegenheiten persönlich zu berichten, und am nächsten Tage ging er mit zwei Schiffen ostwärts unter Segel, ohne das Ziel der Fahrt bekannt zu machen. Mit großer Ungeduld sah er die Tage und Wochen vergehen, obgleich er mit dem günstigsten Wind und Wetter segelte, und als er endlich in den Golf von Cadix abbiegen konnte, fand er die Bai und den Hafen durch Wachtschiffe verschlossen, weil die Pest in der Stadt hauste.

Dieser neue Unstern steigerte seinen Unmuth und die Besorgniß für die arme Zambo auf's Höchste, zum Glück aber auch seine Besonnenheit. Da er wegen der auf ihm lastenden Verantwortung sowie bei der sicheren Nutzlosigkeit überhaupt nicht daran denken konnte, seine Person auf spanischem Boden auszusetzen, beschloß er, vorerst die Fahrt nach Lissabon zu beendigen und nur den Knaben Luis auf Kundschaft zu schicken. Er vertraute demselben, der die Zambo kannte und von ihr gekannt war, sein Geheimniß ganz an, ließ ihn das Gewand eines zerlumpten Schifferjungen anziehen und versah ihn reichlich mit Geld, worauf er ihn südlich von der Bucht bei der St. Petersinsel in der Dunkelheit der Nacht an den Strand bringen ließ. Mit aller Verwegenheit und Begeisterung eines romantischen Knaben und der Freiheit froh, verlor sich der kluge Bursche landeinwärts, indessen Don Correa bald nachher auf das Cap St. Vincent lossteuerte, um den Weg nach Lissabon vollends zurückzulegen. Von dort aus dachte er dann mit oder ohne Nachricht des Knaben weiter vorzugehen.

Es dauerte keinen Tag, so trieb sich Luis mit einer Schachtel voll indianischer Schnurrpfeifereien in der Stadt herum und bot überall seinen Kram zum Verkaufe an, wurde aber überall weiter geschickt, hier mit dem Unwillen Derer, welche Pestkranke oder schon Todte hatten, dort mit dem Gelächter und den Flüchen des gesund gebliebenen Pöbels, der sich zechend, tanzend und singend in Schenken und auf öffentlichen Plätzen herum trieb. Luis ließ sich aber Nichts anfechten, sondern durchwanderte die Stadt die Kreuz und Quere, bis er auf ein Nonnenkloster traf, welches dem Dominikaner-Orden angehörte. Es bestand aus einem Haufen alter Gebäude und hoher Mauern, die da und dort mit sarazenischen Fensterlöchern durchbrochen waren. Natürlich war ihm der Eintritt so verschlossen, wie jedem andern Mannsbilde; nur in die Kirche konnte er eintreten und bemerkte dort, daß der Gottesdienst ungeregelt abgehalten wurde und das Innere des Klosters so voll Unruhe war, wie die übrige Stadt.

In der Herberge, die er aufgesucht, kaufte er von der Tochter eines plötzlich verstorbenen Bauers einen kleinen Esel, und von einem Verkäufer alter Kleider einen Weiberrock und ein zerrissenes Kopftuch; dann belud er den Esel mit einem Korbe voll frischer Orangen, schwang sich selbst, als arme Bauerndirne gekleidet, auf das Kreuz des Esels und ritt gemächlich in der Richtung des Klosters davon. In diesem Aufzuge gelang es ihm, in einen Vorhof einzudringen, dessen Thüre sich just geöffnet hatte, um einen Arzt einzulassen; und da drinnen Verwirrung und Rathlosigkeit herrschte, indem die Aebtissin soeben von der Krankheit ergriffen worden, so trieb die angebliche Orangendirne ihren Esel unbeachtet bis in einen Garten, wo einige Klosterfrauen ängstlich spazieren gingen. Da fing er an, seine Früchte auszurufen und einen solchen Lärm zu machen als ein kreischendes Landmädchen, daß bald mehrere Nonnen herbei

kamen und um den Esel herum standen. Die Eine und Andere kaufte ein paar Orangen, die der schlaue Knabe beinahe um Nichts hergab, der schlechten und unglücklichen Zeit wegen, und der geringe Preis verlockte die guten Frauen, die Gelegenheit zu benutzen und sich die kleine Erfrischung zu verschaffen. Einige suchten sich unter den goldenen Kugeln einen Vorrath aus, indem sie dieselben in der Hand wogen und an die Nase brachten, und inzwischen ließ Luis seine Augen verstohlen herumgehen, ob er nirgends die Zambo erblicken könne. Und das Glück wollte, daß es geschah. In einiger Höhe schauten hinter einem hölzernen Gitter zwei Frauengesichter herunter, wovon das eine, noch im weltlichen Haarschmuck und ohne Schleier, niemand Anderem als der dunkeln Zambo angehörte.

Kaum hatte Luis sie erkannt, so trieb er unvermerkt den Esel näher, bis das graue Thierchen unter dem Fenster stand; und nun fing Jener aus Leibeskräften an zu rufen: „Kauft, hochwürdige Damen! Kauft frische Orangen für den Durst! Sie sind gesund, wie die Aerzte sagen, und preiswürdig! Für ein halbes Soundsoviel und ein viertel Nichts dazu kann ich drei Stücke geben! Kauft, gnädige Frauen, und erlabt Euch, so vergeßt Ihr die Gefahr! Das Neueste ist, daß Niemand in den Hafen von Cadix einfahren darf, der von Weitem herkommt. Nehmt die Orangen geschenkt, fromme Frau Mutter! Gestern mußte der Vicekönig von Angola, der berühmte und prächtige Don Salvador Correa, der tapfere Erstürmer so vieler Festungen, unverrichteter Dinge aus unserem Gewässer abziehen. Ich sah seine Schiffe; er sei nach Lissabon gefahren, heißt es, und werde einige Zeit sich dort aufhalten! Er soll ein gar schöner und stolzer Herr sein, sagt man; aber solche Leute sind oftmals die allerleutseligsten mit denen, die ihnen gefallen! Kauft mir die Orangen ab, so kann ich nach Hause!“

Alles das rief der kecke Bursche so vernehmlich als möglich, mit dem Gesichte so gewendet, daß die Zambo ihn sehen und hören mußte. Kaum hatte er auch den Namen Don Correa in die Lüfte gesendet, so horchte sie auf und verwandte kein Auge mehr von ihm, bis sie plötzlich sein Gesicht erkannte und ein Freudestrahl in ihren Augen aufleuchtete.

In diesem Augenblicke trat aber eine lange Priorin oder Thormeisterin oder dergleichen hervor, die sagte: „Was schreit und klatscht denn die Dirne? Wie kommt sie in den Garten herein, und was weiß und hat sie von einem Vicekönig zu plaudern?“

Und sie schritt noch näher heran und streckte die dürre Hand, an welcher ein Paternoster hing, nach dem Rockärmel des verkleideten Pagen aus, der aber inzwischen schnell zu bewerkstelligen wußte, daß der Esel hinten ausschlug, der Korb auf den Boden fiel und die Orangen umher rollten. Während ein Theil der Nonnen nach den Orangen lief, der andere vor dem ausschlagenden Esel floh, machte Luis mit aufgeschürztem Rocke, daß er aus den Klosterräumen hinauskam und rannte mit langen Schritten durch lauter Nebengassen davon. In der Herberge angekommen, wechselte er unbemerkt die Kleider, bezahlte den Wirth mit erlösten Kupfermünzen und verstelltem Feilschen, ging unverweilt

aus der Stadt und wanderte, bis er den nächsten Hafenort erreichte, wo er eine Fahrgelegenheit nach Lissabon fand.

So glücklich, wie wenn er den schönsten Vogel im Garn gefangen hätte, überbrachte er seinem Herrn die Nachricht von der wiedergefundenen Zambo-Maria, und sein fröhliches Gesicht hellte die düsteren Züge desselben auf. Don Correa fühlte sich von einem Theile seiner Sorgen befreit. Es bestand kein Zweifel, daß die Nonnen sein nicht zu bestreitendes Eigenthum herausgeben mußten; damit aber eine nochmalige geheime Wegschleppung unmöglich wurde, war es nöthig, sie mit einem Regierungsbefehl zu überraschen, der ihnen keine Zeit zu weiteren Umschweifen ließ. Correa war der Mann, einen solchen Befehl auszuwirken; allein dazu erforderte es einige Zeit, und während derselben konnte die Zambo zehn Mal der Pest zum Opfer fallen. Und hinwieder verhinderten wahrscheinlich doch die Schrecken der tödtlichen Seuche die Nonnen und Pfaffen, dem verlassenen Mädchen den Kopf zu scheeren und den Schleier aufzuzwingen und den übrigen Hokuspokus aufzuführen, da sie zunächst für sich zu sorgen hatten. Genug, die Sorgen kehrten über diesen Widersprüchen der Sachlage mit aller Schwere zurück, und Don Correa schlug sich abermals vor die Stirn aus Zorn über sich selbst, daß er die Maria nicht gleichzeitig mit der Taufe zur Gemahlin erhoben und bei sich behalten habe. Dennoch versäumte er nicht, für die Ausstellung eines unzweideutigen Befehles bei der spanischen Oberbehörde die nöthigen Schritte zu thun, worin er von seiner Regierung im Stillen gehörig unterstützt wurde. Allein es verging eine Woche nach der andern, ehe das Decret da war, und damit verfloß auch die Zeit, welche er bei allem Ansehen, dessen er genoß, in Europa zubringen konnte.

Eines Abends spät ging er in seinem Gemache nachdenklich auf und ab und überlegte sich, ob es seiner würdig sei, in dieser Weiberfrage so viel Wesens zu machen und so viel Aergerniß zu dulden, und ob das Bedürfniß und Project, sich ein so stilles weiches Ruhebett in der Häuslichkeit zu bereiten, überhaupt vor einem höheren Urtheile zu rechtfertigen sei. Der Page Luis saß an dem Tische in der Mitte des Zimmers, über eine große Seekarte gebückt und halb in Schlummer versunken; denn der Admiral gab ihm selber Unterricht in der Schifffahrtskenntniß und prüfte ihn zuweilen, was er auch diesen Abend gethan hatte, bis er durch den Hauptgegenstand, der ihn beläftigte, selbst zerstreut wurde und den Knaben außer Acht ließ. Die Kerzen des silbernen Kandelabers, der die Seekarte mit ihren unbeholfenen Gebilden beleuchtete, waren zur Hälfte herabgebrannt, und die Stutzuhr auf dem Kamine zeigte die zehnte und eine halbe Stunde.

„Ich bin nun sechsunddreißig Jahre alt," sagte er bei sich, „und dürfte die Fackel des Eros füglich auslöschen! Wer Krieg führen und befehlen soll, muß reinen Tisch im Herzen und kühles Blut haben. Das Haus ist freilich zu erhalten; allein vielleicht wäre es am besten, dem Willen der Frau Muhme zu folgen und eine gleichgültige Dame in's Haus zu setzen, die den Staat macht und uns kalt läßt! Und wäre es am Ende für die arme Zambo nicht auch besser, wenn sie vor den Stürmen des Lebens geschützt und zu einem frommen Nönnchen gemacht würde?"

Hier wurde die Stille der Nacht unterbrochen durch ein schüchternes Zeichen der Hausglocke, die in der weiten Flurhalle des Palastes hing. Ein einziger Anschlag ließ sich vernehmen, welchem ein schwächlicher Nachklang folgte, der im Entstehen abbrach und erstarb. Don Correa achtete nicht darauf und setzte seine Promenade fort. Wie er aber doch Alles bemerkte, was vorging, so ward er nach ein paar Minuten inne, daß das Hausthor nicht geöffnet wurde, sondern Alles still blieb und der Thorhüter mithin schlafen oder abwesend sein mußte. Nachdem er erst jetzt ein kleines Weilchen stillgestanden und gehorcht hatte, trat er zu dem schlafenden Knaben, weckte ihn und sagte: „Es hat Jemand auf der Straße geläutet; geh' hinunter und laß den Pförtner nachsehen, was es sei!"

Als der Knabe aufsprang und sofort hinauslaufen wollte, rief der Herr noch: „Nimm hier den Leuchter mit und komm' gleich wieder, so will ich so lange im Dunkeln stehen!"

Es schien ihm aber doch etwas lang zu dauern; er hörte die schweren Thorflügel nach einiger Zeit auf und zu machen, aber es währte noch Minuten, bis die Schritte des Knaben näher kamen, und er öffnete fast ungeduldig die Zimmerthüre, um das vermißte Licht bälder zu sehen und den zögernden Pagen zur Eile zu mahnen. In der linken Hand den Leuchter hoch empor haltend, daß sein hübsches Gesicht hell bestrahlt wurde, führte Luis mit der Rechten die Zambo oder Maria herbei, welche von den Füßen bis zum Haupte vom Straßenstaube bedeckt und vor Müdigkeit wankend ihm folgte.

„Da ist sie von selbst gekommen!" rief der Knabe mit triumphirender Freude über das treffliche Abenteuer. Zambo dagegen fiel aus Erschöpfung und Aufregung vor den Admiral hin und umfing mit den Armen seine Füße, während aus den zu ihm aufblickenden Augen große Thränen quollen. In froher Ueberraschung hob er sie, nun zum zweiten Male, von der Erde auf und sein Schlafrock von dunklem Sammet wurde vom Staube weiß gefärbt. Gleich dem Vater des verlorenen Sohnes eilte er selbst, die weibliche Dienerschaft aufzujagen und ihr den nächtlichen Ankömmling zu jeglicher Pflege zu übergeben und anzuempfehlen.

Dann erst ließ er sich von dem Pagen mittheilen, wo er die Zambo gefunden. Luis erzählte mit glückseligem Eifer, daß er, ohne den Thorwärter zu wecken, vorläufig nur die Klappe des vergitterten Guckfensters geöffnet und hinausgeschaut habe. Da sei eine müde Frauengestalt draußen gestanden, die sich kaum aufrecht gehalten, und als er durch das Gitter das Licht auf sie gerichtet, sei es die gute Zambo gewesen. Da habe er selbst die Riegel zurückgestoßen, die Pforte aufgethan und die Frau, die zitternd da gestanden, gleich bei der Hand genommen und hereingezogen zu seinem Hauptvergnügen; denn sie habe ihn erkannt und sei augenscheinlich etwas munterer geworden. Gesprochen hätten sie kein Wort, als er das Thor wieder geschlossen und den Kandelaber vom Boden aufgenommen, wohin er ihn gestellt, und auch als er sie die Treppe hinangeleitet, habe er nur ein paar Mal lachend nach ihr umgeschaut, um ihr sozusagen im Namen Sr. Gnaden freundlich zuzunicken. Don Correa zahlte dem Knaben seine Ausgaben ohne Verzug mit einem Lächeln gütiger Zufriedenheit zurück und strich ihm das dichte lange Haar aus der Stirne, die es im be-

wegten Eifer des Burschen bedeckt hatte. Er blieb noch so lange mit ihm wach, bis er die Meldung empfing, die Fremde sei mit allen nöthigen Erquickungen versehen zu Bette gebracht worden und in Schlaf versunken. Dann ging er selbst den Schlaf zu finden, während der Page sich noch in der Küche herumtrieb und den Weibern, die mit gegen die Hüften gestemmten Armen und offenen Mäulern um ihn herum standen, über das Ereigniß allerlei Schnaken vormachte.

Am nächsten Morgen fühlte sich Zambo so gut erholt und gesund, daß sie vor dem Hausherrn erscheinen und ihre merkwürdige Wanderfahrt erzählen konnte. Die Pest, welche damals übrigens außer in Cadix nur an einem einzigen Hafenplatze aufgetreten, hatte durch ein paar rasch erfolgte Erkrankungen und den Tod der Vorsteherin das Kloster so erschreckt und verwirrt, daß während einiger Tage weder Hausordnung noch Ordensregel geachtet wurden, die Pforten auf- und zugingen und Jeder that, was er wollte. Dieser Zustand verlockte die Afrikanerin desto unwiderstehlicher, die Freiheit zu suchen, als sie schon bedroht worden, dieselbe noch mehr zu verlieren, als es schon der Fall war. Sie hatte deutlich verstanden, was der verkleidete Luis gerufen, und es für ein Zeichen genommen, daß sie ihren Gebieter aufsuchen solle. Sie verließ daher in einer Abenddämmerung einfach das Kloster durch eine offen stehende Seitenthüre und wanderte die Nacht hindurch um die Meerbucht von Cadix herum und auf der Straße nach Norden, bis sie zur Stadt Sevilla gelangte. Sie trug noch etwas Geld bei sich verborgen, das ihr jetzt zu Statten kam, bald aber zu Ende ging, weil sie von den Leuten überall übervortheilt und betrogen wurde, als sie ihre Unerfahrenheit und Unkenntniß bemerkten. Sobald sie aber Nichts mehr besaß, erhielt sie das Wenige, um das sie aus Hunger bat, um Gotteswillen. Von Sevilla aus fing sie an, nach der Stadt Lissabon zu fragen und ging unablässig in der Himmelsrichtung, die man ihr jeweilig zeigte, über Ebenen und Gebirge und die Ströme und Flüsse hinweg, viele Tage, Wochen lang; denn die öfteren Irrgänge verdoppelten die Länge des Weges. Trotz aller Mühsal waltete ein freundlicher Stern über ihrem Haupte, was Don Correa leicht begriff, als er die schuldlose Anmuth und ernsten Züge mit neuem Wohlgefallen betrachtete. Sie erreichte endlich die Umgebung der portugiesischen Hauptstadt mit Sonnenuntergang; bis sie nicht mehr zweifeln konnte, daß sie in Lissabon sei, war aber die Nacht schon vorgerückt, und sie fragte nach der Wohnung des Admirals, zu dessen Haushalt sie gehöre, wie sie mit gutem Instinkte aussagte. Eine Scharwache übergab sie der andern, ohne sie zu beleidigen, obgleich den Leuten das Abenteuer ungewöhnlich vorkam. So wurde sie von einem Stadtviertel in's andere mitgeführt und zuletzt einem alten Nachtwächter überlassen, der sie vollends vor den Palast des Admirals brachte, nachdem er aus ihren Worten auf die Wahrheit ihrer Aussage geschlossen hatte. Da solle sie an der Glocke ziehen, rieth er, indem er ihr den eisernen Griff zeigte und sie dann stehen ließ.

Diese Erzählung trug sie allerdings nicht fließend vor; sie mußte ihr vielmehr stückweise abgefragt werden; dennoch war Don Correa erfreut, die Zambo zum ersten Male in seiner eigenen Sprache zusammenhängend reden zu hören und überdies nicht nur in ihren Worten, sondern auch in den von der Sprache

belebten Zügen des dunkeln Antlitzes das Licht eines guten Verstandes wahrzunehmen, gleich dem Morgenschimmer, der einen schönen Tag verspricht. Freilich waren diese Züge bewegter als sonst, weil auch sie die erlernte Sprache ihres Beschützers zum ersten Male ihm gegenüber hören ließ und sich lange darauf gefreut hatte.

„Wo hast Du den Ring gelassen, den ich Dir gegeben?" fragte er sie, ihre Hand ergreifend, wie wenn er ihn suchte.

„Verzeih', Herr, man hat mir den Ring genommen!" sagte sie mit gesenktem Blicke.

Er trat zu einem schweren Schranke, aus welchem er ein mit Silber eingelegtes glänzendes Stahlköfferchen holte, das er öffnete. Die darin liegenden Schmucksachen und Kleinodien mit einem Rucke durcheinander rüttelnd, bis er einen Frauenring fand, hielt er denselben einen Augenblick gegen das Licht, wie wenn er sich ein letztes Mal den Schritt überlegte, den er zu thun nochmals die Wahl hatte. Als er vor zwölf Jahren ausgezogen war, die erste Frau zu freien, hatte er in der Eile vergessen, den Trauring seiner Mutter mitzunehmen, wie er sich vorgenommen. Jene dunkeln Vorgänge mit ihrer elenden Täuschung traten einen Moment vor seine Seele; doch dünkte ihm der Umstand, daß der unentweihte Ring jetzt im rechten Augenblicke noch zur Hand war, ein günstiges Zeichen, und er steckte ihn der Zambo an den Finger, daran der frühere gesessen.

Das Trauungsfest, welches er ohne Zaudern herbeiführte, machte trotz der verhältnißmäßig großen Einfachheit ein allgemeines Aufsehen, obschon kein so schreiendes, wie es heutzutage der Fall sein würde. Selbst der König und die Königin sandten Vertreter mit ihren Glückwünschen, und die Versammlung war eine glänzende, wenn auch nicht sehr zahlreiche. Die Braut durfte sich trotzdem sehen lassen. Zambo war in einen schweren weißen Seidenstoff gekleidet, der in schmale Streifen mit Goldfäden abgenäht worden. Der breite stehende Spitzenkragen, der silberdurchwirkte Schleier und die in das Haar geflochtenen Perlenschnüre, das auf dem freien Theile des Busens liegende Diamantkreuz hoben ihre dunkle oder vielmehr hellbraune Farbe wie etwas Selbstverständliches, ja Einzigmögliches hervor, und ihre angeborene schlanke und gerade Körperhaltung war so edel, daß Don Correa, als ein gelehrter Geistlicher unter den Gästen ihm flüsternd anerbot, einen Stammbaum zu verfassen und ihre Abkunft auf die Königin von Saba zurückzuführen, stolz auf ihre Haltung hinwies und sagte, es sei nicht nöthig.

Der fremdartige Reiz der ganzen Erscheinung wurde aber noch erhöht durch die über sie ausgegossene natürliche Demuth und den träumerischen Glanz ihrer Augen, welche verriethen, daß sie nicht recht wußte, was mit ihr vorging, da sie von den Nonnen in keiner Weise auf weltliche Dinge vorbereitet worden.

Das erfuhr Don Correa erst auf seinem schönen Admiralsschiffe, als er gleich nach der Hochzeit mit der Gemahlin die Rückreise nach Afrika angetreten hatte. Die Donna Maria Correa hielt sich nach wie vor für seine Sklavin, die jede Aenderung des Schicksals zu gewärtigen habe und zum Dienen bestimmt sei. Zuerst verdrießlich darüber, daß sie in dieser Beziehung das in Klöstern und unter Geistlichen zugebrachte Jahr gänzlich verloren, machte er sich selbst zu

hrem Lehrer, so gut er das mit seinem seemännischen Wesen vermochte. Bald ber wurden die Stunden, die er über dem Unterricht im einsamen Schiffsgemache nit der Gattin verlebte, zu Stunden der schönsten Erbauung. Denn als er hr allmälig die Freiheit ihrer Seele begreiflich machte, Ehre und Recht einer hristlichen Ehefrau beschrieb und ihr die Pflicht des persönlichen Willens und Beschließens auseinandersetzte, was Alles durch Liebe zusammengehalten und erklärt werden müsse, da soll es gar schön anzusehen gewesen sein, wie von Tag zu Tag das Verständniß heller aufging und die junge Frau mit dem Lichte nenschlichen Bewußtseins erfüllte. Außerdem hörte sie viele ihr bisher unbe- annte Worte, und indem sie dieselben wiederholte und den Sinn sich anzueignen uchte, bereicherte sie zugleich im höchsten Sinne ihre neue Sprache.

Eines Tages, als das Geschwader dem Ziele seiner Fahrt näher kam, er- ing sich Don Correa mit der Frau auf dem obersten Verdecke und führte sie n den lustigen Pavillon, der über dem Stern des Schiffes errichtet war. Die Zeltdecken schützten hier vor den Sonnenstrahlen und den Blicken des Schiffs- olkes. Sie schauten still auf den unendlichen Ocean hinaus, dessen gleichmäßig chimmernde Wellen in zahllosen Legionen heranrauschten und die Schiffe ruhig weiter trugen.

„Hat das Meer auch eine Seele und ist es auch frei?" fragte die Frau.

„Nein," antwortete Don Correa, „es gehorcht nur dem Schöpfer und den Winden, die sein Athem sind! Nun aber sage mir, Zambo, wenn Du ehedem Deine Freiheit gekannt hättest, würdest Du mir auch Deine Hand gereicht haben?"

„Du frägst zu spät," erwiderte sie mit nicht unfeinem Lächeln; „ich bin etzt Dein und kann nicht anders, wie das Meer!"

Da sie aber sah, daß diese Antwort ihn nicht befriedigte und nicht seiner Hoffnung entsprach, blickte sie ihm ernst und hochaufgerichtet in die Augen und gab ihm mit freier und sicherer Bewegung die rechte Hand.

Zwölftes Capitel.

Die Verlocken.

„Das haben Sie gut gemacht!" sagte Lucie; „wir Andern wollen uns merken, wie nützlich die Demuth ist, und wie erhöht wird, wer sich erniedrigt hat! Aber auch mir ist während Ihrer Erzählung ein kleines Lesefrüchtchen aus meinen Büchern eingefallen, das gleichfalls von einer farbigen Person, einer Wilden handelt. Vielleicht haben wir noch die Muße, das Geschichtchen abzu- wandeln, und zwar im wörtlichen Sinne, indem wir ein wenig in's Holz hinausgehen?"

„Es scheint mir, daß ich hier in eine Art von Duell hineingerathen bin," versetzte der Oberst; „Herr Reinhart hat Dein schönes Geschlecht der Erde und der Stellung wieder näher gebracht, die er ihm anweist. Ohne Zweifel willst Du den Streich pariren und Dich aus eigener Kraft vom Boden erheben, auf welchem die braune Weibsperson zweimal gelegen hat. Lege also los, liebe Lux, und schau', daß Du nicht liegen bleibst! Wenn ich aber mit zuhören soll,

so muß ich bitten, daß wir diesen Aufenthalt nicht verlassen; denn wie Du weißt, kann ich noch nicht weit laufen."

„Verzeih', lieber Onkel," sagte die Lux, „daß ich das im Gefechtseifer vergessen habe! Es versteht sich von selbst, was Du wünschest! Ich wollte nur der Ungeduld unseres Gastes entgegen kommen, der mir etwas unruhig zu werden scheint und vielleicht gerne den Ort verändert!"

„Achten Sie nicht darauf!" antwortete Reinhart, „warum soll ich nicht unruhig sein, wenn ich ein Geschütz auf mich richten sehe, dessen Trefffähigkeit und Ladung ich noch nicht kenne? Also fangen Sie gütigst an und seien Sie nicht zu grausam!"

Lucie räusperte sich zum Scherz ein wenig und sagte: „Anfangen! Das hab' ich gar nicht bedacht, daß man anfangen muß! Warum soll ich mich eigentlich abquälen, um eine Sache zu verfechten, die mich nicht brennt? Nun ich springe gleich hinein!"

„Zur Zeit, da Marie Antoinette sich nach Frankreich verheirathete, gab es in der Touraine einen hübschen guten Jungen, der noch gar nicht flügge war und keinem Menschen etwas zu Leide gethan hatte. Er hieß Thibaut von Vallormes und war Fahnenjunker in einer Compagnie eines Fußregimentes das ich nicht näher zu bezeichnen wüßte, indem ich den Namen desselben nicht angezeigt fand. Trotz seiner kriegerischen Stellung war er, wie gesagt, noch halb kindisch und hielt sich, wenn er nicht Dienst hatte, immer bei alten Tanten Basen und andern würdigen Matronen auf, deren Putzschachteln, Galanterieschränke und bemalte Coffrets er durchschnüffelte und von denen er sich Geschichten erzählen ließ, während er ihre Crêmetörtchen, Blancmangers und Zuckerbrötchen schmauste. Aber auch diesem unschuldigen Knaben schlug die Stunde des Schicksals, wo sich die Sachen änderten und er begann ein gefährlicher Mensch und Mann zu werden.

Zum Pagendienste bei den Ceremonien der königlichen Vermählung wurden aus der Armee eine Anzahl gerade solcher hübschen Bürschchen zusammen gesucht und nach Paris berufen, und auch der zierliche junge Thibaut ward des Glückes theilhaft. Nach dem Schlusse der Festlichkeiten geschah es dann, daß unter Anderm auch die sämmtlichen Pagen in einem Salon des Versailler Schlosses versammelt, gespeist und beschenkt wurden, eh' sie zur Heimreise auseinander gingen. Nachdem ein Kammerherr oder so was Jedem sein Packetchen überreicht, wurde ihnen unerwartet kund gethan, daß die junge Dauphine die Junker noch zu sehen wünsche. Sie mußten also hinmarschiren, wo sie mit einigen Hofdamen saß; jeder Einzelne wurde ihr vorgestellt und erhielt unter graziösen Dankesworten für seinen artigen Dienst noch eigenhändig ein Geschenk, das ihm ein Hofherr darreichte. So bekam Mr. de Vallormes eine schöne goldene Uhr aber ohne Kette oder Band, mit den Worten, die Verlocken müsse er sich mit der Zeit selbst dazu erobern.

Ganz roth vor Vergnügen betrachtete Thibaut die Uhr, als er mit den andern Jungen in einem großen Omnibus nach Paris zurückfuhr und sie die erhaltenen Geschenke sich gegenseitig zeigten. Es war auf der Rückseite in einem Kranze von Rocaille ein kleiner Seehafen gravirt, auf dessen Hintergrund d

Sonne aufging und ihre Strahlenlinien sehr fein und gleichmäßig nach allen Seiten ausbreitete. Das Innere der Schale aber zeigte sich gar mit einer bunten Malerei emaillirt; ein winziges Amphitritchen fuhr in seinem Wagen, von Wasserpferden gezogen, auf den grünen Wellen einher, von einem rosenfarbigen Schleier umwallt, und auf dem blauen Himmel stand ein weißes Wölkchen. Im Vordergrunde gab es noch Tritonen und Nereiden.

Als alle die Herrlichkeiten genugsam bewundert worden und auch die freundlichen Worte der künftigen Königin besprochen und commentirt, brachte auch Thibaut vor, was sie ihm gesagt, und er setzte hinzu: „Wenn ich nur wüßte, was ihre königliche Hoheit damit meinte, daß ich die Berlocken selbst erobern müsse!"

„Ha!" rief ein Standartenjunker von der Reiterei, „das ist doch klar, es bedeutet, daß Sie sich die Berlocken aus kleinen Andenken von Damen herstellen sollen, deren Herzen Sie geraubt haben! Je mehr, je besser!"

„Ich möchte doch nicht behaupten, daß die Frau Dauphine so Etwas gemeint hat," wandte ein anderer Junge schüchtern ein, „ich glaube eher, sie wollte sagen, Monsieur de Vallormes möge sich die nöthigen Bijoux von der Mama, den Frau Tanten und allerhand Cousinen erbitten oder schenken lassen, weil sich Ihre königliche Hoheit nicht damit abgeben kann, so viele kleine Gegenstände auszusuchen und zusammen zu stellen!"

„Ei warum nicht gar," schrie der Cornett, „das wären langweilige Berlocken! Es müssen eroberte Trophäen sein! Jeder Gentilhomme trägt sie!"

Thibaut entschied sich für die letztere Auslegung, und als er in seine Stadt Tours zurückkam, sah er sich von Stund' an nach den Gelegenheiten um, die schrecklichen Raubzüge zu beginnen. Er vermied die Plauderstübchen der alten Tanten und guckte eifrig nach jungen Mädchen aus, die etwas Glänzendes an sich trugen, sei es am Halse, an der Hand oder an den Ohren. Da er sich aber auf die Hauptsache, die Eroberung der Herzen, noch nicht verstand und nach einigen thörichten Possen gleich nach jenen Dingen greifen wollte, so wurde ihm überall auf die Finger geschlagen und es wollte sich Nichts für seine Uhr ergeben.

Einst reiste er für die Osterfeiertage nach Beaugency an der Loire, wo er Verwandte besaß, und da schien sich ein Anfang für seine Unternehmungen gestalten zu wollen. Es war nämlich ein sehr schönes Frauenzimmer aus dem benachbarten Orleans dort zum Besuche, das freilich schon etwa zweiundzwanzig Jahre zählte und daher den Kopf eine Hand breit höher trug, als der kaum siebzehnjährige Fähnrich, wie sie auch ohnehin hochgewachsen war. Aber obschon Thibaut ein wenig in ihre Augen hinauf blicken mußte, war er doch nicht zu stolz, sich in sie zu verlieben, zumal er an ihrem Halse ein Herz von rothen Korallen hängen sah, das ihm außerordentlich in die Augen stach. Es war ungefähr so groß wie ein holländischer Ducaten und konnte geöffnet werden. Inwendig saß ein grünes Spinnlein, sehr kunstreich aus einem kleinen Smaragdsteine gemacht, die Aeuglein von winzigen Brillanten, und die länglichen Füße von feinem Golde. Die Spinne zitterte und bewegte sich aber unaufhörlich sammt ihren acht Beinchen, weil sie mit künstlichen Gelenken von der heikelsten Arbeit versehen und außerdem auf einer kleinen, unsichtbaren Spiralfeder be-

festigt war. Dieses Herz hatte die schöne Guillemette von ihrem Bräutigam zum Geschenk erhalten; denn sie war mit einem höheren Officiere verlobt, der in den amerikanischen Besitzungen Frankreichs verwendet wurde und den Zeitpunkt der Vermählung bis nach seiner Rückkehr verschoben hatte. Als er ihr vor der Abreise das Herz gab, sagte er wie im Scherz, er wolle sehen, ob sie so Sorge dazu trüge, daß das unruhige Spinnlein noch unzerbrochen sei, wenn er wieder käme; nota bene aber setze er voraus, daß sie das Kleinod nicht etwa beiseite lege, sondern es beständig am Halse trage. Er sprach vielleicht damit die Hoffnung aus, sie werde sich während der Zeit seiner Abwesenheit recht ruhig und gleichmüthig verhalten und ihr eigenes Herz sammt dem Korallenherzen ungefährdet bleiben.

Als nun der junge Thibaut sich in sie verliebte, beging Guillemette den Fehler, sich sein Hofmachen als kleine Erheiterung eine Weile gefallen zu lassen, was sie schon seiner Jugend wegen für unverfänglich hielt. Sie ließ sich von ihm Fächer und Handschuhe tragen, spielte und lachte mit ihm, wie wenn sie noch ein halbes Kind wäre, und wenn er nicht von selbst in ihre Nähe kam, rief und lockte sie ihn herbei. So oft er es möglich machen konnte, eilte er nach Beaugency, wo sie längere Zeit blieb, und jagte mit ihr durch Garten und Saal. Eines Tages aber, als er ihr plötzlich zu Füßen fiel und ihre Knie umspannte, mußte er erfahren, daß sie ihn lachend abschüttelte und er weiter von dem Ziele des Herzensraubes war, als jemals. Da faßte er in jugendlichem Leichtsinn den Vorsatz, ihr wenigstens das Korallenherz zu stehlen, und führte ihn auch aus. Während einer sommerlichen Nachmittagsstunde hatte sich Guillemette in ein kühles Gartenzimmer eingeschlossen, um zu schlafen, leider aber nicht das offene Fenster bedacht. Durch dieses Fenster entdeckte Thibaut das in einem geflochtenen Armsessel schlafende Fräulein und stieg leise wie eine Katze hinein. Das Herz hing an einem Sammetbändchen an ihrem Halse und es gelang ihm, dasselbe los zu machen und in die Tasche zu stecken, auch wieder durch das Fenster zu entfliehen, ohne daß sie erwachte oder er von einem Menschen gesehen wurde. Die grüne Spinne mochte in ihrer dunkeln Kapsel noch so sehr zittern und blinkern, so half es doch weder ihr noch der schlafenden Schönen; sie mußte mit dem Diebe gehen und nahm das Glück der armen Guillemette mit sich. Denn als der Verlobte nach einem Jahre aus den Colonieen zurückkehrte und, das Herz vermissend, nach demselben fragte, sagte die Braut der Wahrheit gemäß, daß sie es entweder verloren habe oder es ihr gestohlen worden sei, sie wisse das nicht recht; allein sie brachte die Worte so verlegen, so erschrocken hervor, daß der Bräutigam einem etwelchen Verdachte nicht widerstehen konnte. Und als er dringend nach den Umständen fragte, unter welchen sie ein solches Andenken habe verlieren können, gab sie eine unglückliche Antwort, in welcher die Reue sich hinter beleidigtem Stolze verbarg. Die Verlobung löste sich auf; der Bräutigam heirathete eine andere Person und die Guillemette blieb arm und verlassen mitten in der Welt sitzen.

Der Fähnrich Thibaut, der inzwischen Lieutenant geworden, trug nun das Herz an seiner Uhrkette und sah schon lange nach einem neuen Gehängsel aus, das er jenem beigesellen konnte. So gewahrte er denn einstmals die kleine

Denise, das Töchterlein des seligen Notars Jakob Martin, das eben aus der Klosterschule gekommen und nun bei der Mutter lebte. Er wunderte sich, wie artig das Mädchen ausgewachsen war und auf den rothen Stöckelschuhen daherging. Auf der Brust trug es ein bescheidenes Herz von Bergkrystall, das, in Gold gefaßt, auch geöffnet werden konnte; aber es war nichts darin und ganz durchsichtig. Dennoch faßte er sogleich den Plan, dasselbe zu erobern, als er so stehen blieb und dem Mädchen nachschaute, das mit blutrothem Gesichte davon eilte. Er spazierte täglich an ihrem Hause vorüber, sandte ihr verliebte Gedichtchen zu, die er den Poesieen des Mr. Dorat, der Frau Marquise d'Antremont oder des Herrn Marquis de Pezai und anderen Dichtern der damaligen Zeit entlehnte, aber ohne Unterschrift ließ. Es gelang ihm dadurch, den Kopf der jungen Denise und ihrer Mutter zugleich in Verwirrung zu setzen, so daß er den Zutritt im Hause erhielt und mit eitler Freude empfangen wurde, wenn er mit einem Blumensträußchen oder einem billigen Fächer von gefärbtem Papier erschien, worauf ein paar Gräser und eine Nelke gemalt waren. Ein ehrbarer Kaufmannssohn, dessen Vater mit dem verstorbenen Notar befreundet gewesen, zog sich vor dem Herrn von Vallormes zurück, an welchen die kleine Denise zuerst ihr natürliches und dann ihr kleines Krystallherz verlor. Sobald er aber dieses mit ihrer zärtlichen Einwilligung abgelöst und an seiner Uhr befestigt hatte, verließ er sie und kehrte nie mehr zurück. Ungeachtet sie sehr wohlhabend war, kostete es der Mutter manche sauere Mühe, den jungen Kaufmann mit der Zeit wieder herbei zu schaffen, der dann aus dem erst so blühenden Denischen ein gedrücktes Hausfrauchen, so ein bescheidenes aufgewärmtes Sauerkräutchen machte.

Es dauerte jetzt einige Zeit, bis Thibaut wieder auf eine Spur gerieth, die er jedoch wieder verlor, wie es auch dem geschicktesten Jäger geschehen kann, und als er eines Sonntag Nachmittags nichts anzufangen wußte, nachdem er seine Berlocken genugsam besehen hatte, fiel es ihm ein, wieder einmal seine jüngste Tante Angelika zu besuchen, die noch nicht ganz fünfzig Jahre alt sein mochte und eine empfindsame alte Jungfer war. Da sie gerade am offenen Schreibtische saß, machte sich Thibaut hinter die ihm bekannten Lädchen und Schatullen, um darin zu schnüffeln, wie ehemals. Er stieß auf ein Schächtelchen, das er noch nie gesehen, und als er es öffnete, lag auf einem Flöcklein Baumwolle ein Herz von milchweißem Opal, das längst vom Bande gelöst, hier im Stillen schlummerte. Am Tageslichte schillerte das Herz in zartem Farbenspiele wie ein Schein ferner Jugendzeiten.

„Welch' ein schönes Bijou!" rief Thibaut, „wollen Sie mir das nicht schenken?"

„Was fällt Dir ein, lieber Neffe?" fragte sie verwundert, indem sie ihm das Herz aus der Hand nahm und es mit glänzenden Augen betrachtete; „was wolltest Du auch damit thun? Es einem anderen Frauenzimmer schenken?"

„O nein!" sagte Thibaut, „ich würde es an meine Uhr hängen und dabei stets meiner Tante Angelika gedenken!"

„Ich kann es Dir dennoch nicht geben," erwiederte die Dame mit weicher

Stimme, „es ist meine theuerste Erinnerung, denn der Geliebte und Verlobte meiner Jugend hat es mir geschenkt!“

Auf sein neugieriges Verlangen erzählte sie dem Neffen mit vielen Worten die verjährte Liebesgeschichte mit einem herrlichen jungen Edelmann, der voll seltener Treue und Hingebung unter schwierigen Umständen an ihr gehangen, sich ihretwegen geschlagen und in der Blüthe der Jahre in der glorreichen Schlacht von Fontenay als ein tapferer Held gefallen sei, vor mehr als dreißig Jahren. Die Beschreibung all' der Liebenswürdigkeit, der männlichen Schönheit und Jugend des Verlorenen, der in seinem Umgange genossenen Glückseligkeit verklärte die Erzählende mit einem solchen Abglanz der Erinnerung und Sehnsucht, daß trotz der stark angegrauten Haare, die im Negligé unter dem gefältelten Häubchen hervor über Nacken und Schultern herunter flossen, eine neue Jugend ihr Gesicht zu beleben und rosig zu färben schien.

Ganz begeistert fiel Thibaut auf ein Knie, wie wenn er selbst der verlorene Liebhaber wäre, und rief, die Hände auf sein Herz legend! „Ich schwöre Ihnen, theuerste Tante, daß ich Sie ähnlich geliebt haben würde, wäre meine Jugend mit der Ihrigen zusammengefallen! Ja ich liebe Sie jetzt, wie nur eine junge Seele eine andere junge Seele lieben kann! O schenken Sie mir Ihr schönes Herz, ich will es hegen und an mich schließen, daß es nicht mehr einsam ist!“

Er war in der That so närrisch verzückt, daß er selbst nicht wußte, ob er das kleine Schmuckherz oder das liebende Menschenherz verlangte; die Tante Angelika aber verwechselte in ihrer Schwärmerei den gegenwärtigen Augenblick mit der Vergangenheit und den neben ihr knienden Jüngling mit dem lange entschwundenen Geliebten. Sie schlang in süßer Vergessenheit beide Arme um den Hals des hübschen Schlingels und drückte ihm mehrere Küsse auf die Lippen, und der Taugenichts entblödete sich nicht, der traumvergessenen würdigen Dame das gleiche zu thun, wie wenn sie noch zwanzig Jahre alt wäre. Voll Schrecken erwachte sie aus ihrer süßen Verirrung, die sie nun doch nicht recht bereuen konnte; sie machte sich hastig aus seinen Armen frei und während sie ihn mit feuchten Augen nochmals ansah, drückte sie ihm zitternd das Opalherz in die Hand und bat ihn, sie doch gleich zu verlassen. Dann lehnte sie sich mit gefalteten Händen in ihren Sessel zurück, um sich von dem höchst seltsamen Erlebnisse zu erholen.

Als Thibaut die neue Trophäe an der Uhr befestigt hatte, dünkte ihm die Berlocke mit drei Herzen nunmehr stattlich genug zu sein, um sie endlich auszuhängen; auch kam es ihm gerade recht, daß er an eine Officiersstelle in Paris versetzt wurde; denn nur diese Stadt konnte fortan der rechte Schauplatz seiner ferneren Thaten sein. Und es fehlte ihm nicht an Eroberungen und Protectionen, die ihm bald eine eigene Compagnie verschafften, deren Capitän er wurde. Allein je vornehmer die Damen waren, deren Eroberung er machte, und je kostbarer die Kleinödchen, die er an seine Berlocke hing, desto unklarer wurde es ihm, ob er eigentlich es sei, der die Schönen sitzen ließ, oder ob er von ihnen verlassen werde. Gleichviel, sein Uhrgehänge klirrte und blitzte, daß es eine Art hatte, und er galt für den gefährlichsten Cavalier der Armee, wenn er im Kreise der Herren Kameraden die Geschichte der einzelnen Merkwürdigkeiten

erzählte und die Juwelen und Perlen streichelte, die sich darunter fanden. Und er ging mit den Berlocken zu Bett und stand mit denselben auf.

Zuletzt wurde ihm sein Ruhm fast langweilig, besonders da kein Plätzlein mehr für neue Siegeszeichen auf der Uhrkette vorhanden war. Weil er aber ein für alle Mal ein Glückskind heißen konnte, zeigte sich in diesem Stadium die Aussicht auf einen neuen Lebens- und Siegeslauf, den als ein bewährter und geprüfter Mann anzutreten es ihn gelüstete.

Gerade damals hatte die französische Begeisterung für den Befreiungskampf der Nordamerikaner ihren Höhepunkt erreicht, und nachdem schon viele Franzosen als Freiwillige für die Gründung der großen Republik mitgefochten, war es bekanntlich dem Marquis von Lafayette gelungen, die Absendung eines förmlichen Hilfsheeres zu bewirken. Der Capitän Thibaut von Vallormes ging mit und befand sich bei den sechstausend Mann, welche vom Grafen von Rochambeau über den Ocean geführt wurden und im Juli 1780 auf Rhode-Island landeten. Thibaut war weder ein nachlässiger noch ein untapferer Soldat, und so gerieth er im Verlaufe des schwierigen Krieges und auf den Hin- und Herzügen bald in die vorderste Linie, bald sonst auf ausgesetzte Punkte. Der frische Luftzug der neuen Welt, der gewaltige Hauch der Freiheit, der von ihm ausging, und die anhaltende Beschäftigung des Dienstes unter allerlei Gefahren ließen den Officier allgemach ernster erscheinen; auch an seiner Einzelperson, geringen Orts, machte sich der Uebergang aus dem spielenden Dasein in das, was nachher kam, sichtbar. Als die Heeresabtheilung, bei der er stand, an irgend einen breiten Fluß vorrückte, auf dessen anderem Ufer ein größerer Indianerstamm lagerte, entflammte er mit den anderen Franzosen in Enthusiasmus, nun der wahren Natur und freien Menschlichkeit so unmittelbar gegenüberzustehen; denn Jeder von Ihnen trug sein Stück Jean Jacques Rousseau im Leibe. Es handelte sich darum, mit den Indianern in freundschaftlichen Verkehr zu treten, sie entweder für die Kriegszwecke direct zu benutzen oder sie wenigstens zu einem günstigen Verhalten zu veranlassen und verschiedene Dinge mit den Häuptlingen zu besprechen, und zu diesem Ende hin wurden die Oberbefehlshaber erwartet, indessen auch am anderen Ufer, bei den Indianern, noch eine Anzahl wichtiger Häuptlinge zu einer Art von Congreß eintreffen sollten.

Die französischen Militärs aber mochten den Tag nicht erwarten, ihre Neugierde und die Lust an den idealen Naturzuständen zu befriedigen; sie lockten schon vorher die wilden Rothhäute über das Wasser und schifften auch zu ihnen hinüber, und jeder suchte in seinem Gepäcke nach Gegenständen, welche er verschenken oder an Merkwürdigkeiten vertauschen konnte. Thibaut war unter den Ersten, die über den Strom setzten, und that es bald täglich nicht nur ein, sondern zwei Mal, und war in den Wigwams zu Hause. Nämlich eines der indianischen Mädchen zog ihn unwiderstehlich hinüber, daß er seine ganze siegreiche Vergangenheit vergaß und einem Neuling gleich auf den Spuren einer Wilden umher irrte.

Ich kann es nicht wagen, eine Beschreibung von dem wunderbaren Wesen zu machen, und muß es den Herren überlassen, sich nach eigenem Geschmacksurtheil das Schönste vorzustellen, was man sich damals unter einer eingebornen

Tochter Columbias dachte, sowol was Körperbau und Hautfarbe, als Kostüm und Ausstattung betrifft. Ein hoher Turban von Federn wird unerläßlich, ein buntes Papagenakleidchen räthlich sein; doch wie gesagt, ich will mich nicht weiter einmischen und nur noch andeuten, daß sie in ihrer Sprache Quoneschi, d. h. Libelle oder Wasserjungfer genannt wurde.

So viel ist sicher, daß sie es meisterlich verstand, wie eine Libelle ihm bald über den Weg zu schwirren, bald sich unsichtbar zu machen, jetzt einen verlangenden Blick auf ihn zu werfen, dann spröd und kalt ihm auszuweichen; allein Thibaut wurde nicht müde, sich bethulich und geduldig zu zeigen und sie wenigstens mit schmachtenden Augen zu verfolgen, wenn sie durchaus nicht in die Nähe zu bringen war. So gleichgültig er zuletzt gegen das Frauengeschlecht in Frankreich gewesen, so heftig verliebte er sich jetzt in das rothe Naturkind und ging geradezu mit dem Gedanken schwanger, dasselbe zu seiner rechtmäßigen Gemahlin zu erheben. Wie würde das philosophische Paris erstaunen, dachte er sich, ihn mit diesem Inbegriff der Natur und Menschlichkeit am Arme zurückkehren und in die Salons treten zu sehen.

Durch seine Beharrlichkeit schien die zierliche Wasserjungfer wirklich allmälig zahm und halbwegs vertraulich zu werden; die Herren Kameraden, die bisher darüber gelächelt, daß seine Macht über die Frauenherzen sich nicht bis an den Hudson und den Delaware erstrecke, fingen an, ihn zu bewundern und zu loben, daß er als echter Franzose nicht das Feld räume; kurz, er hatte zwischen Tag und Nacht schon mehr als ein kleines Stelldichein abgehalten mit wunderlichem Zwiegespräche von Geberden und abgebrochenen Worten, wobei Keines das Andere verstand noch auszudrücken wußte, was es wollte. Nur Eines glaubte Thibaut zu bemerken, nämlich daß Quoneschi jedenfalls von einem zärtlichen Gedanken bewegt war, der sie fortwährend beschäftigte und die dunklen Augen öfters wie in banger oder zweifelhafter Erwartung auf ihn richten ließ.

Nun waren die höheren Personen auf beiden Seiten des Flusses versammelt und die wichtigsten Unterredungen zur Zufriedenheit beider Theile bereits vorübergegangen, die indianischen Häuptlinge im französischen Lager auch gut bewirthet worden, und es blieb noch der officielle Besuch der französischen Herren bei den Wilden übrig, welche sich auch ein wenig zeigen wollten. Am Vorabend kam noch ein ganzes Schiff voll Weiber herüber gefahren, die vor dem Weitermarsch der Franzosen noch allerlei Verkäufliches an den Mann zu bringen wünschten, wie Früchte, wilde Putzsachen, Muscheln, gesticktes Leder u. dergl. So entstand rasch noch eine lebendige Marktscene und die Franzosen benutzten nach Billigkeit den Anlaß, mit den Frauen zu sponsieren, wie es von je ihre Art gewesen ist. Thibaut aber wußte seine Quoneschi oder Wasserjungfer, die ein Körbchen voll Erdbeeren zu verkaufen hatte, in sein Hauptmannszelt zu locken und nahm sie dort schärfer in's Gebet als bisher; denn es war keine Zeit mehr zu verlieren. Er suchte ihr mit feuriger Ungeduld deutlich zu machen, daß er sie mit nach Europa nehmen und mit ihren Eltern um sie handeln wolle, auf ehrbare Weise und zu ihrem Heil und Glücke. Daß sie ihn ganz verstand, ist zu bezweifeln; dagegen ist sicher, daß sie sich deutlicher auszudrücken wußte. Indem sie mit der kleinen röthlichen Hand sein Kinn und beide Hände streichelte,

deutete sie auf die Berlocken an seiner Uhr, die sie zu haben wünschte, nachdem sie offenbar schon lange ihren Geist beschäftigt hatten. Dazu sagte sie immer auf Englisch: Morgen! Morgen! und drückte mit holdselig naiven Geberden aus, daß etwas Wunscherfüllendes vorgehen würde, wo gewiß alle Welt zufrieden gestellt werde.

Unser guter Thibaut erschrak über die Deutlichkeit des Verlangens nach den Berlocken und besann sich ein Weilchen mit melancholischem Gesichte; er war ganz überrascht von der ungeheuerlichen Keckheit des Begehrens und konnte es nur begreifen, wenn er bedachte, daß das unschuldige Wesen weder die Bedeutung noch den Werth dessen kannte, was es forderte. Als aber das Mädchen traurig das Haupt senkte und die Hand auf's Herz legte und noch mit anderen Zeichen verrieth, daß sie große Hoffnungen auf die Erfüllung ihres Wunsches gesetzt hatte, legte er diese Zeichen zu seinen Gunsten aus und änderte seine Gedanken. Im Grunde, dachte er, ist es nur in der Ordnung, wenn ich diese Erinnerungen Derjenigen zu Füßen lege, welcher ich mich für das Leben verbinden will! Noch mehr, es ist ja ein schönes Symbol, wenn ich diese Siegesspolien aus einer überlebten und überfeinerten Welt sozusagen der noch jungen Natur in Person aufopfere, die uns eine neue Welt gebären soll! Und am Ende bringt das gute Kind mir den kleinen Schatz, der so lange auf meiner Weste gebaumelt hat, getreulich wieder zu, und es wird sich gar witzig ausnehmen, wenn die Tochter des Urwaldes einst die Kleinode, bald dieses, bald jenes, vor den Augen unserer Damen an sich schimmern läßt!

Mit raschem Entschlusse löste er den Ring, der das Gehängsel zusammenhielt, von der Uhr und übergab es ihr in seiner ganzen Pracht und Kostbarkeit. Mit einer kindlichen Freude, welche die zarte Rothhaut des Urwaldes womöglich noch röther machte, empfing die Libelle, die Wasserjungfer, den Schatz und überhäufte den Geber mit Zeichen der lieblichsten Dankbarkeit; dann lief sie eilig davon, indem sie nochmals mit leuchtenden Augen: Morgen! Morgen! rief.

Thibaut hingegen empfand ein Gefühl, wie wenn Einer ihm den schönen Zopf abgeschnitten hätte, der so stattlich den Rücken seines Scharlachrockes schmückte, und in der Nacht hatte er einen schweren Traum. Es träumte ihm, er habe das Korallenherz der schönen Guillemette aufgemacht, die grüne Spinne sei herausgelaufen und habe ihn in die Hand gebissen, und nun müsse er an dem Bisse sterben.

Am Morgen wurde es ihm wieder besser zu Muthe, als er den klar erglänzenden Tag gewahrte, der über der großen Stromlandschaft aufgegangen war, und heiteren Herzens bestieg er die übersetzende Kahnflotille, da er ja endlich der wahren Liebe und Seligkeit entgegenfuhr.

Das rothe Volk war in einem weiten Ringe um ein Feuer versammelt, an welchem Hirsche und andere Jagdbeute gebraten und gute Fische gekocht wurden. Die Frauen und Mädchen machten die Köche und brachten sonst noch allerhand ihrer Leckereien herbei. Die Männer saßen ernst im Kreise herum, vorab die Häuptlinge, alle in ihrem höchsten Schmuck und Staate. Für die französischen Herren aber war ein besonderer Raum und Ehrenplatz offen gelassen, den sie vergnügt über das neue Schauspiel einnahmen; und nun begann

ein Schmausen, das den Indianern freilich besser zu schmecken schien als den Europäern, wenn es den letzteren auch von den Frauen selbst zugetragen und dargereicht wurde. Nur Thibaut erquickte sich vollkommen; denn die schöne Quoneschi hatte ihn sogleich herausgefunden und nur ihn bedient; sie blieb auch gern bei ihm, als er sie festhielt, und winkte ihren Schwestern schalkhaft zu, als ob sie jetzt nicht mehr zu ihnen käme. Traulich und keineswegs ohne Grazie saß sie zu seinen Füßen, und als er sanft ihren rothen Sammetrücken, wie die Herren vielleicht sich ausdrücken würden, mit lässiger Hand streichelte, dünkte er sich der Christofor Columbus zu sein, welchem sich der entdeckte Welttheil in Gestalt eines zarten Weibes anschmiegt.

Jetzt war die Mahlzeit beendigt, der Platz um das Feuer wurde geräumt und der Kreis erweitert, worauf ein Zug junger Krieger aufmarschirte, um zu Ehren der befreundeten Macht einen schönen Kriegstanz zum Besten zu geben. Ein lauter Schrei oder Ausruf der Alten und Häuptlinge begrüßte die Schar, welche von dem längsten und kräftigsten der Jünglinge, einem baumstarken Bengel, angeführt wurde.

Wenn ich vorhin bescheiden auf eine Schilderung der schönen Libelle verzichtet habe, behielt ich mir vor, dafür das Aeußere dieses jungen Kriegshelden um so ausführlicher darzustellen, soweit meine schwachen Kräfte reichen; denn hier tritt ja das Frauenauge mit seinem Urtheile in sein Amt. Denke man sich also einen Complex herrlich gewachsener riesiger Glieder vom sattesten Kupferroth und vom Kopf bis zu den Füßen mit gelben und blauen Streifen gezeichnet, auf jeder Brust zwei colossale Hände mit ausgespreizten Fingern eingerissen, so hat man einen Vorschmack dessen, was noch kommt. Denn eine malerische Welt für sich war das Gesicht, die eine Hälfte der Stirn, der Augendeckel, der Nase und des Kinnbackens bis zum Ohre mit Zinnober, die andere mit blauer Farbe bemalt, und dazwischen eine Anzahl fein tätowirter Linien dieser und jener Farbe. Die ganzen Ohrmuscheln waren rings mit herabhängenden Perlquasten besetzt, die pechschwarzen langen Haarsträhnen mit einer Menge Schnüre von kleinen Muscheln, Beeren, Metallscheibchen u. dgl. durchflochten und darauf noch ein Helm von weißen Schwanenfedern gestülpt; ein Scalpirmesser sammt einem blonden Scalp steckte als Haarnadel in dem Wirrwarr, nicht zu gedenken noch anderer Kleinigkeiten, die weniger deutlich zu unterscheiden waren. Allein über all' diesem Kopfputze sträubte sich ein Kamm gewaltiger Geierfedern, weiß und schwarz, in die Höhe und zog sich längs des Rückgrates hinunter gleich einem Drachenflügel, ganz aus den längsten Schwungfedern bestehend. Dazu nun der reich gestickte Wampumgürtel, die gestickten Schuhe und Mocassins, so wird man gestehen müssen, daß hier ein Schatz von Schönheit und männlicher Kraft versammelt war. Allein erst der glühende furchtbare Blick machte noch das Tüpfelchen auf das I, und als der Tapfere, den man „Donner-Bär" nannte, den Tanz anhub, zu stampfen begann und mit schrecklichem Gesange die roth bemalte Axt über dem Haupte schwang, indem er die andere Faust gegen die schlanke Hüfte stützte, da fühlten die europäischen Gäste beinahe ihre gepuderten Haare knistern, denen besonders das Scalpirmesser nicht gefiel.

Quoneschi, die Waffenjungfer aber, die zu den Füßen Thibaut's lag, that erst einen Seufzer und ließ dann einen jauchzenden Jubelruf ertönen; sie rüttelte den Officier am Arme und zeigte mit feurigen Augen auf den Kriegstänzer, indianische Worte redend wie mit Engelszungen, die aber Thibaut nicht verstand, bis ein hinter ihm stehender Amerikaner sagte: „das Weibsbild schreit immer, das sei ihr Verlobter, ihr Liebhaber, dessen Frau sie noch heute sein werde!"

Ganz starr vor Erstaunen blickte Thibaut nach dem Tänzer hin, dessen schreckliches Gesicht in allen Farben zu blitzen schien, so daß er es nicht deutlich zu sehen vermochte in seiner Verwirrung. Immer näher kam der Donner-Bär mit seiner Bande; da riefen auf einmal mehrere Officiere unter schallendem Gelächter:

„Parbleu! der hat ja die Berlocken des Herrn von Vallormes an der Nase hängen!"

Entsetzt sah Thibaut die Wahrheit dieser Bemerkung; sie hingen dort, die Berlocken. Der Wilde tanzte jetzt dicht vor ihm und unter seiner blau und roth bemalten Nase, deren Rücken durch einen scharf gebogenen weißen Strich gezeichnet war, funkelte und blitzte es, baumelte das Korallenherz der verlassenen Guillemette, das Kristallherz der kleinen Denise, das Opalherz der Tante Angelika, hin und her, nach links und nach rechts, und baumelten die andern Sachen, die Kreuzchen, Medaillons und Ringe blinkernd und blitzend durcheinander und peitschten beide Nasenflügel des Helden.

Jetzt tanzte dieser ein Weilchen auf derselben Stelle, still wie die Luft vor dem Gewitter, indem er nur mit dem einen oder anderen Fuße ein wenig trampelte; plötzlich aber stieß er ein wahres Bärengebrüll hervor, ergriff die Quoneschi am Arme, schwang sie wie ein geschossenes Reh auf seine Schulter und raf'te, gefolgt von seinen Aexte schwingenden Genossen und dem Beifallrufe der rothen Völker, aus dem Ringe hinaus. Thibaut bekam weder die Berlocken noch die Indianerin je wieder zu sehen.

Dreizehntes Capitel.

Ante lucem.

„Jetzt muß ich aber einmal ein Bischen nachschauen, wie es in der Küche steht, und empfehle mich so lange den Herren!" sagte Lucia unmittelbar nach dem Schlusse der kleinen Erzählung und ging, sich leicht und mit verhaltenem Lächeln verneigend, davon. Reinhart blickte ihr nach und sah dann den alten Oberst an.

„Was hat Ihre prächtige Nichte," sagte er, „nur für einen Zorn auf meine armen Schützlinge, daß sie so satirische Pfeile auf mich abschießt? Das geht ja fast über das Ziel hinaus!"

„Ja nun," erwiderte der Oberst lachend, „sie wehrt sich eigentlich doch nur ihrer Haut, die übrigens ein feines Fell ist! Und merken Sie denn nicht, daß es weniger schmeichelhaft für Sie wäre, wenn sich die Lux gleichgültig dafür

zeigte, daß Sie für allerhand unwissende und arme Kreaturen schwärmen, zu denen sie einmal nicht zu zählen das Glück oder Verdienst hat?"

Ob Reinhart als Gelehrter schon so unpraktisch oder als junger Mann noch so unkundig oder blind war, genug, er hatte diese Seite der Sache noch gar nicht bedacht, und erröthete über den Worten des Alten ordentlich von der inneren Wärme, die sie ihm verursachten.

„So geht es," sagte er mit unmerklicher Bewegung; „wenn man immer in Bildern und Gleichnissen spricht, so versteht man die Wirklichkeit zuletzt nicht mehr und wird unhöflich. Indessen habe ich natürlich an das Fräulein gar nicht gedacht, so wenig als eigentlich an mich selbst, so wie man auch niemals selber zu halten gedenkt, was man predigt. Es ist Zeit, daß ich abreite, sonst verwickele ich mich noch in Widersprüche und Thorheiten mit meinem Geschwätz, wie eine Schnepfe im Garn."

„Gut, reiten Sie," antwortete der alte Herr, „aber kommen Sie bald wieder! Kommen Sie zuweilen Sonntags und nehmen Sie statt des alten Nilpferdes einen jungen Kutscher mit guten Trabern, so kommen Sie rascher vom Fleck und sind weniger vom Wetter abhängig. Ich mag der Lux zur Abwechselung eine heitere junge Gesellschaft, wie die Ihrige, gönnen; sie ist frei, gesund und selbständig und macht keine Dummheiten. Ich selbst aber freue mich ordentlich sentimental darauf, den Freunden meiner Jugend durch Sie am Lebensabend noch einmal nahe zu treten, und freue mich auch, der Dame Else Morland, Ihrer Mutter, meine Nichte unter Augen zu stellen, damit sie sieht, wir seien hier auch nicht von Stroh!"

Nachdem sie noch ein Weilchen geplaudert, Reinhart mit ungeduldigem Herzklopfen, eilte er in's Haus, den Mantelsack zu packen, und nach dem Stalle, das Pferd satteln zu lassen, welches sich auf der Weide rund gefressen hatte. Er war so eilig, weil er glaubte, Zeit und Geschick damit zu beschleunigen, mochten sie bringen, was sie wollten.

„Sie werden doch noch mit uns essen, eh' Sie reisen?" sagte Lucie betreten, als er wieder unter den Platanen erschien und sie dort vorfand. „Es ist nicht möglich," antwortete Reinhart; „wenn ich heute noch zu Haus ankommen will, so muß ich vor Tisch aufbrechen!"

„Ei, ist denn Ihre Fahrt schon zu Ende? Sie haben sie ja kaum begonnen! Sie werden doch die schädliche Arbeit nicht schon wieder aufnehmen wollen?"

„Gewiß nicht, mein Fräulein, ich möchte jetzt mein Augenlicht mehr schonen, als jemals, denn die bewußte Kur hat ihm so gut gethan, daß es undankbar wäre, es wieder zu gefährden!"

„Sie werden natürlich auf allen den bewußten Stationen Halt machen, über welche sie hergereist sind?"

„Dann würde ich nicht weit kommen! Ich denke vielmehr den andern kürzern Weg von hier aus zu nehmen, der über die Althäuser Brücke führt."

Lucie schien mit diesem unbedeutenden Gespräche zufrieden zu sein; sie entließ den berittenen Naturforscher in freundlicher Weise, und er zog so ernst seines Weges, wie ein Afrikareisender, nachdem er vor einigen Tagen so munter ausgefahren war. An diesem Tage ging er zwar wieder in heiterer Stimmung

schlafen, nachdem er noch einen geselligen Kreis aufgesucht und in dessen Fröhlichkeit sein Wissen um Lucien als anonymen Theilnehmer hatte mitlaufen lassen. Am nächsten Morgen aber fühlte er sich vereinsamt und merkte, daß er angeschossen war.

Und es kam ärger; unbekannte Nöthen fingen an, sich in seinem Herzen zu regen, daß er widerwillig die Natur dieses Muskels von Neuem untersuchen, und als hiebei nichts herauskam, sich gewöhnen mußte, in angestrengter Arbeit die Störungen zu vergessen, wenn er nicht einem unwürdigen Zustande der Träumerei verfallen wollte. Dennoch wiederholte er den Besuch auf dem Landgute zunächst nicht, um durch das Getrenntsein den Ernst der Lage gründlicher zu erforschen und klar zu stellen. Nur ein paar Briefe schrieb er ohne jede unbescheidene Anspielung und erhielt eben solche Antworten. Desto froher machte ihn ein unerwarteter Brief seiner Mutter Else oder Hildeburg, welche ihm im Laufe des Sommers schrieb, daß der Oberst und seine schöne Nichte auf einer Reise bei ihnen vorgesprochen hätten und wie das eine erquickliche Geschichte und ein fröhlicher Tag gewesen, wie ferner für den Herbst ein Gegenbesuch verabredet sei. Die Lucie sei eine ernsthafte und kluge Person mit dem Gemüth eines Kindes, und der Papa Reinhart, der den Leuten sonst so kurze Zettel zukommen lasse, schreibe ihr bereits so lange Briefe, wie er ihr, der Mutter Else, kaum in der ersten Zeit geschrieben habe. Aber sie möge es ihr wohl gönnen und freue sich schon darauf, die Briefe ihres Mannes zu lesen, wenn sie einmal dort sei.

Im September kam ein Briefchen von Lucie; sie schrieb: „Ihre Eltern sind beide hier bei uns; wollen Sie nicht auch kommen? Es wäre doch nicht schön, wenn wir die liebe Herrschaft nicht mit der Anwesenheit des Sohnes regaliren könnten und so gottesjämmerlich daständen, nachdem wir mit seiner Freundschaft geprahlt haben! Aber lassen Sie das Nilpferd zu Hause und bringen Sie einen Koffer mit! Der Onkel Marschall will mit Ihnen smoliren, was mir leider als einem Frauenzimmer versagt bleibt!"

Obgleich Reinhart, der so ausführliche Weiber- und Liebesgeschichten aus dem Stegreife erzählt hatte, die letzteren Worte schon als vorläufige Andeutung eines Abschlages anzusehen geneigt war, sofern er etwa einen solchen herausfordern würde, packte er doch einen Koffer mit allen wünschbaren und kleidsamen Sachen, die in seinem Besitze waren, und fuhr hin. Er fand Alles in schönster Laune unter den Platanen vereinigt; die Else Morland trug ohne Schaden an ihrer Matronenwürde ein schneeweißes Kleid gleich der Lucie, da eine warme Sommersonne schien, und ihr schwarzes Haar ohne Haube entrollt. Der Oberst hatte die Krücke im Hause gelassen und trug Sporen an den Stiefeln. Der alte Reinhart sah aus, wie wenn er ein sechsunddreißigjähriger Privatdocent wäre und erst noch alles zu erreichen hätte, was er schon geleistet und erreicht, und die Lucie war still und bescheiden, wie ein ganz junges Mädchen, während sie doch fünf- oder sechsundzwanzig zählte, kurz, Niemand wollte alt sein oder es werden, denn Alle hatten es in sich und es war eine allgemeine Herrlichkeit und Zufriedenheit; nur Lucie und Reinhart schienen abwechselnd etwas stiller

oder nachdenklicher, je nachdem das eine oder das andere bewölkten Himmel über sich sah. So vergingen einige Tage in großer Behaglichkeit.

Nun sollte endlich auch ein Besuch in dem bekannten Pfarrhause abgestattet werden, dessen Oberhaupt ein Studienfreund des alten Reinhart gewesen, woher eben die Bekanntschaft auch mit dem Sohne.

„Gehen Sie auch gern hin?" sagte Lucie besorgt zu dem jungen Reinhart, weil sie wünschte, daß ihm jeder Tag heiter und angenehm verlief, und wußte, daß er einmal keine Sympathie für die Sonderart der Pfarrleute habe.

„Ich bin in der That nicht recht aufgelegt," versetzte er, „einen ganzen Tag dort zuzubringen."

„Da bleibst Du eben hier," rieth die Mutter, „es handelt sich ja ohnehin mehr um uns Alte; wenn der Marschall mitfährt, so wird der Wagen so schon besetzt; er will uns nämlich in seiner leichten Jagdstellage, oder wie man es nennt, hinführen, der Eisenfresser. Sei ruhig, Marschall!"

Dies rief sie, weil der Oberst, hinter ihr stehend, sie an einer Locke zupfte, als er das Wort vernahm.

„Und was geschieht denn mit Dir, Lux?" sagte er hierauf.

„Mit mir? Ich muß eben das Haus hüten, wie alle armen Haushälterinnen, und für den Abend sorgen!"

„Gut, dann sorge auch für ein rechtschaffenes Getränke! denn das Smoliren mit dem jungen Duckmäuser muß einmal stattfinden, daß die Duzerei durchgeführt ist. Du kannst auch gleich mithalten!"

Beide junge Leute errötheten wie Confirmanden, die erst etwas erleben sollen. Kein Mensch hätte geglaubt, daß sie sich vor einigen Monaten schon alles mögliche Zeug erzählt hatten.

Die Alten waren abgefahren und die Jungen beriethen, was sie beginnen wollten. Reinhart meinte, er möchte einen recht langen Spaziergang unternehmen, womit Lucie einverstanden war. Wissen Sie was, sagte sie, wir gehen durch den Wald nach Althäusern am Flusse hinunter; dort finden wir sogar ein leidliches Mittagsessen in der Post, wo wir die Reisenden und die Fuhrleute betrachten können. Und eben fällt mir ein, daß ich nachher bei dem dortigen Schuhmacher nachsehen kann, ob er meine Wald- und Feldschuhe für den Herbst gemacht hat und ob sie mir passen. Der Meister Schuhmacher ist nämlich der Bräutigam unseres Bärbchens geworden, den man ein wenig zu Ehren ziehen muß. Bärbchen, hast Du etwas auszurichten? Wir gehen bei deinem Schuh- und Hochzeitmacher vorbei!"

Das angerufene Mädchen kam gelaufen, fragte zuerst, ob es am Sonntag ausgehen dürfe, und bat nach erhaltener Erlaubniß, dem Geliebten dies anzuzeigen und ihm zu verdeuten, daß er zu Hause bleiben und sie erwarten solle. „Nun haben wir doch eine Mission als Liebesboten," rief Lucie, „und dürfen uns sehen lassen!"

Sie machten sich wohl gerüstet auf den Weg und betrachteten aufmerksam alle Merkwürdigkeiten, die ihnen aufstießen. Sich alle Zeit gönnend, gelangten sie um die Mittagszeit in das Dorf, ließen sich eine Suppe geben, fragten vorher um den Preis, wie arme Hausirer, die sich vorsehen müssen, und trieben

noch andere Kurzweil von ähnlichem Gehalte. Dann erinnerten sie sich des Schuhmachers und suchten ihn auf. Sie fanden das kleine Haus ganz idyllisch etwas abseits unter einem Nußbaume und die Wand an der Sonnenseite von einem Aprikosenspalier bedeckt, jedoch nur zum Theil; der andere Theil war eine Weinrebe, so daß die ganze Wand mit reifen Aprikosen und blauwerdenden Trauben behängt war.

„Das ist nicht übel!" sagten sie, „das Bärbelchen hat sich ein allerliebstes Nest ausgesucht!"

Was ihnen aber noch mehr auffiel, war der Gesang einer schönen Stimme, welche durch das offene Fenster ertönte im allerseltsamsten Rhythmus. Da sich auf der entgegengesetzten Seite ebenfalls ein Fenster befand, war das Innere der Stube ganz hell und durchsichtig, und sie standen einige Zeit still und schauten hinein. Der junge Meister, der noch allein arbeitete, war eben im Anfertigen eines neuen Vorrathes von Pechdraht begriffen. An einem Nagel über dem jenseitigen Fenster hatte er die langen Fäden von Leinengarn aufgehängt und schritt nun, die Hand mit einem Stücke Pech und Leder bewehrt, rück- und vorwärts Garn und Stube entlang, strich und drehte das Garn kräftig zum haltbaren Drahte und sang dazu sein Lied, Goethe's bekanntes Liebesliedchen „Mit einem gemalten Band", das er aus einem auf graues Papier gedruckten Volksliederbüchlein vergangener Zeiten auf der Wanderschaft gelernt hatte. Er sang es nach einer sehr gefühlvollen altväterlichen Melodie mit den üblichen Verzierungen, die sich aber natürlich im Takte seinem Vor- und Rückwärtsschreiten anschmiegen mußten und von den Bewegungen der Arbeit vielfach gehemmt oder übereilt wurden. Dazu sang er in einem verdorbenen Dialecte, was die Leistung noch drolliger machte. Allein die unverwüstliche Seele des Liedchens und die schöne Stimme, die Stille des Nachmittages und das verliebte Gemüth des einsam arbeitenden Meisters bewirkten das Gegentheil eines lächerlichen Eindruckes.

Wenn er mit leichten Schritten begann:

Kleine Blumen, kleine Blätter, ja Blätter
Streien wir mit leichter Hand
Gute junge Frihlings-Götter, ja Götter
Tändelnd auf ein luftig Band,

bei dem luftigen Band aber durch einen Knoten im Garn aufgehalten wurde und dasselbe daher um eine ganze Note verlängern und zuletzt doch wiederholen mußte, so war die unbekümmerte und unbewußte Treuherzigkeit, womit es geschah, mehr rührend als komisch. Die Strophe:

Zephyr nimm's auf deine Flügel,
Schling's um meiner Liebsten Kleid;
Und so tritt sie vor den Spiegel, ja Spiegel
All in ihrer Munterkeit,

gelang ohne Anstoß, ebenso die folgende:

Sieht mit Rosen sich umgeben,
Selbst wie eine Rose jung,
Einen Blick, geliebtes Leben!
Und ich bin belohnt genung.

Nur schien ihm das „genung“ nicht in der Ordnung zu sein, und er sang daher verbessernd:

Einen Blick, geliebtes Leben!
Und ich bin belohnt genuch.

Reinhart und Lucie sahen sich unwillkürlich an; der Sänger im kleinen Hause schien für sie mitzusingen, trotz seines abscheulichen Idioms. Nun kam aber die letzte Strophe. Fihle, sang er,

Fihle, was dies Herz empfindet, ja pfindet,
Reiche frei mir deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet, ja bindet,
Sei kein schwaches Rosenband!

Weil der Draht noch nicht ganz fertig war, sang er diese Strophe mehrmals durch, immer heller und schöner, mit dem Rücken gegen die Lauscher draußen gewendet; im Bewußtsein seines nahen Glückes wiederholte er das

Reiche frei mir deine Hand

besonders kraftvoll, und ließ dann im höchsten Gefühle die schleifenden Noten steigen:

Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein schwaches Rosenband.

Da ein Kanarienvogel mit seinem schmetternden Gesange immer lauter drein lärmte, war eine Art von Tumult in der Stube, von welchem hingerissen Lucie und Reinhart sich küßten. Lucie hatte die Augen voll Wasser und doch lachte sie, indem sie roth wurde, purpurroth von einem lange entbehrten und verschmähten Gefühle, und Reinhart sah deutlich, wie die schöne Gluth sich verbreitete.

Es war ihnen unmöglich, jetzt in das Häuschen hineinzugehen; sie begaben sich ungesehen hinweg, und erst als sie wieder die Waldwege betreten hatten, stand Lucie still und rief: „Bei Gott, jetzt haben wir doch Dein schlimmes Recept von dem alten Logau ausgeführt! Denn daß es mich gelächert hat, weiß ich, und roth werde ich hoffentlich auch geworden sein. Ich fühle jetzt noch heiße Wangen!“

„Freilich bist Du roth geworden, theure Lux, wie eine Morgenröthe im Sommer! Aber auch ich habe wahrhaftig nicht an das Epigramm gedacht, und nun ist es doch gelungen. Willst Du mir Deine Hand geben?“

So kam es, daß am Abend, als die Alten nach Hause kehrten, Lucie schon vor ihrem Oheim auf Du und Du mit Reinhart stand. Alle waren zufrieden mit der Verlobung, und Lucie mit dem Schuhmacher so sehr, daß sie Bärbchen am andern Tage selber hingehen ließ, ihm die vergessene Botschaft zu bringen.

Reinhart nannte später seine schöne Frau, wie der Oheim, nur Lux, und indem er das Wortspiel fortsetzte, die Zeit, da er sie noch nicht gekannt hatte — ante lucem, vor Tagesanbruch.

Die Reichsbildungen im classischen Alterthum.

Von

Prof. **Ernst Curtius** in Berlin[1]).

Das classische Alterthum ist der einzige Theil menschlicher Geschichte, der mit einem reichen Inhalt abgeschlossen vor uns liegt. Deshalb können wir das menschliche Wesen in allen Formen seiner Entfaltung nirgends besser kennen lernen, und wir sollen nicht blos des Genusses halber immer von Neuem zu den Werken der Alten zurückkehren, sondern auch die Bedingungen, unter denen sie zu Stande gekommen sind, erforschen und die Grenzen erkennen, bis zu welchen sie gelangten. Denn alles menschliche Thun ist ein bedingtes und das, was wir classisch nennen, beruht gerade darauf, daß innerhalb scharf gezogener Schranken Vollendetes erreicht worden ist. So die Architektur in der Gebundenheit des Architravbaus, die monumentale Plastik innerhalb des architektonischen Rahmens, die Poesie im strengen Bande des Versmaßes. Eine gewisse Enge erscheint wie ein Lebensbedürfniß der alten Kunst und nichts ist charakteristischer, als ihre Abneigung gegen alles Maßlose und Unbedingte.

Dies gilt auch von den Aufgaben des öffentlichen Lebens.

Der Rahmen, innerhalb dessen die politische Thätigkeit der Hellenen sich entfaltete, ist der Stadtring. Stadt und Staat waren ihnen Eins und für das, was wir Reich und Reichsgenossen nennen, hatten sie in ihrer Sprache nicht einmal eine treffende Bezeichnung. Dennoch haben die Stämme und Städte, die einen geschichtlichen Beruf höherer Art in sich fühlten, mannigfaltige Versuche gemacht, die angeborene und von Natur vorgezeichnete Beschränktheit zu überwinden und aus der Enge der Stadtpolitik hinauszugehen. Diesen Bestrebungen zu folgen hat für jeden Freund geschichtlicher Betrachtung ein besonderes Interesse und ich denke, der akademischen Geburtstagsfeier von Kaiser Wilhelm liegt es nicht ferne von den im classischen Alterthum gemachten Versuchen der Reichsbildung zu reden.

---

[1]) Rede am Geburtstage Sr. Majestät des Kaisers in der Aula der König Friedrich-Wilhelm-Universität.

Machtbildung war ein Gesichtspunkt, welcher dem griechischen Staat ursprünglich fern lag, denn er sollte seiner Idee nach nur die Gemeinschaft sein, innerhalb welcher der Mensch seine volle Entwickelung gewinnen und seinen Lebenszweck verwirklichen könne. Dazu war aber ein gewisses Maß äußerer Selbständigkeit erforderlich. Wurde diese gefährdet, so erwachte das Bedürfniß, der kleinstaatlichen Schwäche durch Vereinigung der Nachbarstädte aufzuhelfen, entweder nur für den einzelnen Fall (wie es in Kreta geschah, das durch seine Meerlage vor Interventionen geschützt war), oder durch dauernde Einrichtungen, welche zum Schutz nationaler Unabhängigkeit die Herstellung größerer Staatskörper erzielten.

Dies war der Fall z. B. bei den Lykiern, die am Ostrande der hellenischen Welt, von barbarischen Völkern rings umgeben, ihre wilde Berg- und Küstenlandschaft so zu organisiren wußten, daß sie einen Staatskörper bildeten mit einem Oberhaupt an der Spitze, unter dem auf regelmäßigen Tagessatzungen die verbündeten Städte ein nach ihrer Volkszahl abgestuftes Stimmrecht übten; eine Einrichtung, in welcher schon Montesquieu die hervorragende Begabung dieses Volkes erkannte, das erst vor vierzig Jahren in seinen Wohnsitzen und Kunstwerken neu entdeckt worden ist.

In ähnlicher Lage steter Gefährdung waren die griechischen Colonisten, die am Rande überseeischer Continente Fuß gefaßt hatten und dann, ohne eroberungssüchtig zu sein, um ihre Küstenplätze zu sichern, über ihr Stadtgebiet vorgreifen mußten, um sich des Hinterlandes zu versichern. So sahen sich die Achäer in Unteritalien genöthigt, aus ihren engen Kreisen herauszutreten; sie mußten eine Landschaft erobern, neue Ansiedelungen in das Binnenland vorschieben, den Appennin übersteigen und bis an das tyrrhenische Meer vordringen. So wurden von Kroton wie von Sybaris kleine Reiche gegründet, und die zahlreichen Silberstücke, nach einem Gewicht mit gleicher Technik geschlagen, zeugen von dem Bestande eines reichsartig geordneten großgriechischen Bundeslandes, welches Städte verschiedener Stämme zu einem Ganzen vereinigte und sich von dem Heraion bei Kroton, dem heiligen Mittelpunkte, bis zum Silaros erstreckte, wo die Säulentempel von Paestum uns noch heute die hellenische Cultur Unteritaliens vor Augen stellen.

Je entfernter die Lage, je größer und volkreicher das Hinterland, um so nothwendiger war die Abrundung und Sicherung des Coloniallandes, wie dies am Rande der Wüste Afrikas, in Gallien und in den Steppen Südrußlands geschehen ist.

Ein keckes Häuflein von Insulanern aus Santorin hatte zwischen Carthago und dem Nillande den günstigsten Stapelplatz erspäht, den breiten Vorsprung zwischen Bengasi und dem Golf von Bomba. Erst lagerten sie schüchtern auf dem vorliegenden Eilande; dann besetzten sie die Uferhöhen, bauten die herrliche Felsenstadt Kyrene, bewahrten ihr Hellenenthum trotz des Zudrangs libyscher Bevölkerung, gründeten an herrschenden Punkten vier Tochterstädte und schufen unter ihren Königen ein Reich, das durch seinen Wohlstand alle Griechenstädte überbot, dem die Nomaden der Wüste Zins zahlten, das seine Ostmarken gegen die Pharaonen siegreich vertheidigte, so daß König Amasis sich glücklich schätzte,

mit dem griechischen Küstenreiche wie mit einer ebenbürtigen Großmacht einen günstigen Frieden abzuschließen.

So hat sich auch im fernsten Nordosten der griechischen Welt, wo kein Lorbeer mehr grünt und keine Olive reift, aus kleinen Anfängen unter griechischen Fürstenhäusern das Reich Bosporos entwickelt, das vom Rande der Krim bis in die Niederung hinauf, wo Don und Wolga sich nähern, seine Vorposten vorschob, die Schätze der großen Stromländer wie den Ural ausbeutete, die Skythen am Kaukasus unterwarf, ein nordisches Griechenreich, das unter zwei Dynastien sich drei Jahrhunderte lang behauptete.

Blicken wir nach dem Westende des Mittelmeerbeckens hinüber, so fesselt unsern Blick die Rhonemündung mit den Ansiedlern aus Phokaia. Landeinwärts begnügten sie sich die Handelswege durch Gallien zu bahnen und eroberten kein Reichsland wie die Kyrenäer und Bosporaner, aber sie besiedelten von Massalia aus das Gestade auf beiden Seiten, vom Fuß der Pyrenäen am Rande der Seealpen entlang, gegen Kelten, Punier, Ligurier ihre Stapelplätze und Schiffe sichernd. Die Namen Antibes, Nizza, Monaco, Agde, Ampuria zeugen noch heute von dem Reichsgebiete, welches durch die staunenswerthe Thatkraft der Massalioten die schönsten Gestade Spaniens, Frankreichs und Oberitaliens zu einem Griechenlande vereinigten.

Wo Barbaren von Griechen unterworfen wurden, bildete sich ein doppeltes Rechtsverhältniß; so standen die Dynasten der Krim den Skythen als Reichsfürsten, als Könige gegenüber, den Bürgern der Städte aber als Archonten, d. h. als Beamte der Gemeinden. Es konnte aber nicht fehlen, daß bei der Herstellung größerer Staatsverbände auch griechische Gemeinden ihre Selbständigkeit einbüßten. So wurde Phanagoria, die auf asiatischem Ufer gelegene Schwesterstadt, dem pontischen Reiche einverleibt, das gegenüber im Pantikapaion seinen Mittelpunkt hatte, und Anaxilaos von Rhegion überwältigte Messana, um auch hier am sicilischen Sunde ein Bosporosreich herzustellen.

Von allen Colonialländern ist es aber Sicilien selbst, wo die Stadtgebiete minder scharf gesondert waren als im Mutterlande und wo die Schranken derselben von ehrgeizigen Fürsten am kühnsten überschritten wurden. Von Stadt zu Stadt sehen wir die Obmacht der Herren von Syracus unaufhaltsam vorschreiten und ein Reich gründen, das die Großmacht Carthago besiegte und nach dem Flottensiege bei Kyme auch Süditalien zu umfassen bestimmt schien.

Im Mutterlande begannen die Reichsbildungen auch mit Vergewaltigung von Nachbarstaaten, und nach Einverleibung Messeniens hatten die Könige Spartas keinen anderen Gedanken, als auf diesem Weg die ganze Halbinsel zu einem Reiche zu einigen. Aber die Gewaltpolitik mißlang und Sparta sah sich genöthigt in den Weg einzulenken, welcher in Griechenland der einzige gewesen ist, auf dem in dauerhafter Form die Einigung benachbarter Staaten zu einem Ganzen gelungen ist; das ist die Form der Heerführung oder Hegemonie zu Lande und zu Wasser.

Die continentale Hegemonie beruht wesentlich auf dem Recht des Stärkeren. Dem militärisch organisirten Sparta konnten die Kleinstaaten der Halbinsel die Leitung gemeinsamer Unternehmungen nicht streitig machen. Die Hegemonie

zur See, die ungleich schwierigere und für Hellas wichtigere, wurde auf die Ansprüche gegründet, welche eine Mutterstadt an ihre Pflanzorte stellte, die sie aus kleinen Anfängen groß gezogen hatte und deshalb nach dem Rechte der Pietät für immer an sich gekettet glaubte.

Hier hat Korinth den Ruhm, mit seiner Klugheit und Energie bahnbrechend vorangegangen zu sein. Eine Handelsstadt ohne eigenes Territorium hat es, wie ein altes Venedig, zuerst den Muth gehabt, sich ganz auf die See zu werfen und seine Macht in dem Zusammenhang mit überseeischen Orten zu suchen.

Aus dem innersten Winkel des Golfs entspann sich eine Kette wohlgelegener Insel- und Küstenstationen bis in das adriatische Meer hinein. Man suchte die Bevölkerungen der Colonien durch gemeinsame Neugründungen mehr und mehr zu einem Volke zu verschmelzen. Wasser- und Landstraßen wurden gebahnt, um zu allen Jahreszeiten die Verbindung aufrecht zu erhalten. Die städtische Münze wurde zu einer Reichsmünze und durch staatskluge Verträge mit den Eingebornen sicherte man den Wohlstand der Küstenplätze, die, durch drei Breitengrade hin zerstreut, dennoch ein reichsartiges Ganze bildeten.

Korinth hatte das tragische Schicksal, daß es in allen Richtungen seiner Seepolitik von Athen überholt wurde. Athen aber hatte den Vorzug, daß die Cykladen, sein nächstes Seegebiet, eine natürlich geeinigte Gruppe bildeten und sich bei dem Vorgehen der persisch-phönikischen Flottenmacht, unter dem Attischen Banner bergen mußten. Der attische Seebund war also kein Ergebniß kluger Handelspolitik und nicht etwas künstlich Gemachtes, sondern von Anfang an ein geschichtlich Gewordenes, und es kam nur darauf an ihn so auszubauen, daß er einen festen, von schwankender Stimmung unabhängigen Bestand gewinne.

Zu diesem Zwecke wurden nach der Bedeutung der Städte ihre Rechte und Pflichten gesetzlich abgemessen; die kleineren ließ man ihre persönlichen Leistungen in Geld abmachen, so daß sie in ihrer Wehrlosigkeit um so fester an Athen gebunden waren. Ihre communale Selbständigkeit wurde so weit beschränkt, daß in Athen alle wichtigeren Rechtssachen entschieden wurden.

So wurde Athen aus einem Vororte, der das Auswärtige leitete, eine regierende Stadt, die Hauptstadt eines Reichs, und um ihre Ansprüche auf Herrschaft zu begründen, wurde mehr und mehr in ihr Alles vereinigt, was das hellenische Volk vor allen Völkern der Erde auszeichnete. Weil es aber der alte Hader der Stämme war, welcher die Bildung größerer Staatsverbände am meisten erschwerte, veranlaßte Perikles neue Stadtgründungen, wo Jonier, Dorier, Achäer einträchtig beisammen wohnen sollten. Den Bundesgenossen aber kaufte er Landgebiete ab, auf denen Athener angesiedelt wurden, die Bürger von Athen blieben und an wichtigen Plätzen, bis zum schwarzen Meere hinauf, die Interessen der Stadt mit Gut und Blut vertraten. So breitete sich Athen auf das Meer aus und die Inseln und Küsten konnten als überseeische Gaue mehr und mehr mit Attika verwachsen.

Hier sind die Schranken griechischer Stadtpolitik am glänzendsten überwunden. Ein Bund, welcher das vom Meer zerrissene Griechenland staatlich wieder vereinigte, ist zu einem Reich geworden, das dem größten Reiche Asiens siegreich gegenüber stand und ihm die eignen Küsten abgewann, mit geordneten

Reichsfinanzen und Steuerbezirken, mit einem Reichsschatze, einer Reichsflotte, glänzenden Reichsfesten und einer Reichshauptstadt, welche sich durch opferfreudigen Patriotismus wie durch überlegene Bildung und rastlose Energie einen unanfechtbaren Anspruch auf diese Stellung erworben hatte.

Aber, ehe das Reich zusammengewachsen, wurde der Friede gebrochen, dessen es dazu bedurfte und die Kraft des Mannes erlosch, der die Seele des Ganzen war. Kein Ebenbürtiger folgte. Es war, als ob das Instrument, auf dem ein Meister gespielt, von rohen Händen mißhandelt und zerschlagen wurde.

Die berufenen Erben Athens waren die Mächte des Nordens mit der unverbrauchten Kraft ihrer Fürsten und Völker, so sehr auch Demosthenes eine heilige Verpflichtung hatte, die letzten Ueberreste attischer Macht zur Abwehr König Philipp's zu sammeln.

Während aber die letzten Freiheitskämpfe geschlagen wurden, hatte sich schon eine andere Reichsidee entwickelt, eine unpolitische, und auch für diese ist Athen die Keimstätte gewesen.

Hier hatten die hervorragendsten Geister sich von dem zerrütteten Staatswesen abzukehren begonnen, um sich ganz der Erkenntniß zu weihen. Dies konnte aber unmöglich als Sonderbesitz einer Stadt oder einer Nation angesehen werden. Dazu kam, daß der Gegensatz gegen die Barbaren, aus dem die attische Reichsbildung hervorgegangen war, sich allmälig abstumpfte, seitdem man auch persische Jünglinge in der Akademie zu Füßen Platon's sitzen sah, und das wahre Hellenenthum, so sagte man jetzt, liegt nicht im Blute; es gehört der Welt; es soll die Völker der Erde durchdringen und zu einem höheren Dasein erwecken. Das war der Gedanke eines idealen Griechenreiches, eines Reiches, das nach Art einer Kirche die unsichtbare Gemeinschaft aller Gesinnungsgenossen umfaßt; die Idee des Hellenismus, welche im Kreise des Isokrates zu Hause war.

Darum waren die Versuche praktischer Reichsbildung nicht aufgegeben; es mußte noch eine, die letzte noch übrige Form erprobt werden, um Macedonien gegenüber eine nationale Staatseinheit herzustellen; es war die Idee der griechischen Stadt in neuer Fassung; es war der Staat, dessen Mitglieder so gut wie Bürger einer Stadt waren, nur daß sie in verschiedenen Stadtringen lebten, der Bundesstaat, Polybios, der Herold dieser letzten denkwürdigen Reichsbildung im achäischen Bunde, war auch einer der Ersten unter den Hellenen, welcher nach dem Maßstabe der Mittelmeervölker einen weltgeschichtlichen Standpunkt einnahm und der aus dem Kreise der Scipionen die Ueberzeugung heimbrachte, daß nur im Anschluß an Rom Wohlfahrt und Heil für Griechenland liege. Dabei tröstete ihn als Patrioten die Zuversicht, daß Rom nicht anders, als in der hellenischen Form der Hegemonie regieren werde, und die Ueberzeugung, daß in Rom keine barbarische Macht an die Spitze der Hellenen träte.

Und in der That — wie Rom im Inneren seine ersten ausgebildeteren Ordnungen des öffentlichen Rechtes griechischem Einfluß verdankte, so hat es auch ganz nach dem Vorgang griechischer Geschichtsentwickelung den ersten Schritt zur Ausbreitung städtischer Macht gethan, indem es durch Verwaltung des Bundestempels auf dem Aventin Vorort von Latium wurde. Dabei hielt es, wie die Städte Griechenlands, bei allem Wechsel äußerer Beziehungen an

seinen städtischen Einrichtungen mit Zähigkeit fest. Es erweiterte seinen städtischen Organismus, um die nach und nach zufallenden Theile Italiens in sich aufzunehmen und wurde also nicht die Hauptstadt der Halbinsel, sondern es blieb die einzige Stadt, der Kern, dem Italien wie eine Landschaft angehängt wurde, indem ihr städtisches Bürgerrecht die Bedingung der vollen Theilnahme an dem Staatsleben bildete, Stadtpolitik blieb also das Maßgebende, und es wurde durch Verschiedenheit der Rechtsverhältnisse wie durch Aussendung von Bürgercolonien, welche den Dienst der attischen Kleruchiea leisteten, ängstlich Sorge getragen, das Stadtregiment in Italien sicher zu stellen.

Auch das nicht-italische Land wurde vom römischen Magistrate durch städtische Beamte regiert, und wenn auch der bürgerliche Census zum Reichscensus umgestaltet wurde, wenn man auch vom goldenen Meilenstein in Rom die Entfernungen bis an die Grenze der Weltmonarchie berechnete, wenn auch durch verständige Verwaltungsnormen für Ordnung und Sicherheit in wirksamer Weise Sorge getragen wurde, — etwas Neues und Ganzes ist nicht zu Stande gekommen, und gemeinsam war nur die Rücksichtslosigkeit, mit der man in allen eroberten Ländern das Kriegsrecht als dauernden Rechtszustand einführte und den Provinzialboden für die Finanzen der Stadt ausbeutete.

So haben die classischen Völker immer am Bürgerstaate festgehalten. Hier liegt der Kern ihres geschichtlichen Lebens; in der Ausbildung des städtischen Wesens, der Kleinkunst der Politik, ruht ihre Meisterschaft, und wenn wir von den städtischen Einrichtungen der Hellenen so viel besser unterrichtet sind, als uns dies in Bezug auf die Städte des alten Italiens vergönnt ist, so verdanken wir dies dem Eifer des Aristoteles und seiner Schüler, welche nicht müde wurden, den Mikrokosmus der hellenischen Stadtrepubliken bis in's Einzelne zu durchforschen, während die colossalen Feldherrndynastien ihnen kein Interesse abgewannen.

Freilich haben auch die Hellenen, wie wir sahen, draußen wie in der Heimath mit bewundernswürdiger Energie Reichsbildungen ausgeführt. Aber im Auslande war ihre Macht auf Küstensäume beschränkt, welche hie und da um Geld von den Eingeborenen erworben worden waren, wie es auch wohl die Genueser im Mittelalter machten. Solche Herrschaften waren hinfällig, so wie eine binnenländische Macht gegen die Küste vordrang. In der Heimath aber konnten die Schwierigkeiten, welche die Beschaffenheit des Bodens, der cantonale Unabhängigkeitstrieb und die republikanische Verfassung allen Reichsbildungen entgegenstellten, auf die Dauer nicht überwunden werden. Tyrannenpolitik erreichte glänzende Erfolge, aber sie waren gewaltsam und deshalb ohne Bestand, wie alles Tyrannenwerk.

Im Orient war das Großkönigthum zu Hause, wie im Westen die Bürgergemeinde, die für auswärtige Politik nicht geeignet ist. Jede Reichsbildung drängt zu einer einheitlichen Spitze. Darum mußten die Väter der Stadt Rom die Verwaltung der überseeischen Länder von sich abzuwälzen suchen und das Provinzialregiment wurde ein Grundstein der monarchischen Gewalt. Ein Mann wie Perikles war für das attische Küstenreich unentbehrlich. Nach Auflösung desselben war aber der persische Einheitsstaat den Griechen in dem Grade über-

legen, daß er, obgleich zu Lande wie zu Wasser überall geschlagen, in sich morsch und zerfallen, dennoch aus dem langen Kampfe zwischen Asien und Europa als Sieger hervorging. Denn hundert Jahre nach dem Tage bei Salamis konnte Artaxerxes Griechenland den Frieden des Antalkidas dictiren.

Der Thron der Achämeniden brach zusammen, aber der Zögling des Aristoteles wurde einfach ihr Nachfolger, und als Cäsar's Reichsgold der Welt verkündete, daß Rom die Erbschaft Alexander's angetreten habe, ging die Völkergeschichte unaufhaltsam in die Geleise des orientalischen Reichswesens über. Die Cäsaren knüpften ihren Stammbaum an asiatische Fürstengeschlechter und dachten schon im Anfang der Monarchie an Verlegung der Hauptstadt vom Tiber an den Hellespont, als wenn orientalischer Boden die unerläßliche Bedingung großer Reichsbildungen wäre, so daß Constantinus nur längst Geplantes ausführte, als er in Byzanz eine neue Siebenhügelstadt aufbaute.

Für das classische Alterthum war das Reich, so zu sagen, das Ende vom Liede. Das römische Weltreich beruhte auf der maßlosen, mechanisch fortschreitenden Erweiterung einer städtischen Machtsphäre, die dem Wesen der Stadt widersprach und ihren Bestand untergrub, indem sie ihr die Kronen der Erde zu Füßen legte. Das Reich ist darum auch nie ein geschlossener Organismus gewesen, sondern ein Haufen eroberter Länder, ein weiter Ring, in dem die Eigenthümlichkeiten der Völker sich abschliffen und die von Kriegen ermattete Welt ausruhte, indem nur hie und da, wie auf einer Brandstätte, die Flammen der Leidenschaften wieder einmal ausschlugen.

Mit der Verheißung des Friedens hatte Alexander die Hellenen zum Eintritt in sein Reich eingeladen; als Friedensfürsten ließ sich Octavian von seinen Dichtern und Künstlern am liebsten feiern, und wenn das Zeitalter der Antonine noch von Gibbon als die Vollendung der alten Welt angesehen werden konnte, so war es die Wohlthat eines längeren Weltfriedens, welche über den Mangel an innerem Leben täuschte. Weil aber die eigentliche Lebenskraft der classischen Völker erloschen war, drang das orientalische Wesen, von dem man sich auf immer frei gemacht zu haben glaubte, mit dem Reiche aller Orten wieder ein, wie eine langsam steigende Meerfluth durch zerrissene Dämme. In Kasten und erblichen Corporationen erstarrte allmälig das gesellige Leben; die Gottesdienste, welche mit den Einzelstaaten eng verwachsen gewesen waren, lösten sich in orientalischen Pantheismus auf; die Weltbeherrscher, welche noch Namen und Insignien republikanischer Aemter trugen, ließen sich wie Götter huldigen und sonderten sich durch ein steifes Hofceremoniell von den andern Sterblichen. Die Kunst kehrte zu dem gedankenlosen Putzstil des Morgenlandes zurück; das öffentliche Leben ging in einem hierarchischen Aemtersystem unter und der launenhafte Wille eines Despoten hielt die Satrapien des römischen Reiches nothdürftig zusammen, bis mächtigere Völker an den Grenzen erschienen, die sich nicht wie die Völker alter Geschichte in das Reichsband einfügen ließen.

Die Germanen haben nicht, wie Griechen und Italiker, ihr politisches Vermögen in städtischen Verfassungen erschöpft. Mit frischer Kraft haben sie als Stämme und Stammgruppen Staaten geschaffen, welche in fürstlichen Ge-

schlechtern vertreten waren, denen freie Wehrmänner in Treugelöbniß sich verbanden.

Aus germanischer Vorzeit ist in unserem Volk das Bedürfniß geblieben, sich um ein gemeinsames Oberhaupt zu scharen und durch die Liebe zu ihm dem äußeren Zusammenhang ein inneres Band, dem politischen Verhältniß sittliche Wärme und Weihe zu geben.

Lange Zeit ist dies Bedürfniß für uns eine unbefriedigte Sehnsucht geblieben, ein banges Harren und Ausschauen, während in Sonderbildungen die Einheit verloren ging und die getrennten Stämme in eifersüchtiger Spannung sich gegenüber saßen.

Endlich sind in heiligem Kampf für die Unabhängigkeit des Vaterlandes die spröden Erze geschmolzen, und das Reich, das von den Vätern ersehnte, ist uns gegeben. Es ist kein Werk des Ehrgeizes und der Herrschsucht; auch nicht das Ergebniß zufälliger Zeitverhältnisse, sondern unter freier Zustimmung von Fürsten und Stämmen auf nationalem Boden mit geschichtlicher Nothwendigkeit erwachsen, nicht der Abschluß politischer Entwickelungen, ein Friedhof müder Völker, wie es im Alterthum der Fall war, sondern der Anfang einer neuen Volksgeschichte und der Grundstein einer so Gott will segensreichen Zukunft.

Die Stadtrepubliken des Alterthums sind an ihrer Isolirung zu Grunde gegangen; ihre Bürgerschaften waren, wie große Familien, deren Mitglieder sich immer von Neuem unter einander verbanden; es fehlte der Blutumlauf eines großen Organismus, es fehlte die Ergänzung der Kraft aus einem größeren Ganzen. Stadt und Reich, die beiden Pole des antiken Staatslebens, sind keine Gegensätze mehr wie im Alterthum, wo doch auch die freien Reichsstädte des hellenistischen Orients und des Römerreichs demselben Eigenwillen, der das Ganze beherrschte, willenlos unterworfen waren, und wo mit dem Begriff des Großstaates der einer öden Monotonie unauflöslich verbunden war. Unser Reich hegt und pflegt die ganze, reiche Mannigfaltigkeit des geistigen Lebens in den Stämmen und Städten des Vaterlandes, weil der Widerspruch zwischen Monarchie und Selbstverwaltung, Fürstenstaat und Bürgerstaat glücklich überwunden ist.

Wir können also mit gutem Recht uns das Wort des Tacitus aneignen: Nicht Alles ist bei den Alten besser; auch unsere Zeit hat zu Stande gebracht, was kommenden Geschlechtern ein Vorbild sein kann.

Der Dank dafür gebührt unserem Kaiser. Er hat Sein Herrscherthum von Anfang an als ein Amt angesehen, dessen hohe Pflichten volle Selbstverleugnung verlangen. Dieser Gesinnung treu, welche das Haus der Hohenzollern vom Markgrafenthum zum Kaiserthron geführt hat, ist Er durch alle Anfechtungen, Mühen und Gefahren mit dem Heldenmuth eines reinen Gewissens fest und sicher Seinem Volke den Weg vorangegangen, der zum Ziele geführt hat, für alle Zeiten ein lebendiges Zeugniß, daß Gott es dem Aufrichtigen gelingen läßt, ein Vater des Vaterlandes, wie kein Fürst neben Ihm mit gleichem Rechte genannt werden kann, der in anspruchsloser Pflichttreue so Großes vollendet hat, wie es unter allen Generationen, die über diese Erde hingeschritten sind, nur wenige erlebt haben.

Ein Reich aber ist nicht Eines Mannes Werk und ist mit Errichtung des Kaiserthrons nicht vollendet. Nach innen wie nach außen muß es mit Arbeit und Kampf aufrecht erhalten werden. Unsern Dank gegen Kaiser Wilhelm können wir nicht anders aussprechen, als indem wir das Gelöbniß leisten, zu Seinem Werke auch in Noth und Gefahr treu zu stehen und in dieser Gesinnung, so viel an uns ist, das heranwachsende Geschlecht der deutschen Jugend zu erziehen.

Rotten sich die Mächte der Finsterniß zusammen, um die Fürsten zu Märtyrern zu machen und die Throne zu erschüttern, so mahnen sie uns daran, in ihnen die Bollwerke wahrer Völkerfreiheit und die Grundfesten öffentlicher Wohlfahrt zu erkennen. Wenn also bei der Trauer des Kaisers auch die Feierklänge heute gedämpft sind, so ist Jeder von uns um so ernster und tiefer von der Bedeutung des Tages ergriffen.

Das menschliche Athmungsorgan.

Von

Geh.-Rath Dr. A. Tobold in Berlin.

Um die Lunge mit ihrem Athmungsproceß und ihre Pflege im gesunden und krankhaft veränderten Zustande kennen zu lernen, müssen wir uns in der Kürze ihren anatomischen Bau, den physiologischen Vorgang der Athmung und den Mechanismus der Herzthätigkeit vergegenwärtigen. Erst dann werden wir im Stande sein, den Nutzen und den Schaden zu ermessen, welcher uns aus einer sorgsamen oder fehlerhaften Haushaltung dieses lebenswichtigen Organes erwächst. Auf dem dauernden Wechselverkehr des Organismus mit der Atmosphäre, auf der Athmung beruht ja unser Leben. Nur durch den Sauerstoff, der aus der Luft in das Blut und von diesem aus zu allen Organen des Körpers gelangt, werden alle diejenigen Kraftäußerungen hervorgerufen, die wir als Erscheinungen und als Beweise des Lebens bezeichnen.

Den Theil des Körpers, welcher die Lunge und das Herz einschließt, nennen wir den Brustkorb oder Thorax, einen kegelförmigen, aus dem Brustbein und zwölf beweglichen Rippen gebildeten, oben und unten offenen Behälter. Der Umfang des Brustkastens ist ebenso, wie das Verhältniß seiner einzelnen Dimensionen zu einander, nach der Individualität des Körpers sehr verschieden und wechselten Form und Umfang des beweglichen Brustkastens je nach Ein- und Ausathmung.

Was die Lunge selbst betrifft, so füllt sie den größten Raum der Brusthöhle aus und gönnt, abgesehen von der hinter ihr liegenden Speiseröhre, nur dem Herzen einen verhältnißmäßig kleinen Raum, aus welchem dasselbe mit seiner Spitze bei jedem Herzschlage hervorspringt und je nach seiner Erregung stärker oder schwächer zwischen fünfter und sechster Rippe an die Brustwand anpocht.

Die Lungen sind zwei große, dünnwandige, elastische Säcke und ruhen mit ihrem Grundtheil auf dem Zwerchfell. Sie communiciren nach Außen hin nur mittelbar durch die Luftröhre und den Kehlkopf. Das Gewicht der Lunge ist bei Männern beträchtlicher, als bei Frauen. Das Lungengewebe ist weich, schwammig und elastisch, die Farbe grau. Sie ist in größere und kleinere, durch Bindegewebe innig verbundene Läppchen abgetheilt und wird aus Luft-, Blut-, Lymphgefäßen, Nerven und Bindegewebe zusammengesetzt.

Die Luftgefäße oder Bronchien sind die Veräftelungen des Luftröhrenastes, des rechten und linken Bronchus. Jeder Bronchus tritt in Aeste gespalten in die Lungenwurzel, theilt sich veräftelnd in stärkere und allmälig in immer feinere Verzweigungen, die nirgends communiciren, und endet zuletzt in eine Menge sehr zarter, runder Bläschen, Luftzellen oder Alveolen genannt. Auf dem Ende eines jeden Bronchialastes sitzt eine Gruppe von 30—40 dieser Lungenbläschen, deren es gegen 1800 Millionen in der Lunge gibt. Man mag sich hieraus eine Vorstellung von dem weiten Flächenraum der Lunge machen, welche in all' diesen Verzweigungen von der Luftröhre aus bis zu den feinsten Alveolen hin mit einem Epithel, der Lungenschleimhaut, ausgekleidet ist.

Betreffs der Blutgefäße sei nur so viel bemerkt, daß sich die Aeste der Lungenschlagader den Bronchien entsprechend verzweigen und sich schließlich in so feine Zweige spalten, daß jedes Läppchen und jede Luftzelle damit versorgt wird und dadurch hier ein sogenanntes Capillarnetz entsteht. Aus diesem setzen sich dann die Venen zusammen, die in ihrem weiteren Verlauf den Arterien und Bronchien sich anschließen.

Zu den das Athmungsgeschäft regelnden Nerven gehört der Vagus oder Lungen-Magennerv, welcher aus dem Halstheile des Gehirns, dem sogenannten verlängerten Mark entspringt und mit den Luftröhrenästen in die Lungensubstanz eindringt. Die Franzosen nennen dieses Athemcentrum, von wo aus die Athemnerven die Athemmuskeln in Thätigkeit setzen, Nœud vital. Ihre Zerstörung an dem verlängerten Mark unterdrückt sofort die Athmung und ist daher tödtlich. Schon von jeher kannten die Jäger diese Stelle, an welcher dem angeschossenen Thiere der Hirschfänger eingestoßen wird.

Betrachten wir nun den Mechanismus der Athmung. Wir unterscheiden zwei Acte, das Einathmen, Inspiration, und Ausathmen, Exspiration. Das Erstere geschieht dadurch, daß durch die Athmungsmuskeln, zu denen vorzugsweise das Zwerchfell gehört, der Thorax gleich einem Blasebalge ausgedehnt, dadurch die Brusthöhle erweitert und die Luft eingezogen wird, während die nachfolgende durch Elasticität der Rippenknorpel und Erschlaffung der Respirationsmuskeln bedingte Verkleinerung der Brusthöhle die vorher ausgedehnte Lunge wieder zusammendrückt und die gleiche Luftmenge wieder auspreßt. Die Anzahl der Athemzüge ist nach Alter, Geschlecht und Körperbeschaffenheit sehr verschieden. Erwachsene athmen etwa 12—16mal in der Minute ein, Säuglinge 30—40, Kinder 24 Mal. Die Respirationen, welche bei dem Manne ganz besonders den untern Theil des Thorax, bei der Frau dagegen den obern in Bewegung setzen, sind großentheils unserm Willen unterworfen und sollten daher auch mehr, als dies gewöhnlich geschieht, zur Förderung des Athmungs- und Circulationsprocesses verwendet werden. Bei ruhigem, sanftem Einathmen wirkt nur das Zwerchfell, bei kräftigeren und tieferen Inspirationen betheiligen sich auch die Rippenheber, aber bei ganz forcirten, angstvollen Athemzügen sehen wir auch die Hals-, Nacken-, Arm- und Brustmuskeln in Action. Im wachen Zustande geht die Athmung lebhafter vor sich, als im Schlafe. Als eigenthümliche Modificationen des Athmens betrachten wir den Husten, das Gähnen, das Lachen und das

Schluchzen. Der Husten, der uns hier besonders interessirt, beruht auf einer Reflexbewegung der Athmungsmuskeln und besteht in einer langen Inspiration, auf welche eine kräftige, stoßweise, von einem lauten Geräusch im Kehlkopfe begleitete Exspiration folgt, indem die Luft dabei mit Gewalt durch die verengten und in Schwingungen versetzten Stimmbänder dringt.

Werfen wir noch einen Blick auf die Mechanik der Lunge, so finden wir bei ihrer innigen Einfügung in den Brustraum, daß zwischen ihrer Oberfläche und der innern Brustwand sich weder Luft befindet, noch ohne Verletzung eindringen kann. Sobald das Neugeborene zu athmen beginnt, so erweitert die erste Inspirationsbewegung den Brustraum, die Lunge selbst und ihre Luftzellen. Die Luft strömt schnell in die Bronchien und Alveolen ein und läßt sich nun durch äußern Druck nicht mehr ganz aus ihr entfernen. Bekanntlich bethätigt jeder junge Weltbürger seine eigene Lungenthätigkeit zur Freude der Eltern durch den Schrei, und diese Aeußerung, so oft sie sich in den ersten Lebensmonaten wiederholt, bleibt ein gutes Zeichen und von guter Wirkung, denn es ersetzt die dem Erwachsenen nothwendige körperliche Bewegung, der Säugling schreit sich hungrig und schläft dann nach eingenommener Nahrung ungewiegt mit rothen Wangen. Ueberherzliche Mütter und Muhmen sollten daher nicht so häufig in den Fehler verfallen, daß sie diese wohlthätige Lungengymnastik durch mancherlei schädlich wirkende Beruhigungsmittel unterdrücken.

Die Menge der Luft, welche nach einer tiefen Inspiration ausgeathmet werden kann, nennt man Vital-Capacität; der englische Arzt Hutchinson hat sie für den Erwachsenen etwa zu 3700 Cub.-Cent. bestimmt. Dieses Maß ausgeathmeter Luft steht bei gesunden Menschen zu dem Alter, der Körperlänge und dem Körpergewichte in einem bestimmten Verhältniß. Ein geringeres Quantum von Respirationsluft deutet auf eine krankhaft veränderte Lunge. Wir pflegen daher bei Untersuchung der Lunge auf dem Wege der Spirometrie, d. h. durch Einblasen in ein Glockengasometer, dessen Glocke durch Gewichte äquilibrirt ist, die Capacität der Lunge festzustellen und als nicht unwichtiges Moment den übrigen Untersuchungsmethoden beizufügen.

Gehen wir jetzt zur Chemie des Gaswechsels über, so gestatte man mir, einen Rückblick auf die nicht uninteressante historische Entwickelung dieser Lehre zu werfen. Schon in den ältesten Zeiten hatte man den Werth des ein- und ausströmenden Hauches, den man als Seele, als Anima bezeichnete, als den Quell, das Agens des thierischen Lebens erkannt. In einer späteren Zeit verlegte die Lehre der Pythagoräer das Lebensprincip in den Aether, von welchem aus es sich den athmenden Wesen in beständiger Erneuerung mittheilt und nach welcher auch diesem Aether eine Kraft gleich der Seele zugeschrieben wird. Erst Aristoteles, der Altmeister der Forschung im Gebiete der Natur, 384 vor Christo geboren, war es, der vermöge des Umfanges seines Wissens und der Genialität seines Denkens richtigere Anschauungen gewann und in dem Athmungsproceß den Quell der thierischen Wärme fand. Er lehrte, daß allein durch das Athmen das Leben der beseelten Wesen bestehe und daß die Lebenswärme der Thiere um so höher sich steigere, je vollkommener die Lungen gebildet seien. Beim Athmen dringe der Lufthauch, das Pneuma, aus den Lungen in das Herz, welches durch

die sehnigen Fasern seiner Höhlenwandungen in beständiger Bewegung gehalten werde und als Centralorgan des Körpers nicht nur der Herd der eingepflanzten Wärme, sondern auch des Blutlaufes, sowie jeglicher Bewegung und Empfindung sei. Von ihm entspringen die immer vielfacher sich theilenden gleichzeitig mit dem Herzen pulsirenden Adern, welche das Blut den Organen zuführen, gleichwie Gärten durch immer von Neuem sich theilende Wasserbäche getränkt werden, damit nicht nur Bildungsmaterial geboten, sondern auch Empfindung und Bewegung vermittelt werden.

Nachdem wir Aristoteles zu dieser Höhe der Anschauung gelangt sehen, finden wir durch das ganze Mittelalter einen epochemachenden Fortschritt in der Theorie des Athmens nicht mehr, bis der große Engländer William Harvey nach siebenjähriger Forschung im Jahre 1610 die ewig denkwürdige Entdeckung des Blutkreislaufes publicirte und nachwies, daß beständig ein Theil des Blutes durch die Lungen ströme, um von dort aus neu belebt durch die Arterien nach allen Theilen getrieben zu werden. Damit war der directe Wechselverkehr des Blutes mit der Luft erwiesen. Die Schrift Harvey's, der erste und glänzendste Triumph der Experimentalphysiologie, erschien erst im Jahre 1628, dem König Karl I. gewidmet, nachdem Harvey neun Jahre lang seine neue Lehre vom Kreislaufe vorgetragen und durch immer erneute Untersuchungen sich und seine Freunde von ihrer Untrüglichkeit überzeugt hatte. Nach dem damaligen, nicht so hoch entwickelten Stande der Chemie hatte man noch eine mehr mechanische Anschauung von dem Vorgange der Athmung und legte dem Blute ein aus der Atmosphäre mitgetheiltes Lebensprincip bei, welches durch den Träger dieses Agens allen Körpertheilen zugebracht werde.

Im Jahre 1774 entdeckte Priestley den Sauerstoff und ein Jahr später Lavoisier den Stickstoff und damit die Zusammensetzung der Luft und die Theorie der Verbrennung. Es beginnt hiermit eine neue Aera der Naturforschung. Die Kohlensäure und der Wasserstoff waren schon über ein Jahrhundert zuvor aufgefunden worden. Priestley hatte auch schon einige Jahre vor Entdeckung des Sauerstoffes gefunden, daß sich beim Athmungsprocesse Kohlensäure ausscheide, und da die Wasserausscheidung auf diesem Wege längst bekannt war, so lag es nahe, diese beiden Vorgänge, Kohlensäure- und Wasserbildung, die sich in derselben Weise bei der Verbrennung aller organischen Körper finden, auch bei der Athmung auf eine Oxydation zurückzuführen. Diese Oxydation ist eben ein Verbrennungsproceß derjenigen Bestandtheile von Zucker und Fett, welche das Blut aus dem Speisesaftcanal, der Leber und Milz, als Gewebsschlacken nach der rechten Herzhälfte mit sich bringt und gewissermaßen zur Klärung des Blutes in dem Blutreinigungsapparat, in den Lungen ausscheidet. Lavoisier verlegte aber den Herd der Oxydation in die Lungen außerhalb des Blutes, bis neuere Physiologen nachwiesen, daß der Respirationsproceß in den Lungen nur ein physikalischer Gasaustausch nach den Gesetzen der Diffusion (gegenseitige Durchdringung von Gasen oder Flüssigkeiten durch eine dünne oder poröse Wandung) sei, und daß die Oxydationsvorgänge erst in dem Capillargefäßsysteme des großen Kreislaufes stattfinden, wo das sauerstoff-

reiche arterielle Blut mit den verbrennlichen Stoffen der Gewebsflüssigkeiten zusammentreffen.

Wir sind hiermit bei der Frage angelangt, in welcher Weise die Athmung an dem ganzen Haushalte des menschlichen Organismus Theil nehme und um diese verständlich zu beantworten und ein klares Bild davon zu gewinnen, daß der Gasaustausch in den Lungen hauptsächlich in der Aufnahme des Sauerstoffes und der Abgabe von Kohlensäure besteht, müssen wir uns nothwendig den Mechanismus des Herzens mit seiner Blutbewegung vergegenwärtigen. Beiläufig sei bemerkt, daß das Alterthum von diesem Vorgange noch keine Ahnung hatte. Hippokrates nennt alle blutführenden Gefäße Adern. Aristoteles stimmt ihm bei; er nennt auch die Luftröhre Arterie. Nach Galen enthalten die Arterien schon ein reineres, luftartigeres Blut als die Venen. So erhielt sich dieser Irrthum, dem die Anschauung zu Grunde lag, daß das Blut sowol in den Arterien, als in den Venen vom Herzen aus wegfließe, selbst während des ganzen Mittelalters, und obgleich namhafte Forscher, wie Fabricius von Aquapendente, der unglückliche Michael Servetо, welcher auf Calvin's Veranlassung 1553 verbrannt wurde, und Realdo Colombo, letzterer durch Vivisectionen, die Einsicht in die Bewegung des Blutes mächtig förderten, so war es doch erst der schon genannte große Forscher Harvey, der die Lehre vom Blutkreislauf unumstößlich feststellte, und wir werden nun sehen, daß diese größte Entdeckung in der Physiologie den inneren Vorgang der Athmung erst völlig enträthselt hat.

Das Herz wirkt als eine Druckpumpe. Uns genügt es hier, anatomisch zu wissen, daß das Herz ein länglich-runder, hohler, muskulöser Schlauch ist, der in einem dünnhäutigen Sack, dem Herzbeutel, eingeschlossen liegt und durch eine Längs- und Querscheidewand in vier Hohlräume getheilt ist, von denen die beiden obern Vorkammern oder Vorhöfe, die beiden untern Herzkammern oder Ventrikel genannt werden. Mit diesen vier Hohlräumen des Herzens stehen mehrere große Blutgefäßröhren in Verbindung, welche als Arterien das Blut in alle Körpertheile leiten und als Venen in das Herz zurückführen.

Die Thätigkeit des Herzens besteht in rhythmischen Bewegungen, d. h. Zusammenziehungen und Erschlaffungen, aus Systole und Diastole. Die beiden Herzhälften arbeiten genau synchronisch. Die Vorkammern beider Hälften verfallen zur selben Zeit in Systole und dann in Diastole, ebenso die beiden Kammern. Der Lauf des Blutes durch das Herz ist nun durch einen Klappenapparat in folgender Weise geordnet. Das Blut strömt vom linken Ventrikel durch die Arterien nach den Capillaren aller Körpertheile, in denen es Sauerstoff an die Gewebe abgibt, Kohlensäure aufnimmt und seine hellrothe Farbe verliert, venös wird; dann strömt es aus diesen Körpercapillaren durch die Venen in den rechten Vorhof, aus dem rechten Vorhof in die rechte Kammer, aus der rechten Kammer durch die Lungenarterien in die Capillaren der Lunge, in denen es wieder Sauerstoff aus der Luft aufnimmt, Kohlensäure und Wasserdampf abgibt und wieder hellroth wird, und gelangt durch die Lungenvenen in den linken Vorhof, um endlich wieder in die linke Kammer zurückzukehren und den angegebenen Kreislauf von Neuem zu beginnen und continuirlich fortzusetzen.

Der erörterte Kreislauf besteht aus dem sogenannten großen oder Körperkreislauf, und dem kleinen oder Lungenkreislauf. Die Arterien des großen Kreislaufes führen hellrothes, arterielles Blut, die Venen dagegen dunkles, venöses Blut — umgekehrt im kleinen Kreislauf; die Arterien führen da dunkles oder venöses, die Venen hingegen helles, arterielles Blut. In den Lungencapillaren geht die wichtige Farben- und Eigenschaftsveränderung des Blutes vor sich.

Die Bedingung seiner rhythmischen Thätigkeit enthält das Herz, auch wenn es von dem übrigen Organismus getrennt ist, in sich selbst; denn nicht nur bei einem isolirt daliegenden Froschherzen, ja, wie Versuche an Enthaupteten lehren, sogar beim Menschen, fährt das aus dem Körper entfernte Herz fort einige Zeit lang, regelmäßige, rhythmische Contractionen zu machen. Es existirt nämlich in der Herzscheidewand ein besonderes aus Nervenzellen oder Ganglien bestehendes Nervensystem, durch welches eigenthümliche Erregungszustände hervorgerufen werden, welche sich als Bewegungsimpulse innerhalb der Nervenfäden bis in die Muskelsubstanz hinein fortpflanzen und diese zu rhythmischen Contractionen veranlassen. Es würde nun aber die Herzwandung unter diesen Verhältnissen in Folge des ununterbrochenen Nervenreizes fortwährend zusammengezogen bleiben müssen, also keine Systole und Diastole abgeben, wenn nicht gleichzeitig die sogenannten bewegungshemmenden nervösen Centralorgane als Widerstandseinrichtung für die rhythmischen Herzbewegungen gegeben wären. Dieses dem Herzen eigenthümliche Nervensystem hängt durch zwei functionell verschiedene Nervenfaserzüge mit dem Gehirn zusammen und wird auf diesen beiden Wegen von den Zuständen des Gehirns in seiner Thätigkeit beeinflußt. Dahin gehören die vom Gehirn entspringenden, zu beiden Seiten des Halses nach dem Herzen hin herabsteigenden Fasern des schon erwähnten Vagusnerv, deren Reizung die Herzschläge herabsetzen, ja sogar die Herzcontractionen gänzlich unterbrechen können. Man hat sie daher auch die hemmenden oder regulirenden Nerven genannt und übt der Vagusnerv also während des normalen Lebens beständig einen die Herzaction verlangsamenden Reiz aus. Der zweite beeinflussende Nerv ist der vom Rückenmark kommende sympathische Nerv, der die Thätigkeit des Herznervensystems mittelbar oder unmittelbar vermehrt. Eine Durchschneidung des Sympathicus muß also die Herzbewegungen abschneiden, während die Durchschneidung des Vagus eine Beschleunigung der Frequenz der Herzschläge zur Folge hat.

Durch die von den Gehirnzuständen abhängige äußerst mannigfache Gegenwirkung, d. h. durch die Steigerung oder Schwächung der hemmenden und der excitirenden Nerven oder beider zugleich wird thatsächlich in jedem Momente des Lebens die Thätigkeit des Herznervensystems bestimmt und von dieser hängt dann unmittelbar die Häufigkeit und Stärke der Herzschläge und ihrer großen Mannigfaltigkeit ab. Werden diese Bahnen durchschnitten, so ist der Telegraph unterbrochen; der Einfluß des Gehirns auf das Herz ist für immer vernichtet. Wir gewinnen hiermit beiläufig eine physiologische Erklärung für den Zusammenhang zwischen den Regungen des Gemüths und der Thätigkeit des Herzens; wir begreifen die ethische Bedeutung des Herzens, seine Beziehung zu den idealsten Regungen unseres Gemüthslebens. Wer sollte nicht

an sich selbst die Vermittelung dieser geheimnißvollen Nervenfäden, die verschiedenen Grade der Herzthätigkeit während seines an Freud und Leid reichen Lebens oft wahrgenommen haben?

Werfen wir in diesem Kapitel des Blutkreislaufes noch einen Blick auf das Blut selbst, welches, wie ein berühmter Physiologe sagte, die große Vorrathskammer von Kraft und Stoff darstellt, in welche alle Einnahmen an Ernährungs- und Brennmaterial durch die Verdauungs- und Athmungswerkzeuge fließen und aus welcher auch wiederum alle Ausgaben zur Erhaltung der Structur und der Lebensthätigkeit der einzelnen Organe, und somit des ganzen Organismus bestritten werden, so begreifen wir die Wichtigkeit einer gesunden Beschaffenheit dieses, wie Mephisto sagt, „ganz besonderen Saftes" und seiner normalen Circulationsverhältnisse in dem Herzen und in den Lungen.

Entgegengesetzt dieser innern oder Gewebsathmung, bei welcher eben der Oxydationsproceß in den Geweben stattfindet, indem das Blut Sauerstoff an sie abgibt und aus demselben Kohlensäure aufnimmt, bleibt noch die Hautathmung, die Perspiration zu erwähnen. Die Haut mit ihren zahlreichen Poren vermittelt nicht minder den Verkehr der Gase des Blutes mit denen der Luft, so daß eine Aufhebung dieses Verkehrs durch Ueberfirnissen der Haut, wie dies Experimente an Thieren in eclatanter Weise zeigen, in Kurzem tödtlich wirkt. Die Kohlensäureabgabe durch die Haut steigert sich mit der Muskelanstrengung, ist aber unendlich geringer als die durch die Lunge ausgeschiedene Menge.

Haben wir somit den Bau der Lunge, den physiologischen Vorgang der Athmung und den damit im Zusammenhange stehenden Mechanismus der Herzthätigkeit kennen gelernt, so gehen wir nun zu den Erscheinungen über, welche wir in der Störung oder Vernichtung dieser complicirten Maschinerie so häufig zu beobachten Gelegenheit haben.

Es werden hierbei zunächst die Störungen in dem Chemismus der Respiration und damit die Fehler in der Zusammensetzung der atmosphärischen Luft in Betracht kommen. Die atmosphärische Luft besteht aus Sauerstoff, Stickstoff, Spuren von Kohlensäure und Wasserdampf. Es können Störungen dieser Zusammensetzung in zwiefacher Form auftreten: entweder es sind auf Kosten des Sauerstoffes die übrigen Gasarten vermehrt oder es sind der atmosphärischen Luft mehr oder weniger irrespirable Gase beigemengt.

Die Veränderungen, welche das Blut bei irgendwie erzeugter mangelhafter Sauerstoffaufnahme und Kohlensäureabgabe erleidet, bewirken zunächst eine Verlangsamung und Vertiefung der Athemzüge und damit Athemnoth, Dyspnoe. Die sogenannte Cyanose, die sich bei andauernder Dyspnoe einstellt, kennzeichnet sich durch die bläuliche Färbung der Lippen und Schleimhäute, Blässe der Haut und herabgesetzte Temperatur in Folge mangelhaften Stoffwechsels und verminderter Wärme und Kraftproduction. Steigern sich die betreffenden Blutveränderungen noch mehr, gehen die Oxydationsprocesse noch unvollkommener von Statten, kann die Umwandlung des venösen Blutes in arterielles nicht mehr in ausreichender Weise vor sich gehen, so sammelt sich eine noch größere Menge von Kohlensäure im Blute an, dasselbe behält die dunkle Farbe des venösen Blutes, seine Ernährung leidet, die Nerventhätigkeit erlahmt mehr und mehr,

die Athembewegungen hören auf, es tritt Asphyxie ein. Aus dieser kann sich schließlich mit dem gleichzeitigen Schwinden der Herzaction der Erstickungstod ausbilden, wenn es nicht noch gelingt, durch schnell eingeleitete künstliche Respiration oder durch neue Zufuhr arteriellen Blutes von Menschen oder Thieren mittelst Transfusion das verlängerte Mark neu anzuregen, zu beleben und damit ein Wiedererwachen der Athmung zu Wege zu bringen.

Eine weitere und sehr häufige Anomalie in der Zusammensetzung der atmosphärischen Luft besteht in einem Ueberschuß von Kohlensäure mit Veränderung des Sauerstoffes. Eine derartige abnorme Zusammensetzung hat jede ausgeathmete Luft und bildet sich daher am häufigsten in geschlossenen, kleinen Räumen, wenn in denselben viele Menschen oder Thiere athmen, welche ja eben Kohlensäure exspiriren, sowie auch in tief gelegenen Kellern mit gährenden Flüssigkeiten, in tiefen Gruben und lange verschlossen gewesenen unterirdischen Gängen. Enthält die einzuathmende Luft weniger als 40 % Kohlensäure, so kann sie eine Zeit lang ohne Nachtheil geathmet werden. Reine Kohlensäure kann nicht geathmet werden, da sehr bald ein krampfhafter Verschluß der Stimmritze eintritt. Denselben Effect hat das Einathmen von reinem Stickstoff. Auch reiner Wasserstoff kann die Respiration nicht unterhalten.

Hieran reihen sich die irrespirablen und giftigen Gase: Stickstoffoxydulgas, Kohlenoxydgas, Schwefelwasserstoff, Ammoniak, Chlor ꝛc., von denen nur kleine Mengen der atmosphärischen Luft beigemengt, schon Erstickungsanfälle und den Tod zur Folge haben. Am meisten interessirt uns hierbei das Kohlenoxydgas oder fälschlich Kohlendunst genannt.

Der Kohlenstoff kann sich nämlich mit dem Sauerstoff in zwei Verhältnissen verbinden. Verbrennt die Kohle nur unter spärlichem Luftzutritt, so verbinden sich immer nur 3 Gewichtstheile Kohlenstoff mit 4 Gewichtstheilen Sauerstoff und es entsteht das Kohlenoxydgas; verbrennt dagegen Kohle unter lebhaftem Luftzutritt, so verbinden sich stets 3 Gewichtstheile Kohlenstoff mit 8 Gewichtstheilen Sauerstoff und es bildet sich Kohlensäure. Kohlenoxyd und Kohlensäure sind farblose Gase, welche Menschen und Thiere betäuben und tödten können, sobald sie von diesen in größerer Menge, oder längere Zeit hindurch eingeathmet werden. Reine Kohlensäure findet sich auch im Wasser vor, dem sie, in größerer Menge beigesetzt, die moussirende Eigenschaft verleiht, hat einen schwach säuerlichen Geruch und erfrischenden Geschmack, kommt in der Natur vorzugsweise an Kalk gebunden vor und hält sich wegen ihrer größeren Schwere dem Erdboden nahe. Nicht nur Menschen, auch Pflanzen athmen Kohlensäure aus, jedoch Letztere nur im Dunkeln, sowie beim Keimen und Blühen. Es erhellt hieraus die Schädlichkeit Blumen im Schlafzimmer aufzubewahren, während sie beim Sonnenschein Kohlensäure verzehren und Sauerstoff von sich geben. So herzlabend und erquickend nun kohlensäurehaltige Getränke für den Magen sind, so gefährlich ist, wie schon erwähnt, die reine Kohlensäure für unsere Athmungsorgane und ebenso wenig ein Licht darin brennen kann, ebenso wenig können Menschen oder sonst athmende Wesen in dieser Gasart leben.

Noch heimtückischer wirkt der sogenannte Kohlendunst, das Kohlenoxydgas, zumal dieses ein durchaus geruch- und geschmackloses, auch farbloses Gas ist,

welches leichter als die atmosphärische Luft ist, hellblau mit wenig leuchtender, erstickter Flamme zu Kohlensäure verbrennt und absichtlich, wie unabsichtlich schon tausendfach im Schlafe den Tod gebracht hat. Bei der Geruchlosigkeit des Gases geht die Betäubung so unmerklich vor sich, daß die Unglücklichen noch im wachen Zustande nicht mehr die Willenskraft besitzen, den inficirten Raum zu verlassen und so dem Erstickungstode verfallen. Man achte daher bei der Heizung auf einen genügenden Luftzutritt während des Verbrennens und Glimmens der Kohle und lasse die Ofenklappen, wenn solche noch vorhanden, gar nicht schließen. Wir dürfen es als eine Wohlthat begrüßen, wenn die Unvorsichtigen und Unmündigen in unserer Metropole nunmehr durch Einführung luftdichtschließender Ofenthüren der Gefahr des Erstickens enthoben werden. —

Mit Bezug auf das Verhalten dieser Gasart dem Blute gegenüber ist es wichtig zu bemerken, daß der Sauerstoff durch dieselbe vollständig aus dem Blute ausgetrieben wird. Das Blut nimmt unter der Einwirkung des Kohlenoxydgases eine dunkel-kirschrothe Farbe an. Auf einmal geathmet, würden 1000 Cub. Cent. des Gases hinreichen, den Tod beim Menschen herbeizuführen. Das Kohlenoxydgas ist auch in nicht unbeträchtlicher Menge im Leuchtgas enthalten und dessen giftige Wirkungen beruhen zumeist auf dieser Beimischung.

Gehen wir zweitens zu den Störungen in der Function derjenigen Organe über, welche den Gasaustausch vermitteln, so gehören hierher die Haut, der Kehlkopf und die ganze große Lungenoberfläche. Ueberfirnissen der Haut, Verschließung der Luftröhre durch Erdrosseln, Ertrinken, Krampf, Lähmung und Schwellung der Stimmbänder, Geschwülste in und außerhalb des Kehlkopfes, Verstopfung der Lungenzellen, Zerstörung der Lunge durch die verschiedenen entzündlichen Processe, alle diese Vorfälle führen zu einer Verkleinerung der gasaustauschenden Fläche und zu einer Verringerung des Luftquantums, wobei eine Störung der Nerventhätigkeit nicht minder mit in Betracht zu ziehen ist.

Von gleichem Nachtheil sind die mechanischen Störungen der Respiration. Es kann eine beschleunigte Respiration bis 60 Athemzüge in der Minute eintreten, wenn der Luftzutritt behindert ist in Folge gehemmter Ausdehnung des Brustkastens: bei mangelhafter Beweglichkeit der Rippen, der Athmungsmuskeln oder bei vermehrter Muskelbewegung und beschleunigter Circulation, wie: Laufen, Tanzen, Bergsteigen: ferner bei reizbaren, hysterischen Personen durch Reizung des Vagus oder Zwerchfellnerv, endlich bei fieberhaften Krankheiten im Allgemeinen. Eine verlangsamte Respiration wird erzeugt durch eine mangelhafte Innervation der Athmungsmuskeln aus centralen Ursachen z. B. bei Druck auf das Gehirn nach Apoplexie, eine ungleiche Respiration erscheint bei veränderter Elasticität des Lungengewebes. Die Lunge kann das normale Respirationsquantum in Folge verminderter vitaler Capacität nicht aufnehmen, die Contraction der Lungenzellen erfolgt sehr unvollständig, ein Theil der Luft, welcher exspirirt werden sollte, bleibt in den Lungenbläschen zurück und wir haben unter der Form der Lungenausweitung das Bild des Emphysematikers mit den verschiedenen Graden des Asthmas vor uns.

Es ist nicht meine Absicht, hier das Bild dieser qualvollen Krankheit vorzuführen, wie ich auch nicht auf die Schilderung aller der vielen traurigen Erscheinungen eingehen möchte, welche die Leiden der Lunge begleiten und zur Folge haben; ich will nur das Hauptsächlichste hervorheben, was geeignet ist, kranke Athmungsorgane wieder brauchbar und gesund zu machen und normale Lungen gesund zu erhalten. Es ist ja auch nicht allein die Aufgabe des Arztes, die gestörten Theile des Organismus zur normalen Function zurückzuführen; es liegt vielmehr gerade in der neueren Richtung der medicinischen Wissenschaft, sich die Gesundheitspflege angelegen sein zu lassen und auf Grundlage der vorgeschrittenen Naturwissenschaften den complicirten Mechanismus des menschlichen Körpers richtig zu steuern, ihn mehr und mehr vor schädlichen Einflüssen zu bewahren und ihn rechtzeitig hinwegzuhelfen über die mancherlei Fährlichkeiten unseres wechselvollen Lebens.

Beschäftigen wir uns zunächst mit der Frage, wie wir unsere Lunge, dieses edelste aber auch anfälligste Organ unseres Organismus zu pflegen haben, so müssen wir die Thätigkeit der Lunge und das Element in Betracht ziehen, welches von außen her mit derselben und durch diese mit dem ganzen Körper in steter Verbindung steht, die Luft.

Die Lunge mit ihren elastischen Fasern gleicht in ihrer Thätigkeit, wie ich schon angedeutet, einem Gummiballon oder einem Blasebalge, der durch die Luft aufgebläht wird und sich wieder spontan zusammenzieht. Wie jeder Muskel des Körpers nur bei stetem Gebrauche gedeiht und sich kräftigt, so bedarf auch das Athmungsorgan, wenn es seine Elasticität behalten soll, der zweckmäßigen und dauernden Uebung, d. h. eines ununterbrochenen und tiefen Athemholens. Gegen keines seiner Organe sündigt der Mensch aber mehr als gegen seine Lunge. Ja schon von Geburt an hemmt man durch zu festes Einwickeln des Säuglings den Brustkorb in der freien Entwickelung seiner Weite. Auch manche Jungfrau stört durch das Schnürleibchen den natürlichen Vorgang der Athmung und eitle Mütter sind stolz auf eine Taille, wie sie das vielbewunderte classische Alterthum niemals dargestellt hat.

Schüler, Handwerker, Beamte, Stubengelehrte sitzen stundenlang vorn übergebeugt und reduciren ihr Athmungsgeschäft auf ein so niedriges Maß, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn sich die Folgen der mangelhaften Sauerstoffzufuhr schon in der bleichen Farbe des Gesichts kennzeichnen, abgesehen von allgemeinen Störungen, wie sie der träge Blutkreislauf mit sich bringt. Andererseits darf die Elasticität der Lunge auch nicht durch ein andauerndes Uebermaß von Athmung zu ihrem Schaden überbürdet werden, zumal in beengter Kleidung, wie wir dieses alte und immer neue Lied allwinterlich mancher jungen Dame singen könnten, die die kurzen Freuden einer Ballsaison oft mit einem langen Siechthum zu büßen hat. Ein fröhlicher Reigen mit Maß und Vorsicht wird eine kräftige Lunge im gesunden Körper nicht schädlich berühren. Meine Warnung gilt auch vornehmlich den zarten und schwächlichen Wesen weiblichen und männlichen Geschlechtes, in deren Familien vollends Erblichkeit von Lungenkrankheiten nachgewiesen ist und welche im Frühjahr so recht deutlich die geringe Widerstandsfähigkeit und die Folgen der stürmischen, winter-

lichen Saison an sich tragen. Ich will auch mehr die moderne Richtung des Tanzes tadeln, der seinen ursprünglichen Charakter längst verloren hat und mehr und mehr zu einem Parforce-Tanzen herabgewürdigt worden ist. Berücksichtigen wir dabei noch, um militärisch zu reden, die Terrainschwierigkeiten, das stauberfüllte Balllocal mit seiner durch zahlreiche Gasflammen ausgetrockneten heißen Luft, so kann man in der That die Langmuth der Natur bewundern, wenn eine gefeierte Heldin nach beendeter freiwilliger Dienstzeit auf eine Reihe winterlicher Feldzüge zurückblicken darf, ohne je eine Verletzung ihrer Lunge davon getragen zu haben. Es ist eigenthümlich, wie eben so manche augenfällige Schädlichkeit durch die Form gedeckt und beschönigt wird. Man hat, indem man das weibliche Geschlecht als ein Gestirn betrachtet, zu dem wir Männer ja alle verehrungsvoll emporblicken, die nicht uninteressante Berechnung angestellt, daß eine bevorzugte Tänzerin an einem Ballabende zwei bis drei Meilen, mit wenigen Unterbrechungen in ihrem siderischen Laufe zurücklegt. — Welcher Vater und welche Mutter würden sich dazu verstehen, das liebe Töchterlein, wenn es sich um ein auf geradem Wege zu erreichendes Ziel handelte, zu einem meilenweiten Wettlauf herzugeben? Bei diesen wohlgemeinten Bemerkungen, zu denen mich nur die vielfach gemachten trüben Erfahrungen drängten, möchte ich noch — und ich glaube da in dem Sinne der Mehrzahl meiner Fachgenossen zu sprechen — auf die Schädlichkeit des Trinkens kalten Wassers bei einem durch starke Bewegung erhitzten Körper hinweisen, da einzelne Gesundheitsapostel diesen Vorgang als unschädlich hinzustellen sich bemühen.

Die Regeln, welche sich aus den oben geschilderten mancherlei Schädlichkeiten ergeben, bestehen also zunächst darin, daß wir ein *gesundheitsgemäßes Athmen* beobachten sollen, d. h. bei jedweder Thätigkeit, sei es im Stehen, sei es im Sitzen, uns einer möglichst geraden Haltung befleißigen und uns frei von beengenden Kleidern an *ruhige und tiefe Athemzüge* gewöhnen. Wird dieser *mechanische Act* der Lungenthätigkeit richtig erfüllt, so liegt es nahe, dasjenige Medium genau zu würdigen, in welchem wir uns dauernd bewegen. *Die Luft ist es, die frische, reine Luft.* Sie bildet, wie schon die Alten sagten, das pabulum vitae, die Kost für die Lunge und den wesentlichsten Factor für unser Wohlbefinden. Lehrt doch eben die Erfahrung, daß wenigstens in Folge *andauernder* Schädlichkeiten die Lunge zu Erkrankungen *dispositionsfähig* gemacht wird. Es gehört dahin vorzugsweise diejenige Verunreinigung der Luft, welche *mechanisch* einwirkt, nämlich der *Staub*. Der Staub zeigt beiläufig microskopisch nicht nur die gewöhnlichen aus dem Mineral- und Pflanzenreich stammenden Staubpartikelchen, sondern auch Milliarden kleinster Thierchen (Infusorien). Das Einathmen mineralischen Staubes wirkt aber besonders schädlich auf die Lungen ein, indem er bis zur Lungenschleimhaut vordringend chronische Catarrhe, Entzündungen und bei langer Einwirkung eine fortschreitende Schrumpfung und Zerstörung des Gewebes hervorruft. So erreichen die Arbeiter in den Mühlsteinfabriken bei Epernon und die englischen Messerschleifer nur ein durchschnittliches Alter von 35 Jahren. Die Müller, die Arbeiter in Kohlenbergwerken, in Tabaks- und Wollenwaaren-Fabriken ꝛc. bieten demnächst in eclatanter Weise ein Contingent für Lungenleiden und ihnen

reihen sich mancherlei andere ähnliche schädliche Beschäftigungen an, die, wenn auch weniger in die Augen springend, doch allmälig eine Destruction des zarten Lungengewebes herbeiführen. Ein vorübergehender Staub im Freien in unseren Landstrichen ist weniger schädlich, zumal die Natur durch ihren Nachtthau und durch Regengüsse eine Correction herbeiführt. Anders ist es mit der Stadtluft, obgleich auch hier die chemische Zusammensetzung der Luft keine wesentliche Aenderung erleidet. Die Luft wird aber mehr durch einen unmerklichen feinen Staub, durch Sonnengluth, durch die ausstrahlende Hitze der Häuserreihen, durch Mangel an Bäumen und großen, schattigen Plätzen, die ja leider in großen Städten immer mehr der Speculation weichen, durch Trockenheit und Ausdünstungen verschiedenster Art beeinträchtigt und unerträglich gemacht. Jeder fühlt das Bedürfniß hinaus vor die Thore zu wandern, um dort wenigstens für kürzere Zeit seiner erlahmenden Lunge ein Labsal zu gönnen. Wem in seinen äußeren Lebensverhältnissen ein irgend leidlich gutes Loos beschieden, der eilt weiter über den Dunstkreis der städtischen Atmosphäre hinaus und restaurirt seine Lunge da, wo wir die unverfälschte Sommerfrische finden, dort, wo die schöne Pflanzenwelt in der Ebene oder hoch im Gebirge durch den Einfluß der Sonnenstrahlen den Sauerstoff mit seiner oxydirenden Kraft in Menge producirt und wo wir dann mit gesteigertem Verlangen nach Luft eine balsamische Würze unserem Athmungsapparate zuführen. Aber die Zeit der Sommerfrische eilt schnell vorüber und der arme Städter muß sich wieder in seine engen Mauern einfügen. Was liegt daher näher, als wenigstens die Wohnstätte, in welcher wir den größten Theil des Lebens zubringen, so gesundheitsgemäß als möglich für den Organismus und für die Athmung einzurichten. Leider ist die Luft in manchen Wohnräumen, Schlafzimmern, den Schulstuben, großen Versammlungssälen, Fabrikräumen, Comptoiren, Druckereien, auch Krankenhäusern gar mangelhaft und abstoßend, zumal, wenn die Gasflammen das Maß voll machen und von Minute zu Minute der armen Lunge mehr Nahrung entziehen. Entwickelt doch schon *eine* Gasflamme in einer Stunde so viel Kohlensäure, wie kaum 10 Menschen zusammen. Private, Fabrikherren und Behörden legen häufig auf vieles Andere mehr Gewicht, als auf die Herstellung erneuter Luft, des nothwendigsten Nahrungsmittels der Lunge.

Ein Wohnzimmer, zumal, wenn dasselbe für den Aufenthalt mehrerer Menschen bestimmt ist, soll möglichst geräumig sein und muß zur Vermeidung einer allmälig eintretenden unangenehmen dumpfen Stubenluft für *häufigere* Lüftung gesorgt werden. Man darf hierunter aber nicht das zeitweilige Oeffnen der Fenster verstehen, vielmehr gehört zur *gründlichen* Lüftung eines Wohnraumes das wenn auch nur einige Minuten dauernde *gleichzeitige Offenhalten von Thür und Fenster*. Der Luftzug, dem man sich ja nicht auszusetzen braucht, ist *allein* im Stande, eine gründliche Erneuerung der Luft, eine genügende Sauerstoffzufuhr zu verschaffen. Bedenken wir, daß *ein* Mensch einen mittleren Wohnraum durch seine Kohlensäureexhalation binnen einer halben, längstens binnen einer Stunde verdirbt, wenn nicht auf natürlichem oder künstlichem Wege ein neuer Luftaustausch stattfindet! Die Luft muß auf den Eintretenden einen angenehmen Eindruck machen, sie muß *geruchlos* sein.

Es gibt noch gar viele Menschen in der gebildeten Classe, namentlich aber in erstaunlicher Mehrzahl unter den niederen Volksclassen und den Dorfbewohnern, welche, so zu sagen, mit der guten Luft auf gespanntem Fuße stehen. Sie öffnen nie die Fenster und verstopfen oft geflissentlich die letzten Poren des Fensters, durch die sich noch wider ihren Willen ein, wenn auch nur geringer, Gasaustausch vollzieht.

Daß das ärmere Volk einer größeren Sterblichkeit ausgesetzt ist, als das wohlhabende, hat einen wichtigen Grund in der verdorbenen Luft seiner Wohnung. Die verdorbene Luft ist ein wenn auch langsames, aber sicher wirkendes Gift, während die reine Luft das sicherste Präservativ gegen Krankheiten verschiedener Art, nicht nur der Athmungsorgane allein bildet.

Sind ja auch bei uns die klimatischen Verhältnisse andere, so sollte man immerhin mehr den Griechen und Römern nacheifern, die schon vor nahe zweitausend Jahren zur Zeit des Culminationspunktes ihrer Bildung auch die vollkommensten Wohnungen hatten und Zeugniß dafür ablegten, daß ein gutes Wohnhaus mit guten Wohnräumen gewissermaßen den Ausdruck der geistigen Entwickelung eines Volkes bildet. Jedes Haus war bei ihnen mit Wasserleitung, Badeeinrichtung und Abzugscanälen versehen, und die Lage der geräumigen luftigen Wohnzimmer war der Art, daß sie den ewig lächelnden blauen Himmel vor Augen hatten. Und wer hätte nicht von dem Ruf der römischen Villen gehört? Wem sind nicht die berühmten Namen Tusculum, Tivoli, Bajae bekannt?

Wenden wir uns nun einem Raume zu, in dem wir einen großen Theil unseres Lebens zubringen, dessen Vorhandensein für Gesunde und vollends für Kranke eine Lebensfrage bildet, so ist dies das Schlafzimmer. Hat auch die neuere Bauart in dieser Beziehung eine Wendung zum Bessern herbeigeführt, so lassen doch immer noch die meisten Schlafräume viel zu wünschen übrig und man findet selbst unter der besser situirten Minderheit noch Viele, welche in ihrer sonst zweckmäßigen Wohnung ein käfigartiges, dunkles und luftloses Gelaß zum Schlafen wählen, welches kaum die Bezeichnung von Stube verdient, dafür aber die sogenannten guten Zimmer nur ausnahmsweise betreten lassen. Wer seine Lunge und seinen Körper gesund erhalten will, der wähle das beste, das hellste, frei gelegenste und größte Zimmer seiner Wohnung zum Schlafraum. Vor dem Schlafengehen öffne man die Fenster für einige Zeit und begnüge sich im Winter mit einer Temperatur von 12° R. Was das Schlafen bei offenem Fenster selbst im Winter betrifft, dem die Luftfanatiker das Wort reden, so möchte ich, so sehr ich für die frische Luft plädire, mich hiergegen entschieden abrathend aussprechen. Der Körper, der sich während des Schlafes meistens in einer erhöhteren Temperatur befindet, namentlich bei Kindern, kann bei noch vollends eintretender zufälliger Entblößung eine Erkältung erleiden, welche mannigfache schädliche Folgen nach sich zieht. Allenfalls halte man in dem anstoßenden Raume ein Fenster geöffnet, und auch dann würde ich den Verschluß desselben mit Drahtgaze empfehlen. Einen leicht zugänglichen Luftaustausch bietet das Offenhalten der Ofenthüre. Die zweckmäßigste Einrichtung zur ununterbrochenen Erneuerung sauerstoffreicher Luft ist indessen eine gute Ventilationsvorrichtung, die,

wenn sie nicht gleich bei dem Bau des Hauses vorgesehen, wenigstens einigermaßen ergänzt und mit geringer Mühe hergestellt werden kann, indem man etwa 30 Centimeter vom Fußboden ab ein $1^1/_2$ Meter hohes und 15 Centimeter weites, unten mit einem Winkel versehenes Zinkrohr durch die gemauerte Wand des Hauses legen und dadurch die Zimmerluft continuirlich mit der Außenluft communiciren läßt. Ein derartiges Ventilationsrohr vermittelt auf die einfachste Weise Tag und Nacht den erforderlichen Austausch der guten mit der unbrauchbar gewordenen Luft. Für große Räume, Theater, Vortrags- und Versammlungssäle genügt die gewöhnliche Ventilation durch Luftcanäle allein nicht; es ist dazu ein Pulsionsapparat erforderlich, der in einer Stunde einige Tausend Cubikmeter Luft verschafft. Derartige Apparate erfordern aber Bedienung und Kraftaufwand und so dürfen wir denn mit Freuden eine Erfindung begrüßen, welche von eminenter Tragweite ist, welche dem kleinsten wie dem größten Raume einen erschöpfenden Luftwechsel, also die ununterbrochene Entfernung der verdorbenen Luft gestattet und selbst auch eine Herabsetzung der Temperatur, eine Lufterfrischung ermöglicht. Es ist dies der kürzlich patentirte, für jeden Wohnraum verwendbare Aeolus, ein transportabler Wasserstrahl-Ventilator, zu beziehen durch Mestern's Technisches Institut, Berlin, Leipziger Str. 133.

Was noch die Heizung betrifft, so ist diese für Privatwohnungen am besten durch einen guten Kachelofen herzustellen. Die eisernen Oefen bilden die ungesundeste Heizungsmethode, da sie eine sehr trockene Luft, eine ungleichmäßige Erwärmung produciren, während noch gleichzeitig das dazu verwendete Kohlenmaterial einen nachtheiligen Kohlenstaub verbreitet. Ebenso verwerflich ist die in vielen öffentlichen Schulen mit enormem Kostenaufwande hergestellte sogenannte Luftheizung, welche nur den einen Vortheil mit sich führt, daß nebenher Ventilationscanäle angebracht sind. Die dabei erzeugte warme Luft, welche ungewöhnlich austrocknend auf die Lungenoberfläche und damit wärmeentziehend wirkt, verdankt ihren Ursprung keinem andern Quell, als einem großen eisernen Ofen. Ich habe mich aus hygieinischen Rücksichten sehr eingehend mit den verschiedenen Heizungsmethoden beschäftigt und schon manche Discussion mit den Herren Ingenieuren gehalten. Man pflegt den gegen die Luftheizung erhobenen Einwänden in der Regel die Bemerkung entgegenzuhalten, daß die aus dem großen eisernen Raume ausströmende Luft über eine Wasserfläche geführt und dadurch ihrer schädlichen Trockenheit beraubt werde. Diesen Vorgang halte ich indessen für illusorisch. Zur Entscheidung dieser Frage gilt für mich in physikalischer Beziehung der Hygrometer, welcher nach dem Klinkerfues'schen Instrument 50 % Feuchtigkeit zeigen muß, und in hygieinischer Beziehung ist allein die Erfahrung maßgebend. Schon seit geraumer Zeit macht sich auch Seitens der Lehrer und Schüler derjenigen Anstalten, Gymnasien und Bürgerschulen, welche mit diesem zweifelhaften Heizungssystem beglückt sind, eine lebhafte Abneigung gegen dasselbe geltend. Der Vorwurf ist dadurch gerechtfertigt, daß abgesehen von der durch die Kohlensäureexhalation so vieler Menschen schon an und für sich leicht eintretende Luftverderbniß eine ungewöhnlich trockene und heiße Luft geboten wird, deren Grad unmöglich zweckmäßig regulirt werden

kann, da, wie die Erfahrung lehrt, bald ein starker Wärmezufluß und damit eine Temperatur von 17—19 ° R., bald eine Herabsetzung derselben bis zu 10 ° R. absichtlich oder unabsichtlich zu Stande gebracht wird. Die Folgen dieser Luft machen sich vorzugsweise durch Kopfschmerz und allgemeine Nervenstörungen geltend. Hat sich unsere bei den jetzt herrschenden socialen Verhältnissen schon an und für sich viel zu sehr mit anderen als mit naturwissenschaftlichen Gegenständen überbürdete Jugend kaum während der Ferien einigermaßen erholt und normalere Blutkörperchen mit nach Hause gebracht, so dauert es nicht lange, bis mit Beginn der unglücklichen Luftheizung alle körperlichen Errungenschaften zu Nichte werden. Eine zweite mechanische Schädlichkeit, welche der Luftheizung anhängt, ist die, daß zahllose kleine Rußpartikelchen durch das Zuflußrohr mitgeführt werden und nicht minder ihren Weg zu der weiten Fläche der Lungenschleimhaut finden. Es würde eine erschöpfende Besprechung dieses wichtigen Gegenstandes die uns hier gesteckten räumlichen Grenzen überschreiten. Ich will mich daher mit den gemachten Andeutungen begnügen und nur noch das Resumé hinzufügen, daß für Privatwohnungen die zweckmäßigste und einfachste Heizungsmethode die durch den Kachelofen vermittelte ist und daß für große Räume sich die Warmwasserheizung mit ihrer strahlenden, mittheilenden, dem Kachelofen gleichen Wärme empfiehlt. Daneben muß das Vorhandensein ergibiger Ventilationscanäle als etwas Selbstverständliches bezeichnet werden. — Wir müssen in dieser Beziehung, abgesehen von den rapiden Fortschritten, mit welchen unsere Kaiserstadt innerhalb des letzten Decenniums an Verschönerung und sonstigen gesundheitsfördernden Einrichtungen gewonnen hat, mit stolzem Bewußtsein auf unsere Pflegestätten für unglückliche Kranke hinweisen, die als Muster humanitärer Anstalten hervorragen und in der hochwichtigen Ventilationsfrage nichts zu wünschen übrig lassen; ich nenne in erster Reihe das Diaconissenhaus Bethanien, das Augustahospital, das städtische Krankenhaus und die nun bald beendeten Prachtbauten der Universitätsklinik.

Führt uns dieser Hinblick auf unsere leidenden Mitmenschen, deren kranken Athmungsapparat wir noch nicht berücksichtigt haben, so müssen wir freilich von einer eingehenden Besprechung dieses weiten Gebietes Abstand nehmen und können nur unter dem Allgemeinbilde des „chronischen Lungenleidens" der bezüglichen Heilmethoden kurz Erwähnung thun.

Leidende, welche bereits längere Zeit husten, aber nach Maßgabe der Untersuchung nicht gerade bedrohliche krankhafte Veränderungen des Lungengewebes zeigen, auch noch nicht auffallend in ihrem Ernährungszustande gelitten haben, werden meist bei strenger Vermeidung neuer Schädlichkeiten, bei kräftiger, nahrhafter Diät, bei angemessenem Gebrauche von Soodener und Lippspringer Quelle und länger andauernder Luftcuren, insofern nicht erbliche Anlagen vorliegen, nach und nach wieder Genesung finden, ich sage aber nach und nach, denn ein großer Theil selbst des gebildeten Publicums hat immer noch eigenthümliche, irrige Vorstellungen von dem krankhaften Ergriffensein und dem langwierigen Heilprocesse der geschädigten Lungensubstanz. Die Meisten erwarten von einer Medicin oder einem vierwöchentlichen Besuche eines Badeortes und dem eiligen und reichlichen Gebrauche seiner Mineralwässer eine radicale Heilung und sind

hinterher erstaunt, wenn das Leiden wenig gebessert, oft eher vorgeschritten erscheint; denn die Menge des Wassers allein thut es nicht. Eine angegriffene Constitution und ein dabei schwacher Magen können sogar damit oft schädlich belastet werden und ein neuer störender Factor tritt zu dem schon vorhandenen Leiden. Es ist daher von höchster Bedeutung, daß gerade die Ernährung aufrecht erhalten und möglichst vermehrt wird, damit verbesserte und gesunde Blutkörperchen auch auf ihrem Kreislaufe durch die Lunge die kranken Theile neu beleben, begrenzen und heilen helfen. Dazu ist vornehmlich der Genuß guter Milch und schwerer Weine zu empfehlen. Man hört immer noch unter den Lungenmitteln von Molke und von Leberthran. Beide sind von wenig Belang. Die Molke hat ihre nährenden Bestandtheile verloren und verdirbt noch leicht den Appetit. Das Letztere gilt auch von dem Leberthran, für dessen Nutzen besonders günstige Erfahrungen nicht vorliegen. Hat man die Absicht, mit dem Leberthran eine fettreiche Nahrung dem Organismus einzuverleiben, so gibt es dazu wohlschmeckendere und förderlichere Stoffe unter den Nährmitteln. Bezüglich der Luftcuren, des unstreitig hervorragendsten Heilmittels für kranke Lungen, bieten die Schweiz und das baierische Hochgebirge eine Fülle geeigneter Genesungsplätze. Auch die Seeluft kann für gewisse Fälle heilbringend sein, schon Aretäus und Galen empfahlen das Seefahren und das Bewohnen der Meeresküsten als das beste Mittel gegen Brustleiden und was noch die Salzluft in den Gradirhäusern betrifft, so ist deren Heilkraft gleichfalls seit langer Zeit bekannt. Den weniger Bemittelten muß schon der Aufenthalt in beliebigen Kieferwaldungen genügen, wo die Sonne des Hochsommers die balsamische Ausscheidung der Lungenwürze fördert und der schwachen Lunge die vornehmste Nahrung gewährt.

Neben der staubfreien sonnigen Luft der Waldungen ist es in zweiter Reihe die Hautcultur, welche man in Form der naßkalten Abreibungen zu berücksichtigen hat. Muß es schon zu den ersten Tageswerken jedes gesunden Menschen gehören, den Körper kalt abzureiben, so gilt dies vollends für zarte, zu Erkältungen neigende Constitutionen. Nichts ist so geeignet, den Körper widerstandsfähig zu machen, als eine zweckmäßige Hautcultur und zwar nicht in Form des Umschlagens von nassen Tüchern, sondern durch partielles Abreiben der Körpertheile mittelst angefeuchteter englischer Frottirhandschuhe. Es kommt eben nur darauf an, die Gefäßcirculation zu fördern, die Hautporen zu öffnen und durch Belebung der Hautnerven auf das weitere Telegraphennetz anregend einzuwirken.

Die sogenannten Inhalationscuren, d. h. das Einathmen von zerstäubten Medicamenten, haben die daran geknüpften Erwartungen nicht erfüllt, wie auch die in neuerer Zeit geübten Athmungen aus pneumatischen Apparaten, nur eine begrenzte Anwendung gestatten.

Was man endlich von den fast täglich auftauchenden Empfehlungen neuer Lungenmittel in Form von Bieren, Thee's und Syrupen zu halten hat, brauche ich an dieser Stelle wol nicht besonders zu kennzeichnen.

Es bleibt nun noch übrig, solcher Lungenkranker zu gedenken, deren Zustand nach Ergebniß unserer Untersuchung zu ernstlichen Besorgnissen Anlaß gibt.

Für diese ist nun ganz besonders und in erster Reihe die Luft und immer wieder die gute milde Luft des Südens der Balsam, welcher der ergriffenen Lunge die meisten Chancen für eine Regeneration ihres zarten Gewebes bietet. Aber — dazu gehört viel Zeit. Man meine nicht, daß es immer ausreichend ist, wenn ein Schwer-Lungenkranker einmal für die Dauer eines Winters das nördliche Klima meidet. Er wird in der Mehrzahl der Fälle wohl gebessert, aber selten schon ganz geheilt zurückkehren. Meist ist eine drei-, vier- und fünfjährige Wiederholung, ja bisweilen ein dauernder Aufenthalt im Süden für die Regeneration und die Erhaltung der regenerirten Lunge erforderlich. Zu diesem Ausspruche berechtigt mich, abgesehen von langjährigen, anderweitigen Erfahrungen, der mir naheliegendste Fall, da ich das von mir und meinen Fachgenossen verloren geglaubte theuerste Glied meiner Familie nur durch ein Jahre langes Verweilen unter dem blauen Himmel Italiens wiedergewonnen habe. Zu den geeignetsten Gegenden für den Aufenthalt Lungenleidender gehört die Riviera Italiens, Sicilien, Corsica, Madeira, Aegypten.

Haben wir nun bei dem kurzen Einblick in die Stätte unseres das Leben unterhaltenden Gasaustauschapparates eine auch nur flüchtige Anschauung von der Gefährdung, der Pflege und der Schwierigkeit der Wiederherstellung desselben gewonnen und werfen wir einen Blick vornehmlich auf die großen Städte, in deren meist sauerstoffarmen Arbeitsstätten der lungenschwache und oft schon lungenkranke Arbeiter bei dürftiger Ernährung sein Tagewerk verrichtet, so wird man die schmerzlichen Eindrücke ermessen, welche uns Aerzte treffen, die wir diesen Unglücklichen, die das größte Contingent für die Sterblichkeitsliste stellen, fast ohnmächtig gegenüberstehen. —

Es wäre eine Riesenaufgabe für humanitäre Bestrebungen, wenn man Regenerationscolonieen in Gebirgsgegenden schaffen und dahin alljährlich Tausende von heilungsfähigen Menschen schicken könnte. —

Ist schon gerade in den letzten Decennien so erstaunlich Großes zur Linderung harter Leiden geschehen, wobei uns die besten und edelsten Frauen des Landes ein leuchtendes Vorbild gegeben, so dürfen wir hoffen, daß auch das scheinbar Schwierigste dereinst seine Lösung finden wird, denn das herrliche Wort Goethe's klingt und wirkt durch alle Zeiten:

„Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut!"

Berliner Briefe eines preußischen Officiers aus dem Jahre 1848.

„Die deutsche Politik hat in den letzten vierzehn Jahren ein so rasches und ein so intensives Leben gehabt, daß uns die Ereignisse, die dieser Periode vorausgingen, wie in eine weite nebelhafte Ferne hinausgerückt vorkommen. Wie in einer Sage treten einzelne Momente wol noch farbenvoll hervor, über den wahren Zusammenhang des Ganzen haben wir wenig Lust mehr, uns Rechenschaft zu geben. Und doch war der weitaus größere Theil des Geschlechts, das heute Politik treibt, mit dem ganzen Herzen daran betheiligt.

Dann kommt aber ein Moment, wo die dunkle Erinnerung unerwartet wieder Leben gewinnt, wo wir uns gedrängt fühlen, uns wieder deutlich zu machen, was wir damals wünschten und erstrebten."

Mit diesen beiden Sätzen beginnt Julian Schmidt im VI. Heft des 45. Bandes der „Preußischen Jahrbücher" einen Nachruf an Heinrich von Gagern. Dieselben werden auch für die nachfolgenden Briefe eine geeignete Einleitung bieten. Die Lectüre dieser Briefe wird den Leser aber auch wiederum erkennen lassen, mit wie weit Größerem uns die Vorsehung segnete, als es damals der glühendste deutsche Vaterlandsfreund zu wünschen und zu erstreben vermochte!

I.

Berlin, den 25. Februar 1848.

— — Alles Interesse ist hier jetzt durch das schreckliche Elend in Schlesien absorbirt. Es geschieht namentlich Seitens der Stadt Berlin außerordentlich viel, aber wo will das hin bei solch' unabsehbarem Unglück? Von allen Seiten Deutschlands treffen die Spenden ein, aber kann damit ein einziger, unter unzähligen Schmerzen Gestorbener wieder erweckt werden? Concerte, Theatervorstellungen, Lotterien ꝛc. ꝛc., Alles wird erschöpft, um mildthätige Seelen zu bestimmen, Etwas für die Aermsten zu thun. — Auf der anderen Seite muß man natürlich gespannt sein auf das, was die äußeren politischen Verhältnisse uns für neue Verwickelungen bringen werden. Die gewichtigsten Stimmen sprechen sich bedenklich aus und fürchten, es möchte zu einer Krisis kommen, die sich nicht friedlich lösen könnte. Wenn nicht noch entscheidende Ereignisse ein-

treten, wie der Tod Ludwig Philipp's oder der der Königin von Spanien, so glaube ich nicht daran. Oesterreich wird in Italien nicht intervéniren und die Uebergriffe der italienischen Bevölkerungen werden die dortigen Regierungen bald genug darauf hinweisen, in ein gutes Vernehmen mit Oesterreich zu treten. Das letztere wird in seinen deutschen und ungarischen Provinzen, die noch friedlich sind, den Bevölkerungen Concessionen machen, um desto kräftiger in den anderen, von Parteiungen unterminirten Landestheilen zu sein. — Ich komme hier oft in die heftigsten Disputationen, in denen ich in ganz anderem Lichte erscheine, als man bis dahin gewohnt war mich zu sehen. Man hält mich für illiberal, den man sonst für radical hielt, weil ich Oesterreich, die deutsche Macht, gegen diese Wälschen vertheidige, weil der Schrei der Italiener: „Nieder mit den Deutschen!" mein deutsches Herz verletzt und ich mehr deutsch bin als Diejenigen, die nur Preußen auf Kosten Oesterreichs vergrößern möchten. Wir guten Deutschen vergessen einmal wieder über den Enthusiasmus für eine gute Sache, die ein Theil eines Volkes unter den mannigfachsten Motiven zur Inschrift ihrer Fahne macht, das Interesse unserer Nationalität und unseres Volkes. Die Unabhängigkeit Deutschlands gegen Ost und West, sein Gedeihen, die Entwickelung seiner Freiheit, seines Rechts, seiner Cultur, hängt davon ab, daß Oesterreich und Preußen stark und mächtig sind. Ich wünschte allerdings, Oesterreich hätte vor Jahren schon Veränderungen in der Verwaltung seiner italienischen Provinzen eintreten lassen, hätte ihnen freiere und nationalere Institutionen gegeben; aber ich bin durchaus der Meinung, daß der jetzige Augenblick der ungünstigste wäre, der öffentlichen Meinung Concessionen zu geben, den man nur finden kann, und daß nie ein Heil in Institutionen gesucht werden kann, die sich die aufgeregten Leidenschaften des Volkes auf dem Wege von Revolutionen gewinnen, nachdem jede Autorität und Kraft der Regierung besiegt ist. —

Den 28. Februar. — Am Freitag Abend kam hier per Telegraph die Nachricht an, daß das Ministerium Guizot gestürzt sei; am Sonnabend kamen die Details der Straßen-Emeuten ꝛc.; am Sonntag Mittag meldete der Telegraph die Abdankung des Königs, und heute Mittag die Erklärung der Republik. Dieser Brief wird Dir nichts Neues mehr melden, aber Du wirst aus der schnellen Folge der telegraphischen Depeschen, die dann dem Publico wieder durch Extrablätter der Staatszeitung zugingen, die außerordentliche Bewegung ermessen, in die wir Alle durch die Begebenheiten in Paris versetzt sind. Unser König soll sehr erschüttert sein, eine Ministerconferenz mit Bodelschwingh und Canitz soll mehrere Stunden lang gedauert haben. — Was für Folgen können hieraus erwachsen! Wie wird der Rückschlag auf Italien und Belgien, auf Holland sein! Wir müssen jedenfalls ein Truppencorps an der Grenze aufstellen; wir werden uns gewiß nicht in die inneren Angelegenheiten Frankreichs mischen, aber werden nicht die dortigen Machthaber genöthigt sein, die Leidenschaften nach Außen hin zu tragen, werden sie nicht nothgedrungen die Lombardei zu „befreien" suchen müssen, und werden wir Preußen je einen Angriff auf jene Länderstrecken dulden? Sollte man nicht an der constitutionellen Monarchie verzweifeln! Eine Straßen-Emeute, eine reine Demonstration kann

zu solchen Excessen ausarten, kann vielleicht auf viele Jahre wieder Cultur und Leben der einzelnen Völker unterdrücken! Was kann denn Heilsames aus einem fast unabwendbaren Conflict der deutschen Monarchien mit den Franzosen erfolgen? Siegen jene, so wird in ihren eigenen Ländern von Neuem der freien Entwickelung Halt geboten; siegen diese, so wird die freie Entwickelung zu frech wuchernder Entartung werden. Ledru-Rollin, Odilon Barrot und Lamartine mit zwölf Handwerkern an der Spitze der Republik! Die Tuilerien brennen, der König ist entflohen! — — Für uns Soldaten, wer weiß wie bald da der Ruf der Trompete erklingt! Vorwärts! Mich soll's nicht kümmern! Ich glaube, wir können unsern Waffen vertrauen! Wir Generalstabs-Officiere sitzen natürlich alle wie auf einer Pulvertonne, vielleicht liegt die Lunte schon an der Zündladung, um uns in alle Provinzen auseinander zu sprengen. — Die nächsten Tage werden entscheiden. —

Den 3. März. — Bevor ich zur Arbeit gehe, kann ich den gestern erhaltenen Brief noch beantworten .... Meines Geburtstages ist sonst nirgend Erwähnung geschehen, wie ich es sonst gewohnt. Wie könnte man auch wünschen, daß von einzelnen Personen geredet würde, wo die ungeheuersten Ereignisse das Glück und den Frieden von Völkern und von Decennien in Frage stellen? Sieht man die Straßen Berlin's an, so bemerkt man keine große Veränderung, nur im raschen Vorbeigehen vernimmst Du wol hier und dort den Namen Paris oder Louis Philipp oder Lamartine. Trittst Du indessen in die Häuser, in einen Kreis von vielleicht nur drei bis vier Personen, so gewahrst Du den Sturm, der in den Gemüthern brauset. Schlesien und Polen, Freiberg und Wedike, Lectade und Mendelssohn, Mailand und Neapel, die alle eben hier noch die allgemeine Theilnahme in vollstem Maße in Anspruch nahmen, sind vergessen und Paris ist der Brennpunkt aller Gedanken, aller Befürchtungen, aller Hoffnungen, aller Sympathie und Antipathie. — Wie hier die Nachricht von der Proclamirung der Republik noch durch Vieles, was sich bis dahin als unwahr ausgewiesen, entstellt anlangte, da konnte man Gesichtszüge vollständig erstarrt in der plötzlichen Blässe liegen sehen, die das Antlitz der Meisten überzog. Es trat ein Ereigniß an sie heran, das ihren fesselosesten Phantasien fremd war, das die Fortentwickelung von allen Völkern Europa's, die Fortschritte der Cultur und der Bildung in Frage stellte, das den sorgsam und mit Vorliebe aufgespeicherten Besitz in die brandenden Wogen eines Kriegs, eines Weltkriegs warf. Allmälig hat die allgemeine Erstarrung sich gelöst, der Schrei des Unwillens, der momentan durch alle Classen der Bevölkerung drang, ist verklungen und Jeder sucht das Ereigniß auf seine Weise auszubeuten. Der Denker erwägt die Wechselwirkung der verschiedensten Elemente, aus der sich diese Krisis hervordrängte; der Politiker kritisirt mit Strenge das gestürzte System, welches ihm eben noch für seine consequente Durchführung Achtung und Bewunderung abnöthigte, er entwirft tausend Combinationen und versucht aus dem Neuentstandenen andere Gebäude aufzuführen; der Soldat sieht sich schon vom Glanz des Ruhmes umstrahlt, bald im feuchten Bivouak unter regnigtem Himmel ohne Etwas, seinen Hunger und Durst zu stillen, bald an den rasch entkorkten Flaschen der Cham-

pagne, oder auf den Boulevards von Paris, jeden Harms vergessend, bald reich belohnt rückkehrend, in den Armen der harrenden Geliebten; der Kaufmann sieht Millionen verloren gehen, dort sucht er aus dem Schiffbruch noch Etwas zu retten, hier zimmert er aus den geborgenen Planken noch ein Schiffchen zusammen und steuert damit in die thurmhohen Wogen, hoffend auf den ungeheuersten Gewinn; der Legitimist, der absolut Königlichgesinnte, zittert auf's Neue für seine Kleinodien, kann aber den Gedanken nicht aufgeben, daß eine um so heftigere Reaction in Paris folgen müßte, als die Vorgänge ausschweifend und extrem waren; der Radicale, der Proletarier jubelt, ihm scheint auf's Neue der Hoffnungsstern zu leuchten; im Umsturz gewinnt der, der nie Etwas verlieren konnte, weder äußeren noch inneren Besitz, am meisten; der Patriot schüttelt das Haupt und trauert, daß in den sich ruhig anbahnenden Fortschritt, in die friedliche Entwickelung der Institutionen seiner Heimath, in den Aufschwung des Gewerbfleißes, in das Aufblühen der Gesittung und der Cultur die gewaltsame Hand jener Weltverbesserer eingreift. Die große indifferente Masse aber, dieser Ballast der menschlichen Gesellschaft, der ohne lebhaftes Interesse, ohne Liebe und ohne Begeisterung, nur seinen täglichen Genüssen folgt, freut sich, daß seinen blasirten Ohren einmal andere Melodien vorgepfiffen werden als die gewöhnlichen, daß sich auch einmal Sansculotten und Fischweiber seinen ausdruckslosen Augen präsentiren. Keiner von Allen zieht sich in sich zurück; Alle toben und lärmen durcheinander, wollen Andere zu ihrer Meinung bekehren und für ihre Sache gewinnen. Willst Du meine Empfindung wissen? Mich empört dieses Verbrechen an der Entwickelung der Menschheit! Ein Volk, mit Freiheiten herrlich ausgestattet, sieht diese angetastet durch schreienden Betrug und jahrelange Lüge; es fühlt den unerträglichsten Druck. Nun wol, ist ihm nicht das Mittel gegeben, ihn von sich abzuwerfen? Der Zweck war erreicht, wenn ein anderes Ministerium gewonnen wurde, ein liberaleres, ein solches, das Ehre und Pflicht höher hält, als den Willen eines eigensüchtigen Königs. Statt dessen wirft es den Thron um, verletzt das Princip der Gerechtigkeit, welches es doch vor allen anderen gewahrt und geachtet haben will, indem es das angeborene Recht einer Familie zum Thron mißachtet, indem es der Familie seines Königs den rechtlich erworbenen Besitz und lang besessene Güter mit einem Federstriche nimmt; statt dessen stellt es alles Bestehende in Frage und zertrümmert Bau- und Kunstdenkmäler seiner Väter! —

Ich sehe in dem Aufgehen dieses neuen, von Vielen begrüßten Sternes nur eine blutige Morgenröthe der Egoisten, ehrgeizigen Schwärmer und Theoretiker heraufziehen, die einem Tage voll Verwirrung und Unruhe, voll Sturm und Verwüstung Platz machen wird. Den König hat die Nemesis erfaßt, die immer der Halbheit und Unwahrheit folgte; er büßt jetzt aber nicht seine Schuld allein, auf seine Schultern ladet sich die Schuld vieler anderer Regierungen, der politische Betrug, der seit 1815 das große politische System Europa's ausmachte. Möge er das alleinige Opfer sein! An seine greise Locken, an seine wankenden Schritte kann ich aber nicht anders, wie mit tiefstem Mitleid denken! Hätte ihn doch die Kugel Alibaud's getroffen, wäre er doch seinem herrlichen Sohne vorangegangen! Wahrhaft tragisch erscheint mir seine Gestalt, ähnlich der des

von seinem Herde vertriebenen Oedipus! Wo ist ein Schmerz, der seinem Herzen unbekannt geblieben wäre? Wo eine Trauer, die sein Inneres nicht ertragen hätte? Und nun die Herzogin von Orleans; ich sehe sie immer mit den beiden Kindern an der Hand, umgeben von der tobenden, lärmenden Menge, in der Deputirtenkammer; mir scheint das Heer verächtlich, das nicht für sie und das Recht ihrer unmündigen Kinder im Stande war, sein Leben freiwillig hinzugeben. Sie scheint mir die einzige strahlende Gestalt in dieser französischen Welt voll Gräuel und Lüge. —

Nach den neuesten Nachrichten consolidirt sich die neue Regierung, sie entwickelt die enormste Thätigkeit. Sie findet die bedeutendsten Sympathien im Lande und allgemeiner Jubel tönt ihr entgegen. Wie lange wird das dauern? Dem Ehrgeiz und der Eigensucht ist jetzt Thür und Thor geöffnet; es werden bald andere Männer an die Spitze der Regierung treten; man wird von Stufe zu Stufe bis zur Auflösung aller Bande der Gesellschaft fortschreiten. — Ob es Krieg gibt? Ich glaube für den Augenblick nicht daran, zweifle aber nicht, daß er nach Monden, vielleicht erst nach Jahresfrist ausbrechen wird. Vorläufig werden nur die in der Rheinprovinz und Westphalen stehenden Truppen in den Stand gesetzt, einen naseweisen Ausbruch republikanischer Ungebundenheit in seine Grenzen zurückzuweisen. Sie rufen ihre Reserven ein, wodurch sie eine namhafte Verstärkung gewinnen, verproviantiren und armiren die Festungen und sind auf das, was da kommen sollte, wachsam. Ob ich mich auf den Krieg freue? Unser König wird Nichts thun, als seine Grenzen vertheidigen; für die deutsche Selbständigkeit und Nationalität, wer trüge dafür nicht mit Freuden alle seine Kräfte zu dem allgemeinen Altare? — — Doch bis dahin können noch tausend neue Begebenheiten in das rasche Rad der Zeit eingreifen.

Den 6. März. — Wie wechseln nicht die Stimmungen und Gedanken in dieser gewaltigen Zeit! Oft folgt man der allgemeinen Aufregung und stürmt mit ihr fort gegen den Feind, möchte in die Zügel der Regierung hineingreifen, um sie zu bewegen, den Wünschen des Volkes nachzugeben und mit ihm Hand in Hand gegen den gemeinschaftlichen Feind zu drängen. Oft ziehen sich auch ernste Falten über die Stirn; Alles scheint für die nächste Zukunft in Frage gestellt, nirgends darf mehr mit Sicherheit ein Plan entworfen werden. — —

Vergegenwärtige Dir eine große Stadt mit der eigenthümlichen Stellung Preußens zum Deutschen Bunde und zu Oesterreich, mit den tausend Wünschen für eine weitere politische Entwickelung, mit den Einflüssen, die von Außen auf diese sich geltend machen, mit den Befürchtungen und Hoffnungen, die mit den eintreffenden Nachrichten auf- und abfluthen, so kannst Du Dir ein Bild entwerfen von der drängenden Menschenmasse, die Neuigkeiten erhaschen will. Und sind sie gewonnen, dann beginnt das Radotiren und Prophezeien, das Schreien durcheinander, ohne daß Einer für seine Meinung, für seine Hoffnung, für seine Furcht das Publicum gewinnen könnte. Jeder will in seinem Kreise Propaganda machen und Keiner gelangt dazu. —

Von Tage zu Tage gewinnt man selbst erst mehr Einsicht und richtiges Urtheil über die Vorgänge in Paris und ihren bevorstehenden Einfluß auf die

Zukunft. — Das französische Bürgerthum, mit dem Jahre 1789 an's Ruder des Staats getreten, ist vom vierten Stande, dem der Besitzlosen, von der Herrschaft verdrängt worden. Entschiedenheit und Kraft gewannen dem entnervten, entsittlichten Bourgeois in raschem Ueberfall den Sieg ab und, wol ihnen selber überraschend, wurden Männer an die Spitze des Staats gestellt, die bis dahin nur für Schwärmer und Theoretiker galten. — Man darf diese Revolution nicht mit denjenigen von 1789 oder 1830 vergleichen. Während damals die Bürger, die besitzenden Classen revolutionirten, der „tiers parti", so jetzt die kräftige, entschiedene, weniger entnervte, aber rohe Classe der Arbeiter. Aus der untersten Tiefe des Menschenmeeres sind damit die Wogen emporgewirbelt; die furchtbare Gewalt, die sie hinauftrieb, wo wird sie ein Ziel finden, wo eine Bestimmung? Die ganze unorganisirte Menge, die Nichts verlieren kann, ist an's Ruder getreten. Sie ist rasch an's Werk gegangen, ihren Leitern Probleme und Aufgaben zu stellen, die noch wenig vorbereitet, zu denen noch gar keine Erfahrung gemacht war, die Aufgabe, die seit wenigen Jahren die sociale Entwickelung geworden ist, diejenige, die Verhältnisse der Arbeit zu ordnen. Wird sie ihnen gelingen? Ich zweifle daran! Dieselben Fragen, die dort entschieden werden, liegen auch bei uns zur Entscheidung vor. Die Lösung derselben dort muß den ungeheuersten Einfluß auf unsere Zustände haben. Welche Unzahl von Fragen lassen sich da aufwerfen! Welche Ohnmacht, eine zu beantworten! Der irre Blick sieht in eine Zukunft von Unruhe und Verwirrung hin, umgestürzten Glückes und auf dessen Trümmern aufgebauter neuer Zustände.

Den 8. März. — Durch den Umsturz aller Verhältnisse in Frankreich ist eine so ungeheure That geschehen, daß ihr Eindruck und ihre Wichtigkeit in uns, den Zuschauern, fast jedes andere Gefühl verdrängt. Die wahrhaft tragische Gestalt des greisen Königs, die edle Persönlichkeit der Herzogin von Orleans, die treulose Pflichtvergessenheit des Heeres, die über jedes Wort unwürdige Gesinnungsuntreue der alten Anhänger der Julidynastie treten vor dieser Begebenheit in den Hintergrund. Zum ersten Male sind in einem großen Lande die Besitzlosen, die Proletarier an die Spitze der Regierung getreten und das nicht auf der blutigen Straße des Schaffots und des Mordes, sondern mit allgemeiner Acclamation des französischen Volkes. Ich glaube nicht, daß sich die Regierung halten wird. Ein Kind der Straßen-Emeute, wird sie auch abhängig von dieser bleiben; aber ich glaube, daß die zur Herrschaft gelangte Kaste nicht allzubald von dieser verdrängt werden wird. Sie hat vor dem französischen Bourgeois voraus die wüste, rohe Kraft und die größere Moralität. Wohin soll aber das führen? Wer will das entscheiden; tausend Antworten, tausend Gedanken, tausend Denker genügen nicht, auch nur den Weg zur Beantwortung anzudeuten.

Jedoch welchen Einfluß hat das auf uns Deutsche? Vorerst die Berauschung von Tausenden, von denen Keiner die Bedeutung des Pariser Ereignisses richtig auffaßt, Freiheits-Ideen, das Bedrängen der Regierungen, wo diese nicht in dem Vertrauen des Volkes wurzeln. Hie und da wird auch sich eine gefügige Masse der Besitzlosen finden, die, von Schwärmern und Besitzlosen

bearbeitet, an den Gesetzen und der gesetzmäßigen Regierung zu rütteln wagt. Der eigentliche Erfolg aber, das tiefer begründete, aus dem Herzen des Volks mehr hervortretende Resultat, die deutsche Eroberung aber wird mit Gottes Hilfe die constitutionelle Monarchie sein! — Ob diese dort so, oder hier so sich gestaltet, ob sie ständisch oder repräsentativ die Vertreter der Nation beruft, ist so ziemlich einerlei; die Fürsten werden sich nur halten, wenn sie auf diese fußend ihren Völkern Concessionen machen; und sie werden es thun, sie werden es hoffentlich thun unter dem starken schützenden Baldachine Preußens! Heute hat unser König persönlich die Ausschüsse entlassen und in herrlicher Rede die Periodicität des vereinigten Landtages dem Lande bewilligt. Vielleicht wird das nicht die ganze Bevölkerung befriedigen, einen großen Theil gewiß. Es war das der Punkt, um den sich seit lange unsre Wünsche und unsre Befürchtungen drehten. Der König hat sich nicht abhalten lassen durch eitle Furcht, sein Geschenk könnte aussehen wie abgedrungen, seinem längst gefaßten Entschlusse getreu [seit zehn Tagen lag das Decret unterschrieben] gerade *jetzt*, wo wir uns waffnen, das Wort, was sein Vater gegeben, zu lösen. In dem letzten Jahre sind durch die Oeffentlichkeit in fast allen Verhältnissen Vertrauen und Muth des Volks gewaltig gewachsen; es blickt mit neuem Zutrauen zu seinen durchaus liberalen Beamten und hängt im Heere fester als je an seinem Herrscherhause. — Mag da kommen was will, wir werden uns besser schlagen als die Franzosen.

Was wird aber die weitere Folge sein? Eine Republik inmitten von monarchischen Staaten muß Propaganda unter den Bevölkerungen dieser zu machen suchen; sie wird es thun, um Ruhe in sich zu erlangen, um den rohen Muth zu kühlen, der ihre berauschten Mitbürger durchglüht. Sie wird tausend Veranlassungen finden, hier und dort Gleiches Anstrebende zu unterstützen, dort Mailand gegen Oesterreich, hier Badener oder Rheinländer oder was? gegen uns mit offener Gewalt zu halten. Ein Krieg kann nicht ausbleiben. *Ein Principienkampf auf Tod und Leben.* Ob in Monden oder in Jahren ist gleichbedeutend, wir werden nicht viele Lustren friedlich neben einander wohnen.

Wir können nur siegen, wenn wir das Princip, das unser eigen ist, das der constitutionellen Monarchie in voller Wahrheit hinstellen und uns von ihm durchwärmen und begeistern lassen. Ist das aber wahr, so haben wir einen zweiten Feind an Rußland. Die absolute Monarchie findet einen ärgeren Feind an der constitutionellen Schwester, als an der Republik, und es sollte mich nicht wundern, wenn die beiden Extreme sich die Hand reichten, um uns zu zerstören. Wo ist dann der Wahrer deutscher Ehre, deutscher Sprache, deutscher Nationalität? *Preußen!* Oesterreich scheint vor Altersschwäche seinem Tode entgegen zu wanken; seine Zustände, seine Krankheit fürchte ich am meisten.

Ich las gestern einen Brief aus Wien, der die dortige Stimmung, ähnlich der von 1809 nach der Schlacht bei Wagram, schildert; Finanzen zerrüttet; jedes Vertrauen gewichen, überall innere Feinde; kein Princip, das seinen natürlichen Bundesgenossen, Preußen, unterstützen könnte! — Wo soll das hin? — Oh! wenn doch Deutschland eitle Eifersüchteleien fallen ließe, wenn es, das Ziel

im Auge, fröhlich Opfer bringen wollte, auch unter fremder Leitung! Nur im Feuer schmiedet sich das Eisen; nur in der Gluth läutert sich das Gold! Folgt der Fahne Preußens, und der Sieg über die Feinde unserer Nationalität bringt Einheit und alten Ruhm und Glanz der gemeinschaftlichen Erde Deutschlands!

Der König hat es auf das Entschiedenste ausgesprochen: „Er will nicht in das französische Wespennest hineinschlagen, aber jeden Uebergriff auf das Ernsteste zurückweisen." Danach treffen wir unsere Maßregeln. Die Grenzfestungen Saarlouis, Luxemburg und Coblenz sind vollständig armirt und verproviantirt worden. Zum Commandanten von Saarlouis hat man einen der entschiedensten Männer, den Obristen von Strotha von der Artillerie ernannt. An sämmtliche Regimenter der Armee ist der Befehl ergangen, ihre Ausrüstungsgegenstände des Kürzesten in marschfertigen Zustand zu setzen und auf die Kriegsstärke zu completiren. Die Regimenter des hiesigen Armeecorps, die bis jetzt auf Kriegsstärke gesetzt sind, werden in wenigen Tagen ihren Marsch nach dem Rhein antreten und man sieht der Aufstellung eines Observationscorps bei Trier entgegen. — Die Vorgänge im südwestlichen Deutschland, die in Köln und Hamburg haben unsere Regierung aufmerksam auf die Sicherung der Ruhe gemacht. Auch hier in Berlin befürchtet man Unruhen. Ein Handwerkerverein ist aufgelöst und man hat Correspondenzen mit Mannheim ꝛc. vorgefunden. — Die Truppen sind für diese Nacht in die Kasernen consignirt und scharfe Patronen sind an Infanterie und Artillerie ausgegeben. — Der General von Krauseneck hat ein Handbillet vom Könige erhalten, worin dieser ihn gebeten hat, seinen Abschied nicht zu nehmen. Wenn auch nicht im Felde, so sei doch im Rath seine Stimme und sein Ansehn von der größten Wichtigkeit. Wir hoffen, der General bleibt.

Die Prinzessin von Preußen hat einen anonymen Brief aus Paris erhalten, worin geschrieben wird, sie möge sich nicht für eine ihr liebe hohe Person ängstigen, sie sei geborgen. (Die Herzogin von Orleans.)

Ich habe in diesen Tagen fast nichts gethan als Zeitungen gelesen, debattirt und disputirt. Die Sache hat alle Theilnahme, die man für die leidenden Personen hatte, unterdrückt. Die Ereignisse sind zu ungeheuer! Zudem habe ich von allen Seiten Zuschriften erhalten, die Nachrichten verlangten und gleich beantwortet sein wollten. — Eine große Anzahl von Personalien sind erfolgt.

Den 11. März. — Welche Tage der Unruhe und der Gedanken! Jedes Wort fast, das jetzt die Zeitungen enthalten, wirft neue Fragen auf, die die Zukunft lösen soll.

Fast liest man die Nachrichten aus Frankreich nicht mehr und nur die aus den deutschen Ländern, welche bald Zorn, bald Mitleid, selten etwas Beifall hervorrufen. — Mich widert „dieser großartige Aufschwung unserer Nation", wie ihn die Blätter nennen, an! Es ist als wenn ein Rausch das ganze Volk ergriffen hätte, als wenn sein Blick vollständig umnebelt wäre und als wenn auch Keiner sich von dem tollen Schwindel frei halten könnte, in dem sich Alles um die neuen Götzen dreht. — Wie oft habe ich nicht für Freiheit und Weiterentwickelung meines Volkes geschwärmt, wie sehnlich habe ich es gewünscht, die

Fürsten möchte ein Gott erleuchten, daß sie nicht in dem starren Widerstande gegen eine gesunde, organische Heranbildung unserer Zustände befangen sein möchten, daß sie sich selbst an die Spitze derselben stellten! Und nun, wo in reißendem Strom, in wenigen Tagen Jahrzehnte gewonnen zu sein scheinen, nun muß ich mit meinem ganzen Gefühle auf das Entschiedenste diesem Sturmlauf den Rücken kehren und verachtend dem Rasenden Theilnahme und Glückwunsch entziehen! Welche eitle Nachahmungssucht! Welcher Mangel alles Sinnes für Gesetzlichkeit und Ordnung! Welche Blindheit für das Eigentlich-Gemein-Deutsche in diesem Augenblicke; welch' rasendes Beginnen, die Brandfackel innerer Streitigkeiten im Vaterlande aufzustecken, wo tausend Gefahren von Außen drohen! Wo ist da alle deutsche Pietät? Wo Sinn für Recht und Ordnung? Und von den Fürsten hat nicht Einer den Muth zu zeigen, daß er bis dahin mit der besten Ueberzeugung, rechtgethan zu haben, regiert habe und daß keine durch augenblicklichen Rausch hervorgerufene Volksmeinung im Stande sei, ihm diese Ueberzeugung zu rauben! Und in diesen süddeutschen Taumel klingt das Waffengeklirr der sich rüstenden und waffnenden preußischen Scharen düster hinein. Was wollt Ihr beginnen? Zuckt Ihr die Schwerter gegen den gemeinschaftlichen Feind? oder wollt Ihr die Natter an des Freundes Brust tödten? Welche Zweifel, welche Wünsche, welche Hoffnungen, welche trübe, welche helle Aussichten eröffnen sich da! —

Auch unser Hof scheint nicht den rechten Weg zu gehen, nicht den Schritt zu thun, der die unsinnige Menge beruhigen, nüchtern machen könnte, nämlich den Landtag einzuberufen. Ich glaube zuweilen recht schwarz in die Zukunft sehen zu müssen. — Unsere Truppen werden auf allen Seiten verstärkt, und ziehen sich an mehreren Orten zusammen. Es ist augenscheinlich, daß man auch im Innern Unruhen befürchtet, daß man sich für jeden Fall rüsten will, ohne auch billige Wünsche zu erhören. Die unglücklichen religiösen Wirren haben der Regierung das Zutrauen entzogen; der Rheinländer strebt nach den Errungenschaften der Nachbarn, unsere großen Städte wollen nicht zurückbleiben. An Staatsmännern, die den Augenblick rasch und richtig erfaßten, scheint es uns zu fehlen. Gott möge den König erleuchten! Wir Soldaten können nur *als solche* handeln; ich bitte den Himmel, daß meine Handlungen mit meinen Ueberzeugungen in Einklang zu bringen sein möchten. — Ich bin gewiß nicht der Letzte, der, wenn es gilt, aufsteht und zu den Waffen greift; aber ich würde mit tiefer Trauer den Säbel ziehen, wenn dieses meinen Mitdeutschen, Brüdern desselben Volkes, gegenüber geschehen müßte! Wenn nur *davon* die Rede wäre, unser Land gegen Eindringlinge zu vertheidigen, den Fremden jeden Fußbreit zu wehren, wer würde lieber alle Opfer bringen! Die guten Süddeutschen haben den Standpunkt verrückt. Ich fürchte, wir werden sie bald als Verbündete unseres Todfeindes sehen und dann wehe Deutschland! Doch fort die traurigen Bilder! Fort die Klage!

Die Zeitungen melden, daß die meisten Mitglieder der französischen Königsfamilie in England sind. Dagegen ist es sonderbar, daß noch immer keine bestimmten Nachrichten von der Herzogin von Orleans da sind; daß sie gerettet ist, davon hat die hiesige Regierung die bestimmtesten Nachrichten. Welch'

rascher Wechsel von Glanz und Elend! Sie soll in Ems sein. — Das Geld für die Schlesier habe ich besorgt. Die Armen! Alle Theilnahme für sie ist fast verschwunden. Wer denkt noch daran!

Man sieht hier mit einiger Aengstlichkeit seitens der Behörden der wachsenden Aufregung in der Stadt zu. Fast allabendlich sind Truppenabtheilungen in den Kasernen consignirt und stehen für mögliche Fälle zur Verwendung bereit. Bis jetzt sind nur ganz unbedeutende Ungezogenheiten vorgekommen.

Vor einigen Tagen schon kamen einzelne Beförderungen in's Publicum, heute wieder; wahrscheinlich folgen ihnen in 8—10 Tagen auch die unsrigen. Vielleicht schreibe ich zum letzten Male als Husar. Es ist doch schade, gerade jetzt sehne ich mich oft zum Regiment.

Den 13. März. — Heute Morgen wurde ich durch ein sehr lautes und anhaltendes Rufen geweckt. Ich glaubte in der That, es sei ein Haufen revoltirenden Volkes. Ich eilte an's Fenster, konnte aber die Tumultuanten nicht wahrnehmen; ein kleines Mädchen stand unter meinem Fenster, ganz vertieft in die ihm fremden Laute, mit Sorgsamkeit sein Kaffeetöpfchen haltend, und sagte so vor sich hin, gewiß sich unbelauscht glaubend: „Revolution!" So ist dieser Gedanke schon in der Menge zu Hause geworden. — Als ich nähere Nachricht einzog, ergab es sich, daß es die Reservemannschaften waren, die, am Thore aufgestellt, eben per Eisenbahn weiterrücken sollten. Dies Einziehen der Reserven trifft Manchen sehr hart. Viele verlassen Weib und Kind und müssen fremden Händen ihr Geschäft anvertrauen. Als sie abgerückt waren, kehrte ein langer Zug von Frauen und Kindern in die Stadt zurück. Ueberall aber unter den Männern herrschte Jubel und Enthusiasmus.

Man kann annehmen, daß durch diese Einberufung in wenigen Wochen unsere Armee um etwa 60- bis 70,000 Mann verstärkt sein wird.

Gestern und heute war herrliches Wetter und fast sollte man glauben, daß, wenn man hätte revolutioniren wollen, diese angenehme trockene Temperatur am meisten dazu hätte auffordern müssen. Tausende von Menschen wogten durch die Straßen, ohne daß irgend ein Exceß vorgekommen wäre.

In wenigen Tagen geht von hier der Prinz von Preußen ab, um in den westlichen Provinzen die Stellung eines Generalgouverneurs einzunehmen. Seine Gemahlin wird ihm folgen. Man wird einen kleinen Hof in Cöln oder in Coblenz machen. Die Berliner sind sehr verschiedener Meinung, ob dieses eine heilsame Maßregel oder nicht zu nennen sei. Ich halte sie für das Erstere.

Den 16. März. — Herr H. wird Dir Grüße von mir gebracht haben. Er wird Dir auch wahrscheinlich erzählt haben, daß am Montag Abend den 14. an mehreren Stellen unserer Residenz Ruhestörungen stattfanden und daß man seitens der Behörden vielleicht zu bedeutende Militärkräfte dagegen entwickelt hatte. Am Dienstag Abend hatte man nicht so viele Truppen verwendet. Diese waren indessen dennoch in einigen Straßen jenseits der Spree, Breite- und Brüder-Straße, gezwungen gewesen, von ihren Waffen Gebrauch zu machen, und leider wurde bei dieser Gelegenheit ein nur als Zuschauer im Schlafrock

gegenwärtiger Bürger tödtlich verwundet. Damit war denn auch die Aufregung unter die Bürgerschaft geworfen. Mehrere Deputationen hatten sich zu den betreffenden Behörden begeben und um Zurückziehung des Militärs gebeten; Schutzcommissionen von Bürgern mit weißen Binden um den Arm hatten sich gebildet und nur geringe Truppendetachements waren in Folge jener Bitten zur Besatzung des Schlosses und der Zeughäuser ꝛc. benutzt worden. Schon Nachmittags begann auf's Neue der Tumult, namentlich auf dem Schloßplatze und in den Straßen, die von dort nach der Spree führen.

Man beschränkte sich darauf, die Portale des Schlosses zu besetzen. Die Infanterie stand dort Stunden lang den tollsten Steinwürfen und Schmähungen jeder Art ausgesetzt; endlich entschloß man sich dazu, Feuer zu geben. Sobald man das Signal dazu gab, stob die Menge aus einander. Kaum war eine halbe Stunde verflossen, so war der Schloßplatz schon wieder mit Tumultuanten angefüllt. Eben wollte man feuern lassen, als Cavallerie anlangte, aus beiden Portalen vorbrach und einhieb. Es hat viele Verwundete gegeben. Man verfolgte die Tumultuanten bis in die Brüder- und Breite-Straße hinein; man stieß auf Barricaden und zwar so bedeutende, daß die Cavallerie nicht im Stande war, sie zu beseitigen oder zu passiren. Infanterie brach daher aus den Schloßportalen vor. Es kam zum ersten Male zum Feuern. Eine andere Infanterie-Abtheilung mußte gegen zwei Brücken, die Gertraudten- und die Jungfern-Brücke vorgehen. Beide waren in die Höhe gezogen; bei beiden mußte die Infanterie Feuer geben, bevor es ihr gelang, die Tumultuanten zu vertreiben. Es soll auch hier mehrere Verwundete gegeben haben. Auf das Militär wurde aus den Häusern geworfen und der Steinregen hörte fast nicht auf. Vom Militär sind mehrere verwundet, auch Officiere. — Bis jetzt hat die Sache indessen nur den Charakter von Polizeiungezogenheiten. In diesem Augenblick ist es in gleichem Maße unruhig wie gestern. Glücklicher Weise haben gestern die Bürgerschutzcommissionen nichts ausgerichtet; im Gegentheil, man hat die weißen Binden verhöhnt und verspottet, so daß die Stimmung, die momentan gegen das Militär und die Behörden herrschte, fast die entgegengesetzte geworden ist. Ferner sind gestern bedeutende Arretirungen vorgenommen, namentlich sind mehrere Studenten an der einen Barrikade verhaftet. Heute sollen nun die Studenten, unterstützt durch hallische Commilitonen, sich zu bedeutenden Plänen rüsten. Man wird sich blutige Köpfe holen. Ich glaube kaum, daß man irgend Jemand heute schonen würde. Proclamationen und Verordnungen haben die Zuschauer gewarnt; leider stellen sich immer neue ein. — Auch in Magdeburg sollen bedeutende Unordnungen vorgekommen sein. — Ich bin damit wohl zufrieden, meinen Säbel nicht gegen Unbewaffnete ziehn zu müssen; indessen ist die Stellung der Officiere, die im Dienst sind, fast noch angenehmer in diesem Augenblicke wie die derjenigen, die, mit der Feder beschäftigt, zusehen. So viel wie irgend möglich, ist man genöthigt, Menschen und öffentliche Orte zu vermeiden, weil man sich einerseits wirklich Insulten, andrerseits Gesprächen aussetzt, die man besser nicht hört. — Wohin dies Alles noch führen soll, weiß der liebe Himmel! — Aus Wien sind hier sehr schlimme Nachrichten eingetroffen. Metternich hat abdicirt, nachdem ein sehr heftiges Gefecht zwischen den Aufrührern und den Truppen geliefert

worden ist. Man hat die Kartätschen nicht gespart; es circuliren die schlimmsten Gerüchte über den Erfolg des Gefechts.

Leute, die in unseren höheren Kreisen recht wohl bewandert sind, klagen über die Uneinheit in den militärischen Anordnungen daselbst. — Die Wendung der Dinge in Deutschland soll hier den allerbetrübendsten Eindruck machen; und dies gewiß mit Recht. — Ich habe gestern einen Brief aus Kiel gelesen, wonach man dort bereit ist, eine provisorische Regierung einzusetzen und sich von Dänemark loszusagen. Ich wünschte, man sähe erst dem Feinde gerade in's Auge, mag es der Feind der Gesetzlichkeit und der Ordnung oder der des Vaterlandes sein. Der jetzige Augenblick ist im höchsten Grade unbehaglich.

Ueber neue militärische Anordnungen verlautet gar nichts; sie sind durch die inneren politischen ganz in den Hintergrund gedrängt.

Den 19. März. — Wir sind in offener Revolution; gebe der Himmel, daß es glücklich endet! Ich bin wohl und bislang sicher! Eben ist ein Waffenstillstand eingetreten, der indessen nicht von Dauer sein kann.

Den 20. März. — Ich kann nicht schreiben, Thränen sind mir näher als Worte! — Ich bin gesund. Noch gehe ich mit Muth der Zukunft entgegen, obgleich man fast daran verzagen müßte. Morgen ist ein schrecklich schwerer Tag; die Bestattung der Gebliebenen. — Ich wollte tausendmal lieber auf die Geschütze des Feindes zugehen, als diesen Gang! Was ich als Jüngling mir als Schönstes träumte, ein neues Erwachen Deutschlands, ich sehe es in so ekler Form versuchen, daß ich an sein Wachen wenig Hoffnung knüpfe.

Den 20. März Abends. — Die Vorgänge in Berlin seit dem 18. hat die Vossische Zeitung berichtet. Einige Erläuterungen werden aber dennoch zum Verständniß des Ganzen nothwendig sein. Am Freitag Abend waren, gleichzeitig mit den detaillirten Nachrichten aus Wien, Deputirte aus Cöln angelangt, die sehr peremptorische Forderungen stellten und erklärten, daß nur die rascheste Gewährung derselben einem allgemeinen Aufstand in der Rheinprovinz vorbeugen könne. Der Minister Bodelschwingh hatte diese Forderungen entgegen genommen und sie waren die Veranlassung der am Sonnabend Mittag erscheinenden königlichen Bewilligungen. Im Berliner Publicum hatte eine außerordentliche Erbitterung gegen das Militär Platz gegriffen. Die Schutzcommissionen, die sich gebildet, hatten es nicht durchsetzen können, bewaffnet zu werden; im Gegentheil hatte man, statt den Bürgern Vertrauen zu schenken und ihnen die Unterdrückung der bei ihnen durchaus keinen Anklang findenden, tumultuarischen Auftritte zu überlassen, sieben Bataillons aus Halle und Stettin herangezogen und diese in einem concentrischen Kreise Berlin cerniren lassen. Diese Nachricht und zudem der Aerger, von Wien in republikanischem, weltverbesserndem Eifer übertroffen zu sein, bereiteten das Feld vor, auf dem die unglücklichen Ereignisse vor dem Schlosse, im Moment, als der bessere Theil der Bürgerschaft dem Könige ein Hoch nach dem andern brachte, so wahrhaft panische Wuth und Ver-

zweiflung schufen. Diese Bemerkungen mögen die sonst leidlich richtigen Berichte der Zeitungen ergänzen.

Wir hatten eben unser Büreau verlassen und traurig, daß das vom Könige Bewilligte auf so unziemliche, ungesetzliche Weise abgedrungen war, gingen wir zu Tisch. Wir saßen kaum, als wir die Menschen in wildem Laufe aus der Gegend des Schlosses heimkehren sahen, schreiend: „Verrath, Verrath! Zu den Waffen! Zu den Waffen!" Wenige Minuten vergingen, als auch schon zwei Schwadronen Dragoner in gestrecktem Trabe vor unsern Fenstern vorbeiritten, um den Schloßplatz zu erreichen. Gleichzeitig wuchsen die Barrikaden aus der Erde; tobende Haufen durchzogen die Straßen und verfolgten die zu ihren Truppen laufenden einzelnen Leute mit Piken, Säbeln, Stöcken und dem wildesten Wuthgeschrei. Wir [zwei Hauptleute vom Generalstabe, ein Major und ich] wollten heimgehen, man hielt uns zurück und bat, wir möchten uns den Insulten nicht aussetzen; wir wagten es, waren aber kaum dreihundert Schritt gegangen, als uns eine wilde Horde entgegenstürzte; vor ihr mäßigere Leute, die uns beschworen uns zu retten. Wir traten in ein Haus, der Besitzer erschien und wies uns die Thüre, erklärend man müsse kein Mitleid mit dem Militär haben, das auf das Volk einhaue. Wir wendeten uns auf die Straße, wo eben einige Bekannte vorbeizogen, die uns ihre Röcke anboten, um verkleidet zu entkommen. — Wir traten in eine Conditorei, diejenige, wo wir regelmäßig Nachmittags unsern Kaffee zu nehmen pflegen, und fanden dort freundliche Aufnahme. Gleichzeitig marschirte das Garde-Kürassier-Regiment auf dem Gensdarmenmarkt vor dem Hause auf. Hier und in dem anliegenden Gebäude der Seehandlung brachten wir die erste Nacht zu. Wir waren sammt der Cavallerie für den Moment von allen andern Truppen abgeschnitten und sahen jeden Augenblick einem Angriff auf die Seehandlung entgegen. Bald rückte indessen Infanterie an, die den Gensdarmenmarkt frei machte und alsbald in raschem Angriff die nächste Barrikade nahm. Die angreifende Infanterie wurde mit einem lebhaften Feuer aus den Fenstern der anliegenden Häuser empfangen; Steine regneten und kein Angriff blieb ohne mehr oder minder schwer Verwundete. Der Kampf, der etwa Nachmittags vier ein halb Uhr auf den verschiedenen Stellen begann, bestand einentheils aus Gefechten, die um den Besitz von einzelnen Punkten, welche vom Militär besetzt und mit der fürchterlichsten Wuth angegriffen wurden, geführt waren, anderntheils aus mehr zusammenhängenden, um eine freie Communication im Innern eines sich an das Schloß anschließenden Stadtraums zu gewinnen und diesen nach und nach weiter auszudehnen.

Wäre der Kampf ein kriegsgeschichtlicher, man würde den Heroismus und die Hingebung der Truppen, die Standhaftigkeit im Aushalten mit Lied und Gesang feiern; so finden sie nur den verdienten Lohn in der Anerkennung der Augenzeugen. Das Volk hat jetzt Götzen, deren Verehrung für Treue und Bravour in seinem Herzen keinen Raum läßt. — Das Zeughaus des Garde-Landwehrbataillons mit dem Stall der Garde-Kürassiere am Halle'schen Thor vertheidigte ein Officier mit zwanzig Büchsenschützen vom Garde-Kürassier-Regiment und fünfzehn Stammmannschaften des Bataillons (Schuster und Schneider). Drei Mal brannte das Dach des Stalles; jedesmal wurde es gelöscht;

zwei Mal war in's Zeughaus eingedrungen, beide Male warfen die braven Kürassiere die Gegner hinaus und hielten ihren Posten bis zum Morgen sechs Uhr des neunzehnten, wo wir sie entsetzen konnten. Der Posten wurde dann aufgegeben. Ebenso wurde die Garde-Alexander-Kaserne von einem Officier und siebenzig Mann vertheidigt. Monbijou wurde fast nur von vier bis fünf guten Schützen gehalten. Nur ein solch' isolirter Punkt kam in die Hände des Volkes, die Kaserne der Lehr-Escadron, die von einem Officier und zehn Mann vertheidigt war. Der Kampf in den Straßen wurde mit gleicher Erbitterung geführt. Das Feuer der Gegner aus den Fenstern war ungeheuer. Es sind, wie bis jetzt bekannt ist, fünf Officiere geblieben und gewiß fünfundzwanzig bis dreißig verwundet. Das Gefecht wurde von unserer Seite mit Infanterie und Artillerie geführt. Der Cavallerie lag ob, die Verbindung in den eroberten Stadttheilen zu erhalten, was ihr auch nur mit Opfern möglich war. Ich habe den vereinten Angriff der beiden zuerst genannten Waffen drei Mal auf dieselbe Barrikade in der Friedrichsstraße machen sehen, bevor er gelang. Das Kölnische Rathhaus war namentlich von der Schützengilde der Berliner gehalten; 1500 Mann wurden nach und nach gegen dasselbe verwandt, bis daß es fiel. Die Besatzung wurde fast ganz niedergemacht. So waren wir überall Sieger; die Verbindung mit den herbeigezogenen Linientruppen war gewonnen und folgender Raum um vier Uhr Morgens durchaus in unserem Besitz: das Schloß mit dem Lustgarten bis Monbijou, der Stadttheil zwischen der Spree und den Linden, die Friedrichsstadt zwischen den Linden und der Leipzigerstraße mit Ausnahme der Mauerstraße, wo sich noch Barrikaden in den Händen des Volkes befanden, die Jägerstraße und der Hausvoigteiplatz, der Stadttheil um die Werder'sche Kirche bis an die Linden und die Schloßfreiheit, die Brüderstraße, die Breite Straße, die Burgstraße, die Königsstraße und der Stadttheil zwischen dieser und der Spree, der Alexanderplatz. Damit waren zwei Thore, das Potsdamer und das Brandenburger, in unseren Händen. —

Die Disposition, die der General von Prittwitz zum 19. ausgab, war folgende: Die Infanterie und Artillerie, verstärkt durch vier Schwadronen Garde-Ulanen und eine Schwadron Gardes du Corps, halten streng defensiv den eroberten Raum; die zwei anderen Cavallerie-Regimenter ziehen sich aus der Stadt und cerniren dieselbe, jeden Zuzug von Außen abhaltend, auf dem linken Spreeufer, während die Potsdamer Cavallerie-Brigade (neun Schwadronen) dasselbe auf dem rechten Ufer beginnt. —

Wenn ich nun Einiges über mein Ergehen nachholen soll, so ist es Folgendes: Meine Bitten, mir ein Pferd zu geben, waren seitens des Generals, der die Cavallerie commandirte, abgeschlagen worden; ich war bald bei seiner Truppe, bald bei der Infanterie, die von unserm Markte aus vorging. Gegen zehn Uhr waren die Linden und der Weg nach meinem Hause (Französische Straße) frei geworden, ich entsandte daher den Diener von P.'s, zu denen ich gelangen konnte, nach meinem Pferde, das auch nach einer Stunde glücklich eintraf, und stellte mich nun zur Disposition des die Cavallerie commandirenden Generals Graf Waldersee. Ich hatte schon vorher mit meinem Rathe der Sache dienen können; jetzt trat ich definitiv als des Generals zweiter

Adjutant ein, hatte dadurch Gelegenheit, viel zu sehen und von dem Stande der Dinge Kenntniß zu nehmen. — Um einundeinhalb Uhr etwa waren wir auf dem Schlosse, um die Disposition in Empfang zu nehmen; um fünf Uhr rückte die Cavallerie ab. Unser Stand auf dem Gensdarmenmarkt war kein angenehmer gewesen. Es wurde aus den Häusern viel in unsere Colonnen hinein gefeuert. Die Markgrafenstraße hinunter sahen wir Barrikade hinter Barrikade sich aufbauen; die Tricolorfahne wehte von ihnen und aus den Fenstern der illuminirten Häuser; Redner, die zu der betrunkenen und fanatisirten Menge sprachen und Geld austheilten, waren deutlich durch die schon gräßliche Nacht zu vernehmen. Kanonendonner tönte von nah und fern; Bataillonssalven wechselten mit Tirailleurfeuer. An drei Stellen waren starke Feuerscheine am Himmel und das Wuthgeheul der Menge übertönte noch die Musik unserer Geschütze. Darüber stand der Mond ruhig und schön, dem beklommenen, bald bis zur Raserei aufgeregten Herzen eine bessere Heimath bietend. Ich werde die Nacht nie vergessen! Die Wuth auch unserer Leute war bis auf's Höchste gestiegen; trotz der fürchterlichsten Ermüdung, trotz Hunger und Durst, unverdrossen kampfbegierig, rückte man immer wieder an. Wehe denen, die in ihre Hände fielen! In die Häuser, die namentlich ihnen Schaden zufügten, wurde eingedrungen und Alles, was ihnen bewaffnet in die Hände fiel, wurde niedergemacht, wenn es nicht durch die Officiere verhindert wurde. Das Geheul der so Zusammengehauenen wird immer in meinen Ohren klingen. Ich kann nicht leugnen, daß ich froh war, als wir die Straßen hinter uns hatten und in raschem Marsche unsere Aufstellung um Berlin nahmen. —

Den 21. März. — Die Cavallerie also nahm Aufstellung vor den Thoren, nachdem sie glücklich vom Hallischen Thore aus, mit Hilfe eines Schützenbataillons, die in den Casernen zurückgebliebenen Truppen befreit hatte. Wir harrten bis gegen Mittag, als die erste Kunde davon anlangte, daß Unterhandlungen mit der Bürgerschaft gepflogen waren. Um zwölf Uhr erhielten wir Befehl einzurücken. Die Zeitung sagt, wie der Frieden hergestellt wurde. — Erlaß mir die Schilderung der Anarchie, der Auflösung und der tiefen Trauer des besseren Theils der Bevölkerung, die nun folgten. — Unser Blut ist unnütz vergossen, der Lohn, der unserer harrte, war Hohn, Spott, Verschmähung jeder Art. — Stolz kann man zurückblicken auf die Treue und Bravour, mit der die Truppen stritten; aber weinen möchte man, wenn man Gesetzlichkeit und Recht, für die wir unser Blut in die Schanze schlugen, von den Füßen des Volkes zertreten sieht! Nirgends, nirgends sind die Truppen nicht siegreich gewesen und morgen begräbt man ihre Todten, ohne daß ihnen nur die mindeste Ehre Seitens ihrer Kameraden wird, ohne von denen, neben welchen sie fielen, gefolgt zu werden. — Was nun aus uns werden wird? Wer kann das vorhersehen! Sämmtliche Truppen haben Berlin nach und nach verlassen; sämmtliche Posten haben Bürger inne; nur wir, die wir nicht in der Linie stehen, schleichen verkleidet und möglichst geheim durch die Straßen. Nach und nach scheint freilich der bessere Theil der Bürger die Oberhand zu gewinnen. Die heutige Erklärung des Königs, in der er sich an die Spitze Deutschlands, des constitutionellen

Deutschlands, stellt, hat manchen Enthusiasmus erregt; sie kann indessen noch keine glücklichen Aussichten für die nächste Zukunft erwecken, mag man als Patriot an das Vaterland, als Officier an das Heer, als Mensch an die eigene Hütte denken, die man sich aufzubauen dachte! Man muß tief, tief trauern! —

Viele Elemente drängen hier nach einem vollständigen Umsturz alles Bestehenden; sie sind durch das lange Zögern mit Concessionen, durch das gewaltsame Drängen der Bevölkerung, durch Tausende von Emissairen an die Oberfläche gebracht worden und es wird schwer, sehr schwer sein, über sie wieder Herrschaft zu erlangen.

Den 24. März. — Am Mittwoch Mittag wurden 187 Leichen der Bürger u. s. w. beerdigt; einzelne waren schon in Erbbegräbnisse beigesetzt worden. Es war zuerst die Absicht, mit ihnen gemeinschaftlich die Leichen des Militärs zu bestatten. Indessen einer der Clubs entschied sich dagegen. Diese bestehen nicht aus den Bürgern; nicht diese kräftige Classe der Gesellschaft hat das Heft in Händen; sie sind nur Wächter ihres Eigenthums und der Ruhe der Stadt. — Den leitenden Willen haben eine Schar von Literaten, Polen und Arbeitern und an Geist und Vermögen Bankerotte, denen sich einzelne Exaltirte und Ehrgeizige zugesellen. Sie wollten das Leichenbegängniß als eine Demonstration betrachtet wissen, die den vollkommenen Sieg des Bürgerthums über die Monarchie constatirte, nicht als eine Feier der Versöhnung und des Friedens. So ging es denn auch ernst und ungestört vorüber. Wir, die wir zuerst befehligt waren zu folgen, erhielten Gegenbefehl. Die Todten sind im Friedrichshain beigesetzt. Täglich sterben noch Andere an ihren Wunden. — Unsere Leichen haben wir heute Morgen bestattet, außer einigen, die schon früher zur Ruhe gebracht waren; es waren im Ganzen 36, unter denen 3 Officiere, von Wulffen, Tüpke und von Zastrow. Viele Officiere liegen noch an ihren Wunden darnieder, Oberst Graf Schulenburg, Lieutenant von Rauschenplatt, von Holstein und Andere mehr. Es hatten sich unserm Leichenbegängniß viele Bürger angeschlossen; es war ein trauriger Zug! Die Tapferen starben treu ihrem Schwur, mit ächtem Männermuth, mit festem Sinn, trotzend der gräulichsten Gefahr. Das ist die Ehre des Soldaten in der schönsten Form, treu seiner Pflicht, treu seinem Schwur, treu dem Gehorsam zu bleiben bis in den Tod, der jene Treue besiegelte! Sollte der Himmel wollen, daß auch mich auf gleichem Pfade der Tod ereilte — so trauert nicht zu sehr — ich fiel dann für das Gesetz, für die Ordnung, für meinen König und Herrn! —

Fern von den Ihrigen, fern von den Fahnen, denen sie geschworen, fern von den Trommeln, die ihnen hätten die letzten Wirbel geben müssen, wurden die Leichen der Kameraden, fast noch in stiller Nacht, zur Ruhe getragen; viele Thränen wurden ihnen geweiht; der Geistliche sprach an ihrem Grabe schön, sie ehrend und versöhnend; tief erschüttert kam ich heim.

Die Truppen sind bei Potsdam concentrirt. Den Dienst in der Stadt versehen die Bürger; Studenten, Schüler; fast alle Beamte und die Schutzverwandten (Bürger ohne Hausbesitz), die Gewerke u. s. w. haben sich diesem beschwerlichen Dienste angeschlossen. Sie haben Waffen aus unserm Zeughause

bekommen und kommen im Allgemeinen ihrem neuen Amte mit vieler Gewissenhaftigkeit und Treue nach. Fortwährend, namentlich Abends und Nachts, durchziehen starke Bürgerpatrouillen die Stadt. Die Studenten, begeistert von der Idee deutscher Einheit, sind die treuesten Anhänger des Königs geworden. Ich hatte gestern im Schlosse zu thun; nur mit einer Legitimation drang ich durch; die Posten bestanden aus Bürgerschützen und Studenten. Dieser Wacht- und Sicherheitsdienst liegt natürlich außerordentlich schwer auf dem Bürger, namentlich dem Gewerbtreibenden; seine Zeit wird in Anspruch genommen, seine Kasse nicht minder. Der Bürger wünscht also außerordentlich die Rückkehr der Truppen; indessen die Clubs widersetzen sich ebenso wie die Studenten, die diese Nebenbuhler nicht dulden wollen.

Ich war am Mittwoch in Spandau, wo noch andere Regimenter cantonniren; mit wahrer Erquickung habe ich dort die Truppen gesehen. Aus den Officieren ist jede Frivolität gewichen; Ernst und Entschiedenheit, Einheit und Festigkeit haben einen wunderschönen Geist unter ihnen wachgerufen. Ihre Leute sind ihnen unbedingt ergeben, und brennen vor Begier, auf's Neue die Waffe, deren Zuverlässigkeit sie eben erprobt haben, wieder zu gebrauchen. Das waren die ersten frohen Stunden seit Sonnabend; ich ritt erst Donnerstag früh hierher zurück.

Heute trage ich zum ersten Male wieder Uniform; bis dahin hat man sich in Civil durch die Straßen schleichen müssen, möglichst entstellt; es ist eine gräuliche Zeit! Meine treuesten Freunde sind P.'s gewesen; nicht allein, daß sie mir in der Nacht vom Sonnabend auf Sonntag, wo ich zwei Mal bei ihnen war, alles Liebe thaten, auch noch drei Tage nachher haben wir uns unser Leid geklagt und es zu verjagen bestrebt.

Die neuen Minister langen allmälig an; so brav ihre Namen sind, so fehlt ihnen doch fast allen die Geschäftskenntniß und die Routine, etwas, was gerade in solchen Tagen wie die heutigen außerordentlich fühlbar sein möchte. — In Posen sieht es sehr bedenklich aus; die Polen machen sehr entschiedene Ansprüche; ihre Bundesgenossen hier in Berlin werden suchen, sie durchzusetzen. Die Regierung ist in einer schrecklichen Lage; auf der einen Seite von den Clubs gedrängt zu werden zu Gunsten der Polen, auf der andern doch gezwungen zu sein, diese Provinz dem Lande zu erhalten. Es verlautet, daß gegen die Polen Truppen dirigirt werden sollen. — Rußland sieht mit argwöhnischen Augen zu uns herüber. Jede Vergünstigung, die man den Polen machte, würde es als eine Kriegserklärung ansehen. — In Breslau ist der Anfang neuer politischer Bestrebungen gegeben worden. Man will die Regierung zwingen, gleich selbständig ein neues Wahlgesetz zu geben, was sie erst durch den Landtag berathen lassen will. Man fürchtet, der letztere würde in das Wahlgesetz zu conservative Principien tragen; was Breslau zu erstreben begann, setzen die Berliner Clubs fort: gestern schon war eine neue Volksversammlung.

Die Minister, die jetzt am Ruder sind, scheinen den Verlangenden das Erwünschte nicht zu befürworten; man intriguirt gegen sie; es wird nicht lange dauern, bis sie removirt sind und radicalere an ihren Stellen. — Fast aus allen Häusern weht die schwarz-roth-goldne Fahne; sind die deutschen Farben

wol jemals mehr entweiht? Wie oft habe ich gewünscht, man ergriffe diese Fahne mit der vollen Freiheit und Lust des Entschlusses, mit der Gluth der Begeisterung ihr wieder Färbung und Licht gebend, mit der starken Hand, mit mächtigem Arm ihr neue Kraft und neues Leben verleihend! Und nun? —

Das Palais des Prinzen von Preußen lief am Montag Gefahr, gestürmt und demolirt zu werden. Man rettete es dadurch, daß man es zum Nationaleigenthum erklärte; es ist jetzt ein Bittschriften-Büreau mit der großen Inschrift: „Hier wirken Leute aus dem Volke für das Volk." In den königlichen Schuppen ist an Artilleriematerial wenigstens für eine halbe Million Thaler verbrannt. Der Schaden an weiterem Staatseigenthum, der durch Brand und Verwüstung in der Nacht vom 18./19. angerichtet wurde, wird ebenso hoch und noch höher geschätzt. Ein Landwehrzeughaus ist ausgeräumt; die Eisengießerei bildet eine großartige Ruine, mehrere Wachen sind zerstört ꝛc. ꝛc. An den Tagen nach dem Sonntage rächte sich die Volksjustiz an denjenigen Bürgern, die Officiere und Mannschaften aufgenommen und verborgen hatten oder nur in diesem Gerüchte standen. Man räumte ihre Effekten aus und verbrannte sie auf offener Straße. Schmach, wohin man sieht. —

Ich theile die Hoffnung betreffs Deutschlands nicht. Was in Unehre geboren ward, wem bei der Geburt das Gepräge des Unrechts gegeben wurde, macht sich nie davon los. Diese Leute kennen das Wort Pflicht nicht mehr, sie werden ohne dies auch kein Staatengebäude aufführen. Gewaltsam ist die Zeit, in der wir leben. Ich sehe keinen Frieden.

Den 30. März. — ... Ich schreibe heute zum ersten Male als Premierlieutenant im Generalstabe. Wie freudig ich zu anderer Zeit diese Beförderung aufgenommen hätte, so farblos ist in diesem Augenblicke jedes glückliche Ereigniß, das den Einzelnen betrifft.

Die äußere Ruhe ist hier in der Stadt so ziemlich wieder eingekehrt. Heute sind, obgleich nicht ohne Widerstreben eines Theiles der Einwohner Berlins, die ersten Truppen wieder eingerückt und wir gehen wenigstens bei Tage wieder in Uniform. Um so aufgeregter und wilder tobt es unter der Oberfläche und wir sind Alle davon durchdrungen, daß wir nicht am Ende, sondern am Beginne unserer Revolution stehen. Die Bürgerschaft ist nach und nach zu der Ueberzeugung gelangt, daß ihr aus dem wüsten Umstürzen alles Bestehenden nur Nachtheil erwachsen kann. Der Wachtdienst liegt schwer auf ihren Mitgliedern und die Gefahr, die die aufgeregten, arbeitenden, besitzlosen Classen den besitzenden bereiten, haben eine Reaction zu Wege gebracht. Die Bürgerschaft will das politisch Errungene festhalten, es auf legalem Wege weiter ausbauen und ordnen und sieht das einzige Mittel hierzu in einem engen Anschließen an den König und einer Versöhnung mit der Armee. Sie hat begriffen, daß es nöthig war, dem maßlosen Treiben der politischen Clubs ein Gegengewicht zu schaffen, und hat nicht ohne Geschick selbst Clubs organisirt und ihre bewaffnete Macht geordnet. Ihr gegenüber stehen im schroffen Gegensatz die arbeitenden Classen, geführt durch selbstgewählte Leiter und durch Clubs, an deren Spitze Literaten und aus Frankreich zurückgekehrte Flüchtlinge stehen. Diese Partei hat den Vor-

theil der Energie, der Kühnheit, des Talentes und der physischen Ueberlegenheit, ja auch der Verzweiflung. Ein Zusammenstoß beider Parteien erscheint unvermeidlich, wo dann im ersten Treffen die Bürger, im zweiten das Militär stehen wird. Wolle Gott, daß im letzteren noch die alte Disciplin und das alte Pflichtgefühl erhalten sind.

Aus den Provinzen laufen die schlimmsten Nachrichten ein. Bauernunruhen fast überall, in Sachsen, Westphalen, Pommern, der Mark, Schlesien, der Lausitz; nicht allein, daß das Militär in eine Menge Detachements und mobile Colonnen zersplittert werden muß, die hier und da einbeorderten Landwehren weigern sich auch zu erscheinen, die Reserven, die schon eingezogen sind, verlangen in ihre Heimath. Posen befindet sich fast gänzlich in provisorischem Zustande. Das dort organisirte polnische Comité hat bei den Landräthen und Behörden mehr Autorität, als die Regierung. Es ist leichter gesagt als gethan, Deutschland muß Polen restituiren. Es handelt sich hier um unendlich viel. Erstens würde uns irgend ein beifälliger Schritt, der der Erregung und der Nationalität der Polen zu Liebe geschähe, in einen Krieg mit Rußland verwickeln; können wir, kann Deutschland, das sich in diesem Moment in der fürchterlichsten Gährung, ja in Anarchie befindet, diesen irgend mit Aussicht auf Erfolg führen? Oesterreich sind die Hände vollständig gebunden; wir brauchen unsere Truppen fast überall, und das großsprecherische Deutschland thut klug, wenn es sich einmal gegen Westen sichert, bevor es nach Osten Front macht. Dann zweitens, dürfen wir die große Anzahl Deutscher, die im Großherzogthum leben, die zwei Fünftel der Bevölkerung ausmachen, der Rache und der Unterdrückung der Polen aussetzen? Ganze Kreise, die Hauptstädte sind deutsch; deutsch ist dort die Bildung; sollen wir das Alles den noch niemals ehrlich gewesenen Polen überlassen? Drittens, dürfen wir unserem Staate eine so ungünstige Grenze geben, wie sie mit Aufgebung von Posen entstehen würde? Ist nicht vorauszusetzen, daß die polnischen Slaven nur zu bald mit den russischen Hand in Hand gehen und danach trachten würden, die ihrem Leben durchaus nothwendigen deutschen Ostseeküstenländer sich anzueignen? Dem ruhigen, nicht leidenschaftlich verblendeten Urtheile scheint jedes Aufgeben von Posen ein Verbrechen an Preußen, an der deutschen Nationalität. Allein womit soll Posen gehalten werden? Kann man sich noch auf die dortigen Truppen verlassen? Die Truppen der anderen Provinzen braucht man dort und jeder Schritt gegen Posen ruft wieder Aufruhr und Revolution in den westlichen Provinzen hervor!

Das Rheinland ist durch und durch republicanisch gesinnt, der geringste Anstoß wird es in Flammen bringen und dort neigt sich Preußens Adler, vielleicht auch das deutsche Banner tiefer zu Boden, als irgendwo. Die Nachrichten von dort lauten sehr schlimm. Unser Ministerium, jetzt aus den liberalsten Elementen zusammengesetzt, genügt den Radicalen, die jetzt die öffentliche Meinung beherrschen, doch nicht; außerdem ist es rathlos, wo *Handeln* so nöthig, mehr als je nöthig wäre; nur *Etwas* thun, das *Was* ist viel gleichgültiger, anstatt der Proklamationen und Versprechungen. Eine herrliche Zeit geht verloren, die die unterminirenden Radicalen nur zu gut zu benutzen verstehen. Der Gegenstand, um den sich der Streit jetzt hauptsächlich dreht, ist das Zusammentreten

des Landtags. Die Radicalen verlangen ein selbständig vom Könige emanirtes Wahlgesetz und eine Ständeversammlung nach diesem zusammentretend, eine Constituante; die Anhänger der Monarchie und der Gesetzmäßigkeit wollen das Wahlgesetz durch den Landtag berathen. Für beide Ansichten spricht Vieles; das Land hat sich fast überall für den Landtag entschieden, die Städte fast durchgehends für die Constituante. Hiermit spricht sich auch so ziemlich der allgemeine Charakter des Streits aus, der jetzt ausgefochten werden soll; gegen die bis dahin prävalirenden Interessen des Grundbesitzes, der im Landtag vertreten ist, erheben sich die Industriellen und die Intelligenz und suchen nun auch gleich, jenen Alles zu entreißen und sich anzueignen. Auf dem Lande wird vielfach die Reaction sehr entschieden laut, bis jetzt fehlt ihr noch die Einheit und die Entschlossenheit. Das Heer in seinen Elementen fast gänzlich dem Lande angehörig, steht auch zu diesem, außerdem durch seinen Eid an den Thron gefesselt. — .. Du wirst aus den Zeitungen entnommen haben, daß das Aufstecken der deutschen Fahne seitens unseres Königs nicht die gewünschte Wirkung gehabt hat. Von allen Seiten kommen Remonstrationen und andere Leute scheinen viel mehr Aussicht auf den deutschen Kaiserthron zu haben, resp. auf die Präsidentschaft der deutschen Republik als wir. —

Wenn sich erst Franzose und Russe auf unserm Grund und Boden um die Herrschaft des Continents schlagen und ihre Principien ausfechten, dann erst wird unserm jetzigen Herrn Anerkennung und richtige Beurtheilung werden! Einem Manne voll der herrlichsten Gaben, voll des redlichsten Willens, voll der edelsten Gesinnung!

Den 2. April. — Für uns Männer ist jetzt nicht die Zeit, die alten schönen Lieder der Liebe und Treue zu wiederholen, uns daran zu erfreuen und zu erstarken. Die Hämmer, die die neue Zeit schmieden, lärmen zu laut und fordern zu sehr unsere Aufmerksamkeit, als daß wir in sie hinein Minnelieder singen könnten. Wol mögen auch wieder bessere Zeiten kommen, Zeiten der Muße und der Freude; jetzt hört man fast keine anderen Laute als die, welche vom Zerbrechen alter Größe, schöner Hoffnungen und geliebter Pläne herrühren. Ihr sprecht von meinen Ansichten, als wenn sie die Empfindungen des Augenblicks eingegeben, eines Augenblicks, in dem ich gebrochen dastünde, der mich leidenschaftlich erregt und wenig zu ruhigem Erwägen gemacht erblickte. Ihr behandelt sie, als wenn sie mit dem günstigeren Winde auch wieder freudiger und hoffnungsreicher dastehen müßten. Ihr wollt mir schöne Träume von einem großen, glücklichen Deutschland vorspiegeln, die, ich fürchte, wol Träume bleiben werden, und sich bei dem prosaischen Tageslichte, in dem wir hier gezwungen sind die Sachen anzusehen, auch als solche darstellen. Thut das nicht! Hoffnungen auf die Zukunft, gewiß, die habe ich auch. Ich verzage nicht und will auch mit einem gewissen Zutrauen auf die Entwickelung im besseren Sinne schauen. Aber um das zu können, muß man ein offenes Auge für die Gefahren und für das haben, was zu thun ist, sich nicht angenehmen Bildern hingeben, die unserer Phantasie die Feinde der Ordnung und des Rechts vorspiegeln, um uns zu Bundesgenossen ihrer anarchischen Bestrebungen zu

machen. Ihr müßt mir schon die Anschauungsweise eines Preußen lassen, dem die glorreichsten Erinnerungen von seinen Fahnen Schwarz und Weiß zugetragen werden; der den deutschen Farben eigentlich entfremdet ward, ja dessen Vaterlandes Bedeutung und historische Größe der Isolirung von Deutschland entsprang. Ihr müßt in mir schon den preußischen Sinn anerkennen, der seine Fürsten, den großen Kurfürsten, den zweiten Friedrich und Friedrich Wilhelm III. dem schwarz und weißen Banner folgen sah, und unter ihm mit ihren Heldenthaten die Welt erfüllte. Ihr müßt schon zugeben, daß ich mit ganzer Seele hoffe und verlange, und das nicht ohne Grund, dies preußische Banner wieder aufgepflanzt zu sehen und unter ihm die anarchischen Träume deutscher Phantasten zu vernichten.

Berlin wird immer ruhiger; seine Physiognomie hat sich fast ganz wieder in die alten gewohnten Falten zurecht gelegt.

Vlamische Studien.

Von

Julius Rodenberg.

II. Die vlamische Bewegung [1]).

Wenn es ein Land in der Welt gibt, welches das Recht hat, seiner gegenwärtigen Lage sich zu freuen, so darf man wol sagen, daß Belgien dies Land ist. Auch sollte man auf den ersten Blick seine Bewohner für vollkommen glücklich halten im garantirten Besitz ihrer lang ersehnten, schwererrungenen Selbständigkeit; in einem Staatswesen, welches durchaus die Signatur des gebildeten Bürgerthums trägt; in einem Umkreise, gerade weit genug, um dem Verdienste Raum für Entfaltung zu gönnen, und doch wieder so beschränkt, um der Anerkennung etwas Persönliches oder Familienhaftes zu geben. Jeder kennt hier den Andren, und in diesen freundnachbarlichen Beziehungen der kleinen Länder liegt ein gemüthvoller Zug, welcher uns in Deutschland mit dem Einzelleben der Kleinstaaten abhanden gekommen ist oder im Particularismus einen gemeinschädlichen Charakter angenommen hat.

Andrerseits accentuiren sich die Reibungen und Differenzen zwischen Bewohnern desselben Hauses stärker. Seit beinahe fünf Jahrhunderten sind Vlamen und Wallonen durch ein gemeinsames Geschick in Freud und Leid, in Sieg und Niederlage mit einander verbunden gewesen, und jetzt mehr als irgend zuvor am Gedeihen des Staates betheiligt, der ihre politischen Ideale verwirklicht und durch fünfzigjähriges Bestehen seine Lebensfähigkeit bewiesen hat. In ihrem politischen Besitzstand ist dasjenige, was jede der beiden Rassen aus dem Elternhause mitgebracht, zu einer vollkommenen Einheit verschmolzen: die fränkisch-germanische Gemeindeverfassung und die gallo-romanische Staatsidee, welche frühe schon, unter den Händen der Burgunder, die freiheitlich auseinander strebenden Körper an ein Centrum band. Auch hat kein Theil, am Wenigsten der wallonische, jemals an Trennung gedacht; aber doch, wenn man über das

[1]) Aus dem soeben erscheinenden Buche: Belgien und die Belgier. Studien und Erlebnisse während der Unabhängigkeitsfeier im Sommer 1880. Von Julius Rodenberg. Berlin, Gebr. Paetel. 1881.

rein politische Gebiet hinausgeht, wird man einen Rest des ursprünglich Fremden zwischen beiden Rassen entdecken. Auf dem Grunde der vlamischen Volksseele scheint etwas Widerstrebendes zurückgeblieben zu sein, ein Zwiespalt zwischen national und religiös, welcher sich bis in die Zeit der Losreißung des Nordens unter Wilhelm von Oranien zurückverfolgen läßt. Dem Vlamen, ohne jeden Unterschied der Parteistellung, sagt das Herz, daß in Holland seine Stammverwandten wohnen, nicht in Namur oder im Hennegau; doch auch der religiös Indifferente wird die Macht des einmal geschaffenen und durch drei Jahrhunderte bestehenden Zustandes, die stärker war, als der Versuch der Wiedervereinigung von 1830, nicht verkennen. Ich habe während meiner Anwesenheit in Belgien auf wallonischer Seite nur Enthusiasmus und eine volle, freudige Feststimmung bemerkt; von manchem Vlamen aber bittre Worte vernommen. Mit dem Erbe seiner Väter hat er diesen Zug überkommen, der nicht liebenswürdiger macht, obwol er als der Fehler seiner Tugenden definirt werden kann. Tiefe des Gemüths bedingt vielleicht größere Reizbarkeit; und bei starker Empfindung schützt wol nur eine stärkere Disciplin des Willens gegen Empfindlichkeit. Auch hierin unterscheidet sich — und nicht eben zu seinem Vortheil — das germanische Naturell von dem leichteren, froheren, sonnigeren des Südländers, des Romanen.

Es wäre für den Fremden, der Beiden, Vlamen und Wallonen, ein dankbares Andenken bewahrt, ein schweres Geschäft in einem solchen Familienzwiste sein Urtheil abzugeben. Er ist auch dazu keineswegs berufen. Aber weder die Einen noch die Andern würden eine Darstellung für wahrheitsgemäß erachten, die ganz darüber hinwegginge.

Der Vlame leidet unter dem Gefühl wirklicher oder eingebildeter Zurücksetzung; und factisch ist, daß das Uebergewicht des Französischen in keinem Verhältniß zu der Bevölkerungsziffer, $^3/_5$ Vlamen zu $^2/_5$ Wallonen steht. Das geistige Leben wird durchaus von der französischen Bildung beherrscht, und die vlamische schöne Literatur in ihrem eigenen Gebiete nahezu von der französischen erdrückt, d. h. von der aus Frankreich importirten. Selbst Conscience kennt man in Belgien vielfach nur aus der französischen Uebersetzung. Es ist ein, wie mich dünkt, nicht ganz unbegründeter Vorwurf der Vlamen gegen die Wallonen, daß diese nicht vlamisch lernen, während jene doch alle, soweit sie zur gebildeten Classe gehören, französisch verstehen. Die Unlust des Romanen, sich eines fremden, namentlich aber germanischen Idioms zu bemächtigen, zeigt sich auch hier.

Historisch lassen sich diese Thatsachen wol erklären; aber leider kann man auf Fragen solcher Art das „tout comprendre c'est tout pardonner“ nicht immer anwenden.

Die Staatssprache Belgiens ist die französische. Wenn auch die Gesetze für die betreffenden Landestheile — beide Flandern, die Provinzen Antwerpen und Limburg, die vlamischen Districte von Löwen und Brüssel, sowie die mit vlamischer Bevölkerung in Lüttich und Luxemburg — von einer vlamischen Uebersetzung begleitet sind, so ist der officielle Text doch französisch; französisch sind die Kammerverhandlungen und Kammerberichte, französisch ist der „Moniteur“, der belgische Staatsanzeiger, französisch ist das Commando der

Armee, französisch ist die Sprache der Universitäten und der Wissenschaft. Selbst vlamische Gelehrte haben sich nur ganz vereinzelt ihrer Sprache zu wissenschaftlichen Zwecken bedient; denn sie sagen sich mit Recht, daß sie, wenn sie gelesen sein wollen, in einer Sprache schreiben müssen, die von der wissenschaftlichen Welt verstanden wird. Französisch endlich ist die Sprache der Gesellschaft in Belgien. Aber alle diese Dinge sind nicht neu; seit fünfhundert Jahren, so lange es ein Belgien gibt, d. h. die gegenwärtig belgischen Provinzen zuerst unter den Burgundern vereinigt wurden, ist französisch die officielle Sprache der Centralregierung gewesen; und die der Gesellschaft ist es im 17. und 18. Jahrhundert geworden. Während die niederländische Sprache in Holland um diese Zeit ihre höchste literarische Ausbildung empfing, sank sie in Belgien zur Isolirung jener Sprachen hinab, in denen wol noch gesprochen, nicht aber mehr geschrieben wird. Ihre Vitalität war freilich so groß und die Anhänglichkeit der Vlamen an ihr altes Idiom so tief, daß es — kaum aus dem Schlummer geweckt — rasch wieder zu hohen Ehren kam. Aber das, was historisch geworden, das Werk von Jahrhunderten, läßt sich nicht ebenso rasch beseitigen; und den Platz, welchen — politisch betrachtet — die vlamische Sprache niemals besessen oder frühe schon verloren hat, den wird sie, so lange der belgische Staat als solcher überhaupt bestehen soll, wol nicht erobern. Dagegen fehlt es nicht an Beispielen, daß einzelne politische Heißsporne sich immer wieder durch den Versuch lächerlich gemacht haben, die Kammerdebatten durch allerlei beharrlich vorgebrachte vlamische Formeln zu stören. Aber hüte man sich an die Einheit des Staates zu rühren, indem man eigensinnig an die Sprache des Staates rührt! Selbst auf den fremden Beobachter hat es keinen ernsthaften, und ganz gewiß keinen angenehmen Eindruck gemacht, als in der Sitzung vom 3. August, mitten in der französischen Verhandlung, die neugewählten Deputirten von Antwerpen und der von Mecheln ihren Eid auf die Verfassung plötzlich in vlamischer Sprache ablegten: „Ik zweer de grondwet na te leven."

Als Herr Frère-Orban mir sagte, daß die vlamische Bewegung nur die Bedeutung einer Sprachenfrage habe, da hat er gewiß zu wenig gesagt; aber ebenso gewiß ist es, daß die Sprachenfrage in Belgien niemals zum Rang einer politischen erhoben worden ist. Niemals haben die Vlamen, allgemein betrachtet, Ansprüche gemacht, welche wir verurtheilen müßten, trotz unserer Sympathie für den uns so nahe verwandten Volksstamm. Denn man soll von der großen deutschen Völkerfamilie nicht sagen, daß sie mit zweierlei Maß messe; daß sie Auflehnung gegen das Staatsprincip billige oder mißbillige, je nachdem es sich um germanisch oder nichtgermanisch handelt. Aber — Dank der Einsicht und dem politischen guten Willen der Bevölkerungen, Dank auch der Festigkeit und dem Tacte der belgischen Regierung, ist die vlamische Bewegung niemals über die Grenze gegangen, an welcher das Interesse der Volks-Individualität aufhört und das Staatsinteresse beginnt. Das ist es, was die vlamische Bewegung vor mancher anderen Bewegung unterscheidet, die sich auch national nennt, im Grunde jedoch culturzerstörend wirkt, nicht culturfördernd. Hier, in Belgien, haben wir es mit einer alten Cultur und mit einer Literatur zu thun, welche an Ehrwürdigkeit keiner anderen nachsteht. Alles das jedoch würde sogleich in

Frage gestellt werden, wenn die vlamische Bewegung ihren ursprünglichen Boden verlassen wollte. Denn ihre consequente Durchführung auf politischem Gebiet würde nichts Anderes sein, als die Trennung der Vlamen von den Wallonen, d. h. Auflösung des belgischen Staates, dessen „raison d'être" ja gerade sein halb vlamischer, halb wallonischer Charakter ist, wie der Baron d'Hauleville sich ausdrückt, welcher als publicistischer Vertreter der verfassungstreuen Katholiken der vlamischen Bewegung sehr nahe steht[1]).

Die heutige Generation der Vlamen, die Söhne derjenigen, welche sich an der Revolution von 1830 betheiligt oder sie doch nicht gehindert haben, beklagt noch immer den gewaltsamen Bruch der 1815 versuchten Wiedervereinigung mit Holland, obwol Niemand die Unhaltbarkeit der Voraussetzungen, auf welchen sie beruhte, leugnet. Das Verhältniß der vlamischen Belgier zu Holland ist sehr ähnlich demjenigen der Deutsch-Oesterreicher zu dem deutschen Reiche. Sie, die von grauer Vorzeit durch die Bande des Blutes miteinander verbunden waren und aus demselben Elternhause stammten, waren dennoch gezwungen, ihre Geschicke zu trennen. Aber die Vlamen haben darum nicht vergessen, daß die dort oben im Norden ihre Brüder sind, daß sie dieselbe Sprache sprechen und gemeinschaftlich mit ihnen dieselben Schätze der nationalen Literatur besitzen. Als am 10. September 1860 dem „Vater" Maerlant auf belgischem Boden und auf Staatskosten ein Denkmal errichtet ward, da standen vor dem noch verhüllten Bild, umgeben von Hunderten vlamischer Vereine, die mit ihren alten Fahnen und Wappen gekommen waren, die Vertreter der Regierungen von Belgien und Holland; und als die Hülle gefallen war, da sprach im Namen Hollands der Deputirte der Akademie von Leyden: „Die Macht der Verhältnisse hat uns politisch getrennt; aber Jahre sind über dieser Trennung hingegangen und die alten Feindschaften sind vergessen. Wenn die Brüder nicht in demselben Hause bleiben, so verfolgen sie brüderlich ihren Weg... Am Fuße dieses Denkmals drücken Flandern und Holland einander die Hand, erheben wir einmüthig den Ruf: „Es lebe die Einheit von Belgien und Holland!"

Dennoch hat doch durch die Beimischung oder Assimilation eines fremden Elementes das politische Zusammenleben als unerträglich sich herausgestellt. Ohne die Wallonen würden die Vlamen im 17. Jahrhundert wahrscheinlich *mit* Holland, und im 19. Jahrhundert vielleicht nicht *gegen* Holland gegangen sein. Aber seit dem Momente, wo Holland seine Selbständigkeit errungen und Belgien die seine verloren hat, scheiden sich die Wege beider für Immer. Die materiellen Interessen gehen auseinander; man kann wol sagen, daß das selbständige Wachsthum Hollands durch den Niedergang Belgiens bedingt worden sei. Der Entfremdung folgte Eifersucht, und der Haß steigerte sich zum Kriege. Das ist die Scala, welche wir dieses Verhältniß durchlaufen sehen.

Die Wiedervereinigung im Jahre 1815 beruhte nicht auf dem Principe der Gleichberechtigung: Holland erhielt Belgien vielmehr durch den Wiener Congreß zugesprochen als „Vergrößerung des Territoriums" — „La Hollande, placée sous la souveraineté de la maison d'Orange, recevra un accroissement de

[1]) La nationalité belge ou Flamands et Wallons par P. de Hauleville. Gand, 1870.

territoire", wie es im Artikel 6 des Vertrags von Paris, vom 30. März 1814 hieß. Es wäre nicht gerecht zu behaupten, daß Holland, Volk und Regierung, mit unfreundlichen Gesinnungen in die neue Verbindung eingetreten; aber ebenso wenig, zu verschweigen, daß beide sich grober Fehler schuldig gemacht, die mehr einem Mangel an Tact und Klugheit, als an Wohlwollen entsprungen. Anstatt unter so schwierigen Verhältnissen mit der äußersten Schonung vorzugehen, verfuhr man rücksichtslos und peremptorisch. Obwol an Zahl die Geringeren — 2 Millionen damals gegen 3 Millionen — waren die Holländer doch in den Generalstaaten durch die gleiche Zahl an Deputirten vertreten, wie die Belgier; während umgekehrt, bei einer Schuldenlast von 4 Milliarden auf holländischer, und nur 64 Millionen auf belgischer Seite, die zur Tilgung votirte Schlacht- und Mahlsteuer noch obendrein am härtesten die belgischen Ackerbaudistricte traf. Die gemeinsame Verfassung kam gleichfalls nur zu Stande durch eine Unregelmäßigkeit, indem 280 der belgischen Notabeln, die sich des Votums enthielten, als Zustimmende gezählt wurden. In der gemeinsamen Regierung und Verwaltung überwog das holländische Beamtenpersonal bei Weitem; und wenn dieser Uebelstand vielleicht nicht zu vermeiden war, weil es in dem seit Jahrhunderten durch Fremde regierten und verwalteten Belgien momentan an den geeigneten Kräften gebrach, so hätte man doch das Schlimme nicht verschlimmern sollen, indem man durch unvorsichtiges Hervortreten das Uebergewicht doppelt fühlbar machte.

Diese Fehler und Irrthümer Holland's sind es, welche besonders die Vlamen bedauern, weil sie nach ihrer Ansicht verhängnißvoll geworden und die Trennung herbeigeführt haben. Andererseits verkennen selbst die Wallonen nicht, daß die holländische Zeit für Belgiens Wohlfahrt keine ungünstige gewesen. Handel und Gewerbe hoben sich, und mit manch' einem großen industriellen Etablissement, welches, wie dasjenige von Seraing, noch heute der Stolz des Landes ist, lebt der Name Wilhelm's I. in dankbarer Erinnerung.

Aber mir scheint, daß jene Fehler und Irrthümer mehr die begleitenden Umstände des Bruchs gewesen sind, als seine Ursache. Diese lag tiefer, an den Wurzeln der Existenz selber. Das holländische Regiment scheiterte daran, daß es in Belgien keine Partei besaß; daß, was die eine anzog, die andere abstieß und keine befriedigte. Der liberale Theil der vlamischen Bevölkerung hatte gewiß kein Interesse, die Trennung zu wünschen. Aber er befand sich in einer isolirten Stellung zwischen dem numerisch überwiegenden vlamisch-katholischen Element, und dem liberalen Wallonenthum, welches in der zwanzigjährigen Zusammengehörigkeit mit Frankreich (von 1794—1814) so sehr von französischen Ideen erfüllt worden, daß nach dem Gelingen der Revolution von 1830 im Congreß französische Sympathien sich unverhüllt äußerten, daß von dieser Seite die Throncandidatur eines französischen Prinzen (Nemours) aufgestellt und sogar noch im Jahre 1832 die Zerstörung des Löwen von Waterloo verlangt ward. Wilhelm I. dagegen, in der Schule des Exils zum Manne gereift, war ein bitterer Feind alles französischen Wesens; in seiner Gegenwart durfte französisch niemals gesprochen werden und wiewol selber gemäßigt freisinnig, war doch schon aus diesem Grunde kein Verhältniß zwischen ihm und den wallonischen

Liberalen möglich. Diesen, Advocaten und Journalisten, aufgewachsen in den Anschauungen Royer Collardjs, Benjamin Constant's und Paul-Louis Courar's, genügte die vereinbarte Verfassung nicht, welche die Ministerverantwortlichkeit nicht kannte, der Kammer (den Generalstaaten) nur ein beschränktes Budgetrecht und keinen hinreichenden Einfluß auf die Legislation gab. Den katholischen Vlamen hinwiederum war die Verfassung ein Greuel, in welcher die Glaubensfreiheit ausgesprochen, die Kirche dem Staat untergeordnet ward; und der König, „qui ne professe pas notre sainte religion", ein Häretiker, welchem den Eid zu leisten die belgischen Bischöfe ein Verbrechen genannt hatten. Das Decret, durch welches die niederländische Sprache zur Staatssprache gemacht ward, konnte die katholischen Vlamen nicht versöhnen, während es den vitalsten Interessen der liberalen Wallonen geradezu widersprach. Ein Compromiß beider, in ihrem innersten Wesen so diametral entgegengesetzter Richtungen schien außer aller Möglichkeit zu liegen; aber ein solches kam dennoch zu Stande durch Vermittelung des liberalen Katholicismus, welcher damals eben in Lamennais einen Führer und im „Avenir" ein Organ gefunden hatte. Der nachmals sog. „abbé du congrès" war es, der in der „Union" die beiden einander in ihren Interessen so sehr entgegengesetzten und selbst in den Gründen ihrer Unzufriedenheit so sehr verschiedenen Elemente verband, der sie zusammenhielt, bis die Revolution gemacht, die Verfassung vereinbart, der belgische Staat fundirt worden war und der, nachdem er seine Schuldigkeit gethan hatte, von den Ultramontanen verleugnet worden ist. Dem liberalen Vlamen blieb unter diesen Umständen keine Wahl; aber wenn er auch, nachdem das Unvermeidliche geschehen, sich dem liberalen Wallonen anschloß, so glich sich doch für ihn wenigstens liberal und national niemals ganz aus.

Neun Jahre lang beherrschte der Geist der Union das Land, die Wahlen und die Kammern: stürmische Jahre, während welcher die Tribüne von heftigen, oft kriegerischen Reden widergehallt, die Ministerien geschwankt und dreimal gewechselt hatten; Jahre der Geduld, durch welche nur die patriotische Selbstverleugnung der Parteien und die Weisheit König Leopold's I. das Staatsschiff sicher in den Hafen führte. Als aber am 10. Juni 1839 der Friede mit Holland geschlossen und das Werk der Revolution in Sicherheit gebracht, da war der Zweck der „Union" erreicht und diese selbst gegenstandslos geworden. Der „Versuch" Nothomb's (1841—45) und die politische „Paranthese" Van de Weijer's (1845—46) scheiterten, die Union löste sich in ihre beiden Bestandtheile auf und die Parteien, katholisch und liberal, traten einander gegenüber, wie wir im Wesentlichen sie heute noch functioniren sehen. Um dieselbe Zeit kam die „vlamische Bewegung" auf die Tagesordnung, um von derselben nicht mehr zu verschwinden. Sie war der natürliche Ausdruck des starken Rassegefühls, welches in und mit der vlamischen Sprache sich lebendig erhalten hat. Politisch geächtet, literarisch vernachlässigt und von der Gesellschaft perhorrescirt, hatte sie wol im Laufe der Jahrhunderte viel von ihrer Correctheit, aber Nichts von ihrer Lebenskraft verloren; sie war die Sprache der Dienstboten, des gemeinen Mannes und des Landvolkes geworden, aber dennoch lebte sie. „Die Vitalität des vlamischen Idioms muß in Erstaunen setzen," schrieb Jacob Grimm an das „vlamische Comité für Frankreich" in Dünkirchen, als dieses im Jahr 1853 den großen

deutschen Sprachforscher zu seinem Ehrenpräsidenten ernannt hatte; „nach Jahrhunderten und unter dem herrschenden Einfluß der französischen Sprache bewahrt es noch sein ganzes Leben und seine ganze Volksthümlichkeit."

Die belgische Revolution, deren geistig führendes Element entschieden das wallonisch-französische gewesen, verhielt sich, der vlamischen Renaissance gegenüber, indifferent; die provisorische Regierung begnügte sich damit, den status quo ante wiederherzustellen, vielleicht mit einem leisen Druck zu Gunsten des Französischen. Durch Verordnung (vom 16. Nov. 1830) ward die Verpflichtung zum „Holländischen" (so nannte man das Vlamische) wieder aufgehoben; und Artikel 23 der Verfassung von 1831 lautete: „Die Anwendung der in Belgien gebrauchten Sprachen ist facultativ; sie kann nur durch Gesetz geregelt werden und nur für die Handlungen der öffentlichen Gewalt und für die gerichtlichen Sachen." Mit anderen Worten: die Staatssprache war ausschließlich und unwiderruflich, die der Gerichte — bis zum Erlaß eines abändernden Gesetzes — vorwiegend französisch; die Gleichberechtigung beschränkte sich auf das Gebiet der Administration, d. h. jeder Bürgermeister durfte sich nach Wahl der französischen oder vlamischen Sprache bedienen.

Das war wenig, entsprach aber durchaus dem Stande der Dinge, der bisher niemals in Frage gekommen. Die Sprache der Regierung in Belgien war unbestritten französisch seit fünf Jahrhunderten; und „die Vlamen" — sagt einer ihrer unzweifelhaften Freunde, der Baron d'Hauleville — „welche dieser Thatsache sich mit solcher Geduld, selbst zur Zeit der Artevelde gefügt haben, dürfen nicht den Anspruch nähren, sie heute zu zerstören." Hinsichtlich der Gerichte freilich lag das Verhältniß nicht ganz so einfach. Wie man weiß, war Flandern, so lange es eigne Grafen hatte, französisches Lehen und das Parlament von Paris sein oberster Gerichtshof. Zwar gelang es den burgundischen Herzögen, die Grafschaft aus dieser Abhängigkeit zu befreien; aber Flandern sollte dabei nicht viel gewinnen. War das germanische Gerichtsverfahren, welches in vlamischer Sprache Recht schöpfte, durch das gleichzeitig eindringende römische Recht vielfach modificirt worden: so bedienten sich des letzteren die Burgunder nun auch, um in den höheren Instanzen der französischen Sprache zur Alleinherrschaft zu verhelfen. Als Appellationsinstanz von den Schöffengerichten organisirte Philipp, der erste Herzog, „la chambre du conseil de Monseigneur le Duc ordonné en son pays de Flandre", mit dem Sitz in Ryssel (Lille); und als höchste Gerichtsbehörde für ganz Burgund etablirte Karl der Kühne den „Grand Conseil" in Mecheln. Zwar fehlt es durch das ganze fünfzehnte Jahrhundert nicht an Protesten gegen Das, was damals eine Neuerung war. Im Jahre 1406 drangen die flandrischen Stände auf Einführung des Vlamischen als Amtssprache[1]); und im sog. „Großprivilegium" von 1477, welches nach dem Tode Karl's des Kühnen Maria von Burgund, um als Erbin anerkannt zu werden, gewähren mußte, war eine Bedingung: „daß in allen öffentlichen Verhandlungen und Schriften die niederländische Sprache gebraucht werde;"[2]) ja, die Herzogin wurde sogar gezwungen,

[1]) Wenzelburger, Geschichte der Niederlande, I, 358.
[2]) Das. S. 350.

den „hohen Rath" in Mecheln aufzuheben. Allein diese Privilegien, die bald wieder beseitigt wurden, und diese Proteste, welche wirkungslos verhallten, beweisen nur, daß man damals die Unzuträglichkeit eines Verfahrens, nach welchem „ein aus einem vlamischen Bezirk anhängig gemachter Proceß auf einmal in französischer Sprache und vor Richtern, die das Vlamische nicht verstanden, weiter geführt werden mußte"[1]), nicht minder empfand, als man sie bis in unsere Zeit empfunden hat. In der Sache jedoch wurde damit Nichts gebessert. Kaum hatten die Niederlande dem Sohne Maria's von Burgund, Philipp dem Schönen (1494) gehuldigt, so ward auch der hohe Gerichtshof unter dem Namen „das Parlament von Mecheln" wiederhergestellt[2]), und eine Länderbeschreibung des 18. Jahrhunderts, Berckemeyer's „Getreuer Antiquarius" (Hamburg, 1708) hält es der Mühe werth, bei Mecheln, welches „der Advocaten Stadt genennet wird, wegen des Parlaments, dahin fast aus allen Niederländischen Provintzen die Appelationes gehen und von welchem weiter nicht kan appellieret werden," zu bemerken: „und werden in diesem Parlament alle Sachen in frantzösischer Sprache proponieret." So blieb es bis 1794, dem Jahre der französischen Occupation Belgiens: in den höheren Instanzen war das Französische die Gerichtssprache, während das Vlamische sich in der Uebung der niederen Gerichte, der localen Verwaltung und der Volksschule erhielt. Sobald Belgien französische Provinz geworden, ward Uniformität der Sprache decretirt und auf allen Gebieten schonungslos durchgeführt. Nicht nur aus der Jurisdiction unbedingt, aus dem processualischen Verfahren, den Acten der freiwilligen Gerichtsbarkeit und der Führung der Civilstandsregister, sondern auch aus der Schule ward das Vlamische verbannt. Die Publication von Büchern in vlamischer Sprache ward durch die Censur so gut wie unmöglich gemacht; die von Zeitungen nur unter der Bedingung zugestanden, daß der vlamische Text von einer französischen Uebersetzung begleitet sei.

Dies war der actuelle Zustand, in welchen Holland die vlamischen Provinzen vorfand. Man hätte meinen sollen, daß die Freiheit, sich ihrer Muttersprache wieder im amtlichen Verkehr bedienen zu dürfen, von den Vlamen mit Enthusiasmus begrüßt worden sei. Jedoch der Baron d'Hauleville constatirt in seinem Buche[3]), daß seit der Verordnung vom 15. Sept. 1819, welcher die Anwendung der vlamischen Sprache facultativ gemacht hatte, bis zum 1. Jan. 1823, wo sie obligatorisch ward, nicht ein einziger Fall vor dem höchsten Gerichtshof in der alten Landessprache verhandelt ward, obgleich die beiden ersten Kammern desselben ganz aus vlamischen Räthen gebildet waren. So sehr war französisch die Sprache des Barreau's geworden; und zu solcher Indifferenz der vlamische Geist herabgesunken.

Eines starken Athems in der That hat es bedurft, um ihn daraus zu wecken; und dieser Impuls kam ihm von der belgischen Revolution. Als ein neues frisches Leben sich ringsum zu regen begann, da fing auch der Vlame wieder an, sich auf sich selbst und seine Vergangenheit zu besinnen. Die vlamische Bewegung, zuerst rein literarischer Natur, knüpft sich an die hochverdienten Namen

[1]) Wenzelburger, Geschichte der Niederlande, I, 369.
[2]) Das. S. 391. [3]) p. 96.

von Blommaert, Snellaert und vor Allem von „Vader" Willems, der (geb. 1795, gest. 1846), zugleich ein Historiker und ein Dichter, in der holländischen Zeit ein kleiner Beamter gewesen, von der provisorischen Regierung aber als des „Orangismus" verdächtig, in eine Art von Exil nach Eccloo geschickt ward. Hier (Eccloo 1834) gab er den „Reinaert de Vos" nach dem ältesten Texte heraus; und wie dieses unvergängliche Werk die glänzendste Periode vlamischer Sonderart und dichterischer Bethätigung wieder in's Gedächtniß rief, so ward es nunmehr der Ausgangspunkt der neuerwachten nationalen Tendenzen. Auch die regierenden Kreise konnten sich dem wissenschaftlichen Verdienste des noch immer in der Abgeschiedenheit lebenden Gelehrten nicht verschließen; durch Van de Weijers' Vermittlung ward Willems nach Gent berufen, und wie die Sache stieg, mit der er sich identificirt hatte, stieg er selber, ward Mitglied der Academie, der historischen Commission und einer der populärsten Männer seines Vaterlandes.

Zum ersten Male wieder seit Jahrhunderten fingen die Gelehrten und die Gebildeten an, sich um die Sprache der Väter zu bekümmern, welche wie ein Aschenbrödel unter dem Volke lebte, verdrängt aus dem Staat, aus der Gesellschaft, aus der literarischen Uebung, aus einer Position nach der andern, und in ihrem ausschließlichen Umgang mit geringen Leuten selbst verringert und verkümmert. Der Muth und das Vertrauen, mit welchem die Führer diesen unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten gegenübertraten, ist bewunderungswürdig. Die ersten Ziele der Bewegung waren wissenschaftlich-sprachliche. Denn das war es eben, was die Gegner derselben ihr vorwarfen, daß ihre Sprache nur ein regel- und zusammenhangsloses Nebeneinander von Dialecten und für den schriftlichen Gebrauch untauglich sei. Daher es vor Allem galt, sie für diesen Zweck wiederherzustellen, ihr eine Orthographie zu geben, übereinstimmend mit derjenigen des benachbarten Holland, wo die literarische Pflege der gemeinsamen Sprache genau in dem Augenblick begonnen, als sie in Belgien aufgehört hatte. Die Thatkraft, mit welcher Willems und seine Genossen ihr Unternehmen förderten, ist nicht minder erstaunlich, als der Heroismus, mit dem sie es begonnen. In weniger als zwei Jahrzehnten war auf diesem Gebiete wiedergewonnen, was in mehr als zwei Jahrhunderten verloren worden. Als die ersten Generationen der vlamischen Bewegung, als Willems (1846), Ledeganck (1847) und Van Rijswijk (1849) gestorben waren, da gab es wieder eine legitime vlamische Sprache, da gab es eine vlamische Literatur und Hunderte von Vereinen, welche, durch die vlamischen Provinzen verzweigt, sich die Verbreitung derselben angelegen sein ließen. Die Bewegung drängte naturgemäß auf die Reorganisation der sprachlichen und literarischen Gemeinschaft mit Holland. Der erste Gedanke dazu ging von der „vlamischen Gesellschaft" in Gent (het Vlaamsche Gezelschap) aus, an deren Spitze Rens, Heremans, Snellaert und Blommaert standen; und sie fand ihren Ausdruck in den literarischen Congressen, deren erster 1849 in der alten Hauptstadt von Ostflandern, in Gent stattfand. Präsident dieses ersten Congresses war der holländische Hofprediger Van der Hoeven. Statt der bisherigen Bezeichnungen „dietsch" oder „nederduitsch" nahm man als Collectivbezeichnung das Wort „nederlandsch" an. Man stellte die Volkseinheit,

als das Werk Gottes, der Staatseinheit, dem Werke der Menschen gegenüber und nannte fortan die Holländer: „Noord-nederlanders", die Vlamingen: „Zuid-nederlanders". Seitdem hat der Congreß alljährlich sich versammelt bald in einer holländischen, bald in einer Stadt Vlamisch-Belgiens, der zweite (1850) in Utrecht, der dritte (1851) in Brüssel, u. s. f. Ein gemeinsames Wörterbuch ward hergestellt, zu welchem Wilhelm III. und Leopold I. die Mittel aus ihren Privatschatullen bewilligten; eine reformirte Orthographie kam zu Stande, welche (1864) in Belgien durch Gesetz eingeführt ward, während ihre Geltung in Holland auf freiwilliger Annahme Seitens der Schulen, der Universitäten, der Presse beruht, so daß die Sprach- und Schreibeinheit zwischen Nord- und Südniederland vollkommen und der sog. „taalverbond", factisch durchgeführt ist.

Das aber gibt der vlamischen Bewegung ihren eigenthümlichen, so vielen Mißdeutungen ausgesetzten Charakter: daß die Majorität der Bevölkerung sprachliche Gleichberechtigung mit der Minorität verlangt; und daß bis zu einem gewissen Punkte diese Gleichberechtigung doch nicht möglich ist! Und doch steht die Majorität geistig nicht hinter der Minorität zurück, noch wird sie von derselben politisch vergewaltigt. Man bemühe sich nicht, nach irgend einer Parallele zu suchen. Ich wiederhole, diese hat keinen aggressiven Charakter. Die Nationalitäten in Belgien stehen sich nicht gegenüber wie die Nationalitäten in Böhmen, Mähren oder unseren ehemals polnischen Provinzen. Keine von beiden ist die herrschende, keine die unterjochte; keine kämpft um die Suprematie, welche hier niemals in Frage gekommen, da Vlamen und Wallonen ganz gleichmäßig an der Regierung theilnehmen, nicht nach Maßgabe der Nationalität, sondern einzig nach der der politischen Partei, welche jenen Unterschied nicht kennt.

Man hat wol der vlamischen Bewegung einen katholischen Beigeschmack vindiciren wollen; und der Gedanke liegt nahe. Denn die Masse der Vlamen macht das Landvolk aus; und das Landvolk beider Flandern ist überwiegend dem Einfluß der katholischen Geistlichkeit ergeben. Auch hat man in den Schriften Conscience's katholische Tendenzen gewittert und ist darin durch den Umstand bestärkt worden, daß es der Fürstbischof Melchior von Diepenbrock war, welcher zuerst in Deutschland auf den vlamischen Dichter hinwies und einige seiner kleineren Erzählungen selbst übersetzt hat (Neue Ausgabe, Regensburg 1871). Allein die Wahrheit ist, daß die vlamische Bewegung im Anfang gar keine politische Färbung hatte; wiewol sie sich nachmals der Parteitheilung, der in Belgien nun einmal Alles verfällt, nicht entziehen konnte. Thatsächlich gibt es gegenwärtig eine liberale und eine katholische Strömung innerhalb der vlamischen Bewegung; an der Spitze jener stehen die liberalen Städte Gent und Antwerpen, an der Spitze dieser steht Löwen. Der Willems-Fonds in Gent, mit seinen dreißig Zweigvereinen und gegen 4000 Mitgliedern, zur Förderung der vlamischen Literatur und Herausgabe alter Schriftwerke derselben, zur Veranstaltung von populär-wissenschaftlichen Vorlesungen in vlamischer Sprache und zur Anlage von vlamischen Volksbibliotheken, ist eine liberale Stiftung; und ihm gegenüber, als Organ der katholischen Richtung in der vlamischen Bewegung, steht zu den nämlichen Zwecken der David-Fonds, genannt nach dem Cano-

nicus David, weiland Professor der vaterländischen Geschichte an der katholischen Universität Löwen. Willems und David waren zu ihren Lebzeiten Freunde: sie hatten dieselben Tendenzen, waren gemeinschaftlich die Reformatoren der vlamischen Orthographie und saßen nebeneinander in den verschiedenen Commissionen und Gesellschaften, deren Streben auf Hebung der vlamischen Sprache, Literatur und Geschichtsforschung gerichtet war. Dieses Verhältniß charakterisirt, deutlicher als Worte vermöchten, das Wesen der vlamischen Bewegung.

Außerdem darf man ein anderes Moment nicht übersehen, welches auch politisch in's Gewicht fällt. Man hat bisher mit Recht die Unwissenheit des vlamischen Landvolkes dafür verantwortlich gemacht, daß letzteres zum willenlosen Werkzeug in der Hand der Priester geworden; und selbst ein so ruhiger Beobachter wie M. Hymans findet einen Hauptgrund für diesen niedrigen Bildungsgrad und seinen bedauerlichen Folgen darin, daß es an guten Büchern für den vlamischen Bauern fehle. Wer aber hat zuerst Anstalt gemacht, diesem Zustand abzuhelfen; welches Ziel muß hier in's Auge gefaßt werden und auf welchem Wege darf man hoffen, es zu erreichen? Da französisch die Sprache der Wissenschaft in Belgien ist, so hat es bisher kein anderes Mittel der Bildung gegeben, als diese. Wer aber zum vlamischen Bauern sprechen will, der muß vlamisch sprechen; und das war es, was die vlamische Bewegung gethan hat. Bis sie sich geregt, existirte für die Vlamen überhaupt keine Literatur, außer den Andachtsbüchern, und keinerlei Bildungsmittel, außer denen, welche die Geistlichen ihnen in die Hände gaben. Die vlamische Bewegung hat eine Literatur geschaffen, und zwar eine, die zunächst für das vlamische Volk selbst bestimmt ist; und mag immerhin der David-Fonds die katholischen Ideen vertreten, so kommt es doch jetzt vor Allem darauf an, daß das Volk sich überhaupt gewöhne zu lesen, ganz abgesehen davon, daß die Richtung jenes Fonds die der gemäßigten, verfassungstreuen Katholiken ist, während der Willems-Fonds sich offen und entschieden zu liberalen Grundsätzen bekennt und für die Verbreitung dieser unter der vlamisch redenden Bevölkerung Belgiens namentlich durch tüchtige Schriften belehrenden Inhalts wirkt. Wo aber Literatur ist, da ist Leben, und „wo Leben ist, da ist Hoffnung".

Dennoch blieb das Vorurtheil bestehen, welches in den maßgebenden wallonisch-liberalen Kreisen gegen die vlamische Bewegung geherrscht hat und eigentlich noch immer herrscht. Ein unverdächtiger Zeuge, der selbst diesen Kreisen angehört, Graf Goblet d'Alviella, mißbilligt den Widerstand, welchen das Ministerium Rogier-Frère (1857—1870) den an sich ziemlich bescheidenen und durchaus begründeten Forderungen der vlamischen Provinzen beharrlich entgegengesetzt hat. „Sie begingen das Unrecht," sagt der Graf[1]), „in dieser ganzen Bewegung (agitation) nur eine clericale Machination zu sehen, und trugen durch ihre systematisch verächtliche Behandlung von Reclamationen, welche zu befriedigen leicht und angemessen gewesen wäre, dazu bei, daraus eine Waffe für Gegner zu machen, welche immer bereit sind, sich hinter allen localen Oppositionen, allen vorübergehenden Unzufriedenheiten zu verschanzen." Mit

[1]) Cinquante ans de liberté, p. 102.

andern Worten: die Katholiken bedienten sich, vorübergehend, der vlamischen Bewegung als Werkzeug gegen die Liberalen; und ein Factum ist, daß erst das letzte katholische Ministerium den durch mehr als dreißig Jahre verschleppten Beschwerden der Vlamen gerecht geworden, indem es hinsichtlich des Gebrauchs der vlamischen Sprache in Gerichtswesen und Verwaltung das Gesetz gab, welches schon die Verfassung in Aussicht gestellt hatte. Man darf darum der vlamischen Bewegung nicht den Vorwurf machen, eine katholische zu sein, zu welcher nur der Fehler des liberalen Ministeriums sie für einen Augenblick gemacht hatte.

Seit den Gesetzen vom 17. August 1873 und 22. Mai 1878 können die Vlamen sagen, daß sie in ihrer eigenen Sprache Recht empfangen und verwaltet werden. Auch auf allen anderen Gebieten — mit Ausnahme des rein politischen — ist die Gleichstellung beider Sprachen längst erfolgt: in den Primärschulen wird der Unterricht in der am Ort herrschenden Sprache in allen Gemeinden ertheilt; in den Mittelschulen und Atheneen ist das Verhältniß ein dem doppelsprachigen Charakter des Landes angemessenes, ganz normales; die Sprache der Universitäten kann keine andere sein, als die französische, da diese die Sprache der Wissenschaft in Belgien ist. Doch lehren an der Staatsuniversität zu Gent auch zwei Professoren der vlamischen Geschichte und der vlamischen Literatur. Die belgischen Kammern votirten (schon in den 40er Jahren) beträchtliche Summen zur Herausgabe der alten vlamischen Schriftdenkmale. Die Akademie ertheilt ihre Preise gleichmäßig an die französischen und an die vlamischen Schriftsteller, an die französischen und die vlamischen Dramatiker Belgiens, das vlamische Theater blüht neben dem französischen (und mehr als dieses, wenn man die Production in's Auge faßt); und wenn das Ministerium Rogier-Frère die vlamische Bewegung nicht begünstigt, so hat doch der Erstere durch ministeriellen Erlaß (1860) die sog. „Lesecomité's" zur Hebung des vlamischen Theaters in's Leben gerufen, und der Andere durch die Festungserweiterung Antwerpens den Raum geschaffen für das neue imposante vlamische Schauspielhaus, welches auf einem mächtig weiten Platze, dem neuen Parke gegenüber gelegen, eines der schönsten öffentlichen Gebäude der schönen Scheldestadt ist. Das „Nationaal Tooneel" — das nationale, d. h. vlamische Theater — in Brüssel ist sogar das größte von allen Theatern dieser Stadt; es faßt gegen 3000 Zuschauer, und während der Feste spielten hier abwechselnd zwei vlamische Schauspielergesellschaften, die von Brüssel und die von Antwerpen. Da sahen wir „Siska Van Roosemaal", ein Singspiel nach der einfachen und rührenden Geschichte Conscience's von Van Peene bearbeitet; ferner „De Familie Dyckmans" von Ondereet und „De Visschers van Blankenberghe" von Sleekx. Auch Opern von vlamischen Componisten und Schauspiele mit Gesang sind hier gegeben worden, unter letzteren (im Winter 1877 auf 78) das Drama „Charlotte Corday", nach dem Roman von Karl Frenzel, von Ernst Van der Ven, einem der geschätztesten von den jüngern vlamischen Novellisten und Dramatikern, mit Musik von Peter Benoit [1]). Man kann sich denken, wie freudig es

[1]) Partitur und Clavierauszug sind bei Schott frères, Bruxelles, erschienen.

mich überrascht hat, dem Namen meines Nichts ahnenden Berliner Freundes mitten in der vlamischen Bewegung zu begegnen!

In der That, so groß ist das Kraftgefühl dieser Rasse, daß es, einmal geweckt, sich nicht mehr begnügte mit den hergebrachten Formen der Thätigkeit, sondern gleichsam über die Ufer trat und alle Gebiete des Lebens und der Kunst befruchtete. Der künstlerische Impuls ging von Antwerpen aus, welches ganz die Stadt der vlamischen Renaissance ist, auch äußerlich; denn kaum daß man im modischen Mittelpunkt derselben, wo die Läden und Magazine sind und die Fremden verkehren, das Französische bemerkt — und jedenfalls wol nicht mehr als bei uns unter den Linden (wo mich immer ein Schild sehr amüsirt: „Bister, chemisier français“); nach der Peripherie hin verliert es sich vollständig, und die Straßennamen, die Schildinschriften, die Menschen und ihre Sprache sind da ganz vlamisch. Hier in Antwerpen auf altvlamischem Boden, unter einer rein vlamischen Bevölkerung lebten noch die Erinnerungen an den großen Meister Rubens, und im Anschluß an ihn und in Opposition gegen den französischen Classicismus David's bildete sich die neuere belgische Malerschule, deren Häupter Wappers († 1874) und Leys († 1869) waren; und wenngleich andere Richtungen sich daraus abgezweigt haben, als deren bekanntesten Vertreter Gallait, der Romantiker, und Stevens, der ganz Moderne, genannt sein mögen: so haben sie doch alle das Erbtheil ihrer Vorfahren, die Farbe, und einen gewissen unterscheidenden Familienzug bewahrt. Wer in Brüssel das schöne neue Gebäude betrat, in welchem unter dem Namen der „Exposition historique“ das künstlerische Gesammtergebniß der letzten 50 Jahre vereinigt war, dem konnte zunächst dieser einheitliche Zug nicht entgehen, welcher auf unseren Ausstellungen so oft vermißt wird. In allen Bildern sprach sich das wirkliche Leben aus, welches das belgische Volk während dieses Zeitraumes gelebt: seine Erinnerungen an die Vorzeit, seine treue Liebe zum Vaterlande, zu dem eng umgrenzten Bezirk der Heimath, der Stadt, des Dorfes, des Hauses; die Landschaft und das Genre, die Historie, das Porträt — überall die belgische Physiognomie, der belgische Himmel, die belgische Luft. Rom und Neapel, Alpen und Lagunen waren wenig da; desto mehr die Schelde, die Seeküste, die Straßen und die Häfen, die jeder Belgier als die seinen kennt. Die früheren Meister, aus den dreißiger und vierziger Jahren, wandten sich mit Vorliebe der vaterländischen Geschichte zu, sie malten Erasmus und Carl V., Philipp den Schönen und Maria von Burgund, Egmont und Hoorn, das Compromiß der Edlen und die Pacification von Gent. Die Neueren inspiriren sich an der Gegenwart; sie malen Rogier, der die Lütticher zum Kampfe führt und die Befreiung der Schelde; sie malen Scenen aus Conscience, z. B. „was eine Mutter leiden kann“, und die Actualitäten des Tages, z. B. den Vorüberzug der Schulen bei Gelegenheit der silbernen Hochzeit des Königs und der Königin (1878) — ein Bild voll so lieblicher kleiner Mädchen, daß man ein jedes hätte nehmen und in die Höhe heben mögen, wie sie lachend und lebendig aus dem Rahmen herauszutreten schienen. Sie malen die Thiere des Feldes, die Hunde, die Katzen, die sammtenen und seidenen Stoffe der Damen und rufen die Zeiten der Potter und Breughel wieder in's Gedächtniß.

Auch der Musik hat die vlamische Bewegung sich bemächtigt; und auch hier ist Antwerpen das Lager der Nationalen, unter Führung von Peter Benoit, dem Director des Conservatoriums. Was die vlamische Bewegung mit der Musik zu thun hat, ist freilich auf den ersten Blick nicht erkennbar; es müßte denn sein, daß die Componisten dieser Schule sich durch die Wahl ihrer Texte zu Cantaten, Oratorien und Opern unmittelbar an das nationale Gefühl wenden wollten. Das hat übrigens der von dieser Richtung verketzerte Gevaert, Director des Brüsseler Conservatoriums, bei seiner schönen Artevelde-Hymne gethan, während Benoit, wie bereits gesagt, eine Charlotte Corday componirt hat; und obendrein hat Gevaert vor Benoit das größere musikalische Talent und den vlamischen Namen voraus, wenn es denn doch einmal darauf ankommt. So weit ich urtheilen kann, schließt sich die neuere Richtung in musikalischer Hinsicht an Wagner an, mit dessen Schule sie zudem nicht nur den Fanatismus, sondern auch die Methode gemein zu haben scheint, diejenigen Gegner, welche sie durch ihre Musik nicht überzeugen kann, mit ihren Brochüren todt zu schlagen. Eine solche Schrift (von Edward Keurvels) ward auch am zweiten Tage des Brüsseler „Festivals" (28. Juli) vertheilt, als Benoit's Cantate „De Oorlog" (Der Krieg) zur Aufführung kam. Wir haben darin den ganz vernünftigen Satz gefunden: „Ohne eigne Sprache keine eigne Kunst." Wenn die Musik nur dadurch besser geworden wäre! Wir begreifen wohl, daß jede nationale Kunst, und also die Musik auch, im nationalen Bewußtsein wurzeln muß, aus welchem sie sich durch tausend unsichtbare Canäle nährt. Aber nach einem Programm läßt sich das nicht machen. Das scheint mir der Irrthum der vlamischen Musikschule zu sein: nicht in den Argumenten liegt er, sondern in den Schlüssen, die sie daraus zieht. Aber wenn auch das Argument mehr für die Kraft der vlamischen Bewegung als die der vlamischen Musik oder Musikschule spricht, so zeigt doch auch diese, wie mächtig die Geister von ihr ergriffen sind.

Freilich würde die neue Schule mehr zur Wiedererweckung des nationalen Geistes in der Musik gethan haben, wenn sie sich, anstatt ihren eigenen unfruchtbaren Speculationen nachzuhängen, lieber an die altniederländischen Meister ihrer Kunst angeschlossen hätte, welche während des 15. und 16. Jahrhunderts „die musikalische Führung" in Europa hatten, und deren Erbschaft dann erst an die Italiener überging; wenn sie sich der lieblichen alten Volksmelodien erinnert hätte, deren Anmuth und Wohllaut schon Guicciardini preist und bei deren Anhören Cavallo, der venetianische Gesandte am Hofe Carl's V., ausrief: „Die Niederlande sind heute die Quelle der Musik." Eduard Hanslick, welcher als Preisrichter den musikalischen Festlichkeiten in Brüssel beiwohnte, beklagt mit Recht, („Neue Freie Presse", 15. August 1880), daß man den alten Niederländern, bis einschließlich Orlando Lasso, einen so kargen Raum gegönnt im Programme jenes Festivals — sechs Minuten von drei Concerttagen! Ich fand den berühmten Wiener Musikgelehrten, mit welchem ein freundliches Geschick mich in Brüssel und nachher zu längerem, behaglichen Aufenthalt an der Seeküste zusammenführte, ganz zerschmettert von den Nachwirkungen der neueren „vlamischen" Musik, woraus ich kein Geheimniß zu machen brauche, da er sich in den Berichten an seine Zeitung deutlich genug darüber ausgesprochen hat.

„Der ‚Oorlog' dauerte," heißt es da, „von 2 Uhr bis 6 Uhr und hat, trotz einzelner Schönheiten, einen niederdrückenden, ja niederwerfenden Eindruck auf mich gemacht. Die Composition ist von einer Maßlosigkeit ohne Gleichen." Von Gevaert's „Artevelde" dagegen sagt Hanslick, daß er ihm unter allen Compositionen des dreitägigen Musikfestes den reinsten und erfreulichsten Eindruck hinterlassen habe; und er fügt hinzu: „Obwol einen vlamischen Helden feiernd und eine vlamische Volksmelodie mit großer Wirkung einflechtend, wendet sich Gevaert's Cantate doch keineswegs an irgend eine Rassen-Sympathie, sondern an das musikalisch gebildete Publicum von Europa."

So weit ist die Kritik durchaus berechtigt, und weiter in der That ist Hanslick nicht gegangen. Aber ganz andere Dinge haben die armen Antwerpener zu hören bekommen, als sie zur Aufführung des „Oorlog" in ihrem ganzen vlamischen Staat in der Hauptstadt einzogen. „Der Oorlog", so ließ sich das leitende der dortigen Blätter aus, „hat sein besonderes Personal, mit vlamischen Titeln geschmückt, welche uns imposant, aber widerwärtig erscheinen. Den Präsidenten der Brüsseler Musikgesellschaft finden wir erwähnt unter der beunruhigenden Rubrik: „Aafgevaardigden van het Brussels comiteit", und qualificirt als „voorzitter"... Wir finden ein „bureel der damen" und die „damen" sind eingetheilt in „Mejuffrouw" und „Mejuffer" u. s. w. Wir, unsererseits, finden, daß diese Bemerkungen wenig geschmackvoll und auch nicht einmal sehr geistreich sind; denn es ist billig, sich über eine Sprache lustig zu machen, die man nicht versteht. Lasse man doch den Vlamen das Vergnügen, vlamisch zu reden! Kritisire man ihre Musik, aber kritisire man nicht ihre Sprache! Dazu hat Niemand das Recht. Als Ende Juli ein neues Wachsfigurenkabinet in Brüssel eröffnet ward, in welchem neben allen möglichen Celebritäten auch die Bilder von Benoit, Conscience und Emanuel Hiel aufgestellt waren, äußerte dasselbe Blatt: „Es scheint, daß die „Vlamelei" (le flamingantisme [1]) die Hand im Spiele gehabt habe bei der Begründung des Museums." Als ob dem Belgier sein Conscience nicht mindestens ebensoviel werth sein dürfte, als Jacques Offenbach und Sarah Bernhardt!

Diese kleinen, sich stets wiederholenden Bosheiten sind es, welche den Vlamen, obwol er sonst Alles erreicht hat, was ihm seiner Natur und der belgischen Verfassung gemäß nur irgend erreichbar ist, doch in dem Gedanken bestärken, neben dem „fransquillon" noch immer die zweite Rolle zu spielen. In den Beschreibungen, welche die Zeitungen der erwähnten Art von der Cavalcade des 18. August brachten, waren die französischen Lieder (von Hymans), welche bei dieser Gelegenheit gesungen wurden, vollständig abgedruckt, der vlamischen (von Hiel) aber nicht einmal überall Erwähnung gethan [2]). Kein Wunder, daß der Vlame, geflissentlich übersehen oder zurückgesetzt von einflußreichen Organen seines eigenen Landes, sich verletzt fühlt.

[1]) Dem „flamingant" mit vlamischen Neigungen wird der „fransquillon" mit französischen gegenübergestellt.

[2]) Der „Moniteur Belge" vom 20. August — und das ist wiederum ein Zeichen für die Gerechtigkeit und Unparteilichkeit der Regierung, theilte jedoch die Texte beider, sowol der französischen als der vlamischen Lieder, mit.

Ein derartiges Verfahren ist aber auch nicht einmal politisch klug. Der vlamische Theil der Bevölkerung darf den Anspruch erheben, von dem französisch redenden Theil derselben nicht nur in staatlicher Hinsicht, sondern auch in seinen geistigen Bestrebungen als gleichberechtigt angesehen zu werden; er darf insbesondere von der belgischen Presse verlangen, daß sie seine Literatur und Sprache respectire. Je mehr die Liberalen thun, um die berechtigten und vernünftigen Wünsche der Vlamen zu erfüllen und ihren Beschwerden, wo sie gegründet sind, Abhülfe zu gewähren, desto besser; desto mehr werden sie in der Lage sein, ihren übertriebenen Forderungen erfolgreich zu begegnen und überall da, wo das Staatswohl in Frage kommt, ihnen ein vernehmliches: „Bis hierher und nicht weiter!" zuzurufen.

Der Vlame, welcher das Ueberwuchern des französischen Elements beklagt, darf sich darum von einer ganz offenbaren Mitschuld an diesem Zustand nicht freisprechen. Aus ihrer historischen Position im belgischen Staatsleben wird die französische Sprache sich ein für allemal nicht mehr verdrängen lassen. Aber daß sie zu einer Macht geworden, welche selbst die vlamische Gesellschaft beherrscht, das kann doch nur darin seinen Grund haben, daß man sich früher ihr allzu widerstandslos hingegeben und jetzt entweder nicht den rechten Willen hat, oder nicht das rechte Mittel anwendet, um sich davon zu befreien. Die Wallonen, auf sich beschränkt, würden in geistiger Hinsicht bald ebenso sehr vereinsamen. Sie leben das französische Geistesleben mit, welches ihnen beständig die Strömungen einer großen Literatur zuführt; diesem Einfluß könnten die Vlamen in ihren Kreisen das Gleichgewicht nur halten durch den Gegensatz des deutschen Geisteslebens, welchem sie durch die Wendung ihrer politischen Geschicke im 16. Jahrhundert entfremdet worden sind und nachher sich nur wenig wieder genähert haben. Der Vlame steht der deutschen Literatur viel fremder gegenüber als der Holländer. In Holland wird, neben dem Französischen, außerordentlich viel deutsch gelesen, deutsche Bücher und deutsche Zeitschriften gehören dort ganz allgemein zu den Elementen der Bildung. In der Hauptstadt von Ostflandern, dem vollständig vlamischen Gent, fand ich in den prächtigen Lehrzimmern des vornehmsten Clubs — „Société de Concorde" — alle französischen und die hauptsächlichsten englischen Revuen, aber nicht eine deutsche; und doch sollte für die Vlamen Deutschland das geistige Hinterland sein, wie Frankreich es für die Wallonen ist. Wenn Herr Frère-Orban den Wunsch eines regeren geistigen Verkehrs zwischen Belgien und Deutschland geäußert, so scheinen die Wallonen ihn mehr berücksichtigt zu haben, als die Vlamen. Kaum gibt es ein französisch-belgisches Haus von einiger Distinction, in welcher die Kinder nicht deutsch lernen; und bei den Wallonen Lüttich's fand ich jedenfalls nicht weniger Kenntniß der neueren deutschen Literatur, als bei den Vlamen Antwerpens oder Brüssels.

Man gefällt sich zuweilen in der unklaren Vorstellung, daß Belgien mit seiner halb germanischen, halb romanischen Bevölkerung, als Grenz- und Uebergangsland zwischen den beiden mächtigen Nachbarreichen eine Art von internationaler Mission und vermittelnder Stellung habe. Worin aber soll diese Vermittelung bestehen und was soll vermittelt werden? Als neutraler

Staat hat Belgien immer seine Schuldigkeit gethan. Es hat den politischen Flüchtlingen beider Nationen unterschiedslos die Gastfreundschaft des Exils gewährt; es hat im Kriege von 70/71 die Kranken und Verwundeten Beider mit der gleichen Liebe gepflegt, und ihren Todten ein Grab in der gleichen Erde gegeben. Es würde den Thatsachen wenig entsprechen, wollte man aus der Doppelnatur dieses Volkes irgend welche Consequenzen ziehen und etwa glauben, daß — im politischen Sinne — die vlamische Hälfte sich besonders zu Deutschland, die wallonische zu Frankreich hingezogen fühle. Vielmehr hält der französische Belgier darauf, nicht mit dem Franzosen verwechselt zu werden, von welchem er wol die Höflichkeit und die guten Manieren hat, sonst aber merklich unterschieden ist: er blaguirt nicht. Es ist, als ob die Nachbarschaft und der Einfluß des vierschrötigen tüchtigen Vlamen in dieser Hinsicht temperirend auf ihn gewirkt habe. Freilich neigten einmal in den Frühlingstagen der belgischen Unabhängigkeit die Sympathien des liberalen Wallonenthums nach Frankreich hin; aber sie haben sich beträchtlich abgekühlt seitdem, von den Einmischungsversuchen Louis Philippe's in den vierziger Jahren an bis zu den Ereignissen jüngeren Datums, welche noch in frischer Erinnerung leben: der Luxemburger Frage (1867), dem Vertrage der französischen Ostbahngesellschaft (1869), endlich dem Vertrage Benedetti — das Jahr 1870 bedeutet auch hier einen Umschwung, und heute sind die Freunde Deutschlands in Belgien da, wo Freisinnigkeit und Intelligenz sind, ganz unabhängig davon, ob vlamisch oder wallonisch. Eben deswegen können wir, auch von unserem Standpunkt aus, Nichts lebhafter wünschen, als die rückhaltslose Vereinigung der beiden Stämme, deren schöne Aufgabe, nach unserer Ansicht, viel weniger in irgend einer internationalen Vermitteluug, als darin besteht, der Welt das Beispiel eines freien, und auf Grund der Freiheit blühenden Staatswesens zu geben.

Während der belgischen Festtage ward in Brüssel von der politischen Gesellschaft „de Veldbloem" (staatkundige Volksmaatschappij van Belgie's Hoofdstad) ein Schriftchen in vlamischer Sprache ausgegeben, datirt „vom 65. Jahrestag von Waterloo", und auf seinem Titelblatt mit den belgischen und holländischen Fahnen unter zwei in einander ruhenden Händen geschmückt. In dieser durch Straßenverkauf verbreiteten Schrift hieß es (p. 16): „Die vlamische Bewegung hat ein doppeltes Ziel: sie fordert, auf Grund der Verfassung von 1831, die Beseitigung aller vlamischen Beschwerden, und sie verlangt, auf Grund des allgemeinen Völkerrechts, die offenherzige Verbrüderung und ehrliche Versöhnung von Holland und Belgien, von Nord- und Südniederland. Die Bewegung will die staatliche Scheidung beider Reiche; denn es kann und muß ein holländisches und ein belgisches Volk, aber nur eine niederländische Nation bestehen." Wenn dieses das letzte Wort der vlamischen Belgier ist, so wollen wir ihm das eines wallonischen Belgiers, das des Herrn Potvin gegenüberstellen, welcher in einer seiner Vorlesungen vor einem großen, aus den gebildetsten Kreisen der Hauptstadt zusammengesetzten Publicum im Rathhause zu Brüssel gesagt hat: „Immer haben Wallonen Partei genommen für die vlamische Sache und Vlamen für die Redefreiheit der Wallonen, so daß, über den vorübergehenden Kämpfen die allgemeine Geschichte das Einverständniß der beiden Rassen bestätigt, Europa

die Unabhängigkeit des gemeinsamen Vaterlandes aufzuerlegen und in diesem die Gleichheit der Rechte für Alle aufrecht zu erhalten und auszuüben."

Seit Jahrhunderten ist der gebildete Vlame gezwungen gewesen, in zwei Sprachen zu reden: in der einen mit seinem Gott, seinen Kindern, seinen Hausgenossen und seinem Volke; in der andern mit der Regierung, seinen politischen Freunden oder Gegnern und der Welt im Allgemeinen. Ohne Zweifel ist es ein Uebelstand, und mag lange noch als solcher empfunden werden, daß in den wichtigsten Angelegenheiten des öffentlichen Lebens die Majorität die Sprache der Minorität sprechen soll. Aber Völker wie Individuen wählen sich ihr Schicksal nicht immer selbst; und auch im Staatsleben gibt es ein Recht der Verjährung. Wenn das Verhältniß in vielhundertjähriger Uebung sich also gestaltet hat, so muß demselben wol entweder eine zwingende historische Nothwendigkeit zu Grunde gelegen, oder die staatsbildende Kraft der Vlamen muß nicht ausgereicht haben, es zu hindern; und in der That, wenn der vlamische Theil der Bevölkerung als der dichterisch begabte, der eigentlich productive Belgiens erscheint, so darf nicht in Abrede gestellt werden, daß der politisch führende der wallonische Theil ist. Wallonisch sein heißt in Belgien die Zeit verstehen und ihren Anforderungen gerecht werden; der Liberalismus stützt sich auf das Wallonenthum, womit jedoch nicht gesagt werden soll, daß vlamisch unbedingt gleichbedeutend mit anti-liberal sei. Manch' ein ländlicher District in Flandern und die beiden vornehmsten vlamischen Städte, Gent und Antwerpen, stehn treu zur Sache des Liberalismus. Immer waren hervorragende Vlamen unter den liberalen Berathern der Krone. Bis zur Staatsfeindlichkeit oder Abdication hat sich der Gegensatz nie gesteigert. Niemals haben die Vlamen sich geweigert, ihre politische Pflicht zu erfüllen; niemals sind die vlamischen Deputirten den Kammersitzungen demonstrativ fern geblieben; und eine Zeit war, wo die Wallonen ganz allgemein ihre Kinder in vlamische Familien, und Vlamen ihre Kinder in wallonische Familien gaben, um sie die beiden Sprachen lernen zu lassen: eine Sitte, die sich bis an's Ende des 18. Jahrhunderts erhielt. Erst seitdem und in Folge der neueren großen Ereignisse, sind die latenten Gegensätze schärfer hervorgetreten. Die Zeit, die große Vermittlerin zwischen Allem, was lebensfähig und darum lebensberechtigt ist, wird sie wieder auf ihr richtiges Maß und Gleichgewicht herabstimmen. Denn etwas Bindendes, Schöpferisches, um nicht zu sagen Providentielles muß doch in diesem Antagonismus der Kräfte liegen, daß er noch nach Jahrhunderten sich mächtig erwies, einen Staat hervorzubringen, welcher der individuellen Entfaltung den weitesten Spielraum gewährt, und selbst in den heftigsten Parteikämpfen bis jetzt immer damit ausgereicht hat, der Leidenschaft das Gesetz und der Ausschreitung die Meinung des Landes entgegenzuhalten. Freilich beruht diese relative Vollkommenheit und Sicherheit seiner Existenz, inmitten einer großen Zahl innerer Gefahren, zum Theil auf Bedingungen, die außerhalb seiner Machtsphäre liegen. Möge nie der Tag kommen, an welchem eine Verschiebung der Interessen ihm unheilvoll wird! Denn um eine schöne Illusion würde die Menschheit ärmer sein, wenn der belgische Staat jemals aus der Ordnung der Dinge wieder verschwinden könnte.

Ueber die Entwickelung der Gesellschaft

bei verschiedenen Nationen Europa's.

Von

Karl Hillebrand.

Das Wort Gesellschaft wird in verschiedenem Sinne gebraucht. Die Staatswissenschaft meint damit die Gemeinschaft der staatlich verbundenen Menschheit in der Unterhaltungssprache gewisser vornehmer Kreise in Paris und London bedeutet das Wort eine Verbindung von Sippschaften, deren Hauptsorge es ist ihre Thüren geschlossen zu halten, damit sie das wichtige Geschäft des Sich amüsirens unter sich betreiben können. Hier soll weder von Rousseau's Gesellschaft, noch von der hauptstädtischen Societät die Rede sein; sondern von der Gesammtheit der Stände, welche die Träger jeder nationalen Cultur sind, diese eigentlich erst produciren und auch vorzugsweise consumiren, der Stände, welche der nationalen Thätigkeit vorstehen, Staat und Religion, Handel und Gewerbe Literatur und Wissenschaft leiten, kurz, von jener ganzen Schicht der Nation die man in Deutschland bezeichnender Weise „die Gebildeten" zu nennen pflegt Der Charakter und der Habitus dieser Gesellschaft hat sich bei den verschiedenen Nationen zu verschiedenen Zeiten festgesetzt, unterm bestimmenden Einfluß hier dieser, dort jener besonderen Classe, unterm Vorherrschen bald des einen, bald des anderen Interesses. Es ist offenbar von nicht geringer Bedeutung, ob eine nationale Gesellschaft sich im 16. oder im 18. Jahrhundert constituirt hat, ob Bürgerthum oder Waffenadel dabei die ausschlaggebende Rolle gespielt, ob sie sich unterm Princip der Kunst oder der Religion, des Staats oder der Wissenschaft gebildet hat. Es dürfte von Interesse sein, diesem verschiedenen Entwickelungsgang bei verschiedenen Nationen zu folgen, wäre es auch nur auf der Hauptstraße und ohne unterwegs zu verweilen, oder gar in die hundert Seitenwege einzubiegen, die von allen Seiten laden.

I.

Das Mittelalter kannte keine nationale Gesellschaft. Sein ganzer Geist war ein universeller: die Religion, die Wissenschaft, ja selbst die Staatsform war eine und dieselbe in Europa; sogar in der Literatur war der Stoff wenigstens

ein allen Nationen gemeinsamer. Auf der anderen Seite war jede Nation ge-
spalten in streng abgeschlossene Stände: das Bürgerthum stand der Geistlich-
keit, diese dem Ritterthume unvermittelt gegenüber. Und die Dialekte hinderten
den geistigen Verkehr zwischen Provinz und Provinz, oder nöthigten wieder zum
Gebrauch des Latein, d. h. eines universellen Werkzeugs, welches die Aeußerung
des Nationalgeistes kaum aufkommen ließ. Erst mit der Renaissance begannen
nationale Gesellschaften sich zu entwickeln: denn erst mit der Renaissance be-
gannen die europäischen Völker sich wirklich in Nationen zu gliedern, diese ihre
sprachliche und staatliche Einheit auszubilden, begannen die gebildeten Stände
sich einander zu nähern, Gedanken und Gefühle auszutauschen, miteinander zu
handeln, zu leben, sich für gemeinsame Interessen zu erwärmen.

Italien war hier allen Nationen voraus, wenn es auch noch keinen Na-
tionalstaat bildete, wie die geeinten Reiche von Spanien, England und Frank-
reich am Ende des 15. Jahrhunderts. Aber es fühlte sich seit dem letzten
deutschen Römerzuge als eine unabhängige Nation wie einst Griechenland den
Barbaren gegenüber. Seine Schriftsprache war schon ein Menschenalter früher
als solche anerkannt von den Alpen bis zum Passaro; vor Allem die Standes-
unterschiede unter Gebildeten hatten fast ganz aufgehört, als die Wiederbelebung
des classischen Alterthums ihnen Allen ein gemeinsames Interesse gab. Es war
aber nicht das Heer, noch die Geistlichkeit, es war der Bürgerstand — i popolani
grassi —, insbesondere der handeltreibende Bürgerstand, welcher die anderen
Stände an sich heranzog, in sich aufnahm, oder sie doch mit seinem Geiste
tränkte. Die italienische Gesellschaft der Renaissance war eine städtische, und sie
ist es geblieben. Es waren die Städte, welche im geistigen wie im staatlichen
Leben im Vordergrund standen: Mailand und Genua, Venedig und Florenz, Bologna,
Pisa, Siena, Perugia. Einige unter ihnen waren im 15. Jahrhundert und bis
in den Beginn des 16. europäische Großmächte, etwa von der Bedeutung der
Niederlande im 17. Jahrhundert. Und in den meisten dieser Städte hatte der
großhandeltreibende Bürgerstand schon frühe den Waffenadel deutschen Ursprungs
überwältigt, sich selber der Herrschaft bemächtigt: wer weiß nicht aus Dante's
Beispiel, daß in Florenz kein Adliger am Staatswesen theilnehmen durfte, der
sich nicht vorher entadelt, einer Zunft hatte zuschreiben lassen? Und die Heere,
mit denen jene Staaten ihre unblutigen Schlachten schlugen, waren keine Pflanz-
schulen eines neuen Adels. Wenig angesehen, aus niederem Volke recrutirt, von
geringem Einfluß auf den Staat, blieben sie stets im Verhältniß der Abhängig-
keit zu den Stadtherren. Selbst wo ihre Generale, meist Männer gemeiner
Herkunft, sich gegen Ende jener Zeit der Gewalt bemächtigten, wie die Sforza
in Mailand, bildeten ihre Officiere keinen Waffenadel, der die Gesellschaft der
Städte beherrscht hätte. Aehnlich war's mit der Geistlichkeit. Bei der allge-
meinen Verweltlichung der Bildung war ihr Einfluß ein geringer, auch gesell-
schaftlich war sie in keinem Sinne tonangebend, genoß keiner privilegirten Stel-
lung, keiner besonderen Verehrung. Sie ging eben wie alle anderen Classen im
Bürgerthume auf, aus dem sie auch meist hervorging: war ein Prälat beson-
ders angesehen, so war's seine Gelehrsamkeit, seine Persönlichkeit, seine Ver-
bindung mit bedeutenden Bürgern, nicht seine geistliche Würde, welche

ihm das Ansehen verschafften. Wer sich im Staate, in der Literatur, der Kunst hervorgethan, gehörte fast ausschließlich dem Bürgerstande an: Petrarca war der Sohn eines Notars, Boccaccio der eines Kaufmanns, Machiavelli, Guicciardini waren bürgerlicher Herkunft. Auch nachdem sich einzelne Familien zu Dynastien, oder Gruppen von Familien zu Oligarchien ausgebildet, fuhren sie fort, Handel zu treiben, nicht immer zum Vortheil des Staates, den sie zugleich verwalteten, und das Verhältniß zu den thatsächlichen Unterthanen blieb in der Form das von Mitbürgern zu Mitbürgern. Cosimo de' Medici war mehr Freund als Beschützer Donatello's und Brunnelleschi's, und der Umgang seines Enkels Lorenzo mit den Pulci und Angelo Poliziano war auf dem Fuße vollständiger Gleichheit. Es waren doch eben keine fremden Eroberer, wie anderswo und früher in Italien selber, noch hatten ihre Vorfahren seit unvordenklichen Zeiten ein getrenntes, unnahbares Dasein geführt. Man war miteinander aufgewachsen, hatte Geschäfte miteinander gemacht, die Fiction, daß die Herren nur unter Zustimmung des gesammten Volkes herrschten, ward noch aufrechterhalten. Daher der Ton vollständiger Gleichheit, der in diesen Kreisen galt. Und nicht nur in Florenz, selbst in Ferrara, dem einzigen Staate Oberitaliens, dessen Fürsten noch dem Adel der Eroberer angehörten, herrschte ein solcher Ton, wenn auch weniger frei. Das Beispiel der Städte wirkte eben durchaus bestimmend. Und diese demokratische Gleichheit hat sich, äußerlich wenigstens, bis auf unsere Tage erhalten. Nirgends bestehen im täglichen Verkehr weniger conventionelle Formen als in Italien; man sucht sie nur bei großen Staatsangelegenheiten hervor: im übrigen Leben herrscht ein vertrauliches Sichgehenlassen, das bei dem durch uralte Cultur gezüchteten Volke selten in Unschönheit ausartet. Natürlich aber auch hatte und hat diese italienische Gesellschaft, trotz allen Mutterwitzes, aller Heiterkeit und natürlichen Anmuth nicht den Reiz, den die französische, die spanische, wie wir sie aus den Lustspielen und Romanen des 16. Jahrhunderts herauslesen, in so hervorragender Weise besitzen und der darin besteht, sich innerhalb conventioneller Formen frei zu bewegen, dieselben geschmeidig und sich dienstbar zu machen, die Persönlichkeit trotz ihrer zur Geltung zu bringen, Alles zu sagen, ohne sie zu verletzen, woraus denn ein höheres Spiel wird, das seine Gefahren wie seine Vorzüge hat, und von der bequemen Gemüthlichkeit so ferne ist, als das Sonett vom Knittelvers. Knittelverse wie die des „Faust" und des „ewigen Juden" sind freilich alle Sonette Petrarca's werth; aber selbst ein Goethe wagt nicht immer sich ihnen zu überlassen und greift selber zum Sonett: fühlt er doch sehr wohl, daß eben „wenn sich die Geister gar gewaltig regen", die Beschränkung sich lieben lernt. Im Grunde aber ist es „so mit aller Bildung auch beschaffen".

Jene gesellschaftliche Gleichheit, die keine Oberen anerkannte, wenn sie sie auch thatsächlich gewähren ließ, war im Italien des 15. Jahrhunderts mit einer seltenen Einheit der Bildung verbunden. Nicht länger waren die Menschen getheilt in Kaufleute, Staatsmänner, Gelehrte, Künstler: jede Specialität erwuchs auf dem Boden gemeinsamer Bildung. Wer kann sagen was einen Niccolò da Uzzano mehr in Anspruch nahm, sein Wollengeschäft, die Staatsangelegenheiten, welche der Kreis ihm verbündeter Familien noch leitete, die Arbeiter

seines Freundes Donatello oder die Universität (studio), die er auf eigene Kosten zu gründen unternommen? Selbst die Frauen nahmen vollen Antheil an dieser Bildung und dieser Gesellschaft. Noch war die klösterliche Erziehung eine Ausnahme. Die Patriziertöchter wurden mit den Brüdern gemeinsam daheim unterrichtet im Griechischen, Lateinischen, der Mathematik. So gähnte nirgends die Kluft, die heutzutage die Geschlechter trennt; und der moderne Blaustrumpf konnte nicht aufkommen: er ist ja ein Product des unnatürlichen Zustandes, welcher die Frauen von der Männerbildung ausschließt, diejenige, welche sich diese Männerbildung auf eigene Hand erwirbt, in ihrem Geschlecht vereinzelt, sie so als „unweiblich" erscheinen läßt, und wirklich „unweiblich" macht. Recht im Gegentheil war, wie Janitschek schön sagt, den Frauen der Renaissance „die Bildung der Zeit nur zum Werkzeug geworden, das weibliche Naturell zu glänzendster Entfaltung zu bringen . . ., nicht Ergebniß äußerer, conventioneller Erziehung, sondern Harmonie, die aus einem Zusammenwirken aller Kräfte der weiblichen Natur hervorgeht." [1]) Wohl mochte Ariost von seiner Zeit rühmen:

Ben mi par di veder ch' al secol nostro
Tanta virtù fra belle donne emerga,
Che può dar opra a carte ed ad inchiostro,
Perchè nei futuri anni si disperga.

Denn sie sind zahlreich, jene hochgebildeten Frauen des 15. Jahrhunderts, welche an der Unterhaltung, den geistigen Genüssen, den Geschäften sogar der Männer vollen Antheil nahmen, aber es ist keine darunter, die darum aufgehört hätte ganz Frau zu sein. Man denke an Lucrezia Tornabuoni, die Dichterin und Dichterfreundin, die Mutter Lorenzo's de' Medici, welche selbst die Erziehung des begabten Sohnes geleitet, dem großen Hause, dessen Chef Piero fast immer leidend war, sorgsam und klug vorstand und man lese den reizenden Brief, in welchem sie die Schönheit ihrer künftigen Schwiegertochter, Clarice Orsini, mit weiblichem Kennerauge analysirt. Ist sie nicht Weib in Allem? Die Weise wie Sandro Botticelli die junge Albizzi, auf den herrlichen Fresken der Villa Lemmi bei Florenz, mit Pico della Mirandola in Verbindung bringt, beweist doch wol, — wenn auch kein Chronist oder Briefschreiber der Zeit uns über die Optimatentochter eine jener Notizen gebracht, deren wir soviele über Andere ihres Gleichen besitzen, — daß der schöne Wunderjüngling, der alles Wißbare seiner Zeit wußte, ein Hausfreund und Gespiele des holden Mädchens war. Und außerhalb Florenz — blieb nicht Caterina Cornaro, auch nachdem sie ihre cyprische Krone niedergelegt und wieder eine einfache venetianische Patrizierin geworden, noch immer die Beschützerin der Künste und Wissenschaften, die einem Bembo die ersten Schritte in der wechselvollen Laufbahn erleichterte? Zählte

[1]) Hubert Janitschek: Die Gesellschaft der Renaissance in Italien und die Kunst. Stuttgart 1879; ein gelehrtes und geistreiches, auch trefflich geschriebenes Büchlein, das leider durch manche Nachlässigkeit verunziert wird: so macht der Verfasser aus Lucrezia Tornabuoni die Frau Lorenzo's il Magnifico, dessen Mutter sie war; das Wandgemälde Mantegna's in Mantua stellt nicht den „Musenhof" Isabella's d'Este dar, sondern den Barbara's von Hohenzollern und ihres Gemahls, welche Gesandten empfangen; Sta. Maria del Fiore wird Sta. Liperata statt Sta. Reparata; der ehemalige Ministerpräsident Marco Minghetti wird Carlo Minghetti ꝛc.

nicht Elisabeth von Urbino einen Castiglione, einen Bernardo Accolti, den zu wenig gekannten Dichter der „Virginia", zu ihren vertrautesten Freunden? Waren nicht Bojardo und Guarini, der Humanist, die Tischgenossen der älteren Eleonore von Ferrara, wie Tasso und Guarini, der Dichter, zwei Menschenalter später bei der jüngeren Eleonore Gunst und Schutz fanden? Und wie hochgelehrt war nicht Torquato's Mutter, die anmuthige und häusliche Portia? Wer gedenkt nicht der Muse Michelangelo's, der schönen Vittoria Colonna? Wo vor Allem ist ein schöneres Beispiel edler Weiblichkeit als das Isabella's von Mantua, deren Briefe an den Gemahl, die Schwägerin von Urbino, die befreundeten Künstler, durch die etwas ungelenke Form die anmuthigste Frauenseele durchscheinen lassen? Sie nimmt aus Aldus Manutius' Hand die gelehrtesten Werke des Alterthums entgegen; ihr unterbreitet Ariosto den Plan seines rasenden Roland; Bellini kann ihr nie genug thun; sie hört Plautus' Komödien, ja, Cardinal Bibbiena's „Calandra", die heute kaum ein Mann laut lesen möchte, heiter mit an, wie die Männer ihrer Gesellschaft und, wie Niemand, der sie gesehen, sie minder weiblich fand, weil sie den Vitruvius las, so fiel es Niemandem ein an ihrer Keuschheit und Reinheit zu zweifeln, weil sie über Macchiavelli's „Mandragola" recht herzlich zu lachen verstand. Natürlich nahmen junge Mädchen unter zwanzig Jahren, so wenig wie die Knaben dieses Alters, an der Geselligkeit der Erwachsenen Antheil: unverheirathete Frauen über zwanzig aber waren etwas so ganz Ausnahmsweises, daß sie hier gar nicht in Betracht kommen.

Der Einfluß der Frauen auf die Politik war meist nur ein ganz mittelbarer, obschon auch gewisse Persönlichkeiten, wie z. B. Caterina Sforza in offen führender Stellung hervortraten. Im Allgemeinen beschränkte sich die Theilnahme der Frauen echt weiblich auf's Empfangen und Widergeben, nicht auf's Schaffen und Handeln nach Außen: sie gaben dem Leben jener unbändigen Männer, wenn der unerbittliche Kampf um's Dasein ruhte, Maß und Anmuth und Schönheit. So verwirklichten sie eigentlich erst jenes Ideal der Kunst, das der ganzen Zeit vorschwebte. Denn die Kunst, d. h. die deutende Darstellung der Natur, war das Princip, das jene ganze Zeit durchdrang. Als Karl V. mit Papst Clemens VII. jene denkwürdige Zusammenkunft in Bologna hatte, welche die Geschicke Italiens auf Jahrzehnte hin bestimmen sollte, machte die kunstreiche Agrafe Benvenuto Cellini's, welche den Mantel des heiligen Vaters zusammenhielt, beide Herren eine Viertelstunde lang vergessen, warum sie zusammengekommen waren. Und nicht allein die Umgebung und Kleidung, Wohnung, Hausrath, Garten —, nicht allein die Vergnügungen und Feste sollten künstlerisch sein; der Staat sogar, vor Allem die Persönlichkeit selber sollte ihnen zum Kunstwerk werden. Hier nun gerieth die Renaissance, der jeder conventionelle Compaß fehlte, nur allzubald an die Klippen, an denen das Schiff der italienischen Gesellschaft zerschellen mußte. In der Kunst selber erreichte sie das Höchste: weil hier das Gesetz die Freiheit beherrschte, und Ariosto ist der Welt das größte Beispiel dieser scheinbar unterdrückten, in Wirklichkeit streng begränzten Freiheit geblieben. Nicht so im Leben. Zu sehr vergaß man, daß die Muse es wol begleiten mag, aber es zu leiten nicht versteht. Eine Zeit, die in einem Cesare Borgia nicht mehr Schuld sah, als in einem schönen Tiger, der sich

seine Beute erlauert und erpackt, mußte aus Rand und Band gehen. Die Kunst ist sittlich indifferent; die Gesellschaft aber kann ohne sittliche Convention nicht bestehen. Die Kunst ist unerbittlich wahr; die Gesellschaft bedarf einer gewissen Heuchelei. Die absolute Gleichgültigkeit gegen gesellschaftliche Moral, die unumwundene Wahrheitsliebe jener Zeit — eine Wahrheitsliebe, die sich mit der directen Lüge und Verstellung zu Erreichung eines gegebenen Zweckes sehr wohl verträgt —, der Cultus der Natur als des Unfehlbaren und die Verachtung jedweder Autorität außer ihr, mußte zur Auflösung dieser Gesellschaft führen und hatte dazu geführt, noch ehe der spanische Einfluß das ganze italienische Leben in Banden schlug.

Die ungemessene Staatsfreiheit war schon in peinlichsten Despotismus ausgeschlagen, noch ehe die unbegrenzte Geistesfreiheit in engste Bigotterie umschlug. Wol ward die Kunst noch weiter gepflogen; aber sie ward etwas ganz Aeußerliches und artete unbegreiflich schnell in Virtuosität aus, wie die Wissenschaft zur Buchstabengelehrsamkeit, die Poesie in akademische Pedanterei, die Geselligkeit in Befriedigung leerster Eitelkeit und rohester Genußsucht ausarteten. Der Handel verfiel und mit ihm der freie, stolze Bürgerstand. Die Arbeit kam in Unehre: nur vom Ererbten durfte ein vornehmer Mann leben und noch heute nennt der Italiener Signore nur den, der ohne Arbeit leben kann. Das alte städtische Patriziat ward selber Adel, aber nicht streitbarer Waffenadel, sondern Hofadel. Und welche Höfe waren es, an denen die Abkömmlinge der großen Kaufherren des 14. Jahrhunderts dienten, von denen sie sich Titel und Würden schenken ließen, selbst wenn die neuen Fürsten wie in Florenz einem Handelshause entsprossen waren, dessen Firma ein Jahrhundert weniger zählte als die eigne? Es waren die Höfe kleiner Vasallen fremder Großmächte. Der Horizont war verengt. Nirgends mehr öffnete sich eine Aussicht auf das weite Meer der europäischen Politik. Die edle Freiheit des Umganges, wie sie im vorhergehenden Jahrhundert geherrscht, machte peinlicher Etikette Platz; ein steifes, spanisches Ceremoniell trat an die Stelle der früheren Vertraulichkeit. Wol bestand eine solche noch außerhalb der Höfe fort zwischen dem neubetitelten Adel — der Titel wurden so viele, daß sie alle Bedeutung verloren — und dem gebildeten Mittelstand, aber nur ganz äußerlich; und diese aus der Renaissancezeit noch herübergekommene äußere Gleichheit kann nur den flüchtigen Hinblick täuschen. Der Graf und Marquis duzte den Advocaten und Professoren nach wie vor; aber er that es nur, weil er wußte, daß die innerliche Entfernung unüberschreitbar war; so scherzt Don Juan ungestraft mit Leporello, weil eine Welt im Busen ihn von dem Diener trennt. In Wirklichkeit trat durchaus ein Clientenverhältniß an die Stelle der ehemaligen Gleichheit. Der Verfall des Handels und Gewerbes, die Ausdehnung des Hof- und Staatsdienstes hatten ja auch die immer zunehmende Verarmung und Servilität des Mittelstandes zur Folge: das Parasitenthum nahm immer größere Verhältnisse an. Im Gegensatz zu andern Ländern ward die Kirche, die Justiz, die Verwaltung zur Zufluchtstätte dieser verarmten Stände, welche die Protection der Reichen nicht mehr als eine Demüthigung empfanden: die Würde, welche die Religion, das Richteramt, der Staat anderswo den Trägern mit-

theilen, galt hier für gar Nichts; der Pfarrer war nicht mehr als ein bequemer Hagestolz, der kleine gesellige Functionen verrichtete, der Gelehrte und Dichter, meist auch ein Abate, war der Verherrlicher oder auch Amuseur des vornehmen Hauses, der Richter kaum mehr als der Geschäftsmann, der Regierungsrath als der Gutsverwalter der Herren — Signori. Die Frauen dieses gebildeten Mittelstandes — denn der Handel war fast ganz zum Krämerthum herabgesunken — lebten im Dunkel und der äußersten Dürftigkeit, als Mägde, die nur an Feiertagen einmal an die Sonne kamen. Die Frauen der höheren Stände fuhren freilich fort der Mittelpunkt der „Gesellschaft" im aristokratischen Sinne zu sein; aber auch sie sprangen wie Jene aus dem Kloster in die Ehe, auch auf sie wirkte die Abwesenheit alles öffentlichen Lebens niederdrückend und geisttödtend; auch sie waren von den Interessen der Männer ausgeschlossen; auch sie gingen, wie die Männer, auf in der Kleinlichkeit des Ceremoniells, der Rangeifersucht, der Bigotterie — oder aber sie überließen sich bei verschlossenen Thüren allen Launen der Leidenschaft und des Müßigganges. Nur der anerkannte Sigisbeismus erleichtert und bereichert in Etwas die trostlose Oede dieser Frauenexistenzen; und die angeborene Grazie, die der Natur so nahe Kindlichkeit der Italienerin, die Erbschaft wol auch der ältesten Cultur Europa's verschönerten, milderten, einigermaßen die innere Armuth dieses Lebens. Noch sind die Spuren jenes Daseins des 17. und 18. Jahrhunderts nicht ganz verwischt: doch ist Italien vielleicht das Land, in welchem seit etwa vierzig Jahren die größte gesellschaftliche Umwälzung vor sich gegangen ist und noch vor sich geht. Die französische Herrschaft am Anfange dieses Jahrhunderts, der seitdem ununterbrochene Einfluß der französischen Literatur, Gesellschaft und Politik, das Niederreißen der inneren Grenzen, die zeitweilige Herrschaft der Piemontesen, eines Menschenschlages, das dem Schweizer näher verwandt ist als dem Italiener, vor Allem aber das Heraufkommen eines neuen herrschenden Standes, eben jenes, zwei Jahrhunderte lang so armen und unterwürfigen Mittelstandes, der heute Alles ist und den Vortheil seiner Stellung wol wahrzunehmen weiß, — Alles das hat eine Umwandlung zur Folge gehabt, die noch lange nicht vollendet ist.

II.

Auch in Frankreich machte sich nach dem italienischen der spanische Einfluß stark geltend: aber das Nationalleben der Franzosen war zu intensiv, um sich jene Einflüsse nicht bald und vollständig zu assimiliren und unterzuordnen. Von jeher hatte dort der Waffen- und der Gerichtsadel den Staat geleitet, die Kirche beherrscht, die Pflege der Literatur und Wissenschaft an sich genommen. Beide Stände hatten sich früh mit der Krone gegen die hohe Aristokratie verbunden. Je unabhängiger aber das Königthum von dieser ward, desto mehr wuchs das Ansehen und der Einfluß der Verbündeten. Nach der endgültigen Unterwerfung des hohen Adels durch Richelieu trat auch dieser in die Dienste des Hofes, und bald war der Hof der Mittelpunkt des ganzen französischen Lebens, zuerst in Paris, dann in Fontainebleau, St. Germain, Versailles. Und mit der Bedeutung des Hofes wuchs auch die Bedeutung des Pariser Parlamentes, das sich

als Macht dem Könige gegenüber fühlte, es ihn wol auch fühlen ließ; denn Jeffreys kannte Altfrankreich nicht: der Richterstand behauptete stets seine politische und sociale Selbständigkeit, da der Einzelne seiner halb ererbten, halb erkauften Stelle nicht entsetzt werden konnte und der Wohlstand der Familien durch die Verbindung mit reichen Bürgertöchtern stets erneut wurde. Um's Pariser Parlament nun gruppirte sich die „Stadt", wie um den König der „Hof". So hielt die geistige Centralisation mit der staatlichen Schritt. „Hof und Stadt" werden gleichbedeutend mit Trägern der Cultur. Montesquieu sagt ganz naiv: „J'appelle génie d'une nation les mœurs et le caractère d'esprit des différents peuples dirigés par l'influence d'une même cour et d'une même capitale". Deutschland konnte offenbar in Montesquieu's Augen nicht auf eine nationale Cultur Anspruch machen. Hof und Stadt aber meinten Waffen- und Gerichtsadel, mit Allem, was damit zusammenhing; und bis zur Revolution hin, ja noch in der Nationalversammlung von 1789, insbesondere aber während der Restauration (1814—1830), die so recht als ein Wiederaufleben Altfrankreichs anzusehen ist, waren es durchaus der Höfling und der Jurist, welche der französischen Cultur ihre eigenthümliche Physiognomie gaben: ja noch heute sind die Gewohnheiten, Formen und Anschauungen beider Stände, wenn nicht im Staate, so doch in dem, was ich die Gesellschaft genannt, durchaus die herrschenden. Zu der Zeit, wo diese nationale Gesellschaft zugleich mit der nationalen Literatur ihre bestimmte Form annahm, d. h. im zweiten Drittel des 17. Jahrhunderts, als diese die spanischen Fesseln abwarf, jene die spanischen Formen frei umwandelte, geschah es schon durch die Initiative jener beiden eng verbundenen Stände. Im Salon der Marquise von Rambouillet trafen sich mit einem Condé und Retz die Voiture und Balzac, die Corneille und Malherbe, welche alle in fernerer oder näherer Beziehung zu parlamentarischen Familien (familles de robe) standen.

Pascal, wie fast ganz Port-Royal, gehörte von Haus aus dem Gerichtsadel an, wie früher Montaigne, später Montesquieu. Auch der große Gallikaner, welcher der französischen Kirche und der französischen Kanzelberedsamkeit ihr bleibendes Gepräge gab, Bossuet, war der Sohn eines Richters. Er wurde aber eines der Gestirne von Versailles, wie später Bourdaloue, Fléchier, Massillon und so viele andere ausgezeichnete Prälaten des alten Frankreich, welche nicht weniger als die Höflinge hohen Adels, ein Larochefoucauld, ein Saint-Simon, dazu beitrugen, die Literatur ihres Vaterlandes zu bereichern. Auch Schriftsteller vom Handwerk lebten in Versailles: der Hof lieferte einem Labruyère seine bekanntesten Typen; und Racine besang in „Bérénice" das Verhältniß Ludwig's XIV. zu Mlle. de la Vallière; er dichtete „Athalie" und „Esther" für Mme. de Maintenon's Saint-Cyr. Neben den Würdeträgern der Kirche aber und den Vertretern der Literatur drängten sich die hohen Staatsbeamten und die Officiere um den Hof und die Person des Königs, verbanden sich in Freundschaft mit jenen Männern, theilten ihre Interessen, bildeten sich an ihnen, wie sich jene wiederum in freier weltmännischer Auffassung der Dinge von diesen bilden ließen. Jede vornehme Familie aber war ein Versailles im Kleinen, hatte ihre Abbé's und ihre Literaten, die als Freunde, nicht als Clienten, mit ihr verkehrten, sie

geistig anregten, von ihr Weite des Ausblicks gewannen: denn der Hof, welcher den Mittelpunkt und das Vorbild dieser ganzen Gesellschaft bildete, war kein Duodezhof wie der von Lucca oder Parma: er war der eines unabhängigen Großstaates, ja des europäischen Großstaates κατ' ἐξοχην: Nichts beengte den Gesichtskreis. Die höchsten Interessen fanden hier ihre Erörterung und Entscheidung; nichts war hier kleinlich, selbst nicht das Hofceremoniell, weil es nicht wie in Italien zugleich der Inhalt, sondern immer nur die Form des Lebens war. Hier hatten die Kämpfe zwischen Jansenisten und Jesuiten, zwischen Protestantismus und Katholicismus, zwischen der Nationalkirche und der römischen Curie ihr Echo. Hier wurde die Beherrschung des Festlandes, hier die Vertheidigung des Vaterlandes geplant. Hier wurden die neuesten Komödien Molière's mit derselben Lebhaftigkeit besprochen als Pascal's Briefe gegen die Gesellschaft Jesu oder Bossuet's Leichenrede auf den großen Condé. Und wie der Hof, so die Stadt: alle Gebildeten, Besitzenden, welchem Stande sie auch angehören mochten, nahmen Antheil an diesen Fragen, welche sofort nationale Fragen wurden. Nicht am Mindesten die Frauen.

Noch hundert Jahre später meinte Sterne, die Franzosen seien „ein Volk, wo Nichts salisch sei als die Monarchie". In der That waren und sind es die Frauen, welche herrschten und herrschen. Zumal in der Hauptstadt. Selbst Bonaparte, der doch den Weibern sicherlich nicht gern viel Spielraum ließ, mußte bekennen, als er 1795, ein sechsundzwanzigjähriger Jüngling, nach Paris kam: „Hier nur verdienten sie das Steuer zu führen ... Die Männer dächten nur an sie, lebten nur durch und für sie. Eine Frau müsse sechs Monate in Paris gewesen sein, um zu wissen, was ihr zukomme und wie sie zu herrschen vermöge." Das Geheimniß ist leicht zu verrathen. Die Französinnen jener Zeiten kämpften stets nur mit Frauenwaffen. Eine Sévigné, eine Mme. de Lafayette waren in erster Linie Frauen, das Schriftstellerthum war etwas Beiläufiges, wenn man anders ihr Schreiben Schriftstellerthum nennen kann. Freilich gab's auch Schriftstellerinnen vom Handwerke, wie die Scudery und die Deshoulières, aber auch sie bestimmten den Ton der Gesellschaft mehr durch ihre Persönlichkeit als durch ihre Schriften und ihre Zeit war eine kurze. Von der Volljährigkeit Ludwigs XIV. an traten die Frauen — die politischen des 17. Jahrhunderts, wie die philosophischen des 18. — nicht mehr direct vor's Publicum. Selbst noch Mme. de Staël — eigentlich nur halb Französin — schlug ihre persönlichen Verhältnisse höher an als ihre Bücher, erwärmte sich noch mehr für ihre politischen Freunde, als für ihre politischen Grundsätze. Doch ist nicht zu leugnen, daß bei ihr schon das Unweibliche sich störend mit vordrängt. Die Frauen des alten Regime scheuten die Oeffentlichkeit; sie begnügten sich mit dem mittelbaren Einfluß, beherrschten die Herrscher auf allen Gebieten, ohne je zur Kampfesweise der Männer zu greifen. Anakreon sagt, die Natur habe jedem geschaffenen Wesen seine Waffen mitgegeben, dem Stiere die Hörner, dem Pferde den Huf, dem Manne die Vernunft, der Frau die Schönheit. Das soll nun keineswegs heißen, daß die Frauen unvernünftig und die Männer unschön sind, noch auch daß alle Männer vernünftig und alle Frauen schön sind: wol aber daß jeder Frau ohne Ausnahme von der Natur eine gewisse Anmuth gegeben ist — die sie freilich

oft sehr erfolgreich loszuwerden bemüht ist. Wenn selbst der stolze Ludwig XIV. den Hut vor der letzten Küchenmagd lüftete, der er auf einer Hintertreppe des Versailler Schlosses begegnen mochte, so war es doch eben nur ein Tribut, den das verkörperte Frankreich dem Geschlechte zahlte, das in der demüthigsten Gestalt die Rechte der Anmuth und der Schwäche beanspruchen durfte. Diese Anmuth ist ihm ja nicht nur in den kurzen Jahren der Blüthe gegeben, noch auch ist sie nur auf das körperliche beschränkt. Es gibt auch eine Grazie des Gemüthes und des Geistes, die speciell weiblich ist; und so sind neben der List, den Thränen, der Gefallsucht, auch die Selbstentäußerung und die Hingabe, die Fähigkeit des Duldens, die geistige Frische und anregende Naïvetät, das kluge directe Urtheil und die ebenso kluge und directe Rede Frauenwaffen, die den Männern selten zu Gebote stehen. Diesen Waffen nun, nicht einem unschönen Bestreben, es mit den Männern auf dem eigenen Gebiete aufzunehmen, verdankten die Französinnen jener beiden schönen Jahrhunderte, von Mme. de Chevreuse bis auf Mme. Roland, ihre Herrschaft, ihre wohlverdiente Herrschaft, über so viele, ja fast alle Helden der That und des Gedankens. Denn kein Interesse war ihnen fremd; und wie sie dem geselligen Leben vorstanden, so war ihr Einfluß im Staate, in der Religion, der Literatur durchaus bestimmend. Und ich spreche hier keineswegs nur von den hervorragenden Gestalten, einer Mme. de Longueville, die den Gemahl und den Bruder, — den großen Condé — ja sogar einen Larochefoucauld und Turenne zum Kampf gegen die Krone zu verleiten wußte[1]), oder einer Mme. de Maintenon, welche so lange Ludwig's XIV. innere Politik bestimmte, einer Angelique Arnauld oder Mme. Guyon, welche die Seelen des französischen Jansenismus und Quietismus waren, einer Tencin und Geoffrin, deren Salons für die Gesellschaft des ganzen Jahrhunderts tonangebend wurden —; ich rede von jenen Hunderten von Frauen, deren Namen selbst nicht in die Oeffentlichkeit drang, obschon sie hinter den ersten Männern der Politik, der Literatur, der Gesellschaft standen, wie uns alljährlich neue Entdeckungen der Forscher und Freunde jenes einzigen Jahrhunderts lehren. Und man urtheile doch nicht gar zu rasch ab über die „Corruption" oder auch nur die laxe Moral jener Zeit. Sie bietet auch schöne Beispiele, und keineswegs vereinzelte, von ehelicher Treue und Liebe. So jene derbe Herzogin von Chaulnes, von der uns St. Simon erzählt daß sie ihren Gemahl nicht überleben wollte; so jene Herzogin von Choiseul, die Freundin Mme. Du Deffand's und des Abbé Barthélemy, die ihren zwanzig Jahre älteren Gatten, den Minister Ludwig's XV., wahrhaft vergötterte; so jene Marquise Costa de Beauregard, deren vor wenig Jahren veröffentlichte Briefe an den Gatten und die Kinder uns in ein so schönes Gemüth haben blicken lassen; so die Marschallin von Beauveau und wie viele Andere. Oft auch waren jene freieren Verbindungen, welche das Jahrhundert duldete, im Grunde selber eheliche Verhältnisse; oder wie sollte man die Verbindung des Herzogs von Nivernais

[1]) Zur Zeit der Fronde waren solche Schutz- und Trutzbündnisse einflußreicher Frauen und ehrgeiziger Politiker etwas ganz Alltägliches: so zwischen Retz und Mme. de Chevreuse, Beaufort und Mme. de Montbazon, Condé und Mme. de Chatillon.

mit Mme. de Rochefort, die des Chevalier de Boufflers mit Mme. de Sabran, anders nennen, selbst ehe sie, die eine nach vierzig, die andere nach zwanzig Jahren durch die erst so spät möglich gewordene Trauung geheiligt worden[1])? Gibt es etwas Reineres als die Beziehungen Mlle. de Condé's zu M. de la Gervaisais, der im Kriege, wie sie im Kloster, vergebens eine Liebe zu vergessen sucht, welche die Krönung durch die Ehe nicht hoffen durfte? Und selbst jene profaneren Verhältnisse einer Mme. d'Houdetôt und St. Lambert's, Mme. du Deffand's und H. Walpole's, Mme. du Chatelet's und Voltaire's, so vieler anderer zu geschweigen, welche lange Jahre dauern und aus dem gemeinsamen Interesse für die höchsten Gegenstände der Menschheit ihre Nahrung ziehen, darf man sie mit den leichtfertigen Verbindungen zusammenwerfen, die die Laune gebiert, die Laune vernichtet? Und wer an dem sittlichen Werthe jener Frauen des alten Régime zweifelt, der denke der großen Revolution und mit welchem Muthe, welcher Festigkeit, welcher Resignation jene heiteren Frauengestalten das verhängnißvolle Schaffot erstiegen, auf dem sie ihre Begeisterung für die Ideale ihrer Jugend büßen sollten.

Es ist bezeichnend für die französische Gesellschaft, daß die Mädchen strenge davon ausgeschlossen waren, bezeichnend, aber nur folgerichtig. Es war ja nicht so sehr die Furcht, daß ein Mädchen sich thörichter Weise verlieben, eine thörichte Ehe eingehen könnte, welche diesen Ausschluß veranlaßte, als der Wunsch über Alles reden zu können, auch über das, was Mädchen nicht verstehen, was sie langweilt oder aber ihnen zu hören nicht gut ist. Die Unterhaltung war ja der Hauptzweck der französischen Geselligkeit, diese Geselligkeit aber Selbstzweck. Sie war für sie was die Kunst für die Italiener der Renaissance: zugleich Inhalt und Form der geistigen Thätigkeit. „On dit que l'homme est un animal sociable, sagt Montesquieu; sur ce pied-là il me paraît que le Français est plus homme qu'un autre; c'est l'homme par excellence, car il semble être fait uniquement pour la société." Nicht das einsame Denken und Dichten und Fühlen, nicht die directe Anschauung der Natur und ihr Wiedergeben, nicht das Handeln und Thun, das Handhaben von Interessen, sondern die geistige Elaboration, welche man Gespräch nennt, — d. h. die Thätigkeit, in welcher die Dinge, Gedanken und Gefühle nur die Anlässe sind, welche die menschlichen Fähigkeiten in Uebung und Bewegung setzen, — nicht Zweck und Gegenstand dieser Uebung war die Blüthe jener Cultur. Die laute Zeugung der Gedanken in lebendiger Berührung, die Kunst dieses Spiel unmerklich zu wenden und zu leiten, die Genugthuung dem Einfall eine schöne oder eine reizende oder eine beredte Form zu geben, die höchsten Gegenstände in die Unterhaltung zu ziehen ohne unerreichbar, die gemeinsten ohne roh zu werden, alle Natürlichkeiten mit Ziemlichkeit, alles Künstliche mit Natürlichkeit zu sagen, über die Dinge hinzugleiten und doch im Vorübergehen anzuregen, andern auf den Grund zu gehen ohne eine Anstrengung

[1]) Aehnlich waren die Verhältnisse des Grafen von Toulouse zu Mme. de Gondrin, des Herzogs von Sully zu Mme. de Vaux, des Marquis de Sainte-Aulaire zu Mme. de Lambert, des Grafen Lassaye zu Mme. de Bourbon, des Marschalls d'Uxelles zu Mme. de Ferriol, welches letztere jedoch nicht durch die Ehe bestätigt werden konnte.

fühlen zu lassen, rasche Ausblicke zu öffnen, durch Anspielungen das Persönliche zu streifen ohne darin aufzugehen, durch schelmische Zweideutigkeiten zu reizen, vor Allem aber die eigene Eitelkeit zu befriedigen, indem man der des Anderen schmeichelte — diese Kunst verbreitet ihren Geist über die ganze Cultur eines Volkes, dessen Heerdentrieb es nicht in der Einsamkeit duldet, das ohne Convention nicht leben kann, aber sich innerhalb dieser willkürlichen Grenzen frei und anmuthig zu bewegen das Bedürfniß fühlt. Sie theilte dem Familienleben, wie der öffentlichen Thätigkeit und der Literatur etwas von ihrem Geiste mit und machte aus den gebildeten Kreisen dieser Nation eine Gesellschaft, deren ungeschriebene Gesetze, deren ungreifbarer Organismus selbst die Revolution und die Schreckensherrschaft überdauerten, eine Gesellschaft, die sich geistig und moralisch nur im Tricotkleide der Sitte wohl fühlte, weil ihm dieses Kleid zur zweiten Haut angewachsen war — was freilich sagen will, daß dieser Gesellschaft der Begriff des Nackten d. h. der letzten Wahrheit und Natur ganz abhanden gekommen war. Ich sagte, diese Sitte, wie das Vorherrschen der beiden Stände, welche sie im Laufe der Jahrhunderte ausgebildet, hätte noch lange fortgedauert, nachdem die staatlichen Privilegien derselben vernichtet wurden: man denke an die Männer der Constituante: die Malouet, Lally-Tollendal, Lameth, Lafayette u. A., an die Girondisten, fast Alle Männer der Justiz und Hüter der alten Formen; an die tonangebenden Kreise der Restauration und Louis Philipps. Selbst bis unterm zweiten Kaiserreich und der dritten Republik nahm die Akademie Herzöge, Prälaten und Rechtsanwälte ohne alle literarischen Leistungen in ihrem Schoße auf als Vertreter des altfranzösischen Geschmacks in der modernen Gesellschaft. Wol sind diese Formen nicht mehr so rein, wol hat die Leidenschaft mehr als einmal den Zaun der Sitte durchbrochen, selbst in den ausgesuchtesten Kreisen. Im Wesen aber lebt die Ueberlieferung noch heute; und vielleicht wird der jetzige Ausschluß aller gebildeten und gesellschaftlich angesehenen Stände vom Staatswesen wenigstens die gute Folge haben, daß sich der französische Geist wiederfindet, sich ungestört von den politischen Interessen sein Reich langsam wiederherstellt.

III.

Es hatte sich in England unter den Tudor's und Stuart's etwas Aehnliches wie das französische Hofleben zu entwickeln begonnen, und auch hier bildeten Kirche, Heer und Justiz, eng mit einander verbunden und um den Thron geschaart, die tonangebende Gesellschaft: noch bis auf den heutigen Tag sind Church, Law and Army die drei Professionen, welche das Recht auf die Benennung Gentleman nicht nur nicht entziehen, sondern verleihen. Doch waren selbst vor der großen Rebellion des 17. Jahrhunderts Kunst wie gesellige Unterhaltung, obschon beide gepflegt und hochgehalten, nicht das bestimmende Princip der englischen Gesellschaft: das Staatsinteresse war schon damals das vorherrschende. Der Ton war ein freier und zugleich hoher in der Gesellschaft, wie sie uns aus Shakespeare und Ben Jonson entgegentritt, wie sie uns Männer von Spencer's, Bacon's, Sidney's, Russell's Schlag vergegenwärtigen. Die Frauen spielten darin eine bedeutende und noch durchaus weibliche Rolle. Die

Freiheit der Rede war groß und artete nur selten in Rohheit aus. Die classische Bildung war allgemein und tief, auch die Frauen waren ihrer theilhaftig; das Interesse an Kunst und Literatur war äußerst rege. Es schien einen Augenblick, als ob England berufen sei, das Ideal der modernen Gesellschaft darzustellen, in welcher Freiheit und Sitte, Individualität und Cultureinheit, Kunstsinn, heitere und geistreiche Geselligkeit sich unter dem kräftigenden Einflusse des öffentlichen Lebens schön und reich entfalten sollte. Die Revolution unterbrach diese gesunde Entwickelung. Es ist unhistorisch, von irgend einem großen Complex von Begebenheiten, welcher das Ergebniß einer langen Reihe von Thatsachen und Umständen ist, zu sagen, es hätte anders kommen sollen. Sagen darf man aber doch, daß die große Revolution, welche Englands Unabhängigkeit, die protestantische Religion und die politische Freiheit gerettet hat, für die englische Geistes- und Gemüthsbildung doch von Uebel war. Allein sie war unvermeidlich: denn sie war das Ergebniß einer zweiten Entwickelung, welche sich im Schoße der Nation, parallel mit jener höheren von der Renaissance ausgehenden, vollzog. Wie dem auch sei, der Puritanismus hat die Blüthe des englischen Geistes abgestreift. Wol nahm er nachher noch einmal einen neuen gewaltigen Aufschwung, der von Locke bis auf Hume England auch geistig in die erste Reihe stellte; ja, es erwuchs noch einmal eine schöne Literatur, der das Europa des vorigen Jahrhunderts nichts zur Seite stellen konnte: aber so groß auch der Werth dieser Literatur sein mag, jener Duft, welcher über Chaucer's und Shakespeare's Schöpfungen ruht, weht selbst nicht in den unnachahmlichen Werken, welche die Nachgeborenen von Dryden und de Foe bis auf Goldsmith und Sterne hervorgebracht haben. Um die zarteste Blüthe war's gethan, der Schmelz, den der Fraueneinfluß über eine Literatur verbreitet, war zerstört: die englische Literatur ward eine Männerliteratur, wie die englische Gesellschaft eine Männergesellschaft wurde. Der neue Anlauf unter Karl II. war nur eine wüste Nachahmung der französischen Sitten gewesen; selbst ein St. Evremond und ein Gramont verloren die Fühlung mit der vaterländischen Cultur: das ganze Treiben war eine rohe Caricatur des französischen Wesens: der edle Epikuräismus der französischen Gesellschaft artete an der Themse in gemeine Sinnlichkeit aus; Freiheit wurde zur Frechheit, Heiterkeit zur Ausgelassenheit, Eleganz zu Prunk. Erst nach der zweiten Revolution von 1688 bildete sich dann wieder die neue Gesellschaft, die bis in unser Jahrhundert hinein bestanden hat.

Schon unter Wilhelm III. und Anna, entschiedener noch unter den beiden ersten Georgen, zog sich der schmollende Adel mehr und mehr auf seine Güter zurück. Mochten auch nicht gerade Alle in so derben Ausdrücken wie Squire Western von den „damned Hanoverians" sprechen, die Meisten dachten wie der Vater Sophiens. So ward der Landaufenthalt, der dem Engländer von jeher theuer gewesen, die Normalexistenz der Vornehmen. Sogar als die Gentry unter R. Walpole, der ja selbst ein solcher Landedelmann war, sich mit dem Hofe auszusöhnen begann, blieb die Gewohnheit außer der Parlamentszeit, d. h. dem Frühjahr, auf dem Lande zu bleiben, während unter Elisabeth und Jacob I. drei Viertel des Jahres in London zugebracht wurden. Wol machten die Londoner Witzköpfe und Stutzer Anfangs noch den verbauerten Junker zur Ziel-

scheide ihres Spottes: aber gar bald ward aus der lächerlichen Figur Sir Wilful Witwoud's, der „seit der Revolution" nicht in der Stadt gewesen (1700, Congreve), die sympathisch-humoristische Sir Roger de Coverley's (Addison), bis endlich diejenige Mr. Allworthy's (Fielding) zum Inbegriff aller englischen Tugenden ward. Denn es war ja zum größten Theil kein betitelter Adel, diese Gentry; ein Adel war's immerhin und mehr als ein einfacher Mstr. verfolgte seinen Stammbaum bis auf die Zeit des Eroberers. Zugleich traten die jüngeren Söhne der Aristokratie (nobility) in die Gentry hinunter, sei's direct, sei es durch eine jener drei „genteelen" Professionen, von denen die Rede war, während reich gewordene Kaufleute durch Ankauf von Gütern oder durch Eintritt in eben jene drei Professionen ihre Söhne oder Enkel, — die Engländer sagen, es brauche drei Generationen, um einen Gentleman zu machen, — in die Reihen des Landadels einführten. Auch der Geistliche, dessen Güter ja in der Reformation nicht confiscirt worden, war und ist ein wohlhabender Landedelmann, dessen Rectorei es mit manchem Rittergut aufnimmt. Und er war verheirathet, hatte Töchter und Söhne, die an den geselligen Vergnügungen des Landadels Theil nahmen: er war nicht wie der ewige Junggeselle der italienischen und französischen Geistlichkeit von jeder inneren Verbindung mit den Familien ausgeschlossen und er war nicht so blutarm als der deutsche Landprediger, der's kaum dem Bauer nachthun konnte. Auch der erfolgreiche Advocat und Richter — der Stand fing 1688 an thatsächlich, wenn nicht gesetzlich, die Unabsetzbarkeit zu erlangen, welche stets die Bürgschaft der Unabhängigkeit des französischen Richterstandes gewesen —, der pensionirte Officier, der zurückgezogene Kaufmann, später der aus Indien heimgekehrte Nabob wurden ihrerseits durch Erwerb von Ländereien Landedelleute. Dieser Landadel war's, welcher der neuen englischen Gesellschaft ihren Ton gab; der englischen, denn in Schottland entwickelten sich die Verhältnisse anders und in einem der deutschen Entwickelung ähnlicheren Sinne. Er bestand aus unabhängigen, freien Leuten, die wohlhabend waren, meist in Cambridge oder Oxford studirt hatten, zum Theil selber im Parlament saßen, daheim das Dorf verwalteten, das auf ihren Gütern lag, Recht sprachen, die Miliz befehligten: kurz er leistete dem Staate unentgeldlich die größten Dienste und ward schon dadurch, bei der Abwesenheit aller besoldeten directen Staatsdiener, ausschlaggebend im Staate. Der Jurist spielte ja in England weder politisch noch literarisch die Rolle, welche er in Frankreich spielte. Ich wüßte keinen bedeutenden Schriftsteller, keinen hervorragenden Staatsmann des vorigen Jahrhunderts, der der Advocatenbank oder dem Richterstande angehörte. Fielding war zwar Anwalt und sogar Londoner Friedensrichter, aber er war von Geburt und durch Erziehung ganz ein Adliger; und Burke wie Sheridan mochten in ihrer Jugend die juristische Laufbahn gestreift haben, sie gehörten nicht zum Stande, während Lord Melville d. Ae., der wirklich wie früher Lord Bacon, später Lord Brougham, aus der Magistratur hervorging, doch nie eine maßgebende Stellung einnahm. Die ganze politische Welt recrutirte sich eben fast ausschließlich aus dem Landadel; und wenn auch die Literatur eine vorzugsweise städtische und hauptstädtische war, so muß eben doch nicht vergessen werden, daß fast alle ihre Träger von Addison, Steele und

Swift bis auf Gibbon, Burke und Hume in den öffentlichen Dienst, d. h. in den Kreis jener Staatsmänner vom Landadel, übergingen, dessen gesellschaftliche Stellung, selbst wenn die demselben Angehörenden keine politische Rolle spielten und ihr Leben ganz auf dem Dorfe zubrachten, die beneidetste im Lande war. Noch heute, nachdem die staatlichen Verhältnisse sich durch die Wahlreformen von 1832, 1867 und 1871, die wirthschaftlichen durch die Entwickelung der Industrie und die Handelsfreiheit so durchaus geändert haben, ist die Existenz des Landedelmanns das Ideal jedes wohlhabenden Engländers; noch heute glaubt jeder halbwegs vornehme Engländer erst dann ein home zu haben, wenn er ein Landhaus besitzt; und ein solches Landhaus ist der Lebenszweck, das Ziel seines Ehrgeizes, für das er Jahrzehnte arbeitet, das eigene Vermögen, und mit ihm den Nationalreichthum, vermehrt. Wer noch nicht wohlhabend genug ist, einen solchen Landsitz zu erwerben, nimmt einstweilen mit Putney, Weybridge oder irgend einer anderen ländlichen Vorstadt vorlieb. Die Stadt ist nur das große Arbeitshaus, wo die Geschäfte gemacht werden, das Geld gewonnen wird, das dann auf dem Lande ausgegeben wird, in Pferden und Hunden, Treibhäusern, Gartenanlagen, verschwenderischer Gastfreundschaft.

Denn hier auf dem Lande füllten lange Mahlzeiten und tiefes Bechern, Sport aller Art — Jagd, Criquettspiel, Rudern, Lawntennis, Bogenschießen, Liebeln der Mädchen und Jünglinge die langen Tage und Abende; daneben freilich auch die gemeinnützigen Geschäfte der Ortsverwaltung, der Rechtspflege, das Lesen namentlich in den reichen Landbibliotheken — noch heute sind die Engländer das lesendste Volk der Welt. Freilich etwas roh und lärmend ging's manchmal her in den Schlössern, aber es lebte doch ein gesunder, kräftiger Geist in dem Stande, dem die Leibesübungen und die öffentliche Thätigkeit Körper und Geist frisch erhielten. Und im Wesentlichen ist's noch heute so. Die wahre englische Geselligkeit, an der beide Geschlechter Theil nehmen, lebt eigentlich nur auf dem Lande: denn in den paar Frühlingsmonaten in der Hauptstadt ist sie doch immer mehr Arbeit als Genuß: ein vorhergesehenes, eingeladenes Zusammenkommen, ein steifes Ausharren nebeneinander ohne Beweglichkeit und Freiheit, ein schwerfälliges Austauschen von Gemeinplätzen und ein stundenlanges Vertilgen unverdaubarer Speisen. Was in der Stadt an freier, lebendiger Geselligkeit besteht, ist noch heute wie vor hundert Jahren ausschließlich Männergesellschaft; nur daß sie heute sich im Club begegnet — auch das Parlament ist eine Art großen Clubs —, während sie sich im 18. Jahrhundert in Will's Caffeehaus oder im Türkenkopf begegnete. Während der guten Zeit Englands ist die Frau — ich sage nicht das Mädchen — wie abwesend aus dem höheren Leben der Nation: und ich wüßte eigentlich nur Lady Montague und Lady Holland von Damen zu nennen, die gesellschaftliche Mittelpunkte gebildet: Beide aber ermangelten gerade jener Anmuth, welche der Handhabung des Frauenscepters erst ihren Reiz gibt. Nirgends begegnen wir einer Jacqueline Pascal, einer Lespinasse, einer Boufflers, welche auf das religiöse, literarische und gesellschaftliche Leben einen bestimmenden Einfluß üben, geschweige denn einer jener Hunderte von Frauen, die von Diane de Poitiers bis auf Madame du Cayla, die Politik Frankreichs bestimmt haben. Der Staat, die Religion, die Literatur waren eben, wie die Gesellschaft in England, Männer-

sache. Von Addison bis auf Johnson ist das ganze Geistesleben der Engländer durchaus männlichen Charakters. Nichts in Swift's Werken verräth, welchen Einfluß doch thatsächlich die Frauenverhältnisse auf sein Leben geübt. Was wir in den Schriften Pope's und Richardson's, Fielding's und Goldsmith's von den Frauen lesen, macht uns den Eindruck, als ob nur die Mädchen mitzählten, als ob die Frauen nach dem fünfundzwanzigsten Jahre entweder sich ganz von der Welt zurückzögen, um nur noch häuslichen Pflichten zu leben, oder aber daß sie die Geselligkeit nur im Prunk, Theater und Kartenspiel sahen. Die Aera der Blaustrümpfe begann erst im Anfange dieses Jahrhunderts mit Miß Austen und Miß Edgeworth: seit dem hat sich das Blaustrumpfwesen auch auf andere Zweige der Männerthätigkeit geworfen, als die Literatur; und es soll ihm gelungen sein, den Verkehr zwischen Frauen und Männern, auf welchem aller Reiz der Gesellschaft am Ende doch beruht, gründlich zu fälschen: außer zwischen Jünglingen und Mädchen, wo er äußerst natürlich und gefällig geblieben ist, freilich aber auch auf den Namen „Geselligkeit" kaum Anspruch machen kann, da er sich doch wol mehr auf einen Austausch von Gefühlen beschränkt, was etwas ganz anderes ist als Geselligkeit — außer zwischen unverheiratheten jungen Leuten ist der Verkehr ein durchaus unnatürlicher geworden. So groß scheinbar auch die Rolle der Frauen in der englischen Stadtgesellschaft, so stark sie namentlich numerisch in derselben vertreten sein mögen, ihr wirklicher Einfluß namentlich auf den Staat ist sehr gering. Fast möchte man Sterne's Wort über Frankreich umkehren und sagen, in England sei Alles salisch außer der Monarchie. Wie die Königin den Ministerrath präsidirt, so sitzen die Frauen in allen schoolboards, Wohlthätigkeitscomité's u. s. w., die wahre Arbeit wird aber doch von den Männern verrichtet und von ihnen geht auch wol die letzte Entscheidung aus. In der Gesellschaft aber gefallen sich die Damen oft darin, als Geschlechtslose aufzutreten, was dann gleichbedeutend mit einflußlos ist: denn durch ihr Geschlecht nur wirken die Frauen. Gesellige Kameraderei ohne geschlechtliche Hintergedanken, und geschäftliche Concurrenz bei Wahrung geschlechtlicher Rücksichten sind falsche Verhältnisse, die auf die Dauer unmöglich sind, wie alles Unnatürliche. Entweder taugt die weibliche Leistung die männliche nicht, dann zieht sie eben den Kürzeren, oder sie kommt ihr nahe, dann bricht die Urheberin selber unter der übertriebenen Anstrengung zusammen. Es würde ebenso sein, wollten wir Frauenarbeit verrichten: denn

„Zwanzig Männer verbunden ertrügen nicht all' die Beschwerde"

einer Familienmutter oder gar einer Weltdame.

„Und sie sollen es nicht; doch sollen sie dankbar es einsehen,"

einsehen auch, daß man nicht ungestraft den Gesetzen der Natur zuwider handelt, welche beiden Geschlechtern verschiedenste Felder zugewiesen und auf dem Beiden gemeinsamen Gebiete Jedem verschiedene Rollen zugetheilt. Wie der Mann, der auf diesem gemeinsamen Gebiete zu Frauenwaffen greift, der Verachtung und dem Spotte anheimfällt und nichts Ersprießliches leistet, so büßt die Frau allen ihren Reiz ein, sobald sie die Waffen der Männer zu handhaben, die Kampfesweise der Männer anzunehmen sucht. Das Verhältniß wird aber noch mehr gefälscht, wenn bei dieser Vernichtung aller Grenzlinien, doch die Rücksicht auf die Schwäche des anderen Geschlechtes gewahrt werden soll, wie dies auf's Pein-

lichste in der englischen Gesellschaft der Fall ist: im Kampfe um's Dasein, welchen die Concurrenz darstellt, müssen alle Kämpfer gleich sein; sonst werden die Bedingungen des Kampfes ungleich. Das tirez les premiers, Messieurs les Anglais! ist Ritterthum, es ist nicht Krieg; und wenn ich meinem Concurrenten etwa weil er schwindsüchtig ist einen Gewinnst gönne, den ich selbst gewinnen könnte, so ist das wol Edelmuth, aber es ist kein Geschäft mehr. In der Geselligkeit aber beruht das ganze Spiel auf der Verschiedenheit der Naturen bei der Gleichheit der geistigen Interessen: die Rücksicht, welche dem Manne der Frau gegenüber eine übertriebene Decenz, ja Prüderie auferlegt, macht allen freien Verkehr unmöglich. Maxima debetur puero reverentia: darum eben gehören die pueri und namentlich die puellae nicht in die Gesellschaft. Wer an der Gesellschaft Theil nimmt, muß an den sie beseelenden Interessen vollen Antheil nehmen können. Eine Frau, die wirklich ihren Einfluß in der Gesellschaft behaupten will, muß einer philosophischen Erörterung folgen können ohne zurückzubleiben, und einer politischen Auseinandersetzung ohne zu gähnen; sie muß aber auch ein derbes Wort anhören können, ohne zu erröthen. Sie braucht deshalb nicht selber neue Philosopheme vorzubringen, politische Theorien zu entwickeln, oder gar Zoten zu reißen: auch im Kampfe um's Dasein haben ja die Frauen nicht die Offensive, oder doch nur eine versteckte Offensive, und in dem großen Werke der Welterhaltung und -entwickelung ist ihre Thätigkeit eine empfangende und wiedergebärende, keine gebende und zeugende. Daß sie aber in der Geselligkeit auf jene übertriebene Rücksicht verzichten können ohne unweiblich zu werden, das beweisen die edlen Frauen des italienischen Quattrocento und Altfrankreichs zur Genüge; daß diese ganze Prüderie nicht in der englischen Natur liegt, daß sie ein Product der modernen Convention ist, das beweisen die bezaubernden Gestalten einer Beatrice und Rosalinde, einer Portia und Isabella, einer Imogen und Ophelia, deren Sittsamkeit und Reinheit, wahrlich durch die Unbefangenheit, mit der sie die Dinge bei ihrem Namen nennen oder über das Natürliche scherzen, nicht getrübt wird. Oder sollte Shakespeare etwa diese unwiderstehlichen Jungfrauen und Frauen nie gesehen, nur aus seiner Phantasie hervorgezaubert haben?

Die Hauptschuld an dieser Unnatur der englischen Gesellschaft hat wol die religiöse Bewegung gehabt, welche gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die schöne gesellschaftliche Entwickelung Englands ein zweites Mal unterbrach, wie die gleichzeitige politische Reaction die staatliche Entwickelung unterbrach. Ich habe früher hier ausgeführt, wie die englische Geistesfreiheit, die sich siegreich aus den Banden des Puritanismus und dem Schlamme der Restauration erhoben hatte, wieder zerstört wurde und der Cant wieder wie im 17. Jahrhundert, wenn auch in etwas anderer Gestalt, die unumschränkte Herrschaft des englischen Geistes an sich riß. Noch unumschränkter war seine Herrschaft über die Gesellschaft. Wer sich gegen sie auflehnte, wie Byron und Shelley, mußte in's Exil wandern. Heuchlerische Respectabilität breitete ihren grauen Schleier über's ganze Leben, bleierne Gravität lagerte sich über die Geselligkeit, orthopädische Prüderie legte ihr ihre Zwangsjacke an. Wol war das England des vorigen Jahrhunderts nicht sehr fein und heikel in den Sitten: aber mochte auch ein Addison allabendlich etwas über den Durst trinken, ein Fielding

des Guten etwas zu viel thun in freier Rede, ein Goldsmith dem Zigeunerthum allzu rücksichtslos huldigen: wo ein solches künstlerisches Formgefühl, ein solches Maß im politischen Urtheil herrschte, da hätte sich auch bald ein gesellschaftliches Maß ausgebildet; und eine Clarissa Harlowe, an deren Tugend wir doch nicht zweifeln können, eine Sophia Western, deren Unschuld aus jedem Worte spricht, zeigen, daß auch die Frauen schon auf dem Wege waren, Freiheit und Sitte, Natur und Bildung in sich zu vermählen. Seit das engste religiöse Interesse wieder in den Vordergrund trat und gegen die freie Bildung des Jahrhunderts reagirte, wie einst der Puritanismus gegen die Renaissance, wurde auch die Gesellschaft tief davon bestimmt. Glücklicherweise ward's einigermaßen durch das politische Leben, das stets England wie ein erfrischender Luftzug gereinigt und gekräftigt hat, im Schach gehalten. Denn die Politik blieb selbst jetzt noch, was die Kunst einst für Italien gewesen war, das Alles beherrschende, Alles durchdringende nationale Interesse. Ihr ist es zu danken, daß die englische Gesellschaft im Ganzen so gesund geblieben. Sie auch erhielt die Einheit der nationalen Cultur, welche das Sectenwesen zu zersplittern drohte, wie die politische Freiheit die Isolirung der Stände, die politische Centralisation die Vereinzelung durch's Landleben verhinderte und so ein gegliederter, in seinen Gliedern ganz freier Organismus herauswuchs, der von der centralisirten Mechanik des französischen Staates so entfernt war, als von der Zusammenhangslosigkeit des deutschen Nationallebens. In dieser kräftigen Atmosphäre der Oeffentlichkeit mag wol die schöne Blüthe der Geselligkeit, wie sie die italienische Renaissance und Altfrankreich kannten, nicht gedeihen: aber man darf auch den Werth einer solchen Geselligkeit nicht überschätzen. Ein gesundes öffentliches Leben, eine fruchtbare geistige, eine lebhafte wirthschaftliche Thätigkeit, ein voller, wenn auch nicht eben verfeinerter Lebensgenuß, sind Dinge, die schon im Einzelnen, wievielmehr noch zusammengenommen, jenen Vorzug wol bei Weitem aufwiegen: und, wenn die nicht eben glückliche, ja oft etwas lächerliche Sucht nicht da wäre eine solche Geselligkeit herzustellen ohne doch ihre Bedingungen annehmen zu wollen, so würde der Fremde kaum daran denken, diese Lücke im englischen Leben als eine Lücke zu empfinden. Am Wenigsten der Deutsche, der ja selbst diese Art höherer Geselligkeit, wie sie Italien und Frankreich einst ausgebildet, so gänzlich entbehrt.

IV.

Hat nun Deutschland überhaupt eine nationale „Gesellschaft", in dem Sinne wie die andern Culturvölker Europa's, eine Gesellschaft, die ja auch ohne höhere Geselligkeit recht gut gedacht werden kann? Man ist versucht es zu bestreiten. Wol hatten wir eine solche Gesellschaft vor dreihundert Jahren, aber sie wurde zerstört im dreißigjährigen Kriege und wir arbeiten seitdem an ihrer Wiederherstellung, namentlich jetzt, wo unser nationaler Staat glücklich wiederhergestellt ist. Vor 1618 war die deutsche Gesellschaft der italienischen nicht unähnlich, wie denn überhaupt die historische Entwickelung beider Nationen eine auffallende, obschon leicht erklärliche Aehnlichkeit besitzt. Unsere Städte bildeten die Mittelpunkte der Cultur, und in diesen Städten war es der Handelsstand,

welcher den Ton angab. Großer Wohlstand, europäische Beziehungen, gediegene Bildung hatten eine gewisse Großartigkeit des Lebens zur Folge, die seitdem abhanden gekommen ist. Man liebte eine schöne Umgebung, ein anmuthig geschmücktes Haus, elegante Innungs- und Zunftsäle, reiche und künstlerisch vollendete öffentliche Gebäude: aber von eigentlichem Luxus sind nur wenige Spuren erhalten. Das Leben wie die Bildung war eine allen höheren Ständen und beiden Geschlechtern gemeinsame wie in Italien, und die Interessen — religiöse, politische, wie literarische und künstlerische — waren ebenso gemeinsam als die Bildung. Ritterliche Spiele, an denen Adlige und Patrizier ohne Standesunterschied theilnahmen, wechselten mit harter Arbeit auf dem Comptoir: denn der Erwerb war noch nicht als eine Schande angesehen und der Handel, der zwar viel durch die neuen Seewege gelitten, war noch immer blühend. Die Hansestädte hatten etwas von ihrer Bedeutung eingebüßt, obschon namentlich Lübeck noch immer das Beispiel eines großstädtischen Lebensstyles gab; aber die ersten Firmen von Augsburg, Nürnberg, Frankfurt, die Fugger und Welser, die Hochstetter und Tucher, die Peutinger, Pirckheimer, Glauburg waren noch unerschüttert; und die Inhaber dieser Firmen waren die Freunde von Fürsten und Edelleuten, Künstlern und Gelehrten: ihre Verhältnisse zu Reuchlin, Hutten, Dürer, Erasmus, Melanchthon waren die vertrautesten; und die Töchter und Frauen waren nicht vom Verkehre mit den Vertretern der classischen Bildung und der Kunst ausgeschlossen.

Das ward Alles anders nach dem furchtbaren Kriege. Städte und Dörfer waren zerstört, der Wohlstand vernichtet, der Handel im Verfall, das freie Bürgerthum gebrochen. Wie in Italien war die Arbeit in Unehre gefallen. Nur wer vom Ererbten zehrte, galt noch für vornehm. Alle geistige Bildung war untergegangen. Die Sprache selbst war verwildert. Eine fahle Gleichgültigkeit war an Stelle des lebhaften Interesses getreten, welches die höheren Stände des vorhergehenden Jahrhunderts für religiöse, literarische oder politische Fragen an den Tag gelegt hatten. Wie das Patriziat der Städte, so hatte auch der Kleinadel seine Unabhängigkeit eingebüßt: nur die Fürsten hatten auf Kosten der Centralgewalt wie der höheren Mittelstände ihre Bedeutung und ihre Macht vergrößert. Sie begannen nun die Organisirung dieser Macht durch ein zahlreiches Beamtenthum. In ihre Dienste ging der verarmte Kleinadel und bald auch das verarmende städtische Bürgerthum. Und wer einmal in diese Kaste übertrat, kam nicht wieder heraus: die jüngeren Söhne traten nicht wieder in's Bürgerthum zurück wie in England; und wer einmal einen Titel hatte, dem und dessen Kindeskindern war die freie Arbeit auf immer untersagt. Denn es war die Zeit, wo das Titelunwesen begann. Natürlich genug: nur Betitelte konnten Rittergüter erwerben, nur Betitelte konnten Staatsämter bekleiden, nur Betitelte waren hoffähig: und die Höfe — es gab deren nicht weniger als 500, ohne die dreimal so große Zahl der unmittelbaren Herren zu rechnen — waren die Mittelpunkte alles geselligen und staatlichen Lebens; ihr Thun und Treiben der Gegenstand aller Unterhaltungen. Und welche Höfe! Ohne Größe, ohne Bildung, ohne alle Originalität, hatten sie keine Interessen als die der Eitelkeit, keinen höheren Ehrgeiz als die Nachahmung der Außenseite fremder Cultur.

Ihr Adel gefiel sich im leeren Lakaienthum; selbst der Kriegsdienst in den Duodezheeren ward vernachlässigt. Von geistigem Streben keine Spur, außer wo zufällig eine ausgezeichnete Frau den Riegel sprengte und eine bessere Luft von Außen einströmen ließ. Draußen war's freilich kaum besser: bei der Abwesenheit jeder Centralisation, ohne Hauptstadt, ohne gemeinsames Interesse zersplitterte sich Staat wie Gesellschaft in hunderte, in tausende kleinster Kreise. Immer mehr verengte sich der Horizont: immer ärmlicher gestaltete sich das Leben. Kleinstädtische Neugierde, Klatsch und Neid entwickelten sich über alle Maßen. Die Abhängigkeit erzeugte Servilität; die ewige Bevormundung zusammen mit der Abwesenheit allgemeingültiger Formen hatte jene Unsicherheit und Befangenheit zur Folge, die noch heute unsern Landsleuten anhaftet, sobald sie aus dem gewohnten Kreise der „Gemüthlichkeit" oder dem Arbeitszimmer heraustreten und welche den Ausländern so leicht als Ziererei vorkommt. „Les Allemands sont les plus sincères de hommes, mais non pas les plus naturels", sagte der junge Ch. de Rémusat von uns, als er seine erste Reise durch Deutschland machte. Immer besser freilich als wenn man von uns sagen könnte, wir seien die natürlichsten, aber nicht die wahrsten Menschen. Auch von jener Kleinlichkeit im geselligen Verkehr, welche sich im 17. Jahrhundert entwickelte, sind noch nicht alle Spuren verwischt und nicht mit Unrecht meint G. Freytag, unter jenen Verhältnissen wären „im Wesen der Deutschen einige Eigenschaften herausgebildet worden, welche noch heute nicht ganz verschwunden seien: Sucht nach Rang und Titeln; innere Unfreiheit gegen Solche, welche als Beamte oder Betitelte in höherer Stellung leben; Scheu vor der Oeffentlichkeit; und vor Allem auffällige Neigung, das Wesen und Leben Andrer grämlich, kleinlich und skoptisch zu beurtheilen." Und was hätten sie anders beurtheilen und besprechen sollen? Von aller Theilnahme, oder doch wenigstens aller bestimmenden Theilnahme an den Staatsgeschäften ausgeschlossen, ohne alle Oeffentlichkeit, ohne ein Gemeinwesen, das den vereinzelten Gliedern belebendes Blut zugeführt hätte, ganz auf die Amtsstube und die Kneipe angewiesen, ohne commercielle, wie ohne politische Beziehung zum Ausland, in armseligen Verhältnissen, immer mit dem Bedürfniß ringend, wie hätte sich der Mittelstand zu freier und großer Weltanschauung aufringen können. Nur äußerst langsam mehrte sich der nationale Reichthum; denn Handel und Großgewerbe erhoben sich erst wieder, und mit ihm ein freies Bürgerthum, in unserm Jahrhundert, nach Stein's Verwaltungs- und Eigenthumsreformen, der Abschaffung der Privilegien, nachdem der Zollverein die inneren Schranken beseitigt, die Flußzölle abgelöst, das Münzwesen immer mehr vereinfacht worden ist: denn unsre Väter haben noch alle jene willkürlichen Hemmnisse des Handels und Verkehrs in voller Blüthe gesehen, welche Deutschland, man möchte glauben, geflissentlich hindern sollten die zweihundert Jahre Vorsprung, welche der dreißigjährige Krieg den übrigen Nationen vor uns gegeben, wieder einzuholen.

Wie sich nun das Leben räumlich zersplitterte, Stadt mit Stadt fast alle Fühlung verlor, so theilte es sich auch ständisch; das Heer vom Beamtenstand, das Bürgerthum vom Landadel, der immer mehr verwilderte, verarmte und, dem Gemeinwesen unnütz, seine Kraft vergeudete, bis er durch die preußische

Armee zum Dienste des Staates herangezogen wurde und sich nach und nach wieder in's nationale Leben einlebte. Unter diesen so getrennten Ständen nun ward bald das studirte Beamtenthum vorherrschend, eben weil der Landesfürst, dessen Organ es war, die einzige anerkannte Autorität bildete: es ward für Deutschland, was der Großhandelstand, der Waffen- und Gerichtsadel, die Gentry für Italien, Frankreich und England waren: der herrschende Typus der deutschen Gesellschaft im 18. Jahrhundert. Was sonst noch an „Honoratioren" in einer kleinen Stadt lebte — der Professor, Arzt, Anwalt, die wenigen gebildeten Kaufleute — modelten sich nach ihnen. Es war aber kein unabhängiger Stand, wie der wohlhabende, unabsetzbare französische Gerichtsadel. Der deutsche Richter war ein Werkzeug des Fürsten wie jeder Beamte, erhielt aber nicht den fürstlichen Gehalt, der dem englischen Richterstand erlaubt, eine so große gesellschaftliche Rolle zu spielen; sondern war und blieb auch ein in dieser, wie in jener Hinsicht bescheidener unterwürfiger Beamte: redlich, fleißig, pflichtgetreu, aber ohne bestimmenden Einfluß in Staat oder Gesellschaft; arm und bedürftig, schüchtern und demüthig. Schon seit dem Beginne des Jahrhunderts hatte man wieder wie in früheren Zeiten zu Bürgerlichen greifen müssen und der Amtstitel verlieh jetzt Rang in Gesellschaft, wie vorher der Geburtstitel. Es mußten „studirte" Leute sein und da alle jene sogenannten Honoratioren in die Lateinschule gingen, die einzige Schule, welche ein solcher Ort besaß, so bekamen auch Alle, selbst die wenigen Kaufleute, die mit ihnen verkehren durften, eine gemeinsame und zwar gelehrte Bildung, was nun wieder der Weg zum Heil wurde.

Wie durch die Zucht dieses Beamtenthums allmälig der Staat wieder erstarkte, so durch seine Vorschule das geistige Leben der Nation. Aus Gymnasium und Universität ist unsere neue Literatur hervorgegangen, welche auf mehr denn hundert Jahre für Deutschland das sein sollte, was die Kunst einst für Italien, die Politik für England gewesen war: das nationale Interesse, das der ganzen Cultur ihre Signatur gab. Kein Wunder, daß diese Literatur eine kritisch gelehrte war, innig verbunden mit der Wissenschaft, durchdrungen von der Philosophie, gepflegt vom Lehrerstande — eine Professoren- und Pfarrerliteratur, wie sie kein Volk und keine Zeit je gekannt. Das hat denn wol seine Nachtheile, es hat aber auch seine Vortheile für uns gehabt: unsere schöne Literatur schildert meist kleine Verhältnisse, ihr Ton ist oft ein zu lehrhafter, ihrer Form mangelt es zuweilen an Eleganz: die Interessen, um die sie sich dreht, sind rein geistige; es weht kein Luftzug öffentlichen Lebens durch ihre Seiten; und bei ihrem vorherrschenden Idealismus kommt die Wirklichkeit oft zu kurz: aber welchen inneren Adel verleiht ihr auch wieder dieser Idealismus? Welche Tiefe dieses Vorherrschen des Seelenlebens des Einzelnen über das Außenleben der Gesammtheit? Eben weil die Kreise, aus denen diese Literatur hervorging, der Wirklichkeit so ferne standen, konnten wir zu dieser einzigen Freiheit der Weltanschauung kommen, welche unsere Nation vor allen Andern auszeichnete. Eine festgefügte Gesellschaft hält nur durch den Kitt der Vorurtheile, der Conventionen zusammen: der Charakter unserer Cultur aber war die Vorurtheilslosigkeit während jenes Jahrhunderts. Man denke an das Leben in Weimar und Berlin; man vergegenwärtige sich die Stellung der Juden, der Komödianten;

die Toleranz in Beurtheilung der Eheverhältnisse — man kann sagen, unsere Literatur, geboren zur Zeit der Empfindsamkeit, hat eigentlich erst die Liebesheirath in Deutschland eingeführt, wo bis dahin allein die Vernunftehe gelitten war — man denke an die religiöse Duldung bei so tiefem religiösem Sinne. Diese Literatur vor allem gab uns die geistige Einheit, die dann thatsächlich auch der staatlichen Einheit den Weg gebahnt hat. In der That hatte die Nation durch sie wieder einen Mittelpunkt gefunden, um den sie sich sammeln konnte. Das literarisch-wissenschaftliche Interesse trat für eine Zeit durchaus in den Vordergrund. Im Gegensatz zu dem, was bei allen andern Völkern gesehen worden, folgten alle höheren Stände freiwillig der Leitung des Lehrstandes: Fürsten, Edelleute, Officiere, Beamte, Kaufleute, Frauen empfingen ihre Bildung, ja ihr ganzes geistiges Leben von diesem Stande. Die Frauen namentlich standen von Anfang an in engster Beziehung mit dem Gelehrtenthum, und wirkten auf dasselbe fast ebenso sehr, als sie von ihm beeinflußt wurden. Von Sophie Charlotte, der Freundin Leibnitzens, bis auf Wieland's Gönnerin, Anna Amalia, zählt Deutschland überall ausgezeichnete Fürstinnen und Edelfrauen, welche das geistige Leben fördern. Man weiß aus Herder's und Goethe's Leben, welchen Einfluß Marie zur Lippe und Fräulein von Klettenberg auf die religiösen Anschauungen dieser unserer Culturbegründer gehabt. Wem ist die Rolle der thüringischen Damen, einer Stein, einer Kalb, der beiden Lengefeld, wem die der Berliner Jüdinnen, einer Rahel, Henriette Herz, Dorothea Mendelssohn nicht lebhaft gegenwärtig? Die Gelehrtenfrauen aber, eine Caroline Herder, eine Ernestine Voß, eine Caroline Schlegel wetteiferten wie die Frauen des Pempelforter und Ehrenbreitsteiner Kreises, mit den Großstädterinnen und den adligen Damen. Das Alles soll sich seitdem gewaltig verändert haben: die Stände haben sich wieder mehr getrennt, so sagt man, wie die Geschlechter wieder in ein anderes Verhältniß zu einander getreten sind; sogar religiöse Gegensätze sind, trotz — oder in Folge — verminderter Religiosität wieder in unser Leben eingedrungen. Auch der weltbürgerliche Sinn scheint einem engeren patriotischen Gefühle Platz gemacht zu haben — alles Dinge, die ja wol nöthig waren, wenn wir dazu kommen sollten, eine nationale Gesellschaft aufzubauen, und welche auch gar nicht so schlimm sind, als die Bewunderer einer absoluten sittlichen und geistigen Freiheit wol anzunehmen geneigt sind, vorausgesetzt, daß sie in Schranken gehalten werden und nicht in Intoleranz, Kastengeist und starren Conventionalismus ausarten. Aber haben wir auch das Gut wirklich erlangt, wofür wir diesen hohen Preis gezahlt? Haben wir eine nationale Gesellschaft in dem Sinne, in dem ich Eingangs davon sprach? Und wenn nicht, was haben wir zu thun, um jene sociale Einheit zu erlangen, ohne doch den Rest von Vorurtheilslosigkeit und Individualismus aufzugeben, den wir noch herübergerettet aus unserer großen Zeit? Und das ist nur wenig: denn wenn wir auch noch keine Heerde bilden, wie z. B. die sogen. englische Gesellschaft, so bilden wir doch immer noch zwanzig Heerden, bei denen die Individualität nicht besser wegkömmt: Liberale, Ultramontane, Professoren, Kaufleute und was es der Nationen mehr in der Nation geben mag, bilden Welten für sich, die durch anscheinend unüberbrückbare Klüften von einander getrennt sind: und in jeder dieser

Welten gibt's wieder der stillschweigenden Freimaurerschaften die Fülle. Manches ist freilich schon im Werke, was diesen Zustand innerer Zersplitterung zu heilen verspricht. Vor allem hat der materielle Wohlstand, der die Grundlage aller schönen Lebensformen ist, bedeutend zugenommen, zugleich hat sich unseren gelehrten Mittelständen und armen kleinen Binnenstädtern durch den erleichterten Verkehr und die Verbindungen mit fernen Ländern, eine immer weitere Aussicht eröffnet, haben sich die Berührungen mit der Wirklichkeit zusehends vervielfältigt. Immer mehr Jünglinge aus studirten Kreisen treten in Handel und Gewerbe ein, kämpfen den Kampf der freien Concurrenz und vermehren zugleich den nationalen Reichthum, indem sie den eigenen Charakter stählen, sich zur Selbständigkeit heranziehen. Ueberall, im fernen Osten Indien's wie im fernen Westen Amerika's, begegnet man unseren Pfarrerssöhnen, die sich als kräftige und entschlossene, praktische Männer entpuppen und als unabhängige, freie Leute zurückkommen, die nicht mehr vor jedem Polizeidiener zittern.

Unser politisches Leben wird von Tag zu Tag öffentlicher, und in dieser Oeffentlichkeit verschwindet immer mehr jenes kleinliche Interesse für's Privatleben, welches selbst in der besten Zeit unserer geistigen Geschichte so peinlich wirkte. Die staatliche Einheit hat uns nicht nur ein gewisses Selbstgefühl gegeben, das uns sehr mangelte und das bei allem Guten ebenso entfernt von nationalem Dünkel als von der früheren Demuth ist, sie hat uns auch ein gemeinsames politisches Interesse gegeben. Die Armee, der wir so unendlich viel verdanken, die aber trotz des großen, nationalen Aufschwunges von 1813 doch während des langen Friedens noch viel von ihrer junkerlichen Ausschließlichkeit bewahrt hatte, ist seit unserer staatlichen Wiedergeburt der Nation wieder näher getreten, verschmilzt immer mehr mit ihr. Ist sie doch jetzt für ganz Deutschland die gemeinsame Schule, in der sich die Söhne aller gebildeten Stände erst als Freiwillige, dann als Reserve- oder Landwehrofficiere begegnen — und ich müßte mich sehr irren, wenn dieser Bürger-Officier nicht einmal der Typus der deutschen Gebildeten werden sollte, wie der Mann der Gentry, der Gentleman, der der englischen geworden ist, zumal wenn das Freiwilligenthum durch Hinausrücken der Berechtigung in die letzte Gymnasialclasse wirklich wieder auf die Gebildeten beschränkt wird, anstatt wie jetzt viele unebenbürtige Elemente aufzunehmen, und wenn das Officiercorps der stehenden Armee sich, wie's seit fünfzehn Jahren geschieht, täglich mehr aus den bürgerlichen Kreisen zu recrutiren fortfährt. War bislang der Beamte mit seinen bald philisterhaften, bald burschikosen Gewohnheiten der vorherrschende und tonangebende Repräsentant der deutschen Gesellschaft, so wird's immer mehr der unabhängige Kaufmann und Industrielle, der zugleich Officier im nationalen Heere ist und dessen allzugroße Bequemlichkeit durch die soldatische Zucht, dessen militärische Steifheit durch die Gewohnheit der freien Bewegung vortheilhaft corrigirt werden. Doch dies ist nur das Aeußerliche. Wie unsere Beamten auf der Universität den Geist wissenschaftlicher Bildung und idealer Freiheit athmen, welcher sie so hoch über die Commis der französischen Bureaukratie erhebt, so begegnen sich unsere jungen Männer während ihrer Militärpflicht im Dienste eines Höheren, Außergewöhnlichen, was einer ganzen Cultur eigentlich erst ihre Weihe gibt. Aller-

dings erzieht diese militärische Schule unsere Söhne doch in erster Linie nur zu Deutschen, will sie nur zu Deutschen erziehen. Sie sollten aber auch zu Menschen erzogen werden: das thun unsere Gymnasien, unsere Realschulen, unsere Handelsschulen, Cadettenschulen nicht, oder nicht mehr: sie erziehen sie zu Kaufleuten, zu Professoren, zu Ingenieuren und Militärs, was Alles erst die Aufgabe der Fachschulen, der Lehrzeit oder des Lebens ist. Dagegen muß gearbeitet werden, als gegen die größte Gefahr, welche der deutschen Cultur droht. Erst wenn wieder alle Söhne der Gebildeten, welche Laufbahn sie auch später ergreifen mögen, bis zu ihrem achtzehnten Jahre auf derselben Bank sitzen, an denselben Vergnügungen Theil nehmen, an derselben Quelle ihre geistige Nahrung schöpfen, kann auch wieder von einer deutschen Gesellschaft die Rede sein; nur so können wir uns, wie wir uns die literarische Einheit erarbeitet, die staatliche Einheit erfochten haben, die gesellschaftliche Einheit, die wir Alle vermissen, anerziehen.

Versunkene Continente,

Atlantis und Lemuria.

Von

A. B. Meyer in Dresden.

Aus grauem Alterthum erhielt sich bis auf unsere Tage die Kunde von der einstigen Existenz des großen Inselandes „Atlantis", jenseit der Säulen des Herkules im Atlantischen Ocean, und von dem griechischen Philosophen Plato bis auf die zeitgenössischen Botaniker Unger und Heer wußte man Vielerlei auszusagen von diesem versunkenen, jetzt am Grunde des Meeres ruhenden fabelhaften Lande der Vorzeit. Nicht so alten und ehrwürdigen Ursprunges ist das Reich „Lemuria" auf dem Grunde des Indischen Oceans, allein trotzdem dieses erst vor noch nicht zwei Jahrzehnten von dem englischen Zoologen Sclater erfunden oder, wenn man so will, entdeckt worden ist, so hat es sich dennoch schon ziemlich fest in den Köpfen der Erkenntniß suchenden Menschheit eingenistet; hat man doch selbst die Wiege des Menschengeschlechtes dorthin verlegen zu müssen geglaubt. Lemuria leitet seinen Namen und seine Existenzberechtigung in erster Linie von den eigenthümlichen Thieren her, welche hauptsächlich auf der großen Insel Madagaskar im Osten Afrika's leben: nächtliche, affenartige, zum Theil sehr auffallend von der Natur ausgestattete, Halbaffen oder Lemuren genannte Wesen.

Wir wollen an der Hand der systematischen Zoologie und der Lehre von der geographischen Verbreitung der Thiere zu prüfen suchen, ob diese Wissenschaften die Annahme solcher versunkenen Continente heischen; oder ob die Thatsachen, welche uns die lebende und die ausgestorbene Thierwelt bieten, ohnedem und auf andere Weise ihre ausreichende Erklärung finden können, so daß es überflüssig und sogar verwerflich sein würde, an der einstmaligen Existenz jener fabelhaften Länder festzuhalten — verwerflich, denn die inductive Naturforschung gestattet nur dann die Hypothese, wenn ohne dieselbe die verschlungenen Fäden der Erscheinungswelt durchaus nicht zu entwirren sind. Wir folgen den Ausführungen des englischen Naturforschers Wallace, welcher neuerdings in seinem Werke „Island life" — Inselleben — es unternommen hat, die Thier- und

Pflanzenwelten einer großen Anzahl von Inseln des Erdballes eingehend zu behandeln, um zu erschließen, auf welche Weise die in den Meeren isolirten Landcomplexe sich mit Organismen bevölkert haben.

Als Reste der „Atlantis" müßte man die Capverdischen und Canarischen Inseln, Madeira und die Azoren, oder wenigstens einige dieser Inselgruppen ansehen. Da die letzteren am isolirtesten liegen, fast halbwegs zwischen Europa und Amerika, und da es ihrer physischen Verhältnisse wegen im allerhöchsten Grade unwahrscheinlich ist, daß sie jemals mit einem dieser Erdtheile oder mit Afrika zusammengehangen haben, so wollen wir untersuchen, ob sie etwa noch archaische und eigenthümliche Thier- und Pflanzenformen beherbergen, welche als Reste einer alten continentalen Lebewelt angesprochen werden können; oder ob sich die Herkunft der Azorischen Fauna und Flora vollkommen klar stellen läßt, ohne annehmen zu müssen, daß diese Inseln früher viel ausgedehnter gewesen seien, und daher als nur noch aus dem Meere hervorragende höchste Spitzen eines versunkenen Continentes aufzufassen wären.

Die neun Azorischen Inseln liegen im Atlantischen Ocean in der Breite der Iberischen Halbinsel, circa 300 Meilen westlich von Portugal, und der Boden des zwischen ihnen und den Continenten befindlichen Meeres senkt sich bis über 15,000 Fuß in die Tiefe. Die Inselgruppe selbst, welche sich auf eine Strecke von circa 100 Meilen von Osten nach Westen ausdehnt, wird von einem flacheren Meere umspult; allein bereits in circa 70 Meilen Entfernung nach allen Seiten hin ist es über 10,000 Fuß tief. Schon dieser Umstand macht die Annahme eines ehemaligen Zusammenhanges mit dem europäischen Continente sehr wenig wahrscheinlich, und die fast durchaus vulkanische Natur der Inseln widerspricht ebenfalls der aprioristischen Annahme, daß die Azoren, Madeira und die Canarischen Inseln jemals zusammenhängende Stücke der hypothetischen „Atlantis" gewesen seien.

Auf allen echten oceanischen Inseln, d. h. solchen, welche niemals Theile eines Continentes gebildet haben, gibt es keine einheimischen Säugethiere und Amphibien, denn diese können nur über Land oder auf Flußwegen ihren Verbreitungsbezirk erweitern. Nun fehlen auf den Azoren nicht nur diese, sondern es kommt auch keine Schlange, keine Eidechse, kein Frosch und kein Süßwasserfisch vor, trotzdem die Inseln sehr wohl zum Aufenthaltsorte für solche Thiere geeignet wären, denn z. B. die größte, San Miguel, ist circa 10 Meilen lang, besitzt ein mildes und gleichförmiges Klima und ist reichlich bewaldet. Allein wenn man die große Entfernung bis Madeira und Portugal oder Amerika in Betracht zieht, so ist es auch nicht zu verwundern, daß kein Landbewohner dorthin vordringen konnte. Mit Flugkraft begabte Thiere, Vögel und Insecten, sind jedoch reichlich vorhanden, selbst eine kleine europäische Fledermaus; und Kaninchen, Wiesel, Ratten, Mäuse, eine Eidechse, Goldfische und Aale, welche man jetzt auf den Azoren findet, sind zweifellos vom Menschen eingeführt worden. Auf natürlichen Wegen sind bis zu diesen fernen Inseln nur Vögel, Insecten und Landschnecken gelangt, und um zu verstehen, wie das geschehen konnte, müssen wir die dort vorkommenden etwas näher in's Auge fassen.

Von den bis jetzt bekannten 53 Vogelarten der Azoren sind 31 Wasser- oder Watvögel, alles gute Flieger, deren Anwesenheit also keiner besonderen Erklärung bedarf. Von diesen 31 brüten auf den Inseln 20 und 11 besuchen sie nur gelegentlich, alle aber gehören gemeinen europäischen Arten an. Die 22 Landvögel flößen mehr Interesse ein; nur 4 derselben sind als gelegentliche Besucher anzusehen, während 18 beständig dort wohnen. Diese letzteren sind: der Mäusebussard, die Waldohreule, die Schleiereule, die Amsel, das Rothkehlchen, der Plattmönch, das Goldhähnchen, der graue Steinschmätzer, die Bergstelze, der Atlantische Buchfink, der Azoren-Gimpel, der Canarienvogel, der Staar, der Kleinspecht, die Ringel- und Felsentaube, das Rothhuhn und die Wachtel — lauter Vögel, welche in Europa und Nord-Afrika sehr gewöhnlich sind, mit Ausnahme des Atlantischen Buchfinken und des Canarienvogels, welche auf Madeira und den Canarischen Inseln leben, und des eigenthümlichen, auf die Azoren beschränkten Gimpels.

Auf welche Weise gelangten nun diese Vögel an ihren jetzigen Wohnort, und wie mag es kommen, daß alle bis auf den Gimpel mit anderswo lebenden identisch sind? Eine auffallende Thatsache, welche die Beantwortung der ersten dieser beiden Fragen ungezwungen an die Hand gibt, ist diese, daß, wenn wir auf den Azoren von Osten nach Westen fortschreiten, der Reichthum an Vogelarten stetig abnimmt: wir finden auf den östlichen Inseln 40 Arten, auf den centralen 36, auf den westlichen nur 29, und hieraus läßt sich eben folgern, daß sie von Osten eingewandert sind, zumal alle zu Arten gehören, welche gerade auf den Europa und Afrika naheliegenden Inseln sehr häufig vorkommen. Daß diese Vögel thatsächlich so weit wandern, abirren oder von Stürmen verschlagen werden, ist durch manche Beobachtung erwiesen; man hat z. B. eine Schleiereule 125 Meilen südwestlich von den Azoren ganz erschöpft an Bord eines Walfischfahrers sich niederlassen sehen, und fast jeder Sturm im Frühjahr oder Herbste bringt Fremdlinge, wie Schwalben, Lerchen, Pirole, Wiedehopfe u. A. an jene fernen Ufer. Die 18 auf den Azoren einheimischen Vögel sind nun ebenfalls als solche zufällig dorthin verschlagene Gäste anzusehen, denen es aber gelang sich zu behaupten. Während wir jedoch sonst vielfach beobachten können, daß eine Thierart, welche auf einer Insel im Meere, auf einem Berge, in einem abgeschlossenen Thale, innerhalb eines Flußgebietes oder in anderer Weise isolirt lebt, Abänderungen erleidet, aus welchen sie schließlich als von ihren Stammeltern artlich verschieden hervorgeht, hat sich dieser Proceß auf den Azoren nicht abgespielt, und zwar deßhalb nicht, weil häufig neue, derselben Art angehörige Zuzügler vom Festlande aus herüberkamen, welche eine etwa beginnende Abänderung wieder hemmten. Sonst sind die Unterschiede zwischen Europa und Nord-Afrika einerseits, und den Azoren — einer Gruppe felsiger, vom Golfstrom umspülter, mitten im Ocean gelegener Inseln mit außerordentlich mildem aber stürmischen Klima — andererseits so bedeutend, daß wir nach Analogien ein Abändern der Arten erwarten müßten; es kann uns daher der eine Fall des abgeänderten Gimpels nicht in Erstaunen setzen. Er dürfte dadurch zu erklären sein, daß dieser Vogel, welcher kein Wanderer ist und nur waldige Gegenden bewohnt, sehr schwer in die Gelegenheit kommt, durch Stürme verschlagen zu

werden und daher äußerst selten überhaupt bis zu den Azoren gelangt; diejenigen Individuen aber, welche einmal hinübergekommen waren, konnten, weil sie ohne Nachzügler blieben, ungestört in der Weise abändern, wie es fast alle vollständig isolirten Arten thun, aus welcher Entwicklung dann der jetzige Azorengimpel entstanden ist.

Von Insecten gehören die wenigen Schmetterlinge, Motten und Hautflügler fast alle zu gewöhnlichen europäischen Arten, deren Anwesenheit sich auf dieselbe Weise Rechnung tragen läßt, wie derjenigen der Vögel. Käfer sind jedoch zahlreicher vertreten, und ihre zum Theil interessanten Eigenthümlichkeiten erfordern ein näheres Eingehen auf dieselben. Von den 21 bekannten Arten sind 175 europäisch, aber 101 von diesen 175 wurden nachweislich oder höchst wahrscheinlich vom Menschen eingeführt, so daß nur 74 als wirklich einheimisch angesehen werden können; 23 derselben findet man auf keiner anderen atlantischen Insel, sie sind daher direct von Europa aus hinübergelangt. 36 kommen nicht in Europa vor, 19 von diesen 36 aber auf Madeira oder auf den Canarischen Inseln, 3 sind amerikanisch und 14 findet man nirgends als auf den Azoren. Diese 14 sind meist europäischen Arten oder Arten von den anderen Atlantischen Inseln verwandt; allein *eine* derselben steht einer amerikanischen Art nahe und 2 weichen zwar so weit ab, daß sie in Gattungen für sich gestellt werden müssen, diese Gattungen aber sind europäischen deutlich verwandt. Also jedenfalls zeigen die Käfer der Azoren viel mehr Besonderheiten als die Vögel, was aber leicht zu verstehen ist, da die Insecten im Allgemeinen an Arten viel zahlreicher sind und bedeutend größere Chancen haben, weit abgelegene Inseln zu erreichen: Es ist der Wind im Stande sie über sehr große Strecken hin fortzutragen, und in treibendem Holze werden ihre Eier oder Larven oder sie selbst nachgewiesenermaßen weithin verführt. So haben sicherlich jene 3 amerikanischen Arten, ein Schnellkäfer und 2 Langhörner, welche im Holze leben, mit dem Golfstrome in treibenden Baumstämmen die weite Reise zurückgelegt. Ein anderer Schnellkäfer gehört einer Gattung an, welche auf Madagaskar, der großen Insel im Osten Afrika's zu Hause ist; das Vorkommen desselben auf den Azoren kann auf zweierlei Weise erklärt werden: Die Käferfauna Madagaskar's bietet nämlich die Eigenthümlichkeit dar, daß sie Verwandtschaften zu derjenigen fast aller Erdtheile aufweist, was vielleicht darauf hindeutet, daß es sich um sehr alte, früher universell verbreitete Gruppen handelt, von denen jetzt nur noch Ueberreste an zerstreut liegenden, nicht mehr zusammenhängenden Punkten der Erde leben; dieses wird um so wahrscheinlicher, wenn man in Betracht zieht, daß Madagaskar, wie wir sehen werden, überhaupt eine sehr alte, anderswo ausgestorbene Fauna besitzt. Eine zweite, ebenso plausibele Erklärung wäre die, daß auch in diesem Falle Meeresströmungen die Käfer in Treibhölzern von Madagaskar nach den Azoren gebracht haben, denn es ist constatirt, daß Pflanzensaamen von Madagaskar oder Mauritius um das Cap der guten Hoffnung herum bis an die Ufer St. Helena's getrieben wurden und hier zur Entwicklung kamen. Durch diese Madagaskar-Form und die amerikanischen oder amerikanischen verwandten Arten wird also der europäische Charakter der Insectenwelt der Azoren nicht im Mindesten verwischt.

Ebenso verhält es sich mit den Landschnecken, trotzdem eine größere Zahl derselben zu den Azoren eigenthümlichen Arten gehört. Es steht dieses jedoch im Einklange mit anderen Thatsachen. Landschnecken haben nur eine geringe Chance durch Meeresströmungen und, wenn jung oder in Eiform, an Zweigen oder Blättern klebend, durch Winde so weit fortgeführt zu werden; wenn dieses aber einmal geschieht, so werden sicherlich noch seltener Individuen derselben Art den gleichen Weg nehmen, so daß die nun ganz isolirte Art in die Lage kommt, in den neuen Verhältnissen ungestört abändern und in der veränderten Form sich fixiren zu können. Landschnecken siedeln sich auf Inseln auch deshalb leicht an, weil hier in der Regel relativ wenige Säugethiere und Vögel hausen, welche sich von ihnen nähren, und so findet man in der That auf allen Inseln der Erde zusammengenommen mehr Arten als auf den Continenten. Uebrigens besitzen diese kleinen Organismen eine größere Widerstandskraft gegen Seewasser, als man vermuthen sollte; Darwin z. B. hat gefunden, daß eine Weinbergschnecke noch lebte, nachdem sie 20 Tage lang in Seewasser gelegen hatte. Von den 69 bekannten Arten der Azoren nun kommen 37 auch in Europa oder auf den anderen Atlantischen Inseln vor, und die übrigen 32, meist sehr kleinen, sind den Azoren eigenthümlich, jedoch europäischen Formen deutlich verwandt; für diese ganz kleinen Schnecken liegt auch die Möglichkeit vor, daß sie mit der Erde forttransportirt werden, welche Vögel oft an den Füßen von Ort zu Ort verschleppen.

Und ebenso weist die Pflanzenwelt dieser Inseln durchaus nach Europa: Von den bekannten 480 Arten kommen 440 in unserem Continent oder auf Madeira und den Canarischen Inseln vor; die übrigen 40 sind zwar den Azoren eigenthümlich, allein fast alle mehr oder weniger europäischen Arten verwandt. Sehr viele von diesen Pflanzen sind zweifellos vom Menschen importirt worden. Es ist auch auffallend, daß in Europa so weit verbreitete Bäume und Sträucher wie Eichen, Kastanien, Haselnußstauden, Apfelbäume, Buchen, Erlen und Tannen auf den Azoren fehlen; alle diese aber haben große, schwere Früchte, welche weder vom Wind noch von Strömungen, noch an den Füßen der Vögel fortgeführt werden können, und hierdurch erklärt sich hinlänglich ihre Abwesenheit.

So drängen die Beweise, welche die Betrachtung der Vögel, der Käfer, der Landschnecken und der Pflanzen liefern, alle zu der Schlußfolgerung, daß die Lebewelt der Azoren keine alte ist, und daß sie nichts bietet, was als Ueberrest der Fauna eines nördlich bis Island ausgedehnten einstigen insularen Continentes angesprochen werden könnte; daß vielmehr alle ihre Thiere und Pflanzen von anderen Ländern übers Meer dorthin gelangt sind. Eine ehemalige Verbindung der Azoren mit Europa, Afrika oder Amerika ist daher ebenfalls abzuweisen, und so haben wir ganz und gar keinen Anlaß, eine Atlantis-Hypothese in irgend einer Form aufzustellen, sondern können eine solche mit Fug und Recht fallen lassen.

Sehen wir nun, ob der hypothetische Continent „Lemuria" im Indischen Ocean etwa auf festeren Füßen steht, oder ob die Thatsachen der systematischen Zoologie und diejenigen der geographischen Verbreitung der Thiere, ob der Zusammenhang und die Beziehungen der Lebewelten der Gebiete, welche den In-

dischen Ocean umgrenzen, überhaupt hinreichend verstanden werden können, ohne ein Festland dort zu versenken, wo jetzt die Tiefen eines Oceans gähnen.

Lemuria soll Madagaskar mit Indien und Ceylon sowol als auch mit Sumátra verbunden, sich also quer über den jetzt mehr als 15,000 Fuß tiefen Indischen Ocean erstreckt haben; und zwar schien eine solche einstige Verbindung in erster Linie nothwendig, um das vereinzelte Vorkommen von Lemuriden oder Halbaffen, welche ihren Mittelpunkt auf Madagaskar haben, auf so isolirten und vom Centrum so weit abliegenden Posten, wie z. B. Ceylon, Sumátra und Celébes, zu erklären. Das schwierige Problem, welches hier zu lösen ist, wird sich vereinfachen, wenn wir versuchen, die Herkunft der Thierwelt Madagaskars abzuleiten, und prüfen, ob die Annahme einer früheren Verbindung dieser Insel mit Asien und den Inseln des Malayischen Archipels sich überhaupt verträgt mit den Thatsachen der geographischen Verbreitung der Thiere in diesen Gegenden; verträgt diese Annahme sich nicht mit allen Thatsachen, so ist sie aufzugeben, selbst wenn sie einzelnen gerecht werden sollte. Das Problem ist deshalb schwieriger als das oben besprochene der „Atlantis", weil Madagaskar keine „oceanische" Insel ist wie die Azoren, welche niemals mit einem Continente in directem Zusammenhange gestanden haben, sondern eine „continentale", d. h. eine Insel, welche zweifellos einstmals Theil eines Festlandes bildete, ohne daß aber die Thierwelt dieses Theiles mit der lebenden Thierwelt irgend eines jetzigen Festlandes übereinstimmt. Geschah nun die Abtrennung eines solchen Theiles zu einer fernabliegenden Zeit, als die Lebewelt der Erde von der jetzigen ganz verschieden war, so lag die Möglichkeit vor, daß die abgetrennte Insel Organismen bewahrte, welche sonst überall zu Grunde gegangen sind in Folge von Veränderungen in der physischen Configuration der Erde und den damit zusammenhängenden Wanderungen der Pflanzen und Thiere; und unterlag ferner der abgetrennte Theil für sich verschiedentlichen Veränderungen, welche die Reinheit jener alten Faunen und Floren trübten und ihre Vollständigkeit vernichteten, so compliciren sich die Verhältnisse ungemein und scheinen oft einer Lösung zu spotten. Hier kann, wenn man eine solche Frage vom Standpunkte der Zoologie aus zu lösen versuchen will, nur eine ins Einzelne gehende Analyse der Thatsachen an der Hand des vielfach verkannten und gering geschätzten systematischen Theiles dieser Wissenschaft das Dunkel aufhellen, und so ist es in der That der Fall mit dem Lemuria-Problem.

Madagaskar ist eine 250 Meilen lange, durchschnittlich 60 Meilen breite und ungefähr um ihre eigene Breite von der afrikanischen Küste abliegende tropische Insel, deren Gebirgszüge bis zu 9000 Fuß ansteigen. Nach Osten ist sie von den naheliegenden Inseln Bourbon und Mauritius durch den ziemlich rasch bis fast 15,000 Fuß tief abfallenden Ocean getrennt, hingegen nach Westen mit der afrikanischen Küste durch ein seichteres Meer, dessen Tiefe von 3000 bis 9000 Fuß variirt, verbunden. Kleine Inselgruppen, Koralleninseln und Atolle bilden gewissermaßen Schrittsteine, welche den Norden Madagaskars nach Westen zu mit der afrikanischen Küste und nach Nordosten zu in Entfernungen von etwas mehr als 100 zu 100 Meilen mit Indien in Verbindung bringen.

Bis jetzt kennt man von Madagaskar 66 Arten Säugethiere, ein Factum,

welches an und für sich schon den einstigen Zusammenhang der Insel mit einem Continente beweist, denn nur von einem solchen können diese herstammen; diese Säugethiere aber differiren ganz und gar von denen des naheliegenden Afrika. Dieses ist charakterisirt durch seine Gorillas und Chimpansés, durch seine Paviane, Löwen, Leoparden, Hyänen, Zebras, Rhinocerosse, Elephanten, Büffel, Giraffen und Antilopen — lauter Thiere, welche auf Madagaskar gänzlich fehlen; und da auch asiatische Typen wie Tiger, Bären, Tapire, Hirsche und Eichhörnchen nicht vorhanden sind, so scheint die Thierwelt weder auf den einen noch auf den anderen Continent hinzuweisen. Nun gehören mehr als die Hälfte jener 66 Säugethiere, und zwar 36 Arten, zu den Lemuren oder Halbaffen, welche nur noch als isolirte Formen, als disjecta membra, in Afrika, Indien, Ceylon und dem Malayischen Archipel vorkommen; außerdem findet man auf dieser merkwürdigen Insel 12 Insectenfresser, darunter 10 Arten von Borstenigeln, welche Familie von Thieren außerdem nur auf den Westindischen Inseln Cuba und Hayti in zwei Arten zu finden ist; endlich leben auf Madagaskar 8 oder 9 Zibethkatzen, zum Theil mit afrikanischen Verwandtschaften, und einige Mäuse, sowie ein Wasserschwein, welche beiden letzteren jedoch zu Wasser von Afrika herübergekommen sein können. Die Reptilien weisen, wie die Borstenigel, auf eine Verwandtschaft mit Amerika hin, ferner auf Afrika; allein es ist auffällig, daß zwei in Afrika und Asien bis Neu-Guinea sehr reich vertretene Schlangenfamilien, die Vipern und die Wolfschlangen oder Fangzähner, vollständig fehlen.

Um das Fehlen der vielen für Afrika charakteristischen Thiere erklären zu können, müssen wir die Paläontologie zu Hilfe rufen, welche uns lehrt, daß alle diese großen Thiere zur Miocänzeit in Europa und Nord-Indien gelebt haben. Diese Wissenschaft liefert ferner die Beweise dafür, daß vor dieser Zeit das tropische Afrika von Nord-Afrika, Europa und Asien durch ein Meer getrennt gewesen ist, welches sich vom Atlantischen Ocean bis zur Bai von Bengalen erstreckte. Damals besaß das tropische Afrika ebenfalls keine dieser höheren Thiere, sondern es erhielt dieselben erst durch Einwanderung, nachdem Afrika seine jetzige Gestalt angenommen hatte. Madagaskar aber war inzwischen von diesem Continent abgetrennt worden, und jene Thiere konnten daher ebensowenig überwandern, wie die genannten, auf der Insel fehlenden, aber in Afrika zahlreich vertretenen Reptilien, da auch diese erst nach der Vereinigung Europas und Asiens mit dem tropischen Afrika hierher gelangten.

Ebenso kann die Paläontologie die Verwandtschaften der Madagaskar-Säugethierfauna erschließen: Die uns erhaltenen und bis jetzt aufgefundenen fossilen Ueberreste lehren, daß Lemuren oder Halbaffen, Insectenfresser, darunter selbst Borstenigel (in Frankreich) und Zibethkatzen zur Eocän- und Miocänzeit in Europa vorhanden waren, die letzteren sogar während der ganzen Tertiärzeit. Thiere also, welche wir jetzt isolirt auf Madagaskar und anderen entfernt davon liegenden Punkten der Erde lebend finden, hatten früher eine weltweite Verbreitung; und solche, welche sich jetzt einer weiten Verbreitung erfreuen, fehlen auf Madagaskar, weil sie niemals Gelegenheit gehabt haben, dort einwandern zu können.

Ebensowenig nun wie man eine einstmalige directe Verbindung zwischen Madagaskar und den Antillen annehmen dürfte, weil Borstenigel jetzt nur an diesen beiden Punkten der Erde leben, ebensowenig ist es nothwendig oder erlaubt, eine einstmalige Verbindung zwischen Madagaskar und z. B. Sumátra deshalb anzunehmen, weil an beiden Orten jetzt Lemuren vorkommen. Sonst könnte man mit demselben Rechte Sumátra und Brasilien hypothetisch verbinden, um für die Vorfahren der Tapire des einen Landes einen directen Weg in das andere zu schlagen, oder Asien mit Perú der Kameele und Lamas wegen, welche ersteren in Asien, letztere in Amerika vorkommen. Allein fossile Kameele hat man in Nord-Amerika und in Nordwest-Indien gefunden, und fossile Tapire in Nord-Amerika und Europa. Es läßt sich daher die jetzige Verbreitung der Thiere oft sehr wol durch die Thatsachen der Paläontologie verstehen, ohne daß es nöthig ist, den tiefen Oceanen oder den Continenten im Großen und Ganzen durchaus andere Configurationen und Verbindungen zu geben, als diejenigen sind, welche sie jetzt besitzen.

Auch die Vogelwelt Madagaskars hat man — von Anderem abgesehen — als Beweis der einstigen Existenz von Lemuria gelten lassen wollen: Die bekannten 100 Arten Landvögel sind bis auf vier oder fünf der Insel eigenthümlich, d. h. sie kommen sonst nirgendwo vor, und zwar ist fast die Hälfte derselben so anomal, daß es oft schwer fällt, ihre Verwandtschaften mit anderen lebenden Vögeln festzustellen. Außerdem zeigt eine Anzahl Beziehungen zu Afrika, und einige solche zu Indien und den Malayischen Inseln. Gerade auf diese letzteren nun hat man sich auch gestützt, um die Nothwendigkeit Lemurias zu demonstriren; und ferner auf den Umstand, daß viele in Afrika gewöhnliche und charakteristische Vögel, wie Pisangfresser, Glanzstaare, Madenhacker, Bartvögel, Honigkuckucke, Nashornvögel, Trappen u. a. auf Madagaskar gänzlich fehlen. Allein dieser Mangel kann uns nach den Erfahrungen, welche wir bei der Analyse der Säugethierwelt der Insel gewonnen haben, nicht in Verlegenheit setzen; um so weniger, als z. B. Bananenfresser und Nageschnäbler fossil in Europa gefunden worden sind, und es sich mit diesen und den anderen fehlenden Gruppen geradeso verhalten wird wie mit den großen Säugethieren Afrikas, welche auf Madagaskar fehlen. Den asiatischen und malayischen Formen halten die an Zahl überwiegenden afrikanischen mehr als die Wage; und überdies kann die Herkunft jener östlichen Typen auf anderem Wege zureichender erklärt werden, als durch einen alten nun versunkenen Lemuren-Continent. Da jene Formen lebenden indischen Arten so nahe verwandt sind, daß sie oft kaum von ihnen unterschieden werden können, so ist keine andere Annahme gerechtfertigt als diese, daß ihre Einwanderung erst stattgefunden hat, nachdem ein Continent Lemuria, wenn er überhaupt jemals existirt hatte, längst versunken war, d. h. später als am Anfang der Miocänzeit; und da wir in den Corallenriffen und Untiefen, welche zwischen Madagaskar, den Maskarenen und Indien liegen, und welche als Reste früher ausgedehnterer, wenn auch stets durch tiefe Meere von einander getrennter Inseln angesehen werden müssen, Schrittsteine besitzen, auf denen von Indien herüberfliegende oder von Stürmen verschlagene Vögel sich ausruhen konnten, so liegt kein Grund vor, eine Einwanderung auf diesem Wege abzuweisen, so

wenig es, wie wir gesehen haben, angefochten werden kann, daß europäische Vögel immerwährend die Azoren erreichen. Daß hier keine wirkliche Landverbindung vorhanden gewesen ist, beweist auch die Thatsache, daß kein indisches oder malayisches Säugethier Madagaskar bewohnt; außerdem sind die Comoren, die Seychellen, Mauritius, Bourbon und Rodriguez, wie ihre zum Theil sehr interessante und eigenthümliche Fauna und Flora lehrt, alte oceanische Inseln, welche als solche niemals mit einem Continent in Zusammenhang gestanden haben; allein wir glauben die Unhaltbarkeit des hypothetischen Continentes Lemuria ist so hinlänglich klargestellt, daß es nicht mehr nothwendig erscheint, durch eine Analyse der Herkunft dieser Insel-Faunen und Floren noch weitere Beweise herbeizuholen.

Lemuria hält also der Kritik, wie sie die Analyse der Thatsachen der systematischen Zoologie und der geographischen Verbreitung der Thiere uns zu üben gestattet, ebensowenig Stand wie es „Atlantis" gethan hatte; Lemuria und Atlantis sind daher nicht „versunkene Continente", sondern hypothetische Vorstellungen, welche bei dem dermaligen Stand der Wissenschaft keine Berechtigung haben.

Das Institut für Völkerrecht

über die Auslieferung politischer Verbrecher.

Durch das grauenhafte Verbrechen von St. Petersburg ist die Frage des Asylrechts und der Auslieferung politischer Verbrecher in den Vordergrund der Tagesinteressen getreten, wie sie voraussichtlich den Gegenstand wichtiger diplomatischer Transactionen und internationaler Abmachungen bilden wird. Bei der Behandlung einer Frage von so weittragender Bedeutung — einer außerdem, bei welcher nicht nur die Gewissen, sondern auch die politischen Ueberzeugungen zu respectiren sind — ist es beruhigend zu denken, daß man sich ihr nicht unvorbereitet naht; und daß — allgemein gesprochen — die Anschauung der Wissenschaft sich in Uebereinstimmung mit derjenigen befindet, welche die öffentliche Meinung beherrscht, und z. B. in dem Votum des deutschen Reichstages einen Ausdruck gefunden hat.

Während der jüngsten Session des Instituts für Völkerrecht (September 1880 zu Oxford) stand das Asylrecht, resp. die Auslieferung politischer Verbrecher zur Berathung; und einige der angesehensten Völkerrechtslehrer, Mitglieder dieser unabhängigen und auf strenger Wahl beruhenden internationalen Gesellschaft, welche durch keinerlei politische Rücksicht bestimmt, und einzig durch den Geist der Wissenschaft geleitet wird, hatten Gelegenheit sich darüber auszusprechen.

Man weiß, daß das Institut für Völkerrecht — „l'Institut de droit international" — eine Schöpfung des gegenwärtigen Königl. belgischen Ministers des Innern, Herrn Rolin-Jaequemyns ist, aus dem Jahr 1873, einer Zeit, wo der Genannte — einer der hervorragendsten Männer seines Fachs — noch Advocat und Herausgeber der „Revue de droit international" in Gent war. Die erste Anregung ging von dem um die Wissenschaft des Völkerrechts hochverdienten und namentlich durch seine, im Auftrage der Regierung, für die Heere der amerikanischen Nordstaaten im Secessionskriege (1863) entworfenen Instructionen berühmt gewordenen Professor Franz Lieber in New-York aus, welcher indessen — er starb 1872 — die Begründung des Instituts nicht mehr erleben sollte. Diese fand Statt unter Anschluß des, auf seinem Gebiet als Autorität ersten Ranges geltenden Heidelberger Prof. Bluntschli und des Präsidenten des internationalen Hilfscomités für die Pflege der im Kriege Verwundeten (Rothes Kreuz), Gustave Moynier in Genf; bei der Entwerfung der Statuten waren u. A. thätig der eminente englische Jurist Westlake, der französische Senator Parieu, ehemaliger Präsident des „Institut de France", der italienische Deputirte, frühere Justizminister und Siegelbewahrer Mancini, Professor von Holtzendorff ꝛc. Das Institut für Völkerrecht besteht aus 50 Mitgliedern, Angehörigen der verschiedenen Nationen, durchweg Männern von ausgezeichnetem Verdienste um die Theorie und Praxis des internationalen Rechtes; und den „Associés", denen nur ein consultatives Votum eingeräumt ist. Sitz des Institutes ist das Domicil des jeweiligen auf die Dauer von 6 Jahren erwählten General-Secretärs desselben, zur Zeit Brüssel, wo der gegenwärtige General-Secretär,

Alphonse Rivier, als Professor an der dortigen Universität wirkt. Es stehen dem Institut für seine Zwecke zwei Publicationen zu Gebote: „Revue de droit international et legislation comparée" und das „Annuaire de l'Institut de droit international", welches das Motto der Gesellschaft: „Justitia et pace" führt; und jährlich wird eine Versammlung abgehalten — die bisherigen in Gent, Genf, im Haag, in Zürich, Paris, Brüssel, die des vorigen Jahres in Oxford, die des nächsten voraussichtlich in Turin. Einen unmittelbaren und directen Einfluß prätendirt das Institut nicht; seine Aufgabe besteht vielmehr in der Anbahnung einer internationalen Rechtsanschauung, aus welcher, wenn sie sich erst im Volke zur Rechtsüberzeugung gefestigt hat, das Völkerrecht seine Nahrung zu nehmen hat.

Die Kritik, welche Graf Moltke, wie man sich erinnert, an dem von dem Institut herausgegebenen „Manuel des Lois de la guerre sur terre" geübt hat, nimmt den darin vorgetragenen Grundsätzen Nichts von ihrem Werthe, wenngleich dieselben, im Widerspruch stehend mit der unerbittlichen Praxis, wol kaum auf Verwirklichung in irgend absehbarer Zeit zu rechnen haben werden. Ein Anderes aber ist es, wenn die Ansicht dieser gelehrten und hochansehnlichen Körperschaft sich in Uebereinstimmung befindet mit einer im Durchbruch begriffenen aber noch schwankenden allgemeinen Rechtsanschauung, welche dann aus jener ihre Bestätigung, sowie die wichtigsten und entschiedensten Argumente für ihre Geltendmachung und formelle Fixirung zu ziehen vermag. Dies ist der Fall mit der Frage des Asylrechts und der Auslieferung politischer Verbrecher, und es wird daher als motivirt erscheinen, wenn wir an dieser Stelle die darauf bezüglichen Verhandlungen des völkerrechtlichen Instituts reproduciren, wie sie — einstweilen erst in ihren großen Umrissen und Resultaten — in der „Revue de droit international" mitgetheilt sind [1]).

Die Versammlung des Instituts in Oxford gab Veranlassung zu den höchsten Ehrenbezeugungen Seitens der Stadt und der altehrwürdigen Collegien von All Souls, University und Oriel. Die Verhandlungen wurden inaugurirt durch eine Rede des Vicars von St. Paul's. Die Municipalität brachte eine Adresse dar. Die Herren Rolin-Jaequemyns und Bluntschli wurden zu Doctoren des Civilrechts promovirt. Unter solchen Auspicien begannen die Berathungen über eine Frage, die vor sechs Monaten noch eine „akademische" war; durch den traurigen Vorgang des 13. März und Alles was sich daran knüpft, aber zu einer der brennendsten der Gegenwart geworden ist.

Der Gegenstand war in der gründlichsten Weise vorbereitet worden, sowol durch einen Bericht über die Auslieferung der Verbrecher im Allgemeinen, welcher — von Herrn Brocher, Professor der Universität Genf — erstattet bereits im Jahre 1879 an die Mitglieder des Congresses in Brüssel vertheilt worden war, als durch einen neuen Bericht über denselben Gegenstand des der Pariser juristischen Facultät aggregirten Prof. Louis Renault, und ein Specialgutachten des Prof. Bluntschli über die Auslieferung der politischen Flüchtlinge.

Letzteres, welches alle hierbei in Betracht kommenden wesentlichen Punkte scharf präcisirt und zusammenfaßt, wird von der „Revue" vollinhaltlich mitgetheilt; indem wir versuchen, es in seinem Ideengang zu recapituliren, und die Schlußfolgerungen, zu denen es gelangt, anzuführen, finden wir uns allerdings in der Lage, einige wörtlich wiederzugebende Stellen des ursprünglich deutsch verfaßten Schriftstücks aus dem Französischen in's Deutsche zurückzuübersetzen. Indessen hoffen wir bei diesem Verfahren nirgends gegen den Sinn des wichtigen Documentes zu verstoßen.

Der gelehrte Verfasser erblickt in der Thatsache, daß zwischen den Staaten Auslieferungsverträge bestehen, und selbst da, wo solche Verträge nicht bestehen, die Staaten in der Verfolgung flüchtiger Verbrecher einander Hilfe leisten, eine Erhöhung

[1]) Revue de droit international et de législation comparée, tome XIII. 1881. No. 1, p. 72—77. Bruxelles et Leipzig, Librairie C. Muquardt.

der allgemeinen Rechtssicherheit und eine Verbesserung der Strafrechtspflege überhaupt und sagt, daß man in dieser Hinsicht heute allgemein eine gewisse Solidarität zwischen den einzelnen civilisirten Staaten anerkenne; daß man aber nicht weniger allgemein von dieser Regel der Auslieferung schwerer Verbrecher die Personen ausnehme, welche man politische Flüchtlinge nennt.

Die Gründe dieser Ausnahme, sagt Bluntschli, dürfen nicht in der Voraussetzung gesucht werden, daß die politischen Verbrechen weniger schwer oder weniger gefährlich seien, als die gemeinen Verbrechen: Hochverrath und Landesverrath werden in der Strafgesetzgebung aller Länder als ein sehr schweres Verbrechen und mit sehr schweren Strafen bedroht. Der Unterschied zwischen gemeinen und politischen Verbrechen wird mehr aus Gründen des Völkerrechts gemacht, als daß er durch das Strafrecht statuirt wäre.

Hinsichtlich der Verfolgung politischer Verbrecher besteht nämlich an und für sich keine Solidarität zwischen den Staaten. Jeder Staat hat seine eigene Verfassung und Regierung, und ist daher berufen, für seine politische Rechtsordnung zu sorgen; hat also keine Veranlassung, sich mit dem politischen Verbrechen zu befassen, welches sich ausschließlich gegen die Verfassung oder Regierung eines anderen Landes richtet. Die Verfassungen verschiedener Staaten sind oft sehr verschiedener Natur; Derjenige, den man in dem einen Staate als Verbrecher gegen die Ordnung und Leitung desselben verfolgt, mag in dem anderen vielleicht als politischer Glaubensgenosse geehrt und als Freund begrüßt werden. Die Forderung, einen solchen Schützling auszuliefern, würde widernatürlich und unausführbar sein. Ferner sind es nicht immer schlechte oder entartete, sondern oft exaltirte und ehrliche Menschen, zuweilen sogar hochherzige und ehrenwerthe Patrioten, welche als politische Verbrecher verfolgt werden. Man begreift, daß die uninteressirten Staaten zögern, die Verfolgungen des verletzten Staates zu unterstützen; um so mehr, als die Garantien einer unparteiischen Gerechtigkeit geringer sind, wenn es sich um politische Processe handelt, als bei den gewöhnlichen Criminalprocessen. Aus diesen Gründen, und da es für den das Asyl gewährenden Staat weder angemessen noch opportun, noch selbst möglich wäre, über den verfolgenden Staat eine Controle zu üben, zieht der erstere vor, ganz allgemein die Auslieferung politischer Flüchtlinge zu verweigern.

Etwas anderes aber ist es, wo nicht nur die Ordnung eines bestimmten Staates, sondern die öffentliche und gesetzliche Ordnung aller civilisirten Staaten in Gefahr gebracht und auf verbrecherische Weise angegriffen wird: in solchen Fällen muß die Solidarität, welche alle Staaten im Kampfe gegen Verletzungen ähnlicher Art verbindet, ihre volle Wirkung haben; und es ist alsdann eine Pflicht des Völkerrechts, sich gegenseitig Unterstützung zu leihen in der Verfolgung ähnlicher Verbrecher, welche gefährlich für Alle sind.

Dies ist der Fall bei der Verfolgung von Piraten, den Feinden des Menschengeschlechts.

Dies ist auch der Fall hinsichtlich der communistischen und nihilistischen Verschwörungen, welche einen internationalen Charakter haben und alle Autoritäten in allen Ländern bedrohen.

Gegen internationale Krankheiten bedarf es internationaler Heilmittel.

Wenn politische Verbrechen, z. B. Hochverrath, verbunden sind mit gemeinen Verbrechen, z. B. Mord, so sind die Gründe für die Auslieferung anwendbar auf das gemeine Verbrechen, und die Gründe für die Nicht-Auslieferung anwendbar auf das politische Verbrechen. Man kann den Conflict der Gründe nicht dadurch lösen, daß man den Schutz des Asyls, welcher der wegen politischen Delicts verfolgten Person gewährt wird, auf den gemeinen Verbrecher ausdehnt.

Die Straflosigkeit, welche daraus hervorginge, würde weder mit der Gerechtigkeit vereinbar sein, noch mit den allgemein gesetzlichen Garantien, welche schwer ver-

letzt sein würden, wenn ein gemeiner Verbrecher sich der Züchtigung dadurch entziehen könnte, daß er seine verbrecherische Handlung mittels politischer Motive beschönigt und ein politisches Verbrechen seinem gemeinen Verbrechen hinzufügt.

Also wie die englische parlamentarische Commission es vorgeschlagen hat, kann die Inbetrachtnahme des politischen Charakters des Hauptverbrechens die fragliche Handlung decken und die Weitergewährung des Asyls rechtfertigen, insoweit diese Handlung, wenn sie im Kriege von feindlichen Soldaten verübt worden wäre, nach Kriegsgebrauch wie eine erlaubte und durch das internationale Kriegsrecht entschuldigte Kampfeshandlung betrachtet werden würde.

Wenn, im Gegentheil, die fragliche Handlung, im Kriege von Soldaten verübt, nicht als aus dem Kampfe resultirend betrachtet, sondern unter allen Umständen als ein strafbares Verbrechen behandelt werden müßte — z. B. wenn es ein eigentlicher Mord wäre, — dann dürften die politische Absicht und Erwägung die Verfolgung des Criminalrichters nicht aufhalten: die Strafe wäre nothwendig.

Man kann den politischen Scrupeln Rechnung tragen, indem man sagt, daß der das Asyl gewährende Staat den Flüchtling unter Bedingungen ausliefert, welche hinreichen, um eine unparteiische Procedur und Bestrafung zu sichern.

So weit Herr Bluntschli. Sein Gutachten rief eine sehr eingehende Discussion hervor und führte zu der Annahme der folgenden Resolutionen seitens des völkerrechtlichen Instituts:

I. Die Auslieferung findet nicht statt für politische Handlungen.

II. Der Staat, der um Auslieferung angegangen wird, prüft durchaus selbständig, gemäß den Umständen, ob die Handlung, auf Grund welcher die Auslieferung verlangt wird, einen politischen Charakter hat oder nicht.

Bei dieser Prüfung sollen die beiden folgenden Grundsätze maßgebend sein (il doit s'inspirer des deux idées suivantes):

a) Diejenigen Handlungen, welche alle Merkmale von Verbrechen des gemeinen Rechts an sich tragen (Mord, Brandstiftung, Diebstahl), sollen nicht deswegen schon eine Ausnahme von den Auslieferungsbestimmungen begründen, weil ihre Urheber damit politische Absichten verfolgten.

b) Um die Handlungen zu beurtheilen, welche im Verlauf eines politischen Aufruhrs (rébellion politique), einer Insurrection oder eines Bürgerkrieges verübt worden sind, kommt es darauf an, ob sie durch den Kriegsgebrauch entschuldigt sein würden oder nicht.

III. Auf jeden Fall darf die Auslieferung wegen eines Verbrechens, welches zugleich den Charakter des politischen Verbrechens und des gemeinen Verbrechens hat, nicht anders zugestanden werden, als wenn der Staat, welcher um Auslieferung angegangen worden ist, die Zusicherung gibt, daß der Ausgelieferte nicht vor Ausnahmsgerichte gestellt werden wird.

Die Opern- und Concert-Saison in Wien.

Wien, 8. April 1881.

Wenn ich die kritisch erledigten Theater- und Concertzettel dieser Saison betrachte, die sich zu stattlichem Mittelgebirge vor mir aufthürmen, so glaube ich einen Augenblick lang, es steht mir ein unerschöpflich reiches Material für die „Deutsche Rundschau" zu Gebot. Und doch ist dieser Eindruck gar trügerisch. Es ist freilich wieder ungeheuer viel musicirt, öffentlich musicirt worden in dem abgelaufenen Halbjahr; von diesen Opern- oder Concertproductionen bot etwa ein Drittheil ganz und gar nichts Merkwürdiges, ein zweites Drittheil erregte blos locales und momentanes Interesse, ein letztes Drittheil nur kann bleibendere und über Wien hinausreichende Bedeutung aufweisen, also den Anspruch auf nachträgliche Besprechung in dieser Zeitschrift erheben.

Dazu gehören gewiß und in erster Linie die Novitäten auf dem Felde dramatischer Musik. Neue Opern! Wie arm sind wir daran, arm selbst dann noch, wenn wir uns in Deutschland die wirklich guten Operunovitäten Frankreichs und Italiens aneignen! Ein großes Operntheater, das täglich spielen und immer in reicher Ausstattung prunken muß, ist keine leichtbewegliche Maschine. Die berüchtigte „majestätische Langsamkeit" der Pariser Oper, welche soeben fast ein volles Jahr zur Vorbereitung von Gounod's „Tribut von Zamora" brauchte, wie das vorige Jahr für desselben Componisten unglücklichen „Polyeuct", — wird allerdings in Wien noch nicht erreicht; trotzdem bildet doch immer eine neue Oper auch bei uns ein Ereigniß. Außer mehreren Wiederaufnahmen älterer Werke, von denen später die Rede sein soll, haben wir seit dem Beginn der Saison zwei neue Opern erlebt: „Bianca" von Ignaz Brüll und „Jean de Nivelle" von Leo Délibes. Erstere möchten wir eine komische Oper mit traurigem Ausgang nennen, insoferne nämlich nicht das Schicksal der Personen auf der Bühne, sondern das Schicksal der Oper selbst gemeint ist. Denn Brüll's „Bianca" ist schon nach der zweiten Aufführung vom Repertoire verschwunden, ungeliebt und unbetrauert. Der talentvolle Componist, der mit seinem anmuthigen „Goldenen Kreuz" einen Erfolg errungen hatte, wie er so rasch und weitreichend seit Flotow's „Martha" nicht dagewesen, wird sich durch den Mißerfolg der „Bianca" hoffentlich nicht vom Componiren abschrecken lassen, höchstens vom allzu flüchtigen Componiren. Und das wäre kein Unglück. Denn der Mangel an Selbstkritik und der Ueberfluß an naivem Selbstgenügen verschulden offenbar den starken Abfall der „Bianca" nach dem „Goldenen Kreuz". Die Erfindung ist so wenig originell, die Melodieen so gewöhnlich, der dramatische Ausdruck so leicht, daß man annehmen muß, Brüll müßte dies selber entdeckt haben, wenn er die Partitur ein Jahr lang ruhig im Pulte gelassen hätte. Mit Begeisterung konnte er allerdings nicht an einem Libretto arbeiten, das so flach und uninteressant, so arm an komischer Kraft und spannender Intrigue ist, wie dieser Bianca-Text von dem Wiener Romanfabrikanten Th. Scheibe.

Länger dürfen wir bei Délibes' neuer Oper „Jean de Nivelle" verweilen, welche am 29. März ihre erste Aufführung in Wien, — und überhaupt auf deutschem Boden — erlebte. Ein durchschlagender Erfolg war dieser Novität freilich in Wien nicht beschieden, nur jener frostig angehauchte, enttäuscht klingende Beifall, den man „succès d'estime" nennt. In Paris hat „Jean de Nivelle" nicht blos Achtung, sondern aufrichtige Liebe und Bewunderung erweckt und bereits an 150 Aufführungen erlebt. Die Verschiedenheit französischen und deutschen Geschmacks drückt sich in dieser Thatsache deutlich aus. Zunächst konnte das Libretto, — das allerdings weder in Deutschland noch in Frankreich ein gutes heißen darf — in dem Vaterlande des Titelhelden doch auf mehr Verständniß und Sympathie rechnen, als bei uns. Was

kümmern uns die Fehden Ludwig des XI. mit dem Herzog von Burgund, was die Parteinahme der Familie Montmorency für den Einen oder Anderen! Der historische Jean de Nivelle, ein jüngeres Mitglied dieser erlauchten Familie, wurde von seinem Vater unter Trompetenschall zu den Fahnen gerufen, stellte sich aber nicht, sondern zog es vor als Schäfer ein misanthropisch-idyllisches Leben in den burgundischen Wäldern zu führen. Jean's Vater, der Herzog von Montmorency, nannte ihn deshalb „ce chien de Nivelle, qui s'enfuit quand on l'appelle!", — ein Refrain, der noch im französischen Sprüchwort lebt und in der Oper, — natürlich mit Weglassung des ehrenrührigen „Hundes" — häufig wiederkehrt. Das Textbuch, eine Compagniearbeit der Herren E. Gondinet und Ph. Gille, beginnt nicht übel, entwickelt aber in den folgenden Acten, in denen die eigentliche Handlung erst beginnen soll, einen so spärlichen, unwahrscheinlichen und uninteressanten Stoff, daß die Theilnahme der Zuschauer rasch sinkt. Komisch ist an der Handlung dieser „komischen Oper" gar nichts; denn die Nebenfiguren zweier lächerlicher Diplomaten sind äußerliche Zuthat und haben mit der Hauptsache nichts zu schaffen. Von den drei Hauptpersonen ist Jean de Nivelle sentimental, später heroisch; seine Geliebte Arlette leidenschaftlich und exaltirt, Mutter Civerre endlich eine böse Dorfhexe, die Zaubertränke braut und Verrath spinnt. So vermehrt denn „Jean de Nivelle" jene Reihe neuester Erzeugnisse der Pariser „Opéra comique", aus denen die Komik und jegliche Heiterkeit verbannt ist. Délibes' Partitur enthält schöne Einzelheiten in Menge und überrascht durch die Fortschritte, welche der Componist seit seiner komischen Oper „Le roi l'a dit" in Bewältigung größerer Formen und im Ausdruck des Pathetischen, Leidenschaftlichen gemacht hat. Aber trotzdem ziehen wir jenes anspruchslosere Lustspiel mit seinen graziös und natürlich dahinfließenden Melodieen und seinen echt komischen Effecten vor. Ich glaube, daß das eigentliche musikalische Lustspiel, die heitere Conversationsoper das natürlichste und dankbarste Feld für Délibes' Talent ist. Nicht nur die genannte Oper „Le roit l'a dit", sondern auch eine kleine komische Operette Délibes', die kürzlich hier bei einer Wohlthätigkeitsvorstellung im Theater an der Wien gegeben wurde, sprechen dafür. „L'Ecossais de Chatou" (in der deutschen Bearbeitung „Ein Schotte") gehört zu den früheren Arbeiten von Délibes und datirt aus der Zeit, da er die Pforten der Opernbühnen noch verschlossen fand und für Offenbach's „Bouffes parisiennes" schrieb. Der Stoff dieser einactigen Kleinigkeit gehört zu jenen anspruchslosen, dabei überaus drolligen Possen, welche die Franzosen, mit und ohne Musik, alljährlich in erstaunlicher Zahl produciren; leicht und keck hingeworfene, immer echt bühnenmäßig erfundene Scherze, welche durch 30 bis 40 Abende ihre Schuldigkeit thun und dann neuen ähnlichen Stücken Platz machen. Wir Deutschen können die ewig sprudelnde gute Laune und witzige Erfindung dieser Nation nur bewundern, so wenig bleibenden Werth dergleichen Nippsachen in der Regel haben.

„Der Schotte" ist ein lächerlicher Rentier, Namens Ducornet, der im Theater Boieldieu's „Weiße Frau" so oft und mit solcher Schwärmerei angehört hat, daß er Dickson's schottische Gastfreundschaft, „l'hospitalité, qui ne se rend jamais", selbst nachzuahmen beschließt. Er läßt in Chatou bei Paris eine Villa in schottischem Stil aufbauen und comfortable einrichten, in welcher alle Reisenden unentgeltlich aufgenommen und bewirthet werden sollen. Aber trotz dieser lockenden, auch in den Journalen kundgemachten Einladung, will sich kein Reisender einstellen. Ducornet kann das nicht begreifen. Er klopft daher eines Abends, als Pilger verkleidet, selbst an das Thor seines Schlosses. Da entdeckt er, daß seine Dienstboten allerhand unverschämte Prellereien ausführen, um die Reisenden abzuschrecken und ihrem eigenen dolce far niente ungestört nachzuhängen. Mademoiselle Palmyra, das Kammermädchen und Mr. Lepic, der Bediente werden nach dieser Entdeckung fortgejagt, kommen jedoch alsbald in schottischer Tracht wieder, und geben sich für George Brown und dessen Gattin Anna, geborene Gaveston aus. Ein Verehrer Palmyra's, der Pistonbläser Hypolite, hat sich gleichfalls in der Maske eines kranken Hypochonders eingeführt, und erbittet sich einige Jahre „schottischer Gastfreundschaft", um sich zu curiren.

Alles entwickelt sich schließlich zu allgemeiner Zufriedenheit und endet mit einem „schottischen Tanz" aller Mitwirkenden. Delibes' Musik macht keine Ansprüche auf Nachruhm, erfreut aber durch ihre natürliche Fröhlichkeit, Anmuth und zahlreiche pikante Details. Wird der „Schotte von Chatou" frisch und flott gespielt mit einem so ausgezeichneten Komiker wie Hr. Schweighofer an der Spitze, dann kommt man aus dem Lachen nicht heraus. „Ein Nichts", sagt man sich, beim Fallen des Vorhangs, „aber äußerst unterhaltend!" Nach dem „Jean de Nivelle" desselben Componisten lautete das Urtheil beinahe umgekehrt: eine unendlich sorgfältige, feine Arbeit, aber ein Bischen langweilig. Letzterem Uebelstand wird jetzt einigermaßen durch Kürzungen abgeholfen und durch die Wiedereinsetzung des gesprochenen Dialogs an Stelle der (eigens für deutsche und italienische Bühnen hinzucomponirten) Recitative, welche den Fortschritt der Handlung nur verzögerten und die Musik schwerfälliger machten. Es ist ein Vorurtheil, das allerdings immer mehr um sich greift, daß gesprochene Prosa unter allen Umständen aus der Oper zu verbannen sei. In der komischen Oper, dem musikalischen Conversationsstück, ist der Dialog für den raschen Fortgang der Handlung unentbehrlich; ja er bildet, fein und geistreich geführt, (wie bei Scribe) einen eigenthümlichen Reiz dieser Gattung. Würde man „Die weiße Frau", „Fra Diavolo", den „Schwarzen Domino" oder „Postillon von Longjumeau" verbessern, wenn man den Dialog daraus verbannte, und durch begleitete Recitative ersetzte? Im Gegentheil. Man lasse jeder Kunstgattung ihre natürlichen Grenzen und speciellen Bedingungen; die jetzt aufkommende Tendenz des musikalischen Lustspiels, sich in die „Große Oper" einzubetteln, nimmt ihm seine eigensten Vorzüge, ohne es die fremden erreichen zu lassen. So wird denn Delibes' „Jean de Nivelle" gekürzt und mit gesprochenem Dialog gewiß fortan besser wirken, als bei der ersten ungebührlich lang währenden Aufführung. Ein Zugstück und verläßlicher Pfeiler des Repertoirs dürfte die Oper trotzdem nicht werden. Das ängstliche Suchen nach Novitäten wird sofort wieder beginnen. Die Pariser Berichte über Gounod's neueste Oper „Der Tribut von Zamora" constatiren mit bestem (d. h. für den Componisten parteilichstem) Willen nur einen succès d'estime, — ganz wie bei den zwei vorhergehenden, herzlich schwachen Opern Gounod's, dem „Cinq-Mars" und „Polyeucte". In Italien zeigt sich bei quantitiv großer Fruchtbarkeit erschreckende Abnahme der Genialität in der Opernmusik; so leiden denn Italien und Frankreich, sonst die unerschöpflichen Hilfsquellen unsres Opernrepertoirs, heute selber Mangel. Wie wenig aber in Deutschland Bedeutendes und Originelles im Fach der Oper producirt wird, ist nur zu bekannt und die kleinen Localerfolge, welche die Münchner, Dresdner, Leipziger Zeitungen alljährlich melden, können über die thatsächliche Verarmung auf diesem Gebiet nicht täuschen. In diesem Mangel an neuen Opern, die einen Begeisterungs- nicht blos einen „Achtungs"-Erfolg davontragen, liegt heute die größte Schwierigkeit für jedes große Operntheater; eine Schwierigkeit, die nicht allzuweit von dem thatsächlichen Ruin — moralischem und finanziellem — selbst der sorgsamsten Direction entfernt ist. Das fortwährende Ableiern derselben Opern langweilt das Publicum und entnervt die Künstler.

Man hat in Wien nicht ermangelt, zu dem einzigen Hilfsmittel zu greifen, das sich gegen diese Verarmung der Produktion darbietet: das Zurückgreifen zu ältern, in Vergessenheit gerathenen Opern. Zuerst ist im November d. J. Cherubini's „Medea", welche seit einem halben Jahrhundert im Theaterarchiv geschlummert, wieder erweckt worden, hat aber nur zwei Aufführungen erlebt. Trotz der großen, erhabenen Schönheiten dieser Musik, trotz der vortrefflichen Darstellung der Titelrolle durch Frau Materna, vermochte „Medea" die Hörer nicht recht zu erwärmen. Die Kritik verherrlichte, vielleicht sogar über das richtige Maß, die Genialität und höchste Kunstvollendung dieser Musik, das Publicum horchte andächtig, befremdet der ersten Aufführung und — kam nicht wieder zur zweiten. Von Allen bewundert, von Wenigen geliebt, das ist jederzeit das Schicksal der Cherubini'schen „Medea" gewesen. Wäre nicht der „Wasserträger" mit seinem ausnahmsweise großartigen und (wenigstens in

Deutschland) nachhaltigen Erfolg, so könnte man wol sagen, es sei das Loos Cherubini's selbst. Der Mann hat so viel Ehrfurchtgebietendes und Edles, daß verkleinernde Kritik sich nicht an ihn wagt. Ein hoher, schöner Ernst durchzieht seine Werke von einem Ende bis zum andern, zugleich eine Meisterschaft, die im großen Aufbau wie im kleinsten Detail sich ausdrückt. Italienische, deutsche und französische Vorzüge in sich vereinend, steht Cherubini trotzdem als eigenartiger, abgeschlossener Charakter da, welcher jeder seiner Schöpfungen sein unverkennbares Siegel aufdrückt. Daß dem ungeachtet Cherubini's Opern uns nicht wie die seiner Zeitgenossen Mozart und Beethoven entzücken, hat mehr als Einen Erklärungsgrund; der einfachste liegt wol in dem Mangel an sinnlich-schönen, lebensvollen Melodien. Wer trüge auch nur Eine Melodie aus „Medea" im Herzen, auf den Lippen? „Es ist Gesang, es waren keine Gesänge" sagt Hiller treffend von Cherubini's Opern. Auf Einzelheiten einzugehen ist hier nicht der Ort. Hervorheben möchte ich nur noch die außerordentliche Hilfe, welche Cherubini's Medea den von Franz Lachner so meisterhaft hinzucomponirten Recitativen verdankt. Ja, hier ist der rechte Ort für Recitative; ohne sie könnten wir heute eine große tragische Oper wie Medea kaum ertragen. Cherubini hat dieses Werk bekanntlich für das Théâtre Feydeau geschrieben (die nachmalige „Opéra comique"), welches in beengende Grenzen eingeschränkt und zur Verwendung gesprochenen Dialogs verpflichtet war. So kommen denn in Cherubini's Medea Scenen vor, welche die höchste dramatische Gewalt der Musik herausfordern (— wie das plötzliche Erscheinen Medea's beim Verlobungsfeste Jason's im 1. Acte —) und diese Scenen wurden gesprochen! Die Verwandlung des Dialogs in Recitative war für unsre Empfindungsweise und unsre großen Theater eine Nothwendigkeit und Niemand vermöchte diese häkelige Aufgabe mit solcher Bescheidenheit und Meisterschaft zu lösen, wie unser Franz Lachner.

Noch eine Oper des vorigen Jahrhunderts hat das Wiener Operntheater kürzlich wieder hervorgezogen, das kleine Werk eines großen Meisters: „Der betrogene Kadi", ein einactiges Singspiel von Gluck. Es gewährt ein eigenthümliches Interesse, den Schöpfer der „Alceste" und „Iphigenia", den wir nur als tief ernsten Tragiker kennen, einmal als französischen Operettencomponisten vor uns zu sehen. Gluck hat den „betrogenen Kadi" und mehrere andere komische Singspiele auf französischen Text componirt, meistens in den Jahren 1755—1762, als kais. österreichischer Hofkapellmeister. Der Wiener Hof liebte französische Aufführungen, die meistens in den Lustschlössern Schönbrunn, Laxenburg oder La Favorite stattfanden. Graf Durazzo, Hoftheater-Intendant unter Maria Theresia, ließ sich durch den Lustspieldichter Favart in Paris, mit dem er in Correspondenz stand, Textbücher kommen, welche dann Gluck „von Amtswegen" zu componiren hatte. So entstand auch sein (in Paris bereits von Monsigny componirtes) Singspiel „Le Cadi dupé", das jetzt nach mehr als hundert Jahren in Wien gegeben und sehr beifällig aufgenommen wurde. Der Stoff ist einer Erzählung aus 1001 Nacht entnommen und beruht auf einer recht drolligen doppelten Verwechslung. Die sentimentalen Arien klingen etwas altmodisch und umständlich, sie drohen mit ihrem langsamen Gang zu Anfang des Singspiels fast lästig zu werden; da treten aber einige komische Nummern, Arien, Duette, Terzette mit glücklicher Wirkung ein, einfach fließende heitere Musik, die an manchen Stellen durch prägnante Komik sich auszeichnet. Das Stück ist leicht zu besetzen und jeder kleineren Bühne zu empfehlen. Natürlich nicht in der äußerst dünnen Original-Instrumentirung Gluck's, sondern in der trefflichen Bearbeitung des Wiener Hofopernkapellmeisters H. Fuchs, dem wir die Wiedererwerbung und wirksame Einrichtung dieses Singspiels verdanken. Glucks „Kadi" ist das älteste Stück im Repertoir des Wiener Operntheaters; im Jahre 1761 entstanden, zählt es volle 21 Jahre mehr als Mozart's „Entführung aus dem Serail", welche wir als das erste vollgiltige deutsche Kunstwerk im Gebiet der komischen Oper betrachten dürfen.

Der „betrogene Kadi" füllt kaum einen halben Theaterabend aus; man widmet hier die andere Hälfte einem neuen kleinen Ballet, das auch besonderer Erwähnung werth

ist. Es heißt „In Versailles" und ist von der Erfindung des Herrn Frappart. Sein Eigenthümliches besteht darin, daß es nach dem Vorbild des alten französischen Divertissements und des „opéra-ballet", einzelne Gesangsstücke, ein- und mehrstimmige, zwischen die Tänze mischt. Dieses treffliche Gegenmittel gegen die chronische Langeweile der gewöhnlichen, blos aus Tänzen bestehenden Ballete, dürfte vielleicht in Zukunft häufiger angewendet und zu neuen Formen der etwas herabgekommenen Ballet-Erfindung Anlaß geben. Hofcapellmeister Franz Doppler hat mit gelegentlicher Benutzung alter Musikstücke aus dem 17. Jahrhundert eine sehr anmuthige Musik zu dem Ballet geschrieben, das eigentlich nur aus Einer großen Scene, einem Hoffeste bei Louis XIV., besteht. Noch ein anderes neues Ballet, und zwar ein den ganzen Abend ausfüllendes, brachte das Operntheater unter dem Titel „Der Stock im Eisen". Die Idee, eine alte Wiener Sage mit allem Reize farbiger localer Schilderungen als Balletstoff zu verarbeiten, begrüßen wir als eine sehr glückliche. Leider blieb die Ausführung dieser Idee uns Vieles schuldig und die dürftige Phantasie des „Tanzpoeten" verräth sich in ermüdendem Stillstand der Handlung.

Von den älteren Opern, die uns kürzlich in neuem Gewande wieder vorgeführt wurden, hielt insbesondere Weber's „Oberon" einen glänzenden Einzug. Die Oper war nicht blos neu besetzt und ausgestattet, auch in der Scenirung textgemäß reformirt, sie überraschte uns obendrein mit einer musikalischen Neuerung. Wir meinen die vom Hofcapellmeister Franz Wüllner in Dresden componirten Recitative, welche nunmehr die Stelle des gesprochenen Dialogs vertreten. Letzterer war von jeher ein Aergerniß für die Freunde der Oberonmusik und bekanntlich für Weber selbst, der den Plan gefaßt hatte, seinen Oberon, welcher in der Originalgestalt „den Namen einer Oper nicht verdiente", für Deutschland umzuarbeiten. Der Tod, welcher den Meister bald nach den ersten Aufführungen des „Oberon" in London selbst ereilte, vereitelte diese dem Werke so nothwendige Umarbeitung. Früher oder später mußte wol ein einsichtsvoller Musiker wieder auf jenen Plan Weber's zurückkommen und den Versuch zu einer Neugestaltung im Sinne des Componisten wagen. Wüllner, der sich mit feinster Empfindung in den Stil Weber's eingelebt hat, darf sich rühmen, im Verein mit dem tüchtigen Münchener Opernregisseur Dr. Grandaur die auffallendsten Inconvenienzen des „Oberon" beseitigt zu haben — so weit dies überhaupt möglich ist. Denn das in der ganzen Anlage des Buches liegende Grundübel kann durch keine nachhelfende Hand beseitigt werden. Das Libretto ist unverständlich, geschmacklos und mit wahrhaft roher Hand gezimmert. Statt einer organisch sich entwickelnden dramatischen Handlung gibt es uns ein buntes Durcheinander von Scenen und Personen, ein ruckweises Vorwärtsschieben von unerhörten Begebenheiten und Abenteuern, ohne es dahin zu bringen, daß wir ein echtes, warmes Interesse an den Hauptpersonen nehmen. Dieses Uebel vermag keine nachbessernde Hand zu tilgen. Aber die Verdienste der Wüllner'schen Bearbeitung sind trotzdem unleugbar und werden letzterer wol überall den Weg bahnen. Die Oberon-Vorstellung gewann einen besonderen Reiz dadurch, daß der neuernannte Director des Hofoperntheaters, Wilhelm Jahn, selbst die Leitung des Orchesters übernahm. Es war ihm bekanntlich von Wiesbaden her ein außerordentlicher Ruf vorangegangen, so daß man Ungewöhnliches erwartete. Hr. Jahn hat als Dirigent die hochgespannten Erwartungen vollständig erfüllt, eine vollendetere Wiedergabe des „Oberon" von Seiten des Orchesters und der Chöre ist kaum denkbar. Für eine vollkommen befriedigende Besetzung der Hauptparthien Rezia, Puck u. A. standen freilich momentan nicht die Kräfte zur Verfügung. An Herrn Jahn hat das Hofoperntheater einen Dirigenten gewonnen, dem es heiliger Ernst ist mit seiner Kunst, und dem ihre Ausübung sichtlich Freude macht. Der Einfluß eines solchen Musikers auf unser ganzes Opernwesen kann nur ein heilsamer sein. Als Theaterdirector ist Jahn noch zu kurze Zeit am Ruder, als daß er große Thaten, einschneidende Reformen bereits hätte vollbringen können; doch zeigt sich schon an mehr als einer jetzt besser scenirten und präcise klappenden Opernvorstellung Jahn's einsichtsvolles und energisches Eingreifen.

Fast ein Jahr lang hatte während der Krankheit Dingelstedt's und vor Ernennung Jahn's zu dessen Nachfolger die ganze Last der Operndirection auf dem Generalintendanten Baron Hofmann gelegen, einem kunstsinnigen und unermüdlichen Chef, der die Oper glücklich über ein schwieriges Interregnum hinübergerettet hat. Als Generalissimus über beide Armeen, nämlich das Burgtheater und das Hofoperntheater, konnte er den Wienern auch den seltenen Genuß verschaffen, die Burgschauspieler in einigen musikalisch reichgeschmückten Dramen auf der Bühne des Operntheaters zu bewundern. Es wurde zuerst das Schauspiel „Preciosa" mit der Weber'schen Musik, dann Beer's „Struensee" mit Meyerbeer's Musik dazu auserwählt. Wie vorauszusehen war, übertraf der Erfolg der „Preciosa" weitaus jenen des „Struensee". Wolff's einst so beliebtes Schauspiel „Preciosa" ist freilich von recht veralteter Romantik, enthält aber doch Scenen und Figuren, die ihre Wirkung niemals gänzlich verfehlen, namentlich wenn eine vollendete Ausführung von Weber's jugendlich frischer, charaktervoller Musik ihnen zu Hilfe kommt. Anders verhält es sich mit Michael Beer's Trauerspiel „Struensee", das zu keiner Zeit, weder mit noch ohne Meyerbeer's Musik sich eine bleibende Stätte auf den Bühnen zu erringen vermochte. Der Handlung des Stückes fehlt die reale Unterlage, den Personen die Macht des Pathos. Dem Dichter gelingt nicht die plastische Abrundung der Gestalten, er vermag nicht, uns für sie und ihr Schicksal zu interessiren. Das Rührende gelingt ihm manchmal, das Gewaltige, Erschütternde niemals. Meyerbeer hat der Tragödie seines Bruders einen nachhaltigen Dienst nicht erwiesen, indem er eine glänzende, nur zu glänzende Musik dazu schrieb, welche sich mitunter sogar auf Kosten des Stückes als melodramatische Begleitung ungehörig breit macht. Es gibt kaum eine zweite Composition Meyerbeer's, die an Ueberladung, Raffinement und krankhafter Geschraubtheit dieser Struensee-Musik gleichkäme. Seitdem uns Heinrich Laube einen weit kräftigeren, wirksameren „Struensee" geschenkt hat, ist das Beer'sche Trauerspiel als begraben anzusehen. Es stieß auch diesmal auf gänzliche Theilnahmlosigkeit.

Um die vorhandenen oder bevorstehenden Lücken des Opernpersonals auszufüllen und das Urtheil des Publicums über verschiedene projectirte Engagements einzuholen, sah sich die Direction veranlaßt eine lange Reihe von Gästen auftreten zu lassen. Seit dem Monat August bis heute währt fast ununterbrochen diese Herrschaft der Gastspiele, welche in solchem Uebermaß geübt, die Empfänglichkeit der Theaterbesucher abschwächt, die Geduld der Kritiker ermüdet und vor allem die einheimischen Sänger und Orchestermusiker, die zu fortwährenden Proben mit den fremden Gästen gezwungen sind, verzagt und unlustig macht. Hier mögen nur die vorzüglichsten dieser Gäste genannt werden. Der erste Platz gebührt der genialen, unverwüstlichen Pauline Lucca, die heute noch als Madeleine (im „Postillon"), als Frau Fluth („Die lustigen Weiber"), als Despina (Coti fan sutte), als „Carmen" ꝛc. nirgend ihres Gleichen hat und auch in hochtragischen, ihrer Individualität fernerstehenden Rollen (Donna Anna, Valentine, Selica, Aida) von hinreißender dramatischer Kraft wirkt. Als Künstlerin ersten Ranges bewährten sich neuerdings Marianne Brandt aus Berlin, die leider nur als Fides im „Propheten" auftrat und die graziöse Schuch-Proska aus Dresden. Warme Anerkennung findet in diesem Augenblick Frau Schröder-Hanfstängl aus Stuttgart. Von fremden Tenoristen haben nur Winkelmann aus Hamburg (in Heldenrollen wie Lohengrin, Tanhäuser, Siegfried ꝛc.) und Anton Erl aus Dresden in Coloraturpartien, besonders als Almaviva im „Barbier von Sevilla" großen Erfolg errungen. Am zahlreichsten erschien das Contingent der Baritonisten, unter welchen Einer zum Nachfolger unseres vortrefflichen Beck auserwählt werden soll. Beck ist zwar von dem nervösen Leiden, das ihn den Sommer über von der Bühne fernhielt, genesen, singt wieder und zwar ganz ausgezeichnet; trotzdem will die Direction rechtzeitig Vorsorge treffen, daß wenigstens in den anstrengendsten Rollen ein ebenbürtiger Sänger mit Beck abwechsle. Derjenige von den Gästen, welcher unserem Beck am nächsten kam, ist sein eigener

Sohn, Herr Josef Beck vom Frankfurter Theater. Schon die auffallende Aehnlichkeit seines Organs mit der Stimme seines Vaters gewann ihm sofort die Sympathien der Wiener, die mit jeder seiner Rollen (Tell, Rigoletto, Nelusco) stärker und allgemeiner wurden. Nächst dem jungen Beck errangen die Baritonisten Sommer aus Dresden, Carl Mayer aus Kassel und Reichmann aus München entschiedene Erfolge. Mit gemischten Empfindungen sahen wir jüngst eine berühmte dramatische Sängerin wieder auftreten, die hier nicht übergangen werden soll. Es ist die einst hochgefeierte Kammersängerin Louise Dustmann, welche nach 20jähriger Wirksamkeit am Hofoperntheater (— am Josefstädter Theater sang sie bereits im J. 1849 —) im December 1875 in den Ruhestand trat. Obwol lange nicht mehr im Vollbesitz ihrer schönen Stimme, war sie doch durch ihre echt künstlerische Natur und ihr leidenschaftlich bewegtes Spiel ein Liebling des Publicums geblieben, das sie bei jener Abschiedsvorstellung vor vier Jahren mit Auszeichnungen überhäufte. Der Schreiber dieser Zeilen, ein aufrichtiger Schätzer und Verehrer der Dustmann, widmete ihr damals einen warmen Nachruf, der mit den Worten endete: „Sollten wir nach alledem nicht mit der Aufforderung schließen, die gefeierte Künstlerin möge ihren Entschluß zurücknehmen und ihre Theaterwirksamkeit noch eine zeitlang fortsetzen? Nein. Wir möchten die Erinnerung an Louise Dustmann uns lieber ungetrübt und unverfälscht erhalten. Jedwedes Ding hat seine Zeit, und die einer Silberstimme ist leider kurz bemessen. Den Sängern ist es nicht beschieden, wie manchem Altmeister im Schauspiel noch hoch bei Jahren das Publicum wahrhaft zu erfreuen. Es gibt keinen singenden La Roche, keine singende Haizinger. Die Oper bedarf der schönen Sinnlichkeit, der jugendkräftigen Mittel. Sie bietet keinen Uebergang in ein älteres Rollenfach und braucht selbst für ihre wenigen „alten" Partien junge Stimmen. Eine Sängerin, die über ein Vierteljahrhundert ruhmvoll gewirkt, darf getrost auf ihren Lorbeern ausruhen. Mögen falsche Freunde sie nicht überreden, den glänzenden Abschiedstriumph durch ein zweifelhaftes Nachspiel abzuschwächen. Sie kann nicht wollen, daß man im nächsten Jahr zu den Sängerinnen, welche die unvergeßliche Dustmann nicht erreichen — Frau Dustmann selber zähle." Nun, sie hat es doch gewollt und ist unvermuthet als Amalia in Verdi's „Maskenball" wieder aufgetreten. Natürlich erwies sich das Publicum als überaus pietätvoll und wohlwollend; es gab zahllose Hervorrufe, Kränze und Bouquets, allein über den wahren Eindruck der Leistung konnte man sich keiner Illusion hingeben. Merkwürdig war uns der Abend als ein neuer Beleg zu der oft erneuerten Erfahrung, daß selbst die besten Sängerinnen und gescheidtesten Frauen niemals glauben wollen, sie hätten die Stimme verloren. Es ist freilich ein arges, Vielen unerträgliches Leid, von der Stätte jahrelanger Triumphe scheiden zu müssen. Ein krankhafter Drang nach der Oeffentlichkeit bricht oft nach Jahren resignirter Zurückgezogenheit plötzlich wieder unbesiegbar hervor und treibt große Künstlerinnen zu ihrem eigenen Schaden wieder an das zwischen Mitleid und Hochachtung verlegen schwankende Publicum. So haben wir vielbewunderte Sängerinnen ohne Freude wieder aus dem Privatleben auftauchen gesehen, Sängerinnen wie Jenny Lutzer, Pauline Viardot und jetzt — Louise Dustmann.

Dies wären in Hauptzügen die hervorragenden Ereignisse im Wiener Hofoperntheater während der letzten Saison 1880—81. Wenn dieses Blatt die Druckerei der „Deutschen Rundschau" verläßt (1. Mai), beginnt am Hofoperntheater eine sechswöchentliche italienische Opernsaison und nach dieser die von allen Seiten ersehnte Zeit der Sommerferien.

Schließlich noch ein gedrängtes Resumé unserer Concerterlebnisse. Wir nähern uns der Charwoche und dies ist hier regelmäßig die Zeit eines außerordentlichen Liszt-Cultus. Alljährlich pflegt Liszt um diese Zeit von Pest nach Wien zu kommen und seine Verehrer, die ihn musikalisch und gesellschaftlich unermüdlich feiern, in Athem zu halten. Die „Gesellschaft der Musikfreunde" widmet das einzige Abendconcert, das sie im ganzen Jahre (als „Außerordentliches Concert") veranstaltet, regelmäßig einem jener Liszt'schen Tonwerke, die eine wirkliche Anziehungskraft nur

durch die Anwesenheit des berühmten Autors ausüben. So führte die „Gesellschaft" in den beiden letzten Jahren Liszt's „Graner Festmesse", seine „Vocalmesse für Männerchor" und die „Glocken vom Straßburger Münster" auf; Capellmeister Kremser hatte die Sachen vollständig einstudirt und assistirte bei der Aufführung als Chordirigent dem Componisten, dessen interessante, hagere Gestalt in geistlichem Gewande am Dirigentenpult sich erhob, um mit einigen gelassenen Handbewegungen das Tempo und die wichtigsten Eintritte zu markiren. Ich bin kein Bewunderer von Liszt's Compositionen, wenngleich ein Bewunderer Liszt's. Von Herzen stimme ich all' den Ovationen zu, welche man diesem genialen, liebenswürdigen und wohlwollenden Künstler darbringt, Ovationen, die gleichwol von Seite der Damen mitunter an's Kindische streifen. Nur glaube ich, daß gerade unsere „Gesellschaft der Musikfreunde" andere wichtigere Aufgaben hätte, als diese regelmäßige Pflege Liszt'scher Symphonien, Oratorien und Cantaten. Für das nächste Concert hat sie bereits die „Dante-Symphonie" angezeigt; gleichsam als Vorfeier gab sie uns kürzlich den „Dreizehnten Psalm" von Liszt zum Besten. Es ist dies ein wunderlich interessantes Werk für Tenorsolo, Chor und Orchester. Ein musikalisches Spiegelbild der Persönlichkeit seines berühmten Autors: unwiderstehlich anziehend an einzelnen Stellen, unverständlich und befremdend an anderen, hier voll Empfindung, dort von raffinirtester Berechnung, ungleich, unfertig, gährend und doch von starker Ueberzeugung dictirt. Liszt macht aus dem Psalm („Herr, wie lange willst Du meiner vergessen?") eine Art Oper in Concert-Einkleidung. Die zahlreichen Ausdrucksvorschriften in der Partitur, wie „bittet", „flehend", „scharf ausgesprochen", „betend", bezeugen, daß auch der Vortrag dieses Psalms als ein hochgradig dramatischer vom Componisten beabsichtigt ist. Wenn das Tenorsolo, anfangs wehklagend, dann energisch sich aufraffend, stets mit individuellstem Ausdruck von dem Chor sich abhebt, wenn hierauf der Chor in leidenschaftlicher Brandung gegen diese Solostimme anstürmt, endlich sogar ein pompöses „Marciale" heranschmettert, da möchte man unwillkürlich fragen, wo denn die Costüme und Decorationen bleiben? Wie in allen größeren Compositionen Liszt's ist auch hier der Stil sehr eklektisch: neben Anklängen an Palestrina stehen moderne Operneffecte; Melodien, welche in Mendelssohn's „Paulus" stehen könnten (wie der A-dur-Satz: „Ich aber hoffe"), gehen in Scenen von unverfälschtem Wagnerstil über; zwischendurch noch andere Seltsamkeiten, wie die langsamen, cantillirenden Schlußmelismen des Tenors, welche an den Priestergesang in der katholischen Messe erinnern. Einzelne Momente sind überaus zart empfunden, wie das Des-dur-Andante: „Schaue doch und erhöre mich", andere geistreich und originell gedacht; dicht daneben steht aber Gewöhnliches und abstoßend Bizarres. Diese Theilchen schließen und steigern sich nicht zum Ganzen, aus den Knospen entfaltet sich keine Blume. Obwol die Composition, kirchlichem Stile fern steht, entsprechend ihrem Charakter äußerster Modernität, welche auf schrankenloser Emancipation des Individuums von überkommenen Formen berührt, fehlt es doch wieder nicht an kirchlichen Velleitäten; so wird z. B. gegen den Schluß ein wenig fugirt, aber nicht allzu ernsthaft. Der Totaleindruck von Liszt's „13. Psalm" bleibt höchstens der des Interessanten, insofern man überhaupt das Resultat einzelner widerstreitender Eindrücke eine Summe, einen Totaleindruck nennen kann. — Eine Lisztfeier war auch das von Bülow gegebene Abendconcert, in welchem dieser gewaltige Pianist lauter Liszt'sche Originalclaviercompositionen vortrug. —

Von den neuen Orchesterwerken, welche die von Hans Richter vortrefflich geleiteten „Philharmonischen Concerte" brachten, waren zwei Ouvertüren von Johannes Brahms die bedeutendsten. „Tragische Ouvertüre" benennt sich die eine, „Akademische Festouvertüre" die (auf Melodien von Studentenliedern aufgebaute) zweite. Beide Werke sind bereits in Deutschland vielfach gegeben und gewürdigt; ihrem Wesen nach grundverschieden, haben sie doch Eines gemein: die Meisterschaft. Günstige Aufnahme fand auch eine interessante Ouvertüre zu Kleist's „Penthesilea" von Carl Goldmark. Im Fach der Kammermusik gab es wenig Neues; das

weitaus Erfreulichste darunter ist Dvořak's Streich-Sextett in A-dur, eine der originellsten und frischesten Compositionen dieses Genres.

Die Zahl der Virtuosenconcerte war in dieser Saison wieder ganz abnorm. An Virtuosen ersten Ranges hatten wir freilich eher Mangel als Ueberfluß, aber jeder Abend brachte und bringt noch in jetziger vorgerückter Jahreszeit irgend ein Concert junger Pianisten und Pianistinnen, hoffnungsvoller Violinjünglinge und angehender Sänger, die meistens vor einem „Publicum" von Freunden und Bekannten spielen, aber leider auch die Anwesenheit der arg geplagten Kritiker verlangen. Die Leser der „Deutschen Rundschau" sollen nicht mit der Unzahl dieser Namen belästigt werden. Außer dem längst berühmten, erstaunlich vielseitigen und geistreichen Hans von Bülow hat ein junger Pianist, dessen Namen uns bisher unbekannt gewesen, außerordentliches und verdientes Aufsehen gemacht: Carl Heymann. Der junge Mann, in Amsterdam geboren, in Köln unter Ferd. Hiller ausgebildet, ist nicht nur ein gewaltiger Bravourspieler, — das sind ja so Viele — sondern ein Musiker von so feiner Auffassung, so tiefer und eigenthümlicher Empfindung, daß fast jedes von ihm vorgetragene Stück den Reiz der Neuheit erhält. Er kann es gar nicht anders spielen, als wie ein Selbsterlebtes, Selbstempfundenes. Wenn ihm seine, leider nicht allzufeste Gesundheit treu bleibt, wird Carl Heymann bald als einer der Ersten unter den Ersten seines Jahrhunderts gefeiert sein.

Ed. Hanslick.

Kunst und Kunstgeschichte.

Der Rubens im Berliner Museum.

Unsere Beschreibung des Gemäldes im Aprilhefte war verfaßt worden, ehe die Erörterungen über dessen Echtheit leidenschaftlichen Charakter angenommen hatten. Daß Zweifel aufstiegen, ob man eine eigenhändige Arbeit des Meisters vor sich habe, war um so natürlicher, als die übrigen dem Museum angehörigen Werke seiner Hand in so durchaus verschiedener Weise den Stempel eben dieser Hand tragen. Umfangreiche Gemälde pflegen stets anders gemalt zu werden als Staffeleibilder. Die Hilfe von Mitarbeitern versteht sich da von selbst. Die charakteristische Pinselführung tritt zurück und es handelt sich um den Gesammteindruck. Unser Gemälde ist aus den Zeiten, in denen Rubens zum Theil noch unter dem Einflusse italienischer Vorbilder arbeitete.

Soviel wir wissen, ist es an seiner früheren Stelle nie angezweifelt worden. Bedeutende Kenner haben es ohne Weiteres für einen Rubens gehalten und so genannt, und in den Reisehandbüchern wurde es unter den vorzüglichsten Kunstschätzen Wien's angeführt. Wahrscheinlich werden, da jede Betrachtung von Kunstwerken heute historisch vergleichenden Charakter anzunehmen pflegt, allmälig die „Papiere" dieses schönen Werkes zusammengebracht werden und sich daraus die Umstände ergeben, unter denen es zur Entstehung kam.

Raphael, sa vie, son œuvre et son temps, par Eugène Mantz. Paris, Hachette. 1881.

Ein Leben Holbein's, Dürer's, Michelangelo's oder Raphael's zu schreiben, ist bei den vorhandenen Vorarbeiten für Jemand, der den Dingen nicht fremd und literarisch geschickt ist, nicht schwer. Sogar originell könnte man in diesem Falle sein. Denn da die vielfachen, diese Meister betreffenden Streitfragen meist ausführlich behandelt vorliegen, steht es frei, sich so oder so zu entscheiden und dadurch dem Buche den Vorzug zu verleihen, eigene Meinungen in eigenthümlicher Auffassung zu enthalten. Auch verlangt das größere Publicum solche Bücher. Man wünscht

oft nicht von Gelehrten bedient zu sein, welche mit schwerfälliger Wissenschaft und problematischen Ideen kommen, sondern von eleganten raschen Schriftstellern.

In diesem Sinne z. B. hat vor einem Jahre der in Paris hochgeschätzte Mr. Mantz eine Vie de Holbein zusammengestellt. Wie er, ohne Kenntniß der deutschen Sprache, dabei zu Werke gegangen sei, hat der verstorbene Professor Woltmann, dessen Arbeiten von Mr. Mantz aus zweiter oder dritter Hand in erstaunlich oberflächlicher Art benutzt worden waren, in Seemann's Zeitschrift (XV. Heft 8) nachgewiesen. Aber es hat dies dem Buche des Mr. Mantz in den Augen seiner Consumenten keinen Schaden gethan, da die vielfachen und sehr lobenden Besprechungen, welche in französischen, englischen und sogar in deutschen Zeitungen hervortraten, diesen Punkt mit Stillschweigen übergingen. —

Auch Mr. Mantz' Leben Raphael's ist bereits an vielen Stellen mit Lob hervorgehoben worden. In der Gazette des Beaux-Arts, sowie in der Art, den geachtetsten französischen Kunstzeitschriften, ist das Buch freundschaftlich begrüßt worden, ebenso in den besseren englischen Blättern. Die französischen Recensenten gehen beide von dem gleichen Gedanken aus, daß man in Deutschland zwar gute gelehrte Untersuchungen anzustellen, in Frankreich aber nur lesbare Bücher zu schreiben wisse. In der That tritt uns in Mr. Mantz ein guter Kenner der einschlägigen Deutschen Literatur entgegen, die er zum größeren Theile zu kennen scheint und über deren Benutzung er in den Noten Rechenschaft gibt. Die dem Buche beigegebenen Holzschnitte, Heliogravuren ꝛc., sind, gleich denen des Holbein des Mr. Mantz, oft unter dem Niveau des Gewöhnlichen, aber zahlreich. So z. B. ist die Reproduction des in Oxford befindlichen sogenannten Porträt Raphael's im Knabenalter — (hat mit Raphael übrigens nichts zu thun) — bis zur Unkenntlichkeit schlecht ausgefallen. Auch sind Fälschungen nachgebildet (S. 183, 188, 189, 199 ꝛc.) oder andere Irrthümer mituntergelaufen (die S. 196 gegebene Skizze gehört nicht zur Madonna Bridgewater, sondern zu der mit dem Palmbaum), aber es würde keinen Zweck haben, diese Aufzählung hier zu vervollständigen.

Der Verfasser steht natürlicherweise nicht auf dem scharf katholischen Standpunkte, welchen Rio und Gruyer, die Repräsentanten der französischen Raphaelforschung, einnehmen, sondern huldigt allgemeinen internationalen Anschauungen. Nur in vereinzelten Fällen treten Meinungen hervor, welche Mr. Mantz Deutschland gegenüber nicht als ganz unbefangen erscheinen lassen. So z. B. bespricht er bei der Behandlung der Schule von Athen (S. 342) den Plato und Aristoteles im 15. Jahrhundert gewidmeten Cultus im Allgemeinen ganz gut und zutreffend, fügt dann aber in einer Note Folgendes hinzu:

„Es muß hier besonders darauf hingewiesen werden, daß von der protestantischen Kunst die veralteten Angriffe wieder aufgenommen worden sind, welche das Mittelalter gegen die beiden Philosophen gemacht hat. Im vollen sechzehnten Jahrhundert läßt Holbein, der glänzendste Vertreter der Deutschen Renaissance, auf seinem Blatte: „Christus, das wahre Licht", Plato und Aristoteles in Gemeinschaft mit den Doctoren der Kirche in den Abgrund stürzen. Außerdem wird Aristoteles dadurch besonders noch der öffentlichen Abneigung ausgesetzt, daß Holbein ihm einen ungeheuren Turban verleiht und ihn dadurch den jener Zeit mit Abscheu angesehenen Türken ähnlich macht."

Weder die Deutschen Protestanten noch Holbein verdienen diese Angriffe. Der (von Woltmann I, 328 mitgetheilte Holzschnitt) zeigt Christus in der Mitte der Composition, zu dem von links her die Armen und Elenden, die des Trostes bedürftig sind, heranströmen, während rechts die Repräsentanten der Kirche: Papst, Bischof, Chorherren ꝛc., mit Aristoteles und Plato an der Spitze, von Christus abgewandt einem Abgrunde zueilen, in welchem Plato bereits beinahe versunken ist. Das Blatt gehört in die frühen Zeiten, in denen der Gegensatz von Protestantismus und Katholicismus noch nicht ausgebildet war, sondern überall, und zwar in Rom selbst am meisten, das Gefühl herrschte, daß die Hierarchie reformirt werden müsse.

Holbein zeichnete was Jedermann lebhaft empfand. Gegen Aristoteles, den großen Philosophen, hatte man wenig damals einzuwenden, am wenigsten Luther, wol aber gegen den Aristoteles der Scholastiker, denen Luther den Vorwurf machte, daß sie, indem sie sich auf Aristoteles beriefen, kein Capitel von ihm zu verstehen im Stande wären. Einen Turban trägt Aristoteles, weil er dem Mittelalter Anfangs nur aus der arabischen Uebersetzung des Averroës bekannt war, so daß er gleich diesem für einen Araber galt. In diesem Sinne ist er vor Holbein bereits mit einem Turban dargestellt worden.

Die ursprünglichen Entwürfe für St. Peter in Rom, von Bramante, Raphael Santi, Fra Giocondo, den San Gallo's u. A. m., nebst zahlreichen Ergänzungen und einem Texte, zum ersten Male herausgegeben von Baron Heinrich von Geymüller, Architekt. Wien und Paris, 1875—80.

Die große Geymüller'sche Arbeit, deren allmäliges Fortschreiten seit Jahren das Interesse aller der Sache näher Stehenden erregt hat, liegt nunmehr mit dem Erscheinen des Textbandes fertig vor. Sie umfaßt die Baugeschichte der Peterskirche bis zum Tode Raphael's (1520), also gerade den interessantesten und dunkelsten Theil derselben. In einer gewissen Entsagung hat der Vers. darauf verzichtet, die Resultate seiner Forschungen in fortlaufender Darstellung vorzuführen; die Bekanntgebung des an erhaltenen Bauzeichnungen verstreuten Materiales, sowie die Gruppirung der von ihm als zusammengehörig erkannten Blätter war ihm die Hauptsache. Deshalb knüpft er seine Untersuchungen jedesmal an die Besprechung der einzelnen Pläne. Die Auffindung, Zusammenstellung und musterhafte Publication, geistvolle und scharfsinnige Interpretation dieser Tafeln ist denn auch der unvergängliche Werth des Geymüller'schen Werkes.

Wußten wir schon aus Vasari's und Serlio's Mittheilungen, wie vielgewunden diese ersten Capitel der Baugeschichte von St. Peter sind, so häufen sich die vorhandenen Schwierigkeiten zunächst nur noch durch die Fülle unbezeichneter Varianten der Grundpläne, welche Geymüller und zum Theil sein Concurrent an der gleichen Arbeit Jovanovits an das Tageslicht gefördert haben. Es kam darauf an, hier kritisch zu richten, Ordnung in das Chaos zu bringen, die Urheber der einzelnen Pläne und deren chronologische Folge aus inneren Gründen festzustellen. Läßt sich eine solche Arbeit auch nicht mit absoluter Sicherheit wie ein mathematischer Beweis geben, so ist die Entwickelungsgeschichte doch jetzt von G. im großen Ganzen fest gestellt. Namentlich wird er Jovanovits gegenüber in dem wichtigen Punkte Recht behalten, daß jener berühmte und oft abgebildete Centralgrundriß Bramante's, den Serlio uns überliefert hat, in der That das Ideal der künstlerischen Absicht Bramante's gewesen und eine Zeit lang der Ausführung zu Grunde gelegt worden sei. Wenn wir dem gegenüber freilich durch gleichzeitige Nachrichten wissen, daß gegen das Ende von Bramante's Leben ein Langhausproject maßgebend war, so bleibt die Frage offen, wann diese Aenderung eingetreten. Man könnte mit Jovanovits annehmen, Bramante habe von Anfang an ein Langhaus gewollt, jener von Serlio überlieferte Grundriß sei nur eine gelegentliche Studie; dem aber widerspricht zunächst die Werthschätzung, welche Vasari und Serlio ihr erwiesen und entscheidender noch Bramante's ganze künstlerische Vergangenheit. Die Centralform ist das Ideal Bramante's; fast all' seine Kirchenbauten weisen sie auf, das Streben nach ihrer Vervollkommnung ist ihm gewissermaßen Lebensaufgabe. Sollte er nun beim wichtigsten Werke seines Lebens diese seine ganze Vergangenheit verleugnet haben, noch dazu, wo er in Papst Julius II. einen Bauherrn hatte, der nur zu geneigt war, monumentalen Zielen alles Andere zum Opfer zu bringen? Documente fehlen hier völlig, dagegen bietet die Notiz, daß Bramante nie ein fertiges Modell für seinen Neubau geliefert, einen wichtigen Fingerzeig zur Entscheidung dieser Frage.

Sehr richtig erklärt Geymüller dies Unterlassen des Aufstellens eines Modelles damit, daß Bramante und sein Bauherr dem Cardinalcollegium einen Theil ihrer Bauabsichten verschweigen wollten, nämlich die von Beiden höchst wahrscheinlich von Anfang an geplante Beseitigung der Bauanfänge Rossellinos' unter Nikolaus V. Derselbe Gedanke aber führt unseres Erachtens fast zwingend dazu, nun auch weiter zu schließen: Bramante wollte, wie für seine früheren Bauten, so auch für St. Peter den Centralbau, diese künstlerisch vollendetste Durchbildung der modernen Kirchenanlage, und Papst Julius war damit einverstanden, während doch die Rücksicht auf die alte Peterskirche und die übrigen römischen Kardinalkirchen an dieser Stelle fast zwingend einen Langbau vorschrieb, so daß der Plan des Architekten auf die Opposition der Geistlichkeit stoßen mußte. Deshalb erschien es gerathen, die Entscheidung zu suspendiren, indem man zunächst jene Theile in Angriff nahm, die beiden Plänen gemeinsam sein mußten, die Vierungspfeiler. Unter Leo X., also im letzten Jahre seines Lebens, wird sich dann Bramante zum Langhausbau haben bequemen müssen. Erst sehr viel später, als man an den Mitteln verzweifelte, das große Werk mit Langhaus und reichem Chor zu Ende zu führen, konnte bekanntlich Peruzzi, Bramante's Schüler, der von ihm die Vorliebe für Centralanlagen geerbt hatte, in der gebotenen Rücksicht auf Vereinfachung des Baues denselben wieder zum Centralbau „verkürzen".

Es muß darauf verzichtet werden, hier den Text im Einzelnen kritisch durchzugehen, oder auch nur die hauptsächlichsten unter den neuen Resultaten, zu denen Geymüller kommt, hervorzuheben; hingewiesen aber sei noch auf die allgemein kunstgeschichtliche Bedeutung, welche die Tafeln auch über ihren besonderen Zweck der Illustration der Baugeschichte von St. Peter hinaus haben. Zum ersten Male treten hier eine größere Reihe von Entwürfen der Hochrenaissance zu Tage, während bisher nur die ausgeführten Bauten bekannt waren, und da zeigt sich denn die merkwürdige Thatsache, daß diese Entwürfe bereits eine Fülle von Gedanken enthalten, welche erst die Barockzeit zur Ausführung bringt. Die meisten der baukünstlerischen Eigenthümlichkeiten des Barock sind eben keine neuen Erfindungen, sondern liegen in ihren Ursprüngen weit zurück; nur sind sie in der älteren Zeit noch nicht die Ideale des Geschmackes, werden vielmehr bei reiferer Durcharbeitung der Pläne meist wieder verworfen.

Einen besonderen Werth endlich gewinnt G's. Arbeit durch die ihr beigegebenen Restaurationen. Der schaffende Architekt kam hier dem Kunsthistoriker zu Hilfe, um oft aus einzelnen kleinen Andeutungen der Skizzen in sorgfältiger Berechnung und feinsinniger Combination das jedesmalige Gesammtbild der Kirche darzustellen, wie es sich in den einzelnen Entwickelungsstadien des Baues gestaltet haben würde. Geymüller hat diese Darstellungen nicht nur selbst entworfen, sondern auch selbst radirt. Legt man so die Blätter nebeneinander, welche sowol in der äußeren Architektur, als im Längendurchschnitte, immer genau im selben Maßstabe uns veranschaulichen, wie die Peterskirche dagestanden haben würde, wenn sie nach Bramante's erstem oder zweiten, und nach seiner Nachfolger verschiedenen Projecten errichtet worden wäre, so bietet ihre Vergleichung einen hohen Genuß, und wir bewundern den Fleiß und die schaffende künstlerische Phantasie, denen wir ihn verdanken.

Die Verehrung für Bramante hat diese Arbeit hervorgerufen. Auch über die Baugeschichte des St. Peter hinaus hat der Verfasser in einer größeren Einleitung die dunkle Biographie des Meisters in wichtigen Punkten aufgehellt. Nur hingebende Begeisterung vermochte ein so umfangreiches und bedeutendes Werk überhaupt glücklich durchzuführen. Möge diese Begeisterung dem Verfasser Kraft und Ausdauer verleihen, in einem zweiten Bande die Geschichte dieses wichtigsten Baues der neueren Zeit glücklich zu Ende zu führen. Er hat die kunstgeschichtliche Literatur um ein Werk bereichert, dem sich in seiner Art nichts Aehnliches an die Seite setzen darf.

B. K. F.

Literarische Rundschau.

Zur Geschichte der neueren Philosophie.

Die Geschichte der neueren Philosophie in ihrem Zusammenhange mit der allgemeinen Cultur und den besonderen Wissenschaften, dargestellt von Dr. W. Windelband, ord. Prof. der Philosophie an der Universität Freiburg i. B. Erster Band. Von der Renaissance bis Kant. Zweiter Band. Von Kant bis Hegel und Herbart. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1878 und 1880.

Das Werk zerfällt innerlich in drei Theile: I. die vorkantische Philosophie; II. die kantische Philosophie; III. die nachkantische Philosophie. Der erste Theil ist in dem ersten Bande von 580 Seiten abgehandelt; der zweite und dritte Theil machen den Inhalt des zweiten Bandes von 400 Seiten aus. Im ersten Band entrollt sich das Bild der geistigen Entwickelung Europa's vom 16. bis in's 18. Jahrhundert vor unseren Blicken; der zweite Band hat es ausschließlich mit deutschen Entwickelungen zu thun. Welche beherrschende Stellung hierdurch Kant und der deutschen Philosophie eingeräumt wird, bedarf keiner Bemerkung. Es entspricht dies den bisherigen Gewohnheiten in der Darstellung des Gegenstandes. Der Verfasser hält aber sein Werk damit nicht für abgeschlossen; er gedenkt in einem dritten Bande die philosophische Bewegung zu schildern, in welcher die Gegenwart mitten inne steht, und dabei auch die außerdeutsche Philosophie wieder umfassend zu berücksichtigen. Es ist kein Zweifel, daß dabei eine weit schwerere Aufgabe seiner wartet, als welche er in den beiden ersten Bänden zu lösen hatte; es ist aber auch kein Zweifel, daß gerade diese Aufgabe, wenn sie gelingt, ihm die Fachgenossen und alle der Philosophie Zugewandten zum größten Danke verpflichten wird, weil es hier gilt, unbetretene Pfade zu wandeln und eine Uebersicht zu schaffen, wie sie noch nirgends gegeben wurde, während die ersten Bände, wie der Verfasser selbst anerkennt, sich ihren Platz neben anderen ausgezeichneten Werken erobern müssen, welche im allgemeinen dasselbe Ziel verfolgen und nur im einzelnen verschiedene Wege einschlagen: „Was man neu zu bringen hoffen darf, besteht wesentlich in der Auffassung des ganzen Entwickelungsganges, in der zusammenfassenden Gruppirung und in der kritischen Beleuchtung der Systeme." Eigenthümlich ist dem Verfasser insbesondere der Gesichtspunkt, daß die philosophischen Systeme den Bewegungen der allgemeinen Cultur und den Errungenschaften der übrigen Wissenschaften in der Regel mehr, als den von ihnen selbst aufgestellten Methoden verdanken.

Die Darstellung des Verfassers ist ausgezeichnet; sie läßt an Klarheit und Anschaulichkeit nichts zu wünschen. Die Energie des Ausdruckes geht manchmal sehr weit, so wenn Band 1 Seite 114 bemerkt wird, daß Deutschland in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wie in neuer Kindheit sein Culturleben von vorne zu gestalten begonnen habe und seine Philosophie mit den Nahrungsmitteln habe „aufgepäppelt" werden müssen, welche ihm die glücklicheren Culturnationen des Westens inzwischen bereitet hatten. Auch das Steigerungswort „unendlich" („unendlich viel all-

mäliger" „sonst so unendlich begeistert") gefällt uns nicht. Aber dies sind nur einzelne Flecken eines im Ganzen reinen und schönen Vortrages.

Mit großer Kunst weiß der Verfasser zu sondern, zu contrastiren und anderseits das Einheitliche zusammenzuhalten. So ruft er für seine Schilderung der Renaissance den Goethischen Faust herbei und weiß, indem er wiederholt auf ihn zurückkommt und charakteristische Worte citirt, neben einer begriffsmäßigen Darlegung uns zugleich ein poetisches Symbol zu liefern, dessen einzelne Züge sich um so leichter einprägen, da sie jedem Gebildeten bekannt sind und hier nur combinirt erscheinen mit den wissenschaftlichen Tendenzen des 16. Jahrhunderts, aus denen die Gestalt des Magiers ursprünglich erwuchs. Der Verfasser hält uns nirgends zu sehr am Einzelnen fest; er zieht mit ungewöhnlichem Tacte die Grenze zwischen den Gegenständen, die nur zu streifen, und denjenigen, welche näher zu erörtern sind. Er weiß sehr geschickt zu verallgemeinern und zu vereinfachen; er gibt dem Leser bezeichnende Formeln in die Hand, welche jedoch nirgends den Anspruch erheben, das Wesen der Sache zu sein, und deshalb nur als willkommene Zusammenfassungen und Verdichtungen dienen. Durch solche und andere Mittel werden die geistigen Strömungen vor die Phantasie oft mit der Deutlichkeit eines farbigen Bildes hingestellt, und die verschiedenen Richtungen lassen sich in ihrer Ausdehnung und Vermischung überschauen, wie die Verbreitung und Mischung der Nationalitäten auf einer ethnographischen Karte.

Veraltet muß schon heute der Abschnitt über die deutsche Mystik genannt werden, wobei wieder der täuschende Name des längst beseitigten Nicolaus von Basel auftaucht, (1,28) und Meister Eckhardt unabhängig von Thomas von Aquino dasteht. Auch war es durchaus nothwendig, wo vom Ende der mystischen Philosophie die Rede ist (1,113), daran zu erinnern, daß im 17. Jahrhundert gerade die Mystiker des 14. wieder aufleben, daß Johannes Tauler von Neuem ein höchst verehrter Name wird, welchem Daniel Sudermann einen eifrigen Cultus widmet und dessen Gedanken zum Theil durch Spener auf den Pietismus übergehen, so daß wenigstens in der Geschichte der deutschen Religion, aber mittelbar auch in der Geschichte der deutschen Philosophie die mystische Strömung nie ganz verschwindet. Daß sie der Verfasser aus den Augen gelassen, rächt sich später namentlich bei der Darstellung Schleiermacher's, wo für das eigentlich Entscheidende in seinem Religionsbegriff nicht der rechte Name gefunden und sein Zusammenhang mit Herrnhut und dadurch mit dem Pietismus und der Mystik gar nicht hervorgehoben wird. Was hat sich der Verfasser hier gerade von seinem Standpunkt aus entgehen lassen! Er unterscheidet in Luther zwischen dem Reformator und dem Religionsstifter und hält die Reformation für eine Tochter der deutschen Mystik, hält die Mystik für den positiven Grund der Reformation in einer Ausschließlichkeit, deren Berechtigung uns recht zweifelhaft ist. Aber welches einheitliche Bild würde es ergeben haben, wenn das Eingreifen des religiösen Genius, das in der Geschichte der Philosophie nothwendig mitberücksichtigt werden muß, dreimal von demselben Grund aus geschehend sich dargestellt hätte: in Luther, Spener und Schleiermacher! Statt dessen ist die Wirkung der mystischen Philosophie im 19. Jahrhundert nur durch die verhältnißmäßig unbedeutende Thatsache repräsentirt, daß Franz von Baader und Schelling auf die Gedanken von Jakob Böhme zurückgriffen.

Aber wir dürfen nicht fortfahren, hier Widerspruch im Einzelnen geltend zu machen. Es wäre sonst nicht schwer, abgesehen von solchen Meinungsdifferenzen, auf die Punkte aufmerksam zu machen, wo diese Geschichte der Philosophie, wie so manche andere, hinter den Zielen zurückbleibt, die sie sich selbst setzt. Sie ist noch weit davon entfernt, in jedem philosophischen Systeme zwischen wahren und falschen Ansichten zu scheiden, wie sie doch vom Boden einer eigenen bestimmten Ueberzeugung aus und unter allem Vorbehalt des möglichen eigenen Irrthums thun müßte, um die Aufgabe einer durchgängigen Kritik zu lösen. Und sie läßt auch für die psychologische Erklärung der philosophischen Systeme noch Vieles zu wünschen; selbst die bloße äußere Provenienz maßgebender Gedanken ist an manchen Punkten nicht einmal untersucht, geschweige denn wirklich erforscht und dargelegt. Man sehe z. B. welche ausgezeichnete Stelle im ersten Band

Seite 575 dem Problem des Ursprunges der Sprache eingeräumt wird, und dennoch findet sich dessen Geschichte nirgends verfolgt. Eben daselbst wird es als Herder's That gerühmt, die menschliche Cultur als das höchste Produkt der natürlichen Nothwendigkeit aufgefaßt und die Geschicke der Völker wie ihre Gebräuche, Sitten, Anschauungen und Charaktere auf ihre natürlichen Lebensbedingungen zurückgeführt zu haben. Aber es ist sehr bekannt, daß ihm Winckelmann (unter Berufung auf Polybius) und Montesquieu darin vorangegangen, daß diese ganze Gedankenreihe in der griechischen Naturforschung des fünften Jahrhunderts vor Christus zuerst auftauchte, und daß sie mit dem Wiedererwachen der antiken Wissenschaft auch ihrerseits eine Belebung erfuhr, welche allerdings unseres Wissens noch nie im Zusammenhange verfolgt wurde und auch in den neueren Schriften über Philosophie der Geschichte nicht genügend berücksichtigt ist: in diesem geistigen Processe findet auch der wunderliche, von Lessing übersetzte Spanier Huarte seine richtige Stellung und Würdigung.

Daß der Verfasser keine Anmerkungen beigegeben hat, müssen wir zum Schlusse mit Bedauern erwähnen: solche Anmerkungen würden einerseits die Controle erleichtern, man würde sofort ersehen, wie weit der Verfasser die neuere Literatur über die von ihm behandelten Philosophen benutzt hat; und sie würden ihm andererseits die Möglichkeit gewähren, an wichtigen Punkten weiteres Studium des Lesers zu veranlassen. An Popularität, d. h. an Brauchbarkeit zur Einführung in den Gegenstand, aber würde sein Buch entschieden dadurch gewonnen haben. V.

Oesterreichische Erzähler.

Neue Erzählungen von Marie von Ebner-Eschenbach. Berlin, Franz Ebhardt. 1881.

Franzi und Heini. Geschichte zweier Wiener Kinder von Leopold Kompert. 2 Bde. Berlin, Otto Janke. 1881.

Die Sonntage der Baronin. Novellen von Fritz Mauthner. Zürich, Cäsar Schmidt. 1881.

P. K. Rosegger's Ausgewählte Schriften. 1.—10. Lieferung. Wien, A. Hartleben. 1881.

Galizische Geschichten. Novellen von Sacher-Masoch. Neue Folge. Bern und Leipzig, L. Frobeen. 1881.

In dem zweiten jener Sonntagsgespräche, welche die neue Novellensammlung Fritz Mauthner's umkleiden, kommt neben etlichem andern auch die Frage zur Erörterung: weshalb der Autor seine Erzählung von der „schwarzen Eiche" nach Oesterreich verlegt habe, und welchen Nutzen ihm sein Local gewähre. Mit Recht macht einer der Unterredner das „Poetische" des Katholicismus geltend, demzufolge, wenn religiöse Fragen in's Spiel kommen, die „plastischen Heiligen" der römischen Kirche gegenüber den lediglich mit „Gründen" fechtenden Protestanten im ästhetischen Vortheil bleiben; er hätte hinzufügen können, daß obendrein die größere Bedeutung, welche jene religiösen Fragen für die katholischen Theile Deutschlands besitzen, ihnen, weil sie in der Wirklichkeit ein wichtiger Factor sind, auch in der Poesie zu einer lebhafteren und farbigeren Existenz verhilft. Welch' geringe Rolle spielt das religiöse Element in den Novellen von Heyse, den Romanen von Freytag; welch' große Rolle dagegen in den Erzählungen von Auerbach und Rosegger, von Kompert und Mauthner. Ueberall, bald als bewegende, bald als begleitende Ursache, bald bei offener Scene, bald hinter den Coulissen haben wir es mit ihm zu thun; wir sehen in den Conflict zwischen Kirche und Schule hinein in den Aufzeichnungen des provisorischen Volksschullehrers, welche Kompert's Buch enthält, wir erkennen die tiefe und einschneidende Wichtigkeit des Katholicismus für das Volksleben in Rosegger's Geschichten aus der Steiermark und empfinden all' dieses als einen stofflichen Reiz dieser Dichtungen neben oder gar vor dem poetischen.

Und wie hierin, so empfinden wir einen stofflich-ethnographischen Reiz — fast

als handelte es sich um spanische oder californische Erzählungen — in dem bunten und mannigfaltigen localen Colorit, welches den Novellen unserer fünf Autoren anhaftet. Jeder von ihnen hat sein besonderes Gebiet, seine „Specialität", jeder führt uns an andere Orte, in andere Kreise der Gesellschaft. Die gute Wiener Gesellschaft, der vornehme österreichische Adel in der Residenz und auf dem Lande, tritt uns mit großer Treue und Anschaulichkeit aus den Erzählungen der Frau von Ebner-Eschenbach entgegen; die bürgerliche Gesellschaft Wiens, das „Hühnerhof-Durchhaus", den Neubauer-Grund, den zehnten Bezirk führt uns Leopold Kompert vor, die bürgerliche Gesellschaft Prags, Bewohner des Böhmer-Waldes, einen czechischen Pfarrer Fritz Mauthner; die Wäldler und Jäger, die Bauern und Köhler Steiermarks läßt Rosegger in allen ihren Lebensbedingungen vor uns erstehen, und Sacher-Masoch endlich, der immer mehr und immer schlechter schreibende, berichtet (wie man sagt, mit sehr mäßiger Treue) von dem Adel und den Bauern Galiziens, von den Bewohnern der Steppe und der Karpathengegenden.

Wie ein starkes, wiewol niemals sympathisches, Talent durch Vielschreiberei und Mangel an künstlerischem Ernst auf ein Minimum zusammenschrumpfen kann, welches mit unbewaffnetem Auge kaum noch wahrzunehmen ist, kann man mit großer Bequemlichkeit an Sacher-Masoch's neuen Novellen studiren. Es ist eine in keinem Sinne aufregende Lectüre, die diese Dichtungen, flüchtige Skizze eines nahe vor der Erschöpfung stehenden Autors, gewähren. Ein paar dämonische Frauengestalten, wie sie Sacher-Masoch liebt, eine Wittwe, welche mordet und brennt, eine diebische Zigeunerin, in alle möglichen Pelze und Hermeline gekleidet, oder in die „Kazabaika" geschmiegt, erinnern an frühere Dichtungen des Erzählers; aber es ist alles matt in den Farben, flüchtig, reizlos und kunstlos in der Erfindung, und nur das stoffliche Interesse wird den Leser, der nicht von Amtswegen dazu verpflichtet ist, bei dem Buche festhalten. Weder um die Schürzung noch um die Lösung des Knotens mag sich Sacher-Masoch viel bemühen; das banalste Mittel, wenn es ihm nur bequem zur Hand liegt, gilt ihm recht. So ist in der umfangreichsten Geschichte des Bandes, der Erzählung aus dem Karpathenbade Jurowa, der Held durch ein Mißverständniß in's Gefängniß gekommen, und soll, nachdem die Komik der Situation dem Dichter erschöpft scheint, wieder daraus erlöst werden. Wie ist das anzufangen? Nichts einfacher als das, wenn man so gute Einfälle hat, wie unser Autor; man schreibt dann ganz ungenirt den Satz hin: „Da trat ein älterer Herr im Frack, mit einem Bändchen im Knopfloch, herein, und sagte: dieser Herr hier ist ein vollkommen unbescholtener Mann, ich bitte ihn sofort freizulassen" — und die Sache ist auf die geistreichste Weise von der Welt erledigt.

Am erträglichsten noch ist Sacher-Masoch, wo er mit flüchtigen Strichen ländliche Originale skizzirt, wie die drolligen Unglücksvögel Servatius und Pankratius, obgleich auch hier etwas mehr Laune ihm zu wünschen wäre; wenn er in einer Betrachtung dem Leben auf dem Lande die Fähigkeit zuschreibt, die größere Originalität dem Menschen zu bewahren, so trifft er darin mit Rosegger zusammen, der gradezu eine Sammlung solcher Originale in seinen „Sonderlingen aus dem Volke der Alpen" uns vorführt.

Rosegger ist aus dem Volke, das er beschreibt, selbst hervorgegangen, er hat sich autodidaktisch gebildet und, wie es heißt, die ersten dichterischen Anregungen aus den Dorfgeschichten seines Landsmannes August Silberstein empfangen. Für uns liegt es näher, an Auerbach zu erinnern, dessen Einfluß Rosegger früher oder später erfahren haben muß; nicht nur den Ton seiner Dichtungen im Ganzen, diesen eigenthümlichen Kalenderton, der trotz seiner echten Volksthümlichkeit nicht ohne starke Manier ist, hat der Erzähler von Auerbach überkommen, sondern auch einzelne seiner Conceptionen lassen sich auf bestimmte Vorbilder Auerbach's zurückführen, z. B. die „Schriften des Waldschulmeisters" auf die Memoiren des „Waldfried". Doch unterscheidet sich der jüngere Dichter von dem älteren sehr bestimmt durch eine weniger sorgfältige literarische Erziehung, durch eine bequemere Technik, überhaupt durch mindere Kunst,

minderen Geschmack und einen engeren Horizont. Mehr Blut vielleicht, aber weniger Nerven. Rosegger's Dichtungen vergleichen sich am ehesten mit den bairischen Volksschauspielen, die wir in den letzten Jahren zu großer Freude in Berlin kennen gelernt haben; an frischem Leben, an derber Ursprünglichkeit, an lustigen und schalkhaften Einfällen ist kein Mangel, aber die ernsthaften literarischen Anforderungen läßt man am besten zu Hause. Einzelne seiner Figuren, wie das Sennermägdle und den alten Geizhals Remini Dreihand in der Erzählung „Der Geldfeind", weiß der Dichter in der That zu so lebendiger Anschauung zu erheben, daß man sie vor sich sieht, als hätten Fräulein Schönchen und Herr Neuert sie auf der Scene verkörpert.

Wie die meisten Volksschriftsteller, so hat auch Rosegger in der Regel neben den poetischen auch didaktische Absichten, er geht polemisch vor gegen Aberglauben und Unglauben, er kämpft, von einem gemäßigten, mittleren Standpunkt nach rechts und links, gegen die Uebergriffe der Kirche, gegen die Grausamkeit der Gutsherren, gegen die Aftercultur der Städter; er verherrlicht, als eine Art Abkömmling des Rousseau und Jean Paul, den Frieden in der Natur und schildert mit sichtlichem Herzensantheil (besonders im „Waldschulmeister"), wie der von den Menschen Betrogene und Gestoßene in der Einsamkeit ein wenn auch entsagungsvolles Dasein sich gewinnt. Tendenziös im guten Sinne, — gut vom Standpunkt der Aesthetik aus gerechnet — ist die Novelle „Das Leben siegt", die Geschichte einer Klosternovize und eines jungen Ritters, welche das Recht dieser Erde gegenüber der religiösen Askese, das Recht des Lebens und der Sinne schön vertheidigt, und in der Ausführung der Liebesscenen jene Decenz innehält, welche eine, wie es scheint, ältere Erzählung „Felix der Begehrte" vermissen läßt. Tendenziös im schlechten Sinne ist die Novelle „Das Holzknechthaus", welches die Besserung eines bösen Gutsherrn durch ein hartes Erlebniß mit breiter Absichtlichkeit vorträgt; sie wird noch ernster geschädigt durch die Empfindsamkeit, an welcher hier und überall Rosegger's Personen kranken. Das schlimmste in dieser Beziehung leistet die Skizze „Das Haus auf der Höhe"; ihr Held, eine in's Männliche übertragene Antigone, sentimental wie ein Schloßhund, verbrennt, da der bigotte Priester seinem geliebten Vater das Begräbniß weigert, die Leiche und die Statuen, die jener gebildet, als ein flammendes Todtenopfer. In dieser Erzählung passirt Rosegger, was auch anderen volksthümlichen österreichischen Autoren, Raimund und Anzengruber, geschehen ist, als sie „gebildet" reden wollten: er wird geschmacklos und gelangt nah an die Grenze der unfreiwilligen Komik, wenn er etwa berichtet, daß in der Werkstätte des Bildhauers die Statuen „der hehren Pallas Athene, des ehrwürdigen Zeus" zu sehen waren.

Es entspringt derselben empfindsamen Weichheit, die alle Gegensätze abschwächen möchte, wenn mehr als einmal in Rosegger's Dichtungen eine eclatante Besserung der Schlechten, meist auf dem Sterbebette erfolgt; so heißt es von einer bösen Mutter: „Um Verzeihung bitten läßt sie; das ist ihr letztes Wort gewesen", und eine böse Muhme schreibt vor dem Verscheiden ihrem Vetter: „Ich habe Dir wol Unrecht gethan und bitte Dich um Verzeihung". Genau der gleiche Zug findet sich in Kompert's „Franzi und Heini"; auch hier schreibt die sterbende Mutter, die ihre Pflichten sträflich vernachlässigt: „Ich habe mit meinem Kinde nichts Gutes vorgehabt. Das sagen Sie ihr einmal. . . . Und sie soll mir verzeihen".

Ich würde diese scheinbar zufällige Einzelheit nicht hervorgehoben haben, wenn sie nicht im letzten Grunde auf einer inneren Uebereinstimmung zwischen den beiden Autoren beruhte. Auch Kompert stattet seinen Helden, den Volksschullehrer Clemens Fittig, mit einer guten Dosis Empfindsamkeit aus, auch seine Weltanschauung ist eine pessimistisch-entsagungsvolle, auch er läßt den „über die Kreatur ausgesprochenen Schmerz des Daseins" sich lösen, als der Held von dem städtischen Leben in sein Heimathsdorf zurückgelangt. Waldschulmeister dort, Dorfschulmeister hier. Wie von Rosegger, so wird auch von Kompert die Technik eigenthümlich frei gehandhabt; die strengeren Forderungen, welche man neuerdings bei uns erhoben hat, scheinen für

diese Autoren noch nicht zu existiren. Nur daß Rosegger's Freiheiten die Freiheiten des Volksschriftstellers sind, während Kompert's seltsam krause und verschollene Technik zum Theil an die Weise der englischen Humoristen, insbesondere Sterne, zum Theil an die Willkür der Romantiker erinnern kann. Elemente der Romantik liegen auch sonst Kompert's Dichtung zu Grunde und der nüchterne Untersuchungsrichter wirft dem Helden, als er die angeklagten Kinder vertheidigt, ausdrücklich vor: „für mich steckt in dem Allen zu viel Romantik".

„Franzi und Heini" ist die etwas breite Geschichte einer Schwurgerichtsverhandlung, die uns halb in directer Erzählung, halb in den Aufzeichnungen des Helden und eines Staatsanwaltes entgegentritt; mit dem gewöhnlichen Criminalroman hat diese Dichtung, welche mit großer psychologischer Feinheit das Seelenleben zweier Kinder erfaßt, nicht das Mindeste zu thun. Heinrich und Franziska sind Jugendgespiele, die untrennbar an einander hängen; die wichtigste Rolle in ihrem Dasein spielt von Anbeginn an „der eiserne Riese mit seinen drei feurigen Augen", das ist eine große Kasse, welche das Vermögen von Heinrichs Mutter birgt. In der Märchenwelt, welche die Phantasie der Kinder erfüllt, nimmt der eiserne Riese den ersten Platz ein, und als die Heranwachsenden innewerden, daß der Riese eigentlich ein Schatzhüter ist, vermischen sich die wirkliche und die erträumte Welt in ihren Köpfen, und Heini entnimmt der Kasse Geld und Juwelen, um seine arme Gespielin damit zu schmücken. Vor Gericht aber vertheidigt Franzi's Lehrer die beiden „Moralkranken" und erreicht ihre Freisprechung; in den folgenden seiner Sätze ist der Kernpunkt der Erzählung ausgesprochen: „Unvermittelt geht Kirche und Schule neben der Welt, welche die Kinder sich selbst aufgebaut und scheinbar sind sie bereits auf einer höheren Entwickelung angelangt, wenn die Trümmer der alten Gemüthsgewalten noch nicht abgetragen sind. Moral! Sittliche Reife! Katechismus! Neben den geheimnißvollen Stimmen, neben den unterirdischen Quellen, die neben und hinter ihnen rauschen — ist es nicht, als ob alles Angelernte nur ein Abfall wäre von den alten Gewalten, als ob sie immer und immer wieder zu ihnen zurückkehren wollten? Das, was wir geistige Entwickelung, sittliches Erstarken nennen, ist es vielleicht etwas Anderes, als allmäliges Herrwerden über diese Gewalten? Das Eine früher, das Andere später erlebt diesen Abfall an sich selbst. Unsere Kinder hier haben ihn noch nicht erlebt. Sie sind . . . moralkrank." Ohne daß es ausgesprochen wird, nimmt der „eiserne Riese" für den Dichter die Bedeutung eines Symbols an; wie der Sohn, so ist einst der Vater durch das Geld in's Unglück gekommen, auch sein idealistischer Sinn, auch sein Schönheitsdrang ging zu Grunde vor der harten Prosa des gemeinen Lebens, die sich ihm in eben diesem Kasten verkörperte.

Dieselbe Neigung zum Symbolischen und zum Märchenhaften, dieselbe etwas pessimistische Weltanschauung — „Pessimismus ohne Galle" — dieselbe weiche Empfindsamkeit finden wir bei dem vierten unserer Autoren, bei Fritz Mauthner, und auch hier führt die Verwandtschaft im Großen zur Uebereinstimmung im Einzelnen. Wieder haben wir Bereuen und Verzeihen: in der Erzählung vom „goldenen Fiedelbogen" schickt der sterbende Held seiner Geliebten eine versöhnliche Botschaft, in der Novelle „Um die schwarze Eiche" wird dem Conflict zwischen dem Förster und seinem Herrn urplötzlich die Spitze abgebrochen und alles löst sich in Frieden. Und wenn in der Geschichte aus dem Bade Reinerz eine „zierliche Bachstelze" an dem Schicksal der verirrten Heldin Antheil nimmt und sie auf den rechten Weg zurückführen möchte, so gibt es in Kompert's Buch ein neugieriges Schwälbchen, welches sich für Franzi und Heini interessirt und, gleich jener Bachstelze, seine kleine Rede hält.

Die Erzählungen, welche Mauthner in seiner Sammlung vereinigt hat, sind von sehr ungleichem Werth, sie stammen, wie auf den ersten Blick ersichtlich, aus ganz verschiedenen Stadien seiner Entwicklung und geben daher für sein gegenwärtiges Können kaum einen Maßstab. Die älteste Geschichte, „Der Vertheidiger", zeugt von einem noch gänzlich unentwickelten Geschmacke, und wäre, wie ich glaube, besser weggeblieben; selbst die Liebe des Autors zu seinem Erzeugniß vermag ihre Aufnahme

nicht zu entschuldigen, man kann nicht gleichzeitig eine ernste literarische Würdigung beanspruchen und eine so eminent unliterarische Vorstadt-Novelle zum Besten geben. Für die gelungenste Erzählung halte ich „Um die schwarze Eiche", eine anmuthige Dichtung, welche den Kampf des Försters schildert gegen das Eindringen des modernen Lebens in seinen Wald, einen Kampf, der sich für ihn gegen den vermeintlich schwindelhaften Bau der Eisenbahn richtet und in dem Streit um die schwarze Eiche, die sein Schwiegersohn, der Ingenieur der Bahn, opfern, er selbst aber erhalten will, symbolisirt. In dem Widerstreben gegen dieses moderne Leben geräth er, der Ungläubige, auf die Seite der Frommen und schleudert nun selbst, um der Genossenschaft der Schwarzen zu entfliehen, die erste Fackel gegen die Eiche. Gleichfalls symbolisch ist die Geschichte vom „goldenen Fiedelbogen"; ihr Held, der Prager Geiger Franz, dem auf abenteuerliche Weise ein Fiedelbogen zukommt, meint, in einem Gemisch von Selbstbetrug und Narrheit, ein Geschenk der Götter zu besitzen, er erringt höchste Ehren, so lange er an seinen Stern, seine göttliche Berufung glaubt und geht elend zu Grunde, als dieser gefährliche Glaube ihn in Stich läßt. Nach Seite der Darstellung verdiente wol diese Dichtung den Preis, sie ist mit breiterem Pinsel gemalt, als die etwas magere und wenig plastische Erzählung von der „schwarzen Eiche", die Zunge scheint dem Autor mehr gelöst; aber der Held ist doch gar zu weich und molluskenhaft, um andere als empfindsame Seelen zu interessiren.

Empfindsamkeit jedoch ist nur die eine Stimme in Mauthner's Orchester. Drei Seelen zum Mindesten wohnen, ach, in seiner Brust: mit der empfindsamen muß sich eine satirisch-parodistische und eine nach Actualität strebende „modernste" wol oder übel vertragen, und selbst für ein ganz kleines frivoles Seelchen ist noch Raum vorhanden. Alle diese (unteren oder oberen) Seelenkräfte kommen in der Rahmenerzählung zur Geltung, welche die jours fixes einer jener „literarischen" Frauen schildert, die als die Frau von Stein irgend eines Goethe mit in die Unsterblichkeit gelangen möchten; an ihren „Sonntagen" läßt der Verfasser seine Novellen zur Verlesung gelangen. Es ist eine Art Preisausschreibung, bei welcher dem Gekrönten ein süßer Minnelohn winkt, aber ein guter Einfall des Dichters läßt den Preis nicht an die literarischen Bewerber, sondern an einen sehr unliterarischen Lieutenant kommen. Die ganze, nicht sonderlich sympathische Gesellschaft wird von dem Verfasser ironisch und carikirend vorgeführt; vieles an sich recht Amüsante und Geistreiche ist doch allzu willkürlich in den Rahmen hineingepreßt, und ein innerer Zusammenhang zwischen den einzelnen Erzählern und dem Erzählten wird kaum angestrebt, geschweige denn erreicht. Eine humoristische Episode des Rahmens erinnert an Dickens (wie denn auch die kleine Erzählung des ersten Sonntags, „Die Insel der Ruhelosen" unter dem Einfluß von Dickens, speciell von „Christmas-Carol" steht); in einem einzelnen Zuge trifft Mauthner dabei mit Frau v. Ebner-Eschenbach zusammen. Beide Autoren schildern die komische Situation eines unbekleideten Mannes, der vergeblich in die Tasche zu greifen sucht; „er fuhr mit der Hand nach dem Kopfe, als ob er seinen Hut ziehen wollte; als er keinen Hut vorfand, griff er mit der anderen Hand nach hinten, wie um sein Taschentuch zu ziehen", heißt es hier, „er machte krampfhafte Versuche, seine Tabaksdose in eine nicht vorhandene Tasche zu versenken", bei Frau v. Ebner-Eschenbach.

Wieder ist es eine Einzelheit, die auf allgemeinere Uebereinstimmungen uns leiten soll. Humor nach der Weise der Engländer, freie oder bequeme Technik der Humoristen bei Kompert, Mauthner, Frau v. Ebner-Eschenbach; wehmüthig-resignirende Weltanschauung, verhaltener Pessimismus bei Rosegger, Kompert, Mauthner, Frau v. Ebner-Eschenbach. Mit einer eigenthümlichen Mischung von Humoristischem und Ergreifendem schildert uns Frau v. Ebner-Eschenbach z. B. in der liebenswürdigen Erzählung „Die Freiherren von Gemperlein" das tragikomische Loos zweier alter Junggesellen, mit einer Mischung, die genau der Auffassung ihrer drei Landsleute entspricht, von denen der eine, Mauthner, meint: „es ist Humor, wenn einem sonst melancholischen Menschen einmal etwas Lustiges einfällt, so daß das lichte Lustige durch den dunklen Hintergrund gesteigert und verändert wird", während der andere,

Rosegger, die Beobachtung macht: „es liegt ein traurig Geschick über diesem Völklein, aber dieses Geschick macht zuweilen ein unsäglich spaßhaftes Gesicht". Und in der Novelle „Nach dem Tode" führt die Dichterin, gleich Kompert und Rosegger, einen Helden vor, der sich aus dem Leben der großen Welt zurückzieht in die Einsamkeit und in einem ländlich-idyllischen Dasein nur sich und den Seinen leben will.

Die Novelle „Nach dem Tode" ist die nach unserem Urtheil bedeutendste des Bandes, sie stellt sich ein originelles und doch durchaus mögliches Problem und erzielt durch seine Lösung eine starke und nachhaltige Wirkung. Graf Paul Sonnberg, der Sohn eines böhmischen Gutsbesitzers, ein verwöhntes Kind des Glückes, reich ausgestattet mit äußeren und inneren Gaben, aber durch übergroße Liebe von Jugend auf gleichgültig geworden gegen die Seinen, faßt nach dem Tode seiner ersten Frau, einer nahen Verwandten, eine heftige Leidenschaft für die Gräfin Thekla, die von jener, so scheint es, erwidert wird. Nichts steht der Vereinigung der Liebenden entgegen und nur eine kurze Zeit der Prüfung hat Thekla's Mutter ihnen auferlegt. Aber eine tiefe Kluft thut sich schnell und immer schneller zwischen den Beiden auf: „sie ist eine Statue, diese schöne Thekla" und der Pygmalion verzweifelt, daß sie je seine tiefe Empfindung verstehen oder gar erwidern werde. Kalt, wie sie ihm gegenübersteht, so stand er einst seiner armen Frau gegenüber, die sich in der Leidenschaft zu ihm verzehrte und ihr Schicksal ist es, das ihn erwartet in der Ehe mit Thekla. Mitten in diese Kämpfe hinein tritt die Mahnung an ihn, seiner alten, einsamen Eltern sich zu erinnern, die er seit Jahren vernachlässigt hat; er kehrt in die Heimath zurück, wie er meint, in dem Wunsche, für die Neigung zu Thekla ihren Segen zu erbitten. Aber auf dem alten Boden erwacht von Neuem und inniger als je die Erinnerung an seine erste Gattin; die er früher nicht verstanden, jetzt versteht er sie, ihre rührende Hingebung, die er einst mit gleichgültiger Härte zurückgewiesen, jetzt, nach dem Tode, trifft sie sein Herz, das die gleiche Qual erduldet; in Schmerz und bitterer Reue wünscht er sie ins Dasein zurück und ruft ihrem Schatten nach: Verzeihe! Mit einem plötzlichen Entschlusse löst er das Band, das ihn an Thekla fesselt, und in der Erinnerung an die Entschlafene, in der Erziehung ihres Kindes lebt er fortan in der Einsamkeit seines Gutes.

Außer dieser ergreifenden Dichtung enthält der Band noch weitere drei Erzählungen, unter denen „Lotti, die Uhrmacherin", den Lesern der „Rundschau" bekannt ist; von den „Freiherren von Gemperlein" war bereits die Rede, die letzte und wenig gelungenste, „Ein kleiner Roman" ist etwas schablonenhaft, wenngleich das alte Problem der Gouvernantengeschichten in ihr bedeutend vertieft erscheint. In allen diesen Erzählungen erfreut die große Schärfe und Sorgsamkeit der Beobachtung, der äußerst liebenswürdige und angenehme Humor und die lebensvolle Wiedergabe einer Menge von reizenden Details; nach dieser Seite hin nimmt die Verfasserin nicht nur unter unseren weiblichen Autoren eine erste Stelle ein. Weniger ausgezeichnet scheint Frau v. Ebner-Eschenbach — ich will nicht sagen in der Erfindung, aber doch in der Composition; der Bau ihrer Novellen hat etwas schnörkelhaftes und undurchsichtiges und das eigentliche Thema tritt entweder zu spät hervor oder es erfährt eine seltsame Abweichung und Ausbauchung. Fast klingt es wie ein Selbstbekenntniß, wenn die Verfasserin den Dichter Halwig sagen läßt: „An Stoffen fehlt's, höre ich die Leute sagen? Begreife das Begreifbare und aus Allem, was Dich umgibt, dringt die Fülle bildsamen Stoffes auf Dich ein, und wenn es Dir an Etwas fehlt, so ist's an Kraft, die wogenden Quellen zu fassen und sie zu leiten an ein gewolltes Ziel." Wenn die ausgezeichnete Schriftstellerin es möglich finden würde, diesen überquellenden Reichthum einzuschränken, stets nur die eigentlich wurzelhaften Triebe zu pflegen und alle Verästelungen und Nebenschößlinge unbarmherzig zu beschneiden, so würde sie den Kunstwerth ihrer Dichtungen noch bedeutend erhöhen können.

Otto Brahm.

μ. **Altes und Neues.** Von Friedr. Theod. Vischer. Erstes Heft. Stuttgart, Bonz & Comp. 1881.

Daß „Alte" in dieser Sammlung geht zum Theil auf die vierziger Jahre zurück und ist daher vom Standpunkt unserer schnelllebigen Zeit sehr alt. Aber es ist keineswegs veraltet und bewährt seine innere Frische eben durch das Experiment des Wiederabdruckes nach so langer Zeit, welches, wenn der Referent seinem Eindrucke trauen darf, durchaus gelungen ist. Der erste Aufsatz „Aus einer griechischen Reise" hat ihn am meisten angesprochen, obwol er kein Freund von Reisebeschreibungen ist: aber hier kann man beobachten, Natur und Menschen, Kunstwerke und Trachten schauend genießen und das Geschaute durch die Gestalten der Phantasie und Erinnerung beleben lernen. Hier wie überall, in Politik und Aesthetik, wird man den Verfasser einen ganz bestimmten Standpunkt mit Energie und Feuer vertreten sehen; und gleichviel, ob man sich von ihm fortreißen läßt oder ihm zu widersprechen entschlossen ist, man wird ihn durch seine Entschiedenheit und den Reichthum der Argumentation stets anregend finden. — Der Aufsatz: „Satirische Zeichnung" beschäftigt sich mit Gavarni und Töpffer, hat aber einen Zusatz erhalten, in welchem besonders die „Fliegenden Blätter" und ihre Zeichner ganz vortrefflich charakterisirt werden; den Kladderadatsch hat der Verfasser nur nebenbei gestreift, er redet sogar S. 114 von „Mayer" und Schulze, statt Müller und Schulze. In Sachen des Scherzes gehen freilich Süd und Nord weit auseinander. — „Ein malerischer Stoff" ist der Züricher Breitopf, den Fischart im „Glückhaften Schiff" gefeiert. Zur Charakteristik dieses Gedichtes gibt der Verfasser hübsche Beiträge; daß er den Autor überschätzt, wundert uns nicht, ist er doch in den letzten Jahren ein Vorbild des Stiles für ihn geworden; aber daß „Aristophanes, Rabelais und Fischart" wie drei Gleichwerthige auftreten dürfen (S. 150), können wir nicht zugeben. — Es folgen zwei Reden über Mörike und eine Studie über den Traum. Jene gewähren nur einen allgemeinen, wenig individualisirenden Umriß; diese enthält manche tiefe Bemerkung. Und hier wie sonst fesselt uns der Verfasser am meisten, wenn er das Problem des Ursprunges der Poesie im menschlichen Geiste berührt. Sehr nahe liegt ihm dabei, zugleich den Ursprung der Mythologie ins Auge zu fassen und Mythologie und Poesie als Eins anzuschauen. Das Problem verfolgt ihn nach Griechenland (S. 15). Er sagt von Fischart: „An einigen Stellen sieht man wol, daß es ihm nicht an Sinn und Empfindung fehlt, die wahre Bedeutung des Mythischen zu fühlen, ja echt poetisch und unabsichtlich den Proceß zu wiederholen, durch welchen es überhaupt entstanden ist" (S. 157). Er redet mit Bezug auf Mörike von den Geistern mit träumerischer Bewegung der Schwingen, deren Träume „zurückgehen zu den alten Völkerträumen, den uralten Phantasien, womit ahnende Völker sich das Räthsel der Welt zu deuten gesucht" (S. 186). Er feiert endlich die Träume der Dichter und vergleicht das Verfahren des Traumes mit der wachen ästhetischen Auffassung und Production, mit der Kunst und der Dichtung (S. 215).

μ. **Allgemeine Geschichte der Literatur des Mittelalters im Abendlande** von Adolf Ebert. Zweiter Band. Leipzig, F. C. W. Vogel. 1880.

Der zweite Band dieses mit Recht allgemein anerkannten literarhistorischen Werkes umfaßt als viertes Buch der gesammten Darstellung die lateinische Literatur im Zeitalter Karls des Großen und als fünftes Buch die lateinische Literatur vom Tode Karls des Großen bis zum Tode Karls des Kahlen. Jener enthält gewissermaßen die Belege zu dem Aufsatze des Verfassers über die literarische Bewegung zur Zeit Karls des Großen in der „deutschen Rundschau"; und Niemand wird hinfort bestreiten können, daß wir wirklich berechtigt sind, diese Epoche eine erste Renaissance zu nennen. Mit großer Sorgfalt hat der Verfasser überall die Züge hervorgehoben, welche bei den Männern in Karls des Großen Umgebung zum Voraus auf die Humanisten hinweisen. Innerhalb des fünften Buches erhält besonders Walafried Strabus eine ausgezeichnete Stellung: „er setzt die humanistischen Bestrebungen und auch die weltliche Hofpoesie der ersten Renaissance, des Zeitalters Karls des Großen fort". Aber der Verfasser wird nicht umhin können, auch die Poesie des zehnten Jahrhunderts unter diesem Gesichtspunkt aufzufassen. — Etwas zu gut ist Rabanus Maurus bei ihm weggekommen; dessen wissenschaftliche Unselbständigkeit hätte stärker betont werden müssen. Aber charakterisirende Züge, wie den fränkischen Stolz in Raban (S. 139), der sich mit dem nationalen Selbstgefühle Otfrieds vergleicht, hat sich der Verfasser nirgends entgehen lassen. Und so bietet er eine Fülle der Belehrung, die man dankbar aufnehmen muß, auch wenn man schärfere Individualisirung und nach der gelehrten Seite hin noch manche Detailforschung vermißt. Wir halten es für durchaus ungerecht, neue Bücher in erster Linie an dem Ideal zu messen, anstatt zunächst den Fortschritt festzustellen, den sie gegenüber unserer bisherigen Kenntniß ausmachen. Nach dieser Seite hin hat Ebert's Werk ganz außerordentliche Verdienste: es hat überall die todten Namen lebendig gemacht und die Forschung auf allen Punkten gefördert.

ρ. **Nathan der Weise.** Ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. Introite, nam et heic Dii sunt! Apud Gellium. Von Gotthold Ephraim Lessing. 1779.

Wir beabsichtigen hier keine Anzeige: denn der Groß-Quartband, welcher uns vorliegt, und welcher ebenso sehr ein Prachtwerk, als ein Werk der Pietät, ist in einer verhältnißmäßig nur geringen Anzahl von Exemplaren gedruckt und an hervorragende Persönlichkeiten, Lessingforscher, Schriftsteller und Gelehrte vertheilt worden. Wol aber erfüllen wir eine Pflicht der Anerkennung und Dankbarkeit gegen den hochgesinnten Veranstalter dieser Ausgabe, den Herrn Landgerichtsdirector Karl Robert Lessing, den Großneffen des Dichters, welcher zum hundertjährigen Gedenktag seines großen Vorfahren diesem eine so schöne Huldigung dargebracht hat.

Es hat etwas Rührendes zu sehen, wie dieser Mann, der in angesehener Stellung unter uns den Namen Lessing's lebendig und in Ehren hält, sich ganz bescheiden nur am Fuße des letzten Blattes nennt. Aber sein Verdienst wird dadurch nicht geringer. Nicht nur, daß wir hier von Lessing's letztem und krönenden Gedicht eine Ausgabe erhalten, welche in ihrer fürstlichen Ausstattung des Geistesfürsten würdig ist, den sie verherrlicht; welche mit ihrem schweren Papier, ihrem großen, klaren Letterndruck und sumptuösen Pergamentband das 18. Jahrhundert zurückruft und dem glücklichen Besitzer wol als eine Kostbarkeit erscheinen mag, werth mit anderen geschätzten Stücken den Nachkommen hinterlassen zu werden. Auch als kritisch genaue Reproduction der ersten Ausgaben hat der vorliegende Druck seine hohe Bedeutung und innere Berechtigung. Die Prüfung und Feststellung des Textes ist des gegenwärtigen Herausgebers eigenste Arbeit; und wenn dieser sich auch damit nicht auf den Markt hat stellen wollen, um der Weihe seines Werkes und des Tages, dem es gewidmet ist, Nichts zu nehmen: so wäre doch jetzt vielleicht, im Interesse der Sache selbst, ein einfacher Abdruck in billiger Herstellung erwünscht. Ein solcher würde viele Lessing-Bibliotheken in willkommener Weise bereichern und ergänzen.

μ. **Die Familie Mendelssohn.** 1729—1847. Nach Briefen und Tagebüchern. Von S. Hensel. Mit 8 Portraits, gezeichnet von Wilhelm Hensel. Zweite durchgesehene Ausgabe. 2 Bde. Berlin, B. Behr. 1880.

Das vorliegende Buch ward in diesen Blättern bereits besprochen, als die erste Auflage erschien. Es genügt hier zu constatiren, daß die zweite innerhalb Jahresfrist nothwendig wurde, daß sie billiger und dadurch weiteren Kreisen zugänglicher ist, als die erste. Bücher, in denen Felix Mendelssohn und die Seinigen im Mittelpunkte stehen, pflegen den musikalischen Referenten zuzufallen. Aber der Literarhistoriker und Literaturfreund hat nicht weniger Ursache sich mit ihnen zu beschäftigen und sie auch von seinem Standpunkt zu rühmen. Felix Mendelssohn's Briefe sind Perlen des deutschen Briefstiles und Abdrücke einer Individualität, welche auch ohne alle musikalische Begabung ein Recht hätte, im Gedächtniß der Nachwelt fortzuleben. Das Talent, fesselnd zu schreiben, ist aber allen Familienmitgliedern, den Verfasser mit eingeschlossen, gemein. Wo man aufschlägt, findet man herrliche Sachen; überall fühlt man sich angelockt, weiter zu lesen, und legt das Buch ungern aus der Hand. Ob man sich mit den Personen der Geschichte in Rom oder in Berlin befinde, stets ist man in bester Gesellschaft; und sollte das gesellige Leben Berlins im neunzehnten Jahrhundert einmal seinen Historiker finden, so wird er gewiß das gegenwärtige Buch als eine seiner besten Quellen schätzen.

ϱ. **Die schöne Müllerin.** Gedichte von Wilhelm Müller. In Musik gesetzt von Franz Schubert. Illustrirte Prachtausgabe. Stuttgart u. Leipzig. Druck und Verlag von Eduard Hallberger.

In einer wahrhaft glänzenden Ausstattung liegt uns der classische Lieder-Cyclus vor, über welchen mehr denn ein halbes Jahrhundert hinweggerauscht, ohne ihm Etwas von seiner Ursprünglichkeit und Frische zu nehmen. Wie Waldeszauber webt Dichtung und Musik ineinander, ein Werk so herzig und so durchaus deutsch, daß es wol mit dem Besten fortleben wird, was wir dem Genius unseres Volkes verdanken. Es wird uns hier in seiner ganzen Vollständigkeit geboten, mit Prolog und Epilog, aus denen es wie aus einem Rahmen hervortritt; und zur großen Ehre gereicht der Verlagshandlung, es uns zugleich in einer Gestalt gegeben zu haben, die weder an Sinnigkeit, noch an Pracht von einer der früheren Ausgaben erreicht worden ist. Klar und gefällig heben sich Text und Notenschrift von den starken, leicht getönten Blättern ab; hübsch erfundene Initialen oder Titelzeichnungen und stimmungsvolle Landschaftsbilder in kräftigen und doch zarten Holzschnitten schmücken jedes einzelne Lied; und das gut componirte Titelblatt zeigt uns in Medaillons gegenüber die Portraits des Dichters und des Componisten. Man könnte nicht leicht eine willkommenere Gabe für das Haus bezeichnen, in welchem Dichtung und Musik liebe Genossen sind; und das heißt doch eigentlich: jedes deutsche Haus!

ϱ. **In Berlijn.** Door Joh. Gram. Amsterdam, P. N. van Kampen & Zoon. 1880.

Ein allerliebstes kleines Buch — Schilderungen des Berliner Lebens, auf den Straßen und in den Restaurants; unsrer Theater, Concerte, Museen, sehenswerthen Gebäude, Denkmäler, mit gelegentlichen Blicken in unsre Gesellschaft. Alles im Tone der leichten, gefälligen Plauderei vorgetragen, ohne die Prätension, erschöpfend zu sein; aber doch voll von feinen Bemerkungen, wie sie nur ein Fremder mit guten Augen und lebhaftem Geiste machen kann. Wir Berliner sind in dieser Hinsicht nicht so verwöhnt, als daß wir nicht mit Vergnügen lesen sollten, was ein intelligenter und wohlwollender Ausländer über uns zu sagen hat. Obendrein scheint Herr Gram — ein sehr geschätzter holländischer Schriftsteller und Kunstkenner — unsre Sprache vollkommen zu beherrschen, so daß ihm Nichts entgangen ist, was ihn in seinem löblichen Zwecke fördern konnte. Wenige Reisende mögen daher ein richtigeres Bild von Berlin empfangen haben und ganz gewiß hat es keiner in angenehmerer Form reproducirt. Herr Gram hat keinen Fremdenführer schreiben wollen; aber sein Büchlein wird doch manchem seiner Landsleute, die Berlin zu ihrem Reiseziel machen, gute Dienste leisten. Möchten sie's ebenso vorurtheilslos ansehen; wir sind dann sicher, daß es ihnen bei uns nicht weniger behagen wird, als es bei Herrn Gram in der That der Fall gewesen zu sein scheint.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 16. April zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Ariost's Rasender Roland. Illustrir von Gustav Doré. Mit 81 großen Bildern und 525 in den Text gedruckten Holzschnitten. Metrisch übersetzt von Hermann Kurz. Eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Paul Heyse. Lfg. 11. 12. Breslau, S. Schottlaender.

Ausrottung, Die, des Deutschthums in Ungarn. (Eine Entgegnung auf den Aufsatz in der „Gegenwart" vom 5. März 1881.)

(**Bastian.** —) Die Vorgeschichte der Ethnologie. Deutschland's Denkfreunden gewidmet für eine Mussestunde. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhdlg. 1881.

Beneke. — Die sanitäre Bedeutung des verlängerten Aufenthaltes auf den deutschen Nordseeinseln, insonderheit auf Norderney. Von Geh. Med.-Rath, Professor Dr. F. W. Beneke. Mit einer lithographirten Tafel. Norden, H. Braams. 1881.

Berg. — Der Burgunderzug. Ein Idyll aus St. Gallens Vergangenheit. Von Maria vom Berg. 2. Aufl. Frauenfeld, J. Huber. 1880.

Bibliographie der ungarischen nationalen und internationalen Literatur. 1. Band. Ungarn betreffende deutsche Erstlings-Drucke. 1454—1600. Mitgetheilt von K. M. Kertbeny. Mit Bewilligung des kön. ung. Ministers für Cultus und Unterricht. Budapest. 1880.

Bismarck. — Ausgewählte Reden des Fürsten von Bismarck, gehalten in den Jahren 1862—1881. Mit einer biographischen Skizze, sowie mit erläuternden Einleitungen und Anmerkungen, und einem Anhang, enthaltend Reden des Abgeordneten von Bismarck-Schönhausen aus den Jahren 1847—1852. 2. Theil. Reden aus den Jahren 1871—1877. 2. Heft. Berlin, Fr. Kortkampf. 1881.

Delpit. — Le père de Martial par Albert Delpit. 5e Edition. Paris, P. Ollendorff. 1881.

Devin. — Hermann Borneck. Schauspiel in fünf Aufzügen von Leo Devin. Hamburg, Joh. Kriebel. 1881.

Ebers. — Eine Frage. Idyll zu einem Gemälde seines Freundes Alma Tadema erzählt von Georg Ebers. Stuttgart, Ed. Hallberger. 1881.

Elster. — Die Postsparkassen. Ein Vorschlag zur Einführung derselben in Deutschland. Von Dr. Ludwig Elster. Jena, G. Fischer. 1881.

Encyclopaedie der Naturwissenschaften. Herausgegeben von Prof. Dr. G. Jäger, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg, Prof. Dr. von Oppolzer, Prof. Dr. Schenk, Geh. Schulrath Dr. Schlömilch, Prof. Dr. G. C. Wittstein, Prof. Dr. von Zech. I. Abthlg., 19. Lfg. Enthält: Handbuch der Mathematik. 7. Lfg. Breslau, Ed. Trewendt. 1881.

Engel. — Die Uebersetzungsseuche in Deutschland. Von Eduard Engel. 4. Aufl. Leipzig, Wilh. Friedrich. 1881.

Erholungsstunden. Neue deutsche Romanzeitung. 1881. Heft 3—8. Breslau, S. Schottlaender.

Falke. — Costümgeschichte der Culturvölker von Jacob von Falke. Lfg. 7. 8. Stuttgart, W. Spemann. 1881.

Fortunato. — Lo Scrutinio di Lista. Discorso del Deputato Fortunato. Pronunziato alla camera del Deputati nella tornata del 25 marzo 1881. Rom.

Fruin. — A word from Holland on the Transvaal question, by Dr. Robert Fruin, Professor of modern history in the University of Leiden. Utrecht, L. E. Bosch and Son. 1881.

Fürst. — Lessing's Nathan der Weise. Historisch und philosophisch erläutert von Dr. Julius Fürst. Leipzig, W. Friedrich. 1881.

Gawalewicz. — Theodorich's des Grossen Beziehungen zu Byzanz und zu Odovakar quellenmässig zusammengestellt von Adolf Julius Gawalewicz. Brody, J. Rosenheim. 1881.

Gewerbehalle. Redigirt von Adolf Schill in Stuttgart. 19. Jahrg. Lfg. 4. Stuttgart, J. Engelhorn. 1881.

Gopčević. — Oberalbanien und seine Liga. Ethnographisch-politisch-historisch geschildert von Spiridion Gopčević. Mit fünf Beilagen, Stammtafeln enthaltend. Leipzig, Duncker & Humblot. 1881.

Grove. — A dictionary of Music and Musicians (A. D. 1450—1880) by eminent writers, english and foreign. With illustrations and woodcuts. Edited by George Grove, D. C. L. Vol. III. Part XIII. (Planché, Richter, Hans). London Macmillan & Co. 1881.

Heimgarten. Eine Monatsschrift, gegründet und geleitet von P. K. Rosegger. V. Jahrg. Heft 7. 1881. Graz, Leykam-Josefsthal.

Hellwald. — Naturgeschichte des Menschen von Friedrich v. Hellwald. Illustrirt von F. Keller-Leuzinger. Lfg. 4. Stuttgart, W. Spemann. 1880.

Hoffmann. — Unter blauem Himmel. Novellen von Hans Hoffmann. Berlin, Gebrüder Paetel. 1881.

Hohenzollern, Die, und das **Deutsche Vaterland,** von Dr. R. Graf Stillfried-Alcántara und Professor Dr. Bernhard Kugler. Illustrirt von den ersten deutschen Künstlern. Lfg. 2. München, Friedr. Bruckmann's Verlag. 1881.

Hübbe-Schleiden. — Deutsche Colonisation, eine Replik auf das Referat des Herrn Dr. Friedrich Kapp über Colonisation und Auswanderung, von Hübbe-Schleiden D. J. U. Hamburg, L. Friederichsen & Co. 1881.

Hübner. — Ein Spaziergang um die Welt von Alexander Freiherrn von Hübner. Mit ca. 350 Abbildungen. Lfg. 13—16. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther. 1881.

Johnston's Chemie des täglichen Lebens. Neu bearbeitet von Dr. Fr. Dornblüth. Mit ca. 100 Abbildungen. Lfg. 2. Stuttgart, C. Krabbe. 1881.

Jugend, Deutsche. Illustrirte Jugend- und Familienbibliothek. Herausgegeben von Julius Lohmeyer. Künstlerischer Leiter Oscar Pletsch. 17. Band. Leipzig, Alphons Dürr. 1881.

Kate. — Die Schöpfung. Gedicht von J. J. L. ten Kate. Deutsch von J. Koppelmann. Bremen, C. Ed. Müller's Verlagsbuchhdlg. 1881.

Klein & Thomé. — Die Erde und ihr organisches Leben. Ein geographisches Hausbuch von Dr. Klein und Dr. Thomé; Seitenstück zu v. Hellwald's Erde und ihre Völker. Lfg. 37—40. Stuttgart, W. Spemann.

Kleinpaul. — Rom in Wort und Bild. Eine Schilderung der ewigen Stadt und der Campagna von Dr. phil. Rud. Kleinpaul. Mit 368 Illustrationen. Lfg. 1. Leipzig, Schmidt & Günther. 1881.

Koerner. — Geschichte des Deutschen Volkes in seinen staats- und culturgeschichtlichen Thaten und Schöpfungen von Prof. Friedrich Koerner. Heft 1. Berlin, W. Jßleib. 1881.

Kossuth. — Meine Schriften aus der Emigration. II. Band. Lfg. 19—25. Autorisirte deutsche Ausgabe. Pressburg, C. Stampfel. 1881.

Kotzebue. — August von Kotzebue. Urtheile der Zeitgenossen und der Gegenwart. Zusammengestellt von W. von Kotzebue. Dresden, W. Baensch. 1881.

Kraszewski. — Ausgewählte Werke von J. J. Kraszewski. Bd. 9. 10. Der verlorene Sohn. Eine Erzählung aus dem Ende des XVIII. Jahrhunderts von J. J. Kraszewski. Autorisirte Ausgabe. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1881.

Langenscheidt. — Conjugations-Muster für alle Verba der französischen Sprache, regelmässige wie unregelmässige. Mit Angabe der Aussprache jeder aufgeführten Zeitform und Person. Von G. Langenscheidt. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhdlg. 1881.

Leixner. — Unser Jahrhundert. Ein Gesammtbild der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Neuzeit. Von Otto von Leixner. Mit zahlreichen Illustrationen. Lfg. 17. 18. Stuttgart, J. Engelhorn. 1881.

Lindau. — Verschämte Arbeit. Schauspiel in drei Aufzügen von Paul Lindau. Berlin, Freund & Jeckel. 1881.

Löher. — Rußlands Werden und Wollen von Franz v. Löher. 3 Bde. München, Theodor Ackermann, kgl. Hofbuchhdlg. 1881.

Lorm. — Der Abend zu Hause. Betrachtendes Verweilen bei Wissenschaft und Leben von Hieronymus Lorm. Berlin, A. Hofmann & Comp. 1881.

Lukaszewicz. — Historisch-statistisches Bild der Stadt Posen, wie sie ehedem, d. h. vom Jahre 968—1793 beschaffen war, von Joseph Lukaszewicz. Aus dem Polnischen übersetzt von L. Königk im Jahre 1846, revidirt und berichtigt von Prof. Dr. Tiefler. 2 Bde. Posen, J. Jolowicz. 1880.

Mahaffy. — Ueber den Ursprung der Homerischen Gedichte von Professor J. P. Mahaffy. — Sayce. — Ueber die Sprache der Homerischen Gedichte von Professor A. H. Sayce. Autorisirte Uebersetzung von Professor Dr. J. Imelmann. Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhdlg. 1881.

Museen, Königliche, zu Berlin. Beschreibung der Pergamenischen Bildwerke. 2. Aufl. Herausgegeben von der Generalverwaltung. Berlin, Weidmann'sche Buchhdlg. 1881.

Neuwirth. — Der Kampf um die Währung. Von Joseph Neuwirth. Jena, G. Fischer. 1881.

Nicolai. — Geschichte der römischen Literatur von Dr. Rudolf Nicolai. Magdeburg, Heinrichshofen'sche Verlagshdlg. 1881.

Nordlandfahrten. Malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden, Irland, Schottland, England und Wales. Mit besonderer Berücksichtigung

von Sage und Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Prof. Dr. A. Brennecke, Francis Broemel, Dr. Hans Hoffmann, R. Oberländer, Joh. Proelß, Dr. Adolf Rosenberg, Hugo Scheube, H. von Wobeser. Illustrirt durch mehrere hundert Holzschnitte nach Original-Zeichnungen, von den bewährtesten Künstlern an Ort und Stelle eigens für dies Werk aufgenommen. Lfg. 4. 5. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.

Novellen-Bibliothek, klassische, aus der Litteratur-Periode 1750—1850. Serie I. Band 1. Die Vierhundert von Pforzheim von A. von Tromlitz. Berlin, A. Goldschmidt. 1881.

Papier-Zeitung. Fachblatt für Papier- und Schreibwaaren-Handel und Fabrikation sowie für alle verwandten und Hilfs-Geschäfte (Pappwaaren-, Spielkarten-, Tapeten-, Maschinen-, chemische Fabriken etc.). Redaction & Verlag von Carl Hofmann, Civil-Ingenieur, Mitglied des kaiserlichen Patentamtes. VI. Jahrgang, No. 13. Berlin. 1881.

Pavel. — Die Deutsche Kriegsmarine. Von Georg Pavel, Königl. Preuß. Prem.-Lieut. a. D. Mit drei Schiffstypen der deutschen Kriegsmarine. Leipzig, J. J. Weber. 1881.

Perty. — Die sichtbare und die unsichtbare Welt, Diesseits und Jenseits. Von Professor Dr. Maximilian Perty. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagshdlg. 1881.

Pfleiderer. — Kantischer Kritizismus und englische Philosophie. Eine Beleuchtung des deutsch-englischen Neu-Empirismus der Gegenwart als Beitrag zum Centenarium der Kritik der reinen Vernunft. Von Dr. Edmund Pfleiderer, Prof. der Philos. in Tübingen. Halle, C. E. M. Pfeffer. 1881.

Putlitz. — Rolf Berndt. Schauspiel in fünf Acten von Gustav zu Putlitz. Berlin, Gebrüder Paetel. 1881.

Rabenhorst. — Kryptogamen-Flora von Deutschland, Oesterreich und der Schweiz. Von Dr. L. Rabenhorst. I. Band: Pilze von Dr. G. Winter. 1. Lfg.: Einleitung. Schizomycetes, Saccharomycetes und Basidiomycetes (Fam. Entomophthoreae und Ustilagineae), bearbeitet von Dr. G. Winter. — 2. Lfg.: Ustilagineae und Uredineae, bearbeitet von Dr. G. Winter. Leipzig. Ed. Kummer. 1881.

Raimund. — Ferdinand Raimund's sämmtliche Werke. Nach den Original- und Theater-Manuscripten nebst Nachlaß und Biographie herausgegeben von Dr. Carl Glossy und Dr. August Sauer. Mit Raimund's Porträt nach dem Original-Gemälde von Lambi, radirt von L. Michalek. III. Band. Wien, C. Konegen. 1881.

Rauchmann. — Religiöse Scheidewände. Ein Wink in der Judenbewegung. Von Leo Rauchmann. Zürich, Verlags-Magazin. 1881.

Revue, Ungarische. Mit Unterstützung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von Paul Hunfalvy. Heft 3. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1881.

Reyer. — Zinn. Eine geologisch-montanistisch-historische Monografie von E. Reyer. Berlin, G. Reimer. 1881.

Reyer. — Studien über das Karst-Relief von Eduard Reyer. (Mit einem Kärtchen.) Wien, L. C. Zamarski. 1881.

Rhamon. — Völkerrecht und Völkerfriede. Von Dr. S. Rhamon. Leipzig, J. G. Findel. 1881.

Roßmäßler. — Der Wald. Den Freunden und Pflegern des Waldes geschildert von E. A. Roßmäßler. 3. Aufl. Durchgesehen und verbessert von Professor Dr. Moritz Willkomm. Mit 17 Kupferstichen, 90 Holzschnitten und 1 Bestandskarte in lith. Farbendr. Lfg. 6—9. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagshdlg. 1881.

Rundschau, Deutsche, für **Geographie** und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Karl Arendts in München. III. Jahrg. Heft 7. Wien, A. Hartleben. 1881.

Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 65. Die Leibeigenschaft. Zur Erinnerung an 1781. Von Julius Lippert.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. XVI. Serie, Heft 363. Die cyprischen Alterthumsfunde. Von Dr. Jakob Keller. — Heft 364. Die civilisatorische Mission der Europäer unter den wilden Völkern. Von Emil Deckert. Berlin, C. Habel. 1881.

Sammlung von Vorträgen. Herausgegeben von W. Frommel und Friedr. Pfaff. V, 5. Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans. Eine deutsche Prinzessin am französischen Hofe. Von Dr. Theodor Schott, Professor in Stuttgart. — V, 6. Das Recht der Individualität. Von Dr. E. Niemann, Oberconsistorialrath und Generalsuperintendent in Hannover. — V, 7. — Ueber Gründung Deutscher Colonien. Von Dr. Hermann Wagner, Professor in Göttingen. Heidelberg, C. Winter's Univ.-Buchhdlg. 1881.

Sanders. — Abriß der deutschen Silbenmessung und Verskunst. Von Prof. Dr. Daniel Sanders. Berlin, Langenscheidt'sche Verlags-Buchhdlg. 1881.

Schalk. — Nordisch-Germanische Götter und Heldensagen. Für jung und alt von Gustav Schalk. Oldenburg, G. Stalling. 1881.

Schirrmacher. — Geschichte Castiliens im 12. und 13. Jahrhundert von Dr. Friedrich Wilhelm Schirrmacher, Professor der Geschichte an der Universität Rostock. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1881.

Schmidt. — Johannisnacht. Dorfgeschichte aus den bayerischen Vorbergen. Von Maximilian Schmidt. Stuttgart, C. Krabbe.

Schwicker. — Die Ungarischen Gymnasien. Geschichte, System, Statistik. Nach amtlichen Quellen dargestellt von Dr. J. H. Schwicker, Kön. Ung. Ober-Gymnasial-Professor. Budapest, Friedr. Kilian, Univ.-Buchhdlg. 1881.

Sonnino. — Il Suffragio Universale. Discorso del deputato Sidney Sonnino. Pronunziato alla camera del deputati nella tornata del 30 marzo 1881. Rom.

Sprachschatz der Sassen. Wörterbuch der plattdeutschen Sprache in den hauptsächlichsten ihrer Mundarten. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Heinrich Berghaus. Heft 13. Berlin, R. Eisenschmidt.

Taylor. — Die Elemente des Clavierspiels von Franklin Taylor. Aus dem Englischen übertragen von Mathilde Stegmayer. Leipzig, J. J. Weber. 1881.

Ugény. — Russland und England. Aeussere und innere Gegensätze von E. von Ugény. Leipzig, Wilh. Friedrich. 1881.

Universal-Bibliothek. 1434. Die Goldprobe. Comödie in fünf Acten nach La Pierre de Touche von Augier und Sandeau. Deutsch von Karl Saar. Leipzig, Ph. Reclam jun.

Universum, Das neue. Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten. Ein Jahrbuch für Haus und Familie, besonders für die reifere Jugend. Lfg. 4—6. Stuttgart, W. Spemann.

Watson. — Histoire du Gouvernement Anglais et de sa politique dans l'Afrique méridionale, par Robert Spence Watson. Utrecht. L. E. Bosch & Fils. 1881.

Weisheit und Witz in altdeutschen Reimen und Sprüchen. Gesammelt vom Herausgeber von „Altdeutscher Witz und Verstand". Berlin, Th. Chr. Fr. Enslin. 1881.

Wolff. — Sächsische Städte und ihr Haushalt. Vortrag von Dr. Carl Wolff. Hermannstadt. 1881.

Zeitschrift, Historische, herausgegeben von Heinrich von Sybel. Neue Folge neunter Band. 3. Heft. München, R. Oldenbourg. 1881.

Zeit- und Streitfragen, Deutsche. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. Kluckhohn, Redacteur A. Lammers, Prof. Dr. J. B. Meyer und Prof. Dr. Paul Schmidt, herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Jahrg. X. Heft 147 bis 148. Der Handfertigkeits-Unterricht und die Schule, mit besonderer Berücksichtigung der Bestrebungen des Rittmeisters a. D. Clauson Kaas. Eine social-pädagogische Studie von Johannes Meyer. — Heft 149. Bekämpfung der Trunksucht von A. Lammers. Berlin, C. Habel. 1881.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Dr. Hermann Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Was macht man auf Hohenstein?

Novelle

von

C. von Sydow.

„So, meine gnädigste Frau, über Ihre werthe Familie wäre ich nun nach allen Richtungen hin wieder informirt! — Und wie geht's in der Nachbarschaft, wenn ich fragen darf, und Ihre Liebenswürdigkeit, mir zu antworten, noch nicht erschöpft ist? — Was also macht man auf Hohenstein?"

„Mein Gott, Herr von Stranz! da fragen Sie eigentlich zu viel!" erwiderte die angeredete Dame, trotz ihrer gelegentlich sehr ängstlich beobachteten „Tournure" in heftiges Lachen ausbrechend, „denn *eigentlich* könnte ich Ihnen diese Frage nicht beantworten! — Wir verkehren ja kaum noch! — Kottwitzen's verkehren ja, streng genommen, mit Niemandem mehr!"

„Ebenso neu, als interessant! — Er war die geselligste Natur von der Welt!" — meinte der nach längerer Abwesenheit Heimgekehrte.

Die Dame zuckte die Achseln. „Das ist er theilweise wol auch geblieben," sagte sie wieder lachend; und zwar mit einem doppelsinnigen, halb verbergenden, halb enthüllenden Lachen. „Kottwitz gibt die schlechten Zeiten als Grund seiner Zurückgezogenheit an. Er will zu viel fremdes Capital auf seinem Grund und Boden haben!"

„Wenn er mit den Kameraden dinirt, merkt man Nichts von schlechten Zeiten!" warf Gustav von Sturm, der Sohn des Hauses, ein; „die sieben mageren Jahre quälen ihn wol nur auf Hohenstein!"

Jetzt brach auch Herr von Stranz in ein schallendes Gelächter aus. „Also die gute Kottwitz ist immer noch nicht herausgefüttert? — Und Du, famoser Parasit, lebst noch immer von meinen alten Witzen? — Vortrefflich! ganz vortrefflich, Gustav! — So also läuft der Hase auf Hohenstein? Kottwitz liebt die Garnisondiners! — — Es war auch ein toller Streich vom dicken Kottwitz, die „verwunschene Prinzeß" zu heirathen! — Na, ein toller Kerl — pardon, meine gnädigste Frau, war er von jeher: Heute auf Du und Du mit der Elite des Regiments — morgen Hausfreund bei Pächter Meyer, oder in der Schenke hinterm Seidel, wie ein alter Stammgast! — Aber, was mich, offengestanden,

am meisten interessirt, meine gnädige Frau: wie hat sich denn die Comtesse herausgemacht? — Irgendwie und irgendwo muß sie doch sichtbar werden?"

„Hm — ich unterhalte mich ab und zu ganz gern mit ihr," äußerte Gustav, seiner Mutter zuvorkommend, „in der Unterhaltung ist sie gar nicht so übel. Nur kein savoir vivre. Kann absolut nicht repräsentiren!"

„Das ist doch nun wieder Kottwitz' Schuld!" rief Stranz. „Ich mache mich anheischig, eine Frau in drei Monaten bis zur Repräsentation zu dressiren!"

„Mein Gott, wie bezeichnend! — Die arme Lucie," sagte Frau von Sturm mit einem plötzlichen Anfluge mütterlichen Wohlwollens. — „Aber ich bitte Sie, Herr Nachbar, was versteht denn Kottwitz selber vom guten Ton!" setzte sie dann schnell hinzu.

Herr von Stranz war sichtlich amüsirt. „Alles in Allem," rief er heiter, „liebt also Kottwitz die Garnisondiners; gibt keine Gesellschaften und macht keine mit, weil die Zeiten schlecht sind und ist ..... mit seiner Frau über die Flitterwochen hinaus!"

„Aber haben Sie denn wirklich geglaubt, Kottwitz hätte Lucie aus Passion geheirathet?"

„Das nicht! aber aus einem Gemisch, das mindestens ebenso lange vorhält, als Passion — als Kottwitz'sche Passion, meine ich: aus einem Gemisch von Mitleid — Hochachtung — und —"

„Achtzigtausend Thalern!" fiel Gustav ein.

„Und ‚Noblesse' wollte ich sagen," endigte Stranz fast gereizt seinen Satz, fuhr aber, gleich darauf in seinen alten leichtfertigen Ton zurückfallend, fort: „Also wirklich, auch sie, die Kottwitz, meinen Sie, hat nicht d'amour geheirathet?"

„Aber ich bitte Sie, Herr von Stranz, jetzt kommen wir auf allzu zarte Punkte! Gott, Nichts war wol natürlicher, als daß sich die arme Lucie aus den schrecklichen Verhältnissen des väterlichen Hauses herausehnte! — Und was Sie über Kottwitz sagten, ganz vortrefflich gesagt: aus einem Gemisch von Mitleid — Hochachtung — und —"

„Noblesse" war die Antwort.

„Noblesse? Gott, ich mag Ihnen recht einfältig erscheinen, aber wie so, Noblesse?"

„Nun ja, meine gnädigste Frau, wie Sie wissen, war Kottwitz der einzige Nachbar, mit dem sich der alte Graf nicht überworfen hatte — der überhaupt noch auf Grundlach verkehrte! — Ledig war er — natürlich sagte alle Welt, er würde sich mit Comtesse Lucie verloben. — Wenn ich nicht irre, habe ich es sogar in Ihren gefeierten Salons aussprechen hören! — Und natürlich konnte Kottwitz das nicht „auf sich sitzen" lassen — natürlich machte er der Comtesse seinen Antrag. — Schade um Kottwitz! — Er war ein origineller Kerl! — Parbleu! — Und — eine Seele von Mann!"

„Gott, ich weiß auch gar nicht, was die gute Kottwitz weiter verlangen könnte!" meinte Frau von Sturm plötzlich einlenkend. „Und ich glaube auch durchaus nicht, daß ihre Ehe unglücklich ist!"

„Nicht unglücklich, meine Gnädigste? Und doch von keiner Seite Passion?

Ein Manco, das sich in diesem Verhältniß doch zuweilen schmerzhaft fühlbar machen soll, wie man sagt!"

„Mein Gott, jedenfalls! — Aber um auf Kottwitzen's zurückzukommen: sehen Sie, mein lieber Herr von Stranz, Luciens ganze Erziehung — ihre Abgeschlossenheit auf Grundlach — Alles hat ihr etwas Sonderbares gegeben! — Um mich so auszudrücken: Sie hat Geist! — — Sie liebt das Idyllische! — Und Kottwitz ist nun so gar nicht dafür! Kottwitz liebt das Materielle — und darin liegt der bedauerliche Gegensatz!"

„Desto mehr Grund hätten Beide zu regem Verkehr!"

„Das ist es ja eben! Tranchons le mot: Alles gesucht! — — Ja, als vor zwei Jahren die jungen Aventuriers, ein Ehepaar Borodin mit zwei entzückenden Kindern . . . . ."

„Ich werde übrigens doch versuchen, auf Hohenstein einzudringen!" unterbrach Stranz lebhaft die interessante Wendung des Gesprächs.

„Aber lieber Herr von Stranz! — Indessen — es bleibt das ja ganz Ihrem Ermessen anheimgestellt. Doch, Sie können erleben, daß Sie Visite machen und das ganze Jahr nur ein oder zwei Mal zum Jagddejeuner geladen werden! — Lucie Kottwitz hat jetzt anderen Verkehr!" —

„Mama besteigt ihr Steckenpferd!" schaltete Gustav ein.

„Ich bin wirklich gespannt, gnädigste Frau! Ich denke vorhin gehört zu haben, jeder Verkehr auf Hohenstein habe aufgehört?"

„Nicht so ganz, lieber Herr von Stranz! Alles ein bischen besonders! — Die arme Lucie! so ohne Mutter aufgewachsen. — Seit Borodin's Kottwitz verlassen haben — lachen Sie nicht, lieber Herr von Stranz! — gibt sich Lucie Kottwitz nur noch mit Tagelöhnerkindern ab!" —

„Alle Achtung! — wenigstens ein unschuldiger Verkehr! Aber, ich bitte Sie, meine Gnädige, wie fängt sie das an?"

„Ausgezeichnet! nicht wahr, wie man das anfängt?! — Denken Sie — nein! denken Sie doch! sie soll ihnen sogar vorlesen! — Lachen Sie mich nicht aus, aber ich bilde mir ein, die Kinder müssen sich sträflich mit ihr langweilen!"

„Ich wage nicht, das zu bezweifeln! ha! ha! — — Wunderliche Geschichte! — und — wie weiter, gnädige Frau?"

„Aha, Herr von Stranz! immer noch der alte Menschenkenner! — Es bleibt natürlich ganz unter uns! — denn wer will überhaupt sagen, in wie weit die Vermuthungen der Nachbarschaft begründet sind!"

„Die natürlich in Connex mit den Borodin's stehn?" fragte Stranz.

— Doch, wozu die Antwort abwarten! Verlassen wir den Sturm'schen Salon, in welchem uns, je länger, je mehr, jenes öde Gefühl beschleicht, das uns überall in der Nähe des künstlichen „guten Tones" überkommt, der ohne Zweifel der schlechteste Ton von der Welt ist; — der so leer, wie unechtes Metall klingt und als Echo nur einen kläglichen Mißton in unserer Seele erweckt.

Auch übermannt Euch vielleicht eine Ahnung, als ob die Geschichte, um welche es sich handelt, zu ernsthaft sei, als daß Ihr sie an diesem Orte entstellt vernehmen dürftet!

Laßt daher die Portièren hinter Euch zusammenschlagen und die Flügelthüren leise in's Schloß fallen! — Und habt Ihr in der Gegenwart kein süßes, nie in seiner augenblicklichen Gestalt wiederkehrendes Glück zu versäumen, so tretet mit mir um zwei Jahre rückwärts, denn ich kenne die Geschichte der Leute auf Hohenstein auch! —

Es war am Nachmittag eines jener sonnigen Frühlingstage, an welchen man nicht nur auf ein bestimmtes, lange vorgedachtes Glück, sondern so recht in's Blaue hinein hofft; — an denen es so ganz unmöglich wäre, *nicht* zu hoffen, daß selbst der, dessen finsteres Schicksal mit der Deutlichkeit und Schärfe unabänderlicher Thatsachen redet, auf Augenblicke, wie aus einem Traume erwachend, in den heiteren Himmel schaut und ausrufen möchte: „Es ist wol nicht wahr, daß ich unwiderruflich elend bin! — Die Welt ist doch so schön!" —

Lucie Kottwitz saß auf Gut Hohenstein am Fenster ihres Lieblingszimmers, eines Zimmers, das nur solchen Besuchern sofort auffällt, welche an das Auffallende im landläufigen Sinne gewöhnt sind und es hier vermissen. Andere werden gleich nach dem Eintritt in eine gewisse Stimmung versetzt, die, so eigenartig sie ist, hier doch Alles natürlich und nothwendig finden läßt. Erst allmälig besinnt man sich, daß es hier anders als bei anderen Leuten und doch wieder unbeschreiblich einfach ist — und gibt sich Rechenschaft über das Warum? — Das Zimmer ist eigentlich eine kleine Bibliothek; doch keine von jenen fürchterlichen Bibliotheken — gleichviel, ob groß oder klein! — in denen alle Bücher wie aufmarschirte Truppentheile in Reih' und Glied stehen und selbst die musterhaft vollzähligen „Goethe's" und „Shakespeare's" eine so gelangweilte Miene haben, daß man sich nicht entschließen kann, den einen oder anderen herauszulangen und aufzuschlagen. — Hier vor uns in dem alterthümlich geschnitzten Schrank, auf den kleinen Tischen und Regalen herrscht, trotz aller Ordnung, Leben und Bewegung; man sieht, daß hier ein Wesen mit und unter seinen Büchern *wohnt*. — Trotzdem würde keinem feinsinnigen Beschauer der Gedanke kommen, daß die junge Herrin dieses Raumes eine sogenannte *gelehrte* Dame sei. Denn abgesehen davon, daß hier Alles bis in's Kleinste behaglich ist, spricht eine stille Bescheidenheit aus der Art und Weise, wie die Dinge stehn und liegen; und das Auge wird von allerlei kleinen Utensilien angezogen, die man im Zimmer der Gelehrten vergeblich suchen würde.

Lucie weiß, daß ihr Mann heut später als gewöhnlich zur Vesper hereinkommen wird, und doch hat sie nicht gewagt, wie sie sich anfangs in Folge dieser kleinen Verschiebung der häuslichen Ordnung vorgenommen hatte, gleich nach Tisch ihren Spaziergang zu machen. Der Gedanke, sie könne sich verspäten und Kottwitz warten lassen, würde sie beunruhigt haben. Deshalb hatte sie ihrem Bedürfniß nach Frühlingsluft und Frühlingssonne auf andere Weise genügt und sich unmittelbar an eines der geöffneten Fenster gesetzt, von wo aus sie gerade hinunter auf die schimmernden Grasplätze des Vorhofs, nach rechts hin auf den Park und links hinüber auf den blauen Meeresstreifen am Horizont sehen konnte. — Und doch that sie weder das Eine noch das Andere, sondern ihre Blicke waren auf den alten Eschen haften geblieben, die, in regelmäßigen Zwischenräumen aufgepflanzt, die Front des Hohensteiner Herrenhauses

schirmten, und ihre knorrigen Aeste bis dicht an die Mauern heranreichen ließen. Fast hätte man denken können, Lucie wolle den im Aufbrechen begriffenen Eschenknospen das Geheimniß ihrer ernsten, langsamen Entfaltung ablauschen, denn ihre Augen hatten etwas gedankenvoll Suchendes. Sie blickte hinaus, als wollte sie irgend einem Dinge endlich einmal tief in's Herz sehen, um zu wissen, was daran wäre. — Und beobachtete man sie genauer, so sah sie aus, wie Jemand, der eine Weile abwesend gewesen ist und nun, zurückgekehrt, die alten Gegenstände nicht mehr gewohnheitsmäßig einfach als „da seiend" betrachtet, sondern sie prüfend, mit einem in der Ferne gereiften Bewußtsein auf ihre besonderen Eigenthümlichkeiten hin anschaut und doch weiter Nichts zu Stande bringt als sich zu wundern; — mit einem Worte, wie Jemand, der fremd geworden ist und doch wieder heimisch werden möchte; denn darum betrachtet er Alles um sich her nicht nur unwillkürlich, sondern allmälig auch absichtlich so innig forschend und verbirgt hinter den still suchenden Blicken das innere Unbehagen. — Aber das Forschen kann ihm nicht wiedergeben, was er verloren hat; nur die blinde Macht der Gewohnheit wird ihm das Heimathsgefühl zurückschenken! —

Lucie Kottwitz hatte eine etwas schwere Nachmittagslectüre gewählt. — Vor ihr lag ein aufgeschlagenes Journal (doch mit dem Rücken nach oben, als wäre die Leserin zu einem gewissen Abschluß gekommen), das es sich zur Aufgabe gemacht hat, von Zeit zu Zeit philosophische Artikel zu bringen; einen solchen hatte sie gelesen, und das lange abstracte Denken, das er erforderte, hatte sie Stunden lang in eine ungewohnte Höhe versetzt. Die Atmosphäre dort oben war ihr anfangs seltsam rein und klar erschienen; aber je höher sie allmälig steigen mußte, desto dünner war die Luft geworden. Zuletzt war ihr das Athmen vergangen und sie hatte gefühlt, daß sie in jener windstillen Oede nicht länger ausharren könnte, wollte sie nicht kalten Herzens an allem Lebendigen verzweifeln. — Unwillkürlich hatte sie daher ihre Seele hinaus in den Frühling gerettet; aber noch immer konnte sie ein Gefühl innerer Erstarrung nicht ganz bewältigen. Wol meinte sie zu wissen, daß es so nicht sein könne, wie es dort in jenem Artikel geschrieben stand — aber, wie war es denn? — Was bedeutete diese Welt? — War es gut oder böse, daß sie da war? und was sollte und wollte sie? — wozu mußte sie führen? —

Weder das ferne glänzende Meer, noch der lachende Himmel wollten es ihr sagen; und doch meinte Lucie, nur die Natur selber könnte eine Antwort darauf haben. — Zuletzt kam sie vom Allgemeinen auf das Besondere und in merkwürdigem Widerspruch trat sie, plötzlich ganz von sich erfüllt, ganz aus sich heraus — sah zu sich hinüber wie zu einer Dritten — wunderte sich und mußte wieder fragen: Warum bin denn ich? — Es war wol nicht das erste Mal, daß ihr dergleichen Gedanken kamen — denn welchem denkenden Menschen kämen sie nicht? — aber noch niemals waren sie ihr in so bestimmter Form, so nach einer Lösung drängend, aufgestiegen. — Als sie diese trotz alles Forschens nicht finden konnte, weder in ihrem eigenen Geist, noch in der Frühlingswelt da draußen, kehrte sie das Gesicht wieder langsam dem Zimmer zu und wollte die zurückgeschobene Zeitschrift von Neuem aufnehmen; aber kaum hatte sie die

Hand danach ausgestreckt, als sie unten in der Tiefe des Parks eine Nachtigall anschlagen hörte. Es war die erste in diesem Frühjahr! — Ein freudiger Schreck durchbebte die junge Frau; — sie stand leise auf und lehnte den Kopf lauschend gegen das Fensterkreuz. War denn nicht das ein Ton aus dem Herzen der Welt? Einer jener Töne, nach denen sie noch soeben vergebens verlangt hatte? — Aber eine Antwort gab auch er nicht; — er war nur ein neues, unbegreifliches Räthsel, das ihre einsame Seele mit einer Sehnsucht ergriff, von der sie ahnte, daß sie unerfüllt sterben müsse. — Und doch fühlte sie sich glücklicher als zuvor; alle Zweifel waren zurückgedrängt und die Stimme dieser Welt redete wieder ihre holdselige Kindersprache unbefangener Wirklichkeit! — Sie lauschte und lauschte und wurde nicht satt zu lauschen; und als die kleine Sängerin des Parks schon lange verstummt war, stand sie immer noch am Fenster.

Das sonnige Wunder des Tages hatte sich auch an ihr vollzogen. Die Frühlingsempfindung einer unbestimmten Hoffnung war über sie gekommen und mit leicht gerötheten Wangen wandte sie sich endlich um, das Zimmer zu verlassen und Einiges im Hause anzuordnen.

Als sie nach einer Weile mit einem Handarbeitskörbchen im Arm wieder eintrat, sah sie fast wie ein großes Kind aus, das die Erlaubniß erhalten hat, heute eine schöne, lang geplante Geburtstagsarbeit zu beginnen, so voll stillen Eifers setzte sie sich nieder und hob den Deckel des Körbchens, das doch nur einige, an sich sehr gleichgültige Dinge enthielt. Erst, als ihr plötzlich während des Nähens einfiel, das Journal bei Seite zu legen, trat der alte Ernst in ihr Antlitz zurück.

„Wenn ich Kottwitz bewegen könnte, es zu lesen! — Vielleicht!“ — sagte sie und versank in langes Nachdenken, dessen Gegenstand sie innerlich beunruhigen mußte; denn, tief aufathmend, fuhr sie sich endlich langsam mit der Hand über die Stirn, als wollte sie die Gedanken fortwischen, die dahinter arbeiteten.

Das Flöten der Nachtigall ließ sich nicht wieder vernehmen. Es schien, als sei der Vogel über die ungeahnte „Fülle des eigenen Wohllauts“ erschrocken, nach seinem ersten Frühlingslied auf eine Weile verstummt; wie der Mensch, der das überströmende Gefühl seiner ersten Liebe vor sich selbst laut ausjubelte, oder -weinte, plötzlich durch die nie gekannten Töne zum Bewußtsein seines neuen Daseins gekommen, in zitterndes Schweigen verfällt. — Aber andere unzählige Vögelchen ließen sich aus den zart grünen Büschen des Parks vernehmen.

„Wie unselbständig wir sind! so abhängig von jedem Vogelton, von jedem Lufthauch und jedem Sonnenstrahl da draußen!“ dachte Lucie Kottwitz. Und doch lächelte sie wieder; wenn auch so unbestimmt und kaum sichtbar, wie sie überhaupt nur zu lächeln pflegte, denn jeder Gefühlsausdruck hatte von jeher etwas Scheues in ihren Zügen. — Und doch begann sie mit erneuerter Emsigkeit, kleine feine Stiche in ihre Arbeit zu nähen, während die volle Nachmittagssonne, die jetzt vor die Front des Hauses getreten war, bis tief in's Gemach hineinschien und ihren blonden Scheitel mit leuchtenden Goldfäden durchzog.

— — — — — — — — — — — — —

Als einige Zeit darauf der heimkehrende Kottwitz die Bibliothek betrat, im Begriff, das Gemach seiner Frau nach einem eiligen: „Verzeihung! Verzeihung! ich habe mich verspätet, Lucie!“ zu durchmessen, blieb er auf halbem Wege stehen. „Donnerwetter!“ sagte er wohlgefällig und seine Frau überrascht anblickend, „wie hübsch Du heute Nachmittag aussiehst!“

Lucie ließ ihre Arbeit mit jähem Erröthen in den Schoß sinken und, langsam die Wimpern hebend, warf sie einen schüchternen Blick des Vorwurfs zu ihrem Manne auf.

„Nun!“ rief dieser, halb sich entschuldigend, halb in knabenhaft burschikosem Trotz: „Ich werde doch wol meine eigene Frau hübsch finden können! — Guten Abend, Luceken! Du weißt, ich kann die Ziererei nicht leiden! Sei vernünftig und gib mir einen Kuß!“ und lachend warf er Hut und Stock hinter sich auf den Tisch.

„O, Kottwitz!“ bat die junge Frau mit einem beinahe leidenschaftlichen Zittern ihrer tiefen Stimme, während er an sie herangetreten war und sie sich erhoben hatte.

Von Neuem zum Widerstand gereizt, legte er nun seinen Arm heftig und doch auch wieder nachlässig um ihre Gestalt und machte Miene, sie auf den Mund zu küssen. Plötzlich aber stutzte er, bückte sich heftig auf ihre Hand und — küßte diese.

„Verzeihung,“ murmelte er dann zwischen den Zähnen; doch schon in der nächsten Secunde mochte ihn das Wort wieder gereuen, wie er denn überhaupt bemüht war, so schnell als möglich über die kleine Scene hinweg zu kommen. „Kindereien!“ rief er, laut sich selbst verlachend, griff wieder nach seinem Hut und fuhr eilig fort: „Sei so gut, Lucie . . .! Ich bringe einen Heißhunger vom Felde mit! — den geräucherten Lachs von gestern! — Und kein Bier heute Abend! laß den Sherry heraufbringen! — Donnerwetter, wie mir der Staub die Kehle ausgedörrt hat! — Eine acht Tage Regen! Du sollst sehen, Alte, wie anders dann Alles wachsen und gedeihen würde! — Uebrigens,“ setzte er gutmüthig hinzu, „hab' ich auch allerlei Neuigkeiten mitgebracht! — Ich komme gleich! Geh' nur voran! Ich mache nur etwas Feierabendtoilette!“ Bei diesen Worten schickte er sich an, das Zimmer nach rechts hin zu verlassen, während Lucie sich nach links gegen den anstoßenden Garten- und Speisesalon wandte. Doch an den Ausgängen kehrten Beide fast gleichzeitig wieder um, sie, um das Journal zu verwahren, das sie vorhin für ihren Mann zurückgelegt hatte, er, um noch einmal an den Sherry zu erinnern.

„Was hast Du da?“ fragte er, als er das Blatt in ihrer Hand gewahrte.

„Die neueste Nummer vom . . . .“

„Interessant? — Auch was für mich dabei?“

„Ich glaube nicht,“ antwortete sie mit ernstem Kopfschütteln und schob das Heft in die Tiefe des Bücherschranks. —

„Nicht einmal neugierig bist Du!“ sagte er, als Beide einige Minuten später am Vespertisch saßen.

„O doch! — Sonst nicht — aber heute!“

„Warum just heut?“

Lucie lächelte. „Ich weiß nicht!“ antwortete sie; dann blickte sie plötzlich auf und setzte hinzu: „Ich habe heut die erste Nachtigall gehört!“

„Ja so! und der Volksmund sagt — Lucie, der Lachs ist süperbe! — daß die Nachtigallen noch neugieriger als Weiber sind!“

„So meinte ich's freilich nicht!“

„Wie denn?“

„Mir war nur zu Muth, als müsse der Tag noch etwas Besonderes bringen!“ antwortete sie verlegen.

„Nun sage einer, daß die Weiber nicht hellsehend sind!“

„Wirst Du's bald sagen?“

Er sah verwundert von seinem Teller auf; ihre ernsthaften Augen blickten ihn fast schelmisch an.

„Borodin's kommen heute noch zu uns!“ sagte er lebhaft. „Da! — dachte ich mir's doch! große Enttäuschung! — Uebrigens ist es eine andere Sorte, als unsere lieben Nachbarn!“

„Kennst Du sie denn schon?“

„Nein! — Below ritt heut an mir vorüber und hielt ein paar Minuten an. Gestern sind sie in der Stadt gewesen und haben bei einigen Officiers-Familien Besuch gemacht. Er kennt ein paar Kameraden von der Campagne her. Die Nachricht, daß er nur ein halbes Bein hätte, ist wieder Geschwätz gewesen! — Das Bein ist steif — es soll wenig auffallen!“

„Und woher weißt Du, daß sie heute noch zu uns kommen?“

„Wissen nicht! Es ist nur meine Vermuthung! Sie haben gestern erzählt, heute würden sie die nächste Land-Nachbarschaft abstreifen! — Sie werden vermuthlich vorsichtig mit ihren Besuchen zu Werke gehen! Er ist ein ganz aparter Kunde! kein Bücherwurm, aber ein Schwärmer! paßt auch nicht für Jedermann! — Seit er nicht mehr activ ist, beschäftigt er sich mit moderner Philosophie!“ Hier legte Kottwitz plötzlich Messer und Gabel bei Seite und fuhr heftig fort, ab und zu irgend ein beliebiges Wort mit ärgerlichem Schnarren betonend: „Ich habe immer 'mal solchen Kerl von Angesicht zu Angesicht sehen wollen! — Hole sie Alle der Teufel! Als ob es so nicht Unglück genug in der Welt gäbe! Muß dies Volk seine Verschrobenheiten noch unter die Leute säen! Leichtfertiges Gesindel!“

„Da thust Du ihnen doch wol Unrecht! — Mag es Wahrheit sein, was sie schreiben, oder nicht — eine ernste Gedankenarbeit, vor der man Respect haben muß, ist es wol immer!“ warf Lucie, ohne vom Tischtuch aufzublicken, ein.

„Ja wol, eine ernste Gedankenarbeit, mit der sie Glauben und Tugend der Leute untergraben! — Gott soll mich strafen, wenn ich je was Philosophisches lese! — Seine eigene Philosophie mag Jeder haben! ich hab' auch meine eigene! Und seinen eigenen Glauben auch! Ich glaube auch, was ich kann — und das Andere laß ich auf sich beruhen! Aber anderen Leuten nehmen, was sie haben — und Nichts dafür geben — Nichts! denn was sich der Eine zusammenspintisirt, reißt der Nächstfolgende schon wieder ein! — Alles Unsinn! — Und die Welt ist so elend, daß sie wahrlich Trost gebraucht! Nichts

als Trost! — Gieß' mir noch ein Glas Sherry ein, Lucie! voll, bitte! Danke schön! — Eine Sünde und Schande ist es, dies philosophische Geschrei! Die Menschen brauchen Trost, keine Wahrheit! Wir können mit der Wahrheit gar nichts anfangen, denn wir sind nun einmal auf Illusionen angelegt! — Alles Täuschung! — Täuschung!"

Nach diesen letzten, mit besonders erhobener Stimme gemachten Ausrufen schien es, als hätte Kottwitz seinem Herzen für eine Weile genug gethan, denn er schwieg ganz erhitzt. Trotzdem trank er seinen Sherry mit einem Zuge aus und schob das leere Glas seiner Frau hin, die es zögernd wieder füllte.

Lucie theilte im Grunde die eben ausgesprochenen Ansichten ihres Mannes; doch, wohl verstanden, nur im Grunde, denn auch in Ansichtssachen gibt es ja unendlich feine Unterschiede. Wer auf der Oberfläche des Denkens und Empfindens bleibt, bemerkt diese kaum; Lucie aber war eine Natur, die auch das Verborgenste besonders scharf empfand; und weil obenein ihre Art und Weise, sich zu äußern, so durchaus verschieden von der ihres Mannes war, hatte sie oft an unrechter Stelle das ihr selbst kaum zum Bewußtsein gelangende Gefühl eines unvereinbaren Gegensatzes.

In diesem Sinne mißverstand sie auch jetzt ihn und sich und deshalb schwieg sie und er nahm, nachdem er, wie es schien, einige Minuten auf irgend ein Wort von ihr gewartet hatte, das Gespräch in gänzlich verändertem Ton wieder auf. „Deine Enttäuschung, armes Luceken, war also doch halb und halb gerechtfertigt! Ein besonderer Umgang für uns wird kaum aus der Nachbarschaft des Philosophen erwachsen! Wie der sich vor meiner Unbildung und Deinem Heiligenschein entsetzen wird!" rief er. „Aber zur Schwerenoth, Du hast schon wieder Nichts gegessen, Lucie!"

„Ich hatte wirklich keinen Hunger, Kottwitz!"

„Das ist nächstens krankhaft! Noch dazu, wie heut', nach einem Spaziergang!"

„Ich war noch nicht spazieren!"

„Aber warum denn nicht? Du wolltest doch?"

„Ich fürchtete, nicht rechtzeitig zurück zu sein!"

„Du verwöhnst mich, Lucie!" antwortete Kottwitz fast unwirsch, indem er sich erhob und seinen Stuhl mit kräftigem Ruck unter den Tisch schob. Dann blieb er einige Secunden nachdenklich stehen und setzte schließlich kurz hinzu: „Ich bin schon von Natur bequem genug! — Adieu derweile!"

„Wohin gehst Du denn?"

„Ein paar Schritt in's Dorf zum alten Wöller. Er liegt schlecht."

„Was fehlt ihm nur? Ich fragte heute früh seine Frau; aber die wollte nicht recht mit der Sprache heraus!"

„Der? — Der hat sich den Tod an den Hals getrunken, das unvernünftige Thier!"

Lucie schauderte leise.

„Du kommst doch bald wieder?" fragte sie dann.

„Ja; warum?"

„Die fremden Menschen, falls sie wirklich noch kommen, mit zu empfangen!"

„Ja — ja — Kind! — — Schade! aber aus Deinem Spaziergang wird nun heute Nichts! Ein ander Mal nimm nicht solche Rücksichten! Ich nehme auch keine!"

„Es ist aber wirklich nicht der Rede werth, Kottwitz! Ich gehe in den Park! Von da aus kann ich schnell gerufen werden."

„Da sieht man recht die Beschränktheit von uns Landleuten! Wer kehrt sich in der Stadt an eine zu erwartende Visite!" meinte Kottwitz noch, und Lucie setzte hinzu: „Die noch dazu sehr fraglich ist!" — Beide lachten flüchtig.

„Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann . . ." rief er dann schon halb in der Thür; „ja, wie geht's doch weiter?"

„Der ist gewiß nicht Einer von den Besten!"

„Richtig! — Und wer hat's doch noch gleich . . .?"

„Goethe sagt es."

„Richtig! — Richtig! — Da sieht man doch, wozu 'ne Frau gut ist, wenn sie auch — schamroth über ihren Mann wird!" — —

— — — — — — — —

Die fragliche Visite war trotz aller Zweifel noch am nämlichen Tage nach Hohenstein gekommen.

„Wän is de Herr mit dat stiefe Been und de smucke Dam', de he bie sich hett?" fragten die in ihren offenen Thüren stehenden Katenfrauen einander neugierig, als sie gegen sieben Uhr Abends das also bezeichnete Paar vom Gutshof aus in die große Kastanienallee einbiegen sahen, die am Park vorüberführt und in ihrem ferneren Verlauf als breite Landstraße die Kottwitz'schen Aecker von den Fluren der nahegelegenen Villa Rohwitz trennt. — „De nieje Rohwitzer Herrschaft!" erklärte ein heimkehrender Mann.

„Sso, sso! vergävs! Dorvon is se ook so hellfien!" riefen die Frauen im Thor und starrten den Davongehenden noch lange nach.

Diese waren jetzt am Park angelangt, wo es einsam wurde, nachdem ihnen unmittelbar am Hofe allerlei Leute begegnet waren.

„Nun?" sagte Anna Borodin zu ihrem Mann, indem sie, plötzlich anhaltend, auch ihn zwang, einen Augenblick stehen zu bleiben.

„Nun?" gab er lächelnd zurück und blickte mit unwillkürlicher Verliebtheit in die naiv geistreichen Züge seiner lebendigen jungen Frau, deren große, schwarzbraune Augen ihn in Folge der neuen Eindrücke heute mit einem besonders lachenden Schimmer anglänzten.

„Hübsch ist sie nicht — nur schöne Augen!" erwiderte sie und schlug, während sie ihren Weg fortsetzten, im Eifer des Sprechens den weißen Schleier von ihrem feinen, blühenden Gesichtchen, als wollte sie es dem Gatten erleichtern, sich an dessen Anblick zu weiden.

„Auch ihr Gang ist eigenthümlich ausdrucksvoll," meinte Borodin.

„Aber, Fritz! Ihr Gang ist unschön — so eckig!"

„Nicht doch, eher schüchtern! — Die junge Dame sieht überhaupt aus, als wäre man früher mit ihrer Kinderseele sündhaft umgegangen."

„Nicht wahr, Fritz? So etwas angstvoll Forschendes, still Klagendes liegt in den Augen — auch wenn sie freundlich ist! — Nicht glücklich! — Aber,

wie sie liebenswürdig mit mir war, als sie mich erröthend willkommen hieß! Nicht, was man so alle Tage liebenswürdig nennt, sondern wirklich und wahrhaft liebenswürdig! Wie herzlich ihre wenigen steifen Worte klangen! — Und sie ist gescheut — sehr gescheut — vielleicht bedeutend!"

„Es scheint fast so; ihre Blicke kommen aus einer nicht gleich zu ermessenden Tiefe."

„Und wie hat Dir der Mann gefallen?"

„Gut — materieller Idealist — diese Leute sind sehr lenksam und offen!" erwiderte Borodin und blickte sinnend vor sich hin.

Anna sah aufmerksam zu ihm empor. Erfreute sie sich nur an seiner eigenthümlichen Schönheit, wie er zuvor an der ihren, oder waren selbst für sie zuweilen die Blicke des Gatten noch ein gewichtiges Räthsel? Für den Fernerstehenden waren sie jedenfalls ein Geheimniß; ja, sie übten, obgleich sie keinem dunkel flammenden, sondern dem Lichtquell eines auffallend hellen Auges entstiegen, fast etwas Verwirrendes auf ihn aus. Und wer aus ihnen allein einen Rückschluß auf Borodin's Charakter hätte machen sollen, wäre übel daran gewesen; denn man schwankte, ob man sie mild oder leidenschaftlich, großartig klar, oder unruhig sehnsuchtsvoll nennen sollte. Sie drückten mehr die stete Fähigkeit eines seltenen, idealen Empfindens, als dieses Empfinden geradezu aus und stimmten auffallend zu den halb kühnen, halb weichen Zügen des ungewöhnlich geschnittenen Gesichts, wie zu der ganzen männlich stattlichen und doch wieder jugendlich biegsamen Gestalt.

„Glaubst Du, daß die beiden Eheleute ..." begann die junge Frau nach einer Weile schweigenden Fortschreitens.

„Still, Kind! höre die Nachtigall!" flüsterte Borodin, sie unterbrechend, zurück und zögerte nun seinerseits, weiter zu gehen.

Es war ein Frühlingsabend, wie man sie selten in dieser Gegend hat: die Luft war trotz aller Frische warm und mild; man würde geglaubt haben, es sei gänzlich windstill, hätte man nicht im Osten das Meer rauschen hören und gesehen, wie die hohen Baumwipfel rhythmisch im Abendwind schwankten.

Dazu funkelte die Sonne blendend in den grünen Büschen und webte zitternde Strahlenschleier über die schlanken jungen Birken des Parks, daß sich ihre zarten, tief herabfallenden Zweige mit den langen, gelbgrünen Kätzchen wie wehende Elfenhaare im dunklen Waldesgrün ausnahmen.

Borodin's Antlitz verrieth, wie sich seine Seele unter diesen Eindrücken weit aufthat und ewige Gedanken aus den langgezogenen Tönen der Nachtigall, wie aus dem heiteren Brausen der fernschwellenden See sog. — Er athmete tief auf und wiegte das Haupt leise im Nacken, während tanzende Insectenscharen unruhig um ihn und sein junges Weib schwirrten.

„O, wie himmlisch das war!" rief Anna, als die Nachtigall schwieg. „Und sieh' nur diesen Park, Fritz! Als wäre die Sonne eigens in ihn herabgestiegen und nun in ihn verzaubert! Als könnte sie gar nicht wieder heraus! — Wie das Alles lacht! — Nein, sieh' nur das funkelnde Laub! — O, und diese Luft! — Und nun erst das Meer — das Meer! — Ach, ich bin zu glücklich, daß

wir hierher gezogen sind! — In dieser Natur wirst Du mir wieder ganz der Alte werden und gar nicht mehr wissen, was Nerven sind!"

„St! Anna! wieder die Nachtigall! Die erste für uns in diesem Frühjahr!"

— — — — — — — —

Und wirklich! da war sie wieder! Ein kurzes Flöten, wie lockender Jubelruf und gleich darauf eine Fülle weicher, herzbrechender Klagetöne. — Die unendliche Wonne eines unendlichen Schmerzes — oder die zarte, wehmüthige Leidenschaft eines kurzen, unaussprechlichen Glückes!

Auch auf Hohenstein lauschte man ihr wieder; wenigstens konnte Lucie das Ohr nicht von ihr wenden, obgleich sie mit Kottwitz sprach, der bald im Zimmer hin und her ging, bald sich auf Augenblicke zu ihr niedersetzte.

„Siehst Du, Lucie! Das sind einmal Menschen!" rief er aufgeregt, „Menschen aus Fleisch und Blut!"

„Und Geist!" warf sie unwillkürlich ein.

„Nichts da von Phrasen! Alles Natur!" fuhr er unbeirrt fort. „Und dabei die wahre Eleganz! Wie ein Bauer steht man daneben! Und wegen seiner Philosophie werde ich ihm schon bald einmal auf den Zahn fühlen! — Und sie! göttliche kleine Person! Augen, so schwarz wie die Nacht, und dabei lustig und forsch, hast Du nicht gesehn! — Die sieht Dir durch eichene Bretter! Und ein Näschen, Himmel, wie fein und zierlich! Doch das Hübscheste ist der kleine rothe Mund, der Alles mit dem Anstand einer Königin und doch ohne das verfluchte „de haut en bas" sagt, was sie hier zu Lande an der Mode haben."

Bei den letzten Worten warf sich Kottwitz wieder seiner Frau gegenüber in den Stuhl; dies Mal, indem er eine Melodie aus dem Don Juan summte. Plötzlich jedoch brach er kurz ab und sah zu ihr auf, die so ruhig, wie immer, vor ihm saß und das Gesicht mit einem träumerischen Ausdruck nach dem Fenster hin wandte. Sie schien gar nicht zu bemerken, daß er mit einem Male still geworden war, und so hatte er Muße, sie ungehindert zu betrachten. „Hübsch ist sie nicht," mußte er sich unwillkürlich sagen, „aber — aber —". Er kam nicht weiter, denn, seine eigenen Gedanken jäh unterbrechend, fragte er hastig: „Bist Du gar nicht eifersüchtig?"

Sie kehrte sich ruhig zu ihm und sagte ebenso ruhig: „Ich habe keine eifersüchtige Ader!"

„Es wäre auch wol kaum der Mühe werth wegen eines solchen Bauernkerls!" erwiderte er lachend und doch in einer interessirt fragenden Weise.

„Du bist sehr aufgeregt, Kottwitz!" sagte sie mit einem kurzen, sanften Blick; „und ..." hier lächelte sie ein wenig — „ich verdenke es Dir nicht, wenn Du ..."

„Dich wieder einmal verliebt hast?" fragte er etwas höhnisch. Dann sprach er, ohne ihre Antwort abzuwarten, in demselben lärmenden Tone, sie fortwährend ansehend, weiter:

Alle das Neigen
Von Herzen zu Herzen,
Ach! wie so eigen
Schaffet das Schmerzen!

„Du siehst, ich habe gelegentlich schon aus Deinen Büchern profitirt!“ — Hierauf schwiegen Beide eine lange Weile, bis Lucie nach einem tiefen Athemzug ganz unzusammenhängend hervorbrach, als befreie sie ihre Seele von einem Wort, mit dem sie lange vergeblich gerungen hatte: „Sie ist so schön, daß es eine Freude ist, sie nur zu sehen! Ich könnte sie immer wieder ansehen! — Ich glaube . . .“

„Was denn?“

„Wir werden uns immer sehr wohl in ihrer Nähe fühlen. Es wäre traurig, wenn ich mich täuschte! — Und Du hast Dich auch schon lange nach einem Landumgang gesehnt!“ setzte sie nach einigen Secunden ruhiger hinzu.

„Ja! seit Stranz, der liebenswürdige Schwerenöther — von dem willst Du nun freilich wieder Nichts wissen! Gott weiß auch, wann er wieder kommt!“

Lucie schüttelte sehr bestimmt mit dem Kopf. „Anderswo mag er auch erträglicher sein, als hier. Das „auf dem Dorf der Erste sein“ verdirbt ihn!“ „Und wie kommst Du darauf, ihn mit Borodin's zu vergleichen? Wem kann denn Stranz je näher treten?“

„Seit heute Abend glaube ich an Wunder! Die kleine Hexe, die Borodin, hat Dich mit ihrem Feuer angesteckt!“ rief Kottwitz. „Also mit Borodin's stehst Du bereits nah'?“

„Ich möchte, es käme dazu! Sie sind Einem so klar, wie der Grundgedanke eines schönen, einfachen Gedichts,“ antwortete sie mit einer Art, als spräche sie zu sich selbst.

„Wie so?“

„Sie sehen so glücklich aus, daß man gleich weiß, warum sie erschaffen wurden!“ ergänzte sie sich leise. Dann fragte sie nach einer Weile: „Kottwitz, willst Du mir einen Gefallen thun?“ Und als er nicht gleich antwortete, bat sie weiter: „Spiele mir heute Abend etwas vor!“

„Warum heute?“ fragte er zerstreut.

„O, ich hätte es nur gern gehabt.“

„Gewiß, gewiß!“ rief er hier plötzlich aufspringend, als hätte er jetzt erst ihre Bitte gehört. „Ich soll wol die Nachtigall ablösen, die eben wieder Athem holt? Was willst Du haben: „Ein Mädchen, oder Weibchen wünscht Papageno sich“ — oder: „Wir saßen am einsamen Fischerhaus“ mit dem vertrackten Endvers? Denn etwas Verliebtes muß es heute Abend schon sein!“

Während er so sprach, hatte er den Flügel bereits geöffnet, und nun setzte er sich und begann zu phantasiren; das heißt, er spielte lauter einfache Melodien, die er mit ein Paar einfachen Accorden unter einander verband. Aber gerade das gefiel seiner Frau; und auch für ihn selber war ein solcher Musikabend, den er sich mit seiner schlichten Begabung bereitete, stets eine Art Fest. Uebrigens spielte er nur, wenn er „bei Stimmung“ war, was man seinem Vortrag auch anhörte, denn er spielte mit weicher Hingabe seines lebhaften Gemüths. Und saß er einmal am Instrument, so vergingen oft Stunden, bevor er sich entschloß, wieder aufzustehen. So war es auch heute.

Die Dämmerung war lange herabgesunken und in dem bläulich blassen Aether hinter den Wipfeln der Eschen schwamm die erste zarte Mondsichel, über

welcher der funkelnde Abendstern ernst und bestimmt, und von Minute zu Minute heller erglänzend, stand, als beide Gatten noch kein Wort wieder mit einander getauscht hatten; denn er spielte noch immer — und sie hörte zu; — oder hörte sie auch nicht zu? Jedenfalls saß sie mit weit aufgeschlagenen Blicken regungslos in ihrem kleinen Sessel am Fenster und ihre Gedanken verschwammen mit den Tönen des Flügels.

Endlich, als es draußen dunkler wurde, stand sie auf und trat leise hinter seinen Stuhl.

„Soll ich aufhören?" fragte er.

„Nein! Ich wollte Dir nur danken, daß Du wieder gespielt hast, Kottwitz! Du bist so gut gegen mich!" —

„Die schuldig gebliebene Antwort auf den ‚Bauernkerl'!" rief er vor sich hin; dann declamirte er, wie vor Beginn seines Spiels:

Alle das Neigen
Von Herzen zu Herzen,
Ach, wie so eigen
Schaffet das Schmerzen!

doch dies Mal mit einer noch wunderlicheren Mischung ernster und scherzhafter Töne, während sein flüchtig auf Lucie gerichteter Blick einen fast traurigen Ausdruck annahm.

Kaum aber hatte er geendigt, als er laut lachend meinte: „Basta! es ist ja stockfinstere Nacht! Wir müssen zu Bett, Alte! Und, wie gesagt, des Menschen Sinn ist reich an Illusionen! dafür geboren und fähig, dafür zu sterben! Halten wir einstweilen an der Illusion fest, diese Borodins wären eine charmante Nachbarschaft und . . ."

„Und? —"

„Und ich hätte mich mit Deiner Erlaubniß in das schwarzäugige Weibchen verliebt! — Was hast Du da noch?"

„Nichts! — Sieh', wie die Sterne flimmern! — — O, sei leise! Da ist noch einmal die Nachtigall!"

— — — — — — — — —

Nach Verlauf einer Woche machten Kottwitzens ihren Gegenbesuch auf Rohwitz und es entspann sich nach und nach ein ziemlich lebhafter Verkehr zwischen beiden Ehepaaren. Zunächst schienen die jungen Frauen ein dauerndes Gefallen an einander zu finden: Anna's lebhaftes, oft ausgelassenes Wesen wurde durch Luciens gehaltenen Ernst wohlthätig ausgeglichen und alles Eckige in Luciens Benehmen rundete sich nach dem Vorbilde von Anna's gefälligen Manieren allmälig ab, oder trat doch in der unmittelbaren Beleuchtung des freundlichen Sonnenscheins, welchen Glück und Schönheit von Anna Borodin ausgehen ließen, nicht mehr störend hervor. Dazu hatten beide Frauen viele gleiche Interessen, oder interessirten sich, besser gesagt, oft für die gleichen Gegenstände, wenn auch jede in ihrer besonderen, vorzugsweise bestimmt ausgeprägten Eigenthümlichkeit. Dieselben Lieder, welche Lucie sich seit einer einsamen Kindheit in der Stille zu eigen gemacht hatte, welche ihres jungen Lebens ernste und freundliche Gefährten gewesen waren und in denen sie noch heute, obgleich sie fast nie

über ihre Lippen kamen, den besten, eigentlichsten Theil ihres Lebens lebte — dieselben Lieder sang oder declamirte Anna, die ein nahezu fabelhaftes Gedächtniß besaß, mit heller Stimme und stets reger Begeisterung von früh bis spät durch das Haus, denn sie hatte eine seltene Gabe, ihr Innerstes in die Außenwelt treten zu lassen — gleichviel, ob sie mit ihren Kindern oder mit etwas Anderem beschäftigt war, ob sie im Garten und Gewächshaus herumhantirte, oder Borodin's Studirzimmer betrat, irgend ein Lied oder Verschen, irgend ein gebräuchliches, oder ungebräuchliches Citat schwebte beständig auf ihren lachenden Lippen. Es mußte ihr noch nie der Gedanke gekommen sein, daß sie ihren Gatten einmal stören könne; und ich glaube auch wirklich, daß es kaum je ernstlich der Fall war, da er seit seiner Verheirathung an diese holden Unterbrechungen gewöhnt war. Man kann sich denken, wie für Lucie in diesem leichtlebigen Umgang eine neue Welt aufging. Sie, die Schüchterne, die sich sonst niemals ohne ihren Mann in die Nachbarschaft getraut hatte, machte jetzt häufig, wenn Kottwitz im Felde beschäftigt war, auf ihre eigene Hand einen Gang nach Rohwitz, wo sie von beiden Borodin's wie eine alte Bekannte, und mochte sie manchmal auch täglich kommen, wie eine Längst-Erwartete begrüßt wurde. Auch an die glänzende, nach Anna's heiterem Geschmack gemachte Einrichtung der Villa Rohwitz gewöhnte sie sich je länger, desto mehr. So wenig ihr dieselbe auf Hohenstein gefallen haben würde, so reizvoll und unentbehrlich erschien sie ihr zuletzt hier als Rahmen des blühenden Familienglücks. Anna ließ es sich denn auch nicht nehmen, Lucie häufig im Hause herumzuführen, ihr allerlei neueste Einrichtungen zu zeigen, sie auf besonders schön und geschmackvoll gewählte Gegenstände aufmerksam zu machen und Luciens Meinung, auf die sie großen Werth legte, über Alles zu hören.

Bei solchen Rundgängen durch die Villa war zuweilen ein Zug gewisser Zerstreutheit und freundlicher Herablassung auf Luciens Gesicht zu lesen, wie man ihn bei liebenswürdigen Erwachsenen einem Kinde gegenüber sehen kann, das mit heiterer Beredsamkeit sein Spielzeug vor ihnen anpreist und ausbreitet; doch war sie selbst sich seiner ebenso wenig bewußt, wie Anna ihn jemals bemerkte. Nur Borodin entging er nicht immer. Er lächelte dann über seine Frau und warf einen Blick besonderer Hochachtung auf Lucie Kottwitz, hütete sich aber, je eine Andeutung gegen Anna darüber zu machen; wer mag auch den Morgenthau von einer jungen Rose wischen, oder das singende Vögelchen seines Gartens mit weiser Rede unterbrechen! — Und überdies hatte Borodin ja täglich vor Augen, wie zugethan Lucie seinem schönen, unbefangenen Weibe war.

In der That war eine bei Anna in Rohwitz verlebte Stunde für Lucie der Höhepunkt des Tages; namentlich, wenn sie ihre Wirthin in die Kinderstube zu den beiden lebendigen Kostbarkeiten des Hauses begleiten durfte, was mit der wachsenden Vertrautheit der beiden jungen Frauen immer häufiger geschah. Hier konnte sie sich selten satt sehen an den kleinen wilden Dingern mit den dunklen Lockenhaaren und den lachenden schwarzen Augen; und manchmal, wenn sie schon im Begriff war, mit Anna das Zimmer zu verlassen, kehrte sie, einer sanften Gewalt weichend, plötzlich still wieder um — nur, um noch einmal den kleinen Leopold neckend zu streicheln und die kleine Anna zu küssen, oder andächtig zu

belauschen, sobald sie mit hochrothen Bäckchen und tiefathmender Brust schlafend in ihren schimmernden Kissen lag. Zuweilen fragte sie sich dann, ob solch ein liebliches Geschöpfchen wol im Stande sein könne, das Herz einer Mutter auszufüllen; aber so oft sie sich auch fragte, immer hatte sie eine und dieselbe Antwort: „Erfüllen wol — aber ausfüllen nicht! — Eine über die unschuldige Kindesholdheit hinausgehende Sehnsucht würde bleiben!“ — und sie tröstete sich darüber, daß der Himmel ihr kein Kind geschenkt hatte.

Fanden also die beiden Frauen ausnehmenden Genuß in ihrem gegenseitigen Verkehr, so galt das nicht weniger von den Männern, obgleich es einigermaßen seltsam erscheinen dürfte. Beide, so auffällig verschieden sie auch waren, besaßen zwei gemeinsame Eigenschaften, welche sie zueinander zogen: Offenheit und Enthusiasmus, nur, daß letzterer bei Borodin gewissermaßen innerste Lebensbedingung und bei Kottwitz eine vielfach überwucherte Fähigkeit war, die nur selten, aber dann auch desto heftiger in Kraft trat. Dazu blieb Borodin's vergeistigtes Wesen, das sich auch in einer gewissen äußeren Vornehmheit offenbarte, nicht ohne vortheilhaften Einfluß auf die manchmal so abstoßenden — und anfangs allerdings auch für Borodin nicht behaglichen — Formen des ehrlichen Kottwitz. Sich von seiner Frau beeinflussen zu lassen, wäre grundsätzlich gegen seine, bei ihm selbst sehr hoch stehende Mannesehre gegangen; doch in dieser oder jener schlechten Angewohnheit dem Uebergewicht eines Mannes zu weichen, der so ganz Mann war wie Borodin, scheute er sich weniger, namentlich, da er sich durchaus klar machte, wie hoch Borodin in jeder Beziehung über ihm stand und wie wenig er ihn das jemals fühlen ließ.

Borodin konnte für Jedermann von einer hinreißenden Liebenswürdigkeit sein, und das in so seltenem Maße, weil er nie liebenswürdig sein wollte, sondern sich immer selbst von der Sache hinreißen ließ — sei es nun in heiligem Ernst und Eifer, oder in freiem, heiterem Genuß. Seine seit dem Feldzug etwas schwankende Gesundheit schien sich unter dem Einfluß der Leib und Seele erquickenden Küstenluft völlig wieder zu erholen. „Mit jedem Tage fühle ich meine alten Kräfte mehr zurückkommen!“ sagte er oft zu Anna; „doch gefällt mir das Landleben so ausnehmend gut, daß ich kaum wieder in den Militärstand zurücktreten möchte, selbst wenn es ohne viele Schwierigkeiten durchzusetzen wäre. Vielleicht — wenn die Zeiten für den Kauf gut sind, erwerben wir hier zu Lande einmal etwas Größeres, wo sich eine segensreiche Thätigkeit entfalten ließe. Einstweilen — Du weißt — habe ich noch einiges Literarische vor. Und — — einstweilen fühlen wir uns hier sehr wohl! Nicht wahr, Kind? Auch mit keiner Faser sehne ich mich in die große Geselligkeit zurück! Du — die Kinder — die gemüthlichen Abende auf Hohenstein — und diese Natur! Was will man mehr?“

Gewiß, die „gemüthlichen Abende auf Hohenstein“ trugen das Ihre dazu bei, es Borodin in seiner neuen Heimath so wohl sein zu lassen. Eigentlich aber hätte er sagen müssen: „Die gemüthlichen Abende mit Kottwitzens“, denn die allwöchentlichen Theezusammenkünfte der beiden Familien wechselten regelmäßig zwischen Hohenstein und Rohwitz ab; und gleichviel, ob hier oder da, man war stets gern bei einander. „Wenn wir Viere zusammen sind,“ sagte

einmal Anna, „ist selbstverständlich gehobene Stimmung, wie am Geburtstag, oder einem anderen Familienfest. Es ist so natürlich, wie, daß die Sonne am Himmel steht, daß man von früh an Alles — und wäre es die größte Kleinigkeit an Liebe und Aufmerksamkeit, oder auch nur an günstiger Fügung — in rosigem Lichte sieht!"

„Ja," antwortete Lucie gedankenvoll; — „aber besonders schön bleibt es doch immer in Rohwitz, auf das Gottes gütiges Auge, wie aus blauem Himmel sieht!"

Kottwitz, der die leisen Worte gehört hatte, schüttelte freilich ernsthaft mit dem Kopfe, als fühlte er sich in seiner Ehre als Wirth gekränkt; in der That kehrte aber auch er mit besonderer Vorliebe zu jeder Tageszeit auf Rohwitz ein, sobald ihn seine Thätigkeit als Landmann in die Nähe der Villa führte, um es sich bei den neuen Nachbaren, oder, wie er gewöhnlich nur sagte, bei der schönen Frau Nachbarin wohl sein zu lassen.

Er konnte das mit gutem Gewissen, da auch Borodins, deren Weg nach der Küste durch die Kottwitz'schen Feldmarken führte, gelegentlich ihrer täglichen gemeinsamen Strandspaziergänge oft freiwillig auf Hohenstein vorsprachen. — So gewann der Verkehr beider Häuser trotz aller Ungezwungenheit fast regelmäßige Formen und wurde für alle betheiligten Personen einfach eine Art Lebensbedürfniß.

Erst gegen den Herbst hin erfuhr er in sofern eine kleine Aenderung, als jetzt Anna des Nachmittags häufig allein nach Hohenstein kam. — „Borodin schreibt," erzählte sie dann wol lachend. „Es ist ungemüthlich. Ich habe schon lange gemerkt, wie es in ihm gährt. Doch — was trägt man nicht Alles seinem Manne zu Liebe! Er ist heute wieder allein an's Meer gegangen. Dort steigen jetzt keine Wassernixen mehr aus den Wellen für ihn auf, sondern eitel philosophische Gedanken. Ja — und da kann er mich nicht gebrauchen! Und deshalb, liebe Lucie, bin ich allein hier, und überhaupt jetzt schon hier; und Sie müssen mich nun für den Nachmittag behalten!"

Lucie war Nichts in der Welt weniger, als neugierig; aber solche Reden Anna's versetzten sie in eine tief-innere Aufregung, so daß sie es nicht lassen konnte, als Anna wieder einmal Borodin's philosophisch-literarische Thätigkeit erwähnte, des Näheren zu fragen. „Ach!" sagte Anna, „das mag er Ihnen selber auseinandersetzen! — Ich könnte seine Ideen entstellen, denn was die Philosophie und ihre letzten Fragen betrifft, haben wir von jeher nicht übereingestimmt. — Warum sehen Sie plötzlich so verwundert aus, Sie liebe, ernste Frau, Sie? Denken Sie etwa, es gäbe kein eheliches Glück ohne eine solche Uebereinstimmung?"

„Seit diesem Augenblick denke ich, daß es das gibt! Vorher hätte ich's wol nicht gethan."

Auf diese offene Antwort folgte von beiden Seiten eine Pause des Nachdenkens, welche Anna zuerst aufhob. „Stimmen Sie denn in allen diesen Dingen mit Ihrem Manne?" fragte sie lebhaft.

„Ich weiß nicht! — Wir sprechen nie über so etwas," erwiderte Lucie langsam.

„Aber, worüber . . . . . ? Ich meine nur, wie eigenthümlich!" rief Anna Borodin, in höchstem Grade erstaunt.

Lucie war zu sehr durch ihre eigenen Gedanken abgelenkt, als daß sie augenblicklich die ganze Bedeutung dieses Staunens erfaßt hätte. „Und was glauben denn Sie über die letzten — und — die ersten Dinge, das so selbständig ist, daß es sich nicht einmal durch die Ansichten Ihres Mannes beeinflussen läßt?“ fragte sie leicht erröthend.

„Ein ander Mal, Lucie! — Um die Wahrheit zu sagen: Ich fürchte mich, darüber offen zu Ihnen zu sprechen. Sie werden mich für ein arges Heidenkind halten. Zwar weiß ich ja nicht, was Sie glauben — aber . . . Sie haben so fromme, stille Augen . . . . ich möchte Ihnen nicht weh thun; — und mir — Ihre Liebe nicht verscherzen! — Aber sehen Sie, Lucie, für seine Ansichten kann Niemand! Sie sind einem angeboren — oder auch anerzogen. Und ich — ich bin sehr heidnisch — oder besser: sehr philosophisch negirend von meinem Vater erzogen worden! Die Ansichten gehören nun einmal zu unserem innersten Wesen! Und warum sollten die meinen etwa bös', oder dergleichen sein? Ich tröste mich mit Mirza Schaffy:

Wer glücklich ist, der ist auch gut —
Das zeigt auf jedem Schritt sich,
Denn wer auf Erden Böses thut,
Trägt seine Strafe mit sich!“

Hier schwieg Anna plötzlich erglühend, als erschräke sie ausnahmsweise über ihre große Offenherzigkeit und Lucie betrachtete sie einen Augenblick still von der Seite mit einem prüfenden, aber liebevollen Blick.

Sie hätte jetzt gar gern die negirenden Ansichten Anna's gehört; aber ein zweites Mal nach etwas zu fragen, lag nicht in ihrer Natur. Deshalb reichte sie ihr nur verstohlen die Hand und drückte dieselbe leise, wie um ihr zu sagen: „Was Du auch glauben, oder denken magst, ich bin Dir nun einmal gut! Ich habe Dich lieb; und glaube mir, ich bin treu!“

Anna erwiederte den Druck, den sie wohl verstanden haben mochte, herzlich. „Und können Sie sich nun nicht denken, daß ich im Grunde wünschte, mein Mann schriebe nichts Philosophisches?“ rief sie in wachsendem Zutrauen fast bekümmert. „Freilich — so wenig er Philosoph von Fach ist — anders und gründlicher hat er ja die Dinge studirt, als ich — überhaupt geht uns Frauen, Gott sei Dank, die Geduld und Zeit für solche Studien ab! — Aber ich sehe nicht ein, warum er mehr Recht haben soll, als ein Anderer!“

„Und warum denn weniger?“ fragte Lucie. —

„Weil er mehr Dichter, als Philosoph ist! — Ach, Lucie! das, was ihm als Menschen so schön steht, ich fürchte, wissenschaftlich kommt es ihm weniger zu gute! — Und — man ist doch auch eitel auf seinen Mann und möchte nicht, daß er angegriffen werden könnte! — Und — ich finde, ich finde nun einmal nicht, daß er Recht hat!“ — Und bei diesen Worten traten ihr die hellen Thränen des Aergers in die großen, warmglänzenden Augen. „Nun sehen Sie mich schon wieder so verwundert an!“ rief sie dann hastig. „Ich bin Ihnen zu praktisch klug und vernünftig? Ja, Liebe? — Es ist wahr! ich habe mich nie für eine philosophische Frage begeistern können! — Vielleicht, weil ich zu glücklich bin!“

„Gegen wen schreibt Ihr Mann?“ fragte Lucie jetzt mit kaum unterdrücktem Eifer.

Anna nannte den Namen eines modernen Philosophen. Da richtete sich Lucie hoch auf; sie schien ganz vergessen zu haben, daß Anna Borodin neben ihr saß, denn sie sah plötzlich, die Augen leuchtenden Blicks, wie in froher Bewegung, weit aufschlagend, ohne einen bestimmten Gegenstand zu erfassen, sinnend vor sich hin und berücksichtigte mit keiner Silbe die ihr gewordene Antwort.

Ihr Mann, der seit einigen Secunden eingetreten war, that es für sie. „Also doch!“ rief er. „Sehn Sie, Frau Nachbarin, solchen Respect habe ich vor Ihrem Herrn Gemahl! ich hätte doch nicht gewagt, nach seiner philosophischen Schriftstellerei zu fragen, da er selbst niemals davon sprach! Ich glaubte schon, das Ganze wäre eine Erfindung auf Grund seiner wissenschaftlichen Studien, die er ja allerdings nach dem Feldzuge betreibt, wie er uns mitgetheilt hat. — Aber nun machen Sie sich darauf gefaßt, daß ich ihn schon morgen Abend ausfrage! Ich bin neugierig, wie ein Kind! Ehrlich gestanden: ich habe bis jetzt alle moderne Philosophie gehaßt.“

Kottwitz hatte nicht zu viel gesagt. Kaum saß man am folgenden Abend, wie gewöhnlich bei einer Zusammenkunft auf Hohenstein, nach der Mahlzeit in Lucien's Bibliothek- und Wohnzimmer bei einander, als er, geradezu vom Zaun brechend, bat, Borodin möge ihnen ein kleines privatissimum über seine Philosophie halten. „Meine Philosophie!“ rief Borodin ebenso erstaunt, als aufgeregt. „Sie thun mir zu viel Ehre an! Ich habe keine Philosophie! wenigstens keine positive! Und was Sie da von mir verlangen, ist vielleicht schwieriger, als Sie glauben, da Sie selbst versichern, sich nie mit dergleichen Studien beschäftigt zu haben!“

„So fangen Sie beim philosophischen „ABC“ an,“ bat Kottwitz, „meine Frau und ich haben einen gesunden Menschenverstand!“

Borodin lächelte, als dächte er, mit dem sei hier eben nicht viel gethan. — Trotzdem sagte er: „Wenn Sie denn geduldig sein wollen, so will ich versuchen! Sie müssen bedenken, ich bin selbst Laie! — Ich werde sehn, es möglichst kurz zu machen, deshalb gehe ich in der Anordnung des Stoffes willkürlich zu Werke.“ Und nach kurzem Besinnen begann er, das System der von ihm angezweifelten Philosophie in seinen Hauptzügen zu entwickeln. — Er wurde von Satz zu Satz lebhafter; und während er sprach, mußte ihm jeder glauben, mochte er seine Worte verstehen oder nicht — sie für logisch, oder unlogisch halten, denn er stand in einer Weise unter dem Banne seiner eigenen Ueberzeugung, daß seine Züge jene prophetische Verklärung annahmen, welche den Träger nur noch als das Geschöpf einer höheren, unantastbaren Wahrheit erscheinen lassen.

Endlich — er mochte eine gute halbe Stunde, oder länger, gesprochen haben — schloß er seinen Vortrag mit den Worten: „Und der Menschheit, als der hauptsächlichen Trägerin des Bewußtseins, soll die Mission obliegen, das große Princip des Willens in sich selbst — das Wollen in das Nicht-Wollen — das Sein in das ewige Nichts zurückzuzwingen! — Und dazu aller Fortschritt in Wissenschaft und Civilisation! Hierin die Berechtigung unseres Vorwärtsstrebens zu höherer Entwickelung! Denn alles geistige Vordringen macht uns

ja nur geschickter, die Unvernunft des Seienden, die schreiende Thorheit der Weltexistenz einzusehen!"

„Und doch — und doch — habe ich nicht Recht? er ist ein Dichter-Philosoph — Nichts weiter!" dachte Anna bei sich selbst — „O! wie er wieder schön aussieht!" — —

Indessen nahm Borodin das Gespräch noch ein Mal auf.

„Das Wahrste und Packendste und zugleich das Poetischste in dem ganzen Ihnen vorgeführten System ist — ich gestehe es" — rief er, „für mich die Idee, die ewige, dem Urwillen immanente Sehnsucht zum Hauptfactor bei der Entstehung der Welt zu machen! — Das hat etwas Captivirendes für uns, die wir in der eigenen Brust diese ewige, in keinem Verhältniß je ganz verstummende Sehnsucht verspüren. — Weil es die ewige Sehnsucht war, welche das Sein hervorrief: darum ein Theil ihres Wesens noch heute in allem Sein und zugleich ihre ewige Herrschaft über allem Sein!"

Anna schüttelte heftig ihr Köpfchen, als wollte sie erklären: „Für mich gibt es diese ewige Sehnsucht nicht!" wogegen Kottwitz lebhaft vor sich hin nickte und Lucie, die bisher, ohne aufzublicken, fast athemlos gelauscht hatte, in plötzlicher Erregung zu Borodin hinübersah.

Der aber fuhr fort: „Doch das ist eben nur einer jener Punkte, die mich in diesem System anziehen können. Das Ganze kann mich weder anziehen noch überzeugen. — Und das sage ich nicht allein, weil ich vor der Trostlosigkeit der darin entwickelten Bedeutung des Weltprocesses zurückschrecke, das sage ich auch, weil ich einen Fehler in diesem System sehe, der mir so klar ist, wie der Fehler eines einfachen Rechenexempels. Nehmen wir mit dem Philosophen an, das Princip des unbewußten Willens wurde zum Wollen, weil ihm die Sehnsucht innewohnt, das heißt, das Bedürfniß nach etwas Anderem, als dem Augenblicklichen. — Die Aufgabe der vernünftigen Vorstellung aber war es, das leere Wollen sofort mit etwas zu erfüllen. — Warum, wenn die Vorstellung vernünftig ist, erfüllte sie nicht das Wollen . . . ."

Ein kaum hörbares „Ja" kam hier über Luciens Lippen. Doch war es Borodin nicht entgangen. Verwundert und hastig blickte er auf. „Wissen Sie, was ich meine?" fragte er fast flüsternd vor Erregung. Lucie, ganz aus sich heraustretend, als wäre sie heute Abend durch Borodin's Vortrag von einem langjährigen Bann erlöst, antwortete rasch: „Ja! warum erfüllt die Vorstellung das Wollen nicht gleich wieder mit der Idee des Nichtwollens?" — Und erst als sie ausgesprochen hatte, scheute sie verwirrt vor ihrer Kühnheit zurück und senkte langsam erglühend den Blick.

Einen Moment lang war Alles lautlos still; als dann aber Kottwitz, der bei Lucien's Worten förmlich aus seinem Sessel in die Höhe geschnellt war, Miene machte, zu seiner Frau zu reden und Borodin deren wachsende Verlegenheit bemerkte, sagte er schnell: „Sie haben Recht! und ich danke Ihnen. Nun sehe ich, daß ich gut resumirt habe und nicht, wie ich schon leise fürchtete, unklar. — Ich danke Ihnen! — Nicht wahr, dieser Umweg ist unbegreiflich?

Das Wollen würde die Idee des Nichtwollens ebenso gut verwirklicht haben, als die Idee der unvernünftigen Welt; denn die Ruhe des Nichtwollens

ist für das Wollen, das im Moment der Initiative bereits unwiderruflich aus dem seligruhenden, nicht wollenden Willen herausgetreten ist, ebenso gut etwas Anderes, als die Welt." —

„Das meine ich auch," sagte Lucie, indem der sanfte Ernst ihres Wesens abermals hinter eine fast leidenschaftliche Begeisterung zurücktrat.

„Lucie, ich staune Sie an!" rief Anna überrascht. „Sie — Sie — was haben Sie für eine Gabe zu folgen und nachzudenken!"

„O, nein doch," entgegnete Lucie jetzt doppelt verlegen; „ich habe schon im letzten Frühjahr ein Resumé dieser Philosophie gelesen und mich sehr dafür interessirt."

„Und war dort derselbe Angriffspunkt aufgedeckt?" fragte Borodin.

„Nein — dort war einfach berichtet, nicht kritisirt."

„So haben Sie ihn also doch von selbst gefunden?" Und dies Mal klangen die Worte des Fragenden schwer betont und zögernd. — „Soviel ich weiß — es ist beinahe unbegreiflich! — ist er bis jetzt noch nirgends zur Sprache gekommen," fügte er dann lebhafter hinzu. „Nicht wahr, Sie haben ihn nicht wo anders gelesen?"

Lucie schüttelte leicht mit dem Kopf, „der Gedanke muß wol sehr einfach sein, daß ich ihn finden konnte," sagte sie verwirrt.

„Sehr einfach — und doch von unschätzbarem Werth!" rief Borodin, „denn er trifft wie der vernichtende Blitz die Spitze des kühnen Gebäudes."

Anna's Blicke hingen mit unverhohlener Bewunderung an dem Antlitz ihres Gatten, dem die Aufregung von Neuem eine erhöhte Kraft des Ausdrucks und damit der Anziehung verlieh; trotzdem sagte sie ziemlich leichthin, vielleicht nur, um ihre frauenhafte Bewegung vor den Augen der Anderen zu verbergen: „Und das freut Dich nun, Du böser Mann, der Du doch selbst noch Nichts aufgebaut hast und noch dazu nie etwas aufbauen willst!"

„Ja, es freut mich! Gott weiß, daß es mich freut!" antwortete Borodin mit einer Stimme, die von den leidenschaftlichen Gefühlen seines innersten Wesens getragen war. „Und wenn ich selbst auch nicht die Fähigkeiten habe, einen Bau aufzuführen, so will ich mich wenigstens als Wächter mit dem zweischneidigen Schwert vor den großen Wunderbau der Welt, vor das geheimnißvolle Zauberschloß, darinnen die Menschheit wohnt, stellen, damit sie nicht kommen bei Tag und bei Nacht — mit guten und bösen Absichten — geschickten und ungeschickten Anschlägen in den winzigen Häuptern, um abzubröckeln, was sie nur können und aus dem edlen Material einen zierlichen Neubau en miniature recht inmitten des Volksgewühls aufzurichten, den sie mit den Worten ausschrein: „Seht! seht! da steht er! der neue, der ewige Thurm! Seht, wie er in den Himmel ragt! Seht, wie er schwindelnd zu den Wolken aufsteigt und doch nicht stürzt!" Aber leider — leider — wir sehn das Wunder anders an, als der Herr, der es erbaute. Wir sehn es schwanken, wir sehn es stürzen, während der alte, ewige Wunderbau, hinter dessen Geheimniß Niemand kommt, steht und Alles überdauert." —

Auf den Gesichtern der drei Zuhörer war es wie eine Enttäuschung zu lesen, als Borodin jetzt wieder einige Secunden schwieg; insbesondere Lucie blickte ihn

an, als warte sie auf etwas ganz Bestimmtes, das noch kommen müsse. — Ob er sie errieth? oder ob sie ihn nur errathen hatte? „Und den Bau, von dem ich rede, habe ich — haben wir," fuhr er, einen neuen Aufschwung nehmend, mit einem Blick auf Lucie fort, „im Geiste schwanken sehn. Seinen Einsturz werden wir vielleicht nicht mehr erleben; aber wenn ich irgendwie dazu beitragen kann, daß sich die leise Luftschwingung, welche sein Wanken hier über unserem Haupte verursacht hat, fortpflanze und wie ein neuer, wenn auch langsam regenerirender Strom durch die Gemüther Deutschlands fahre, will ich Gott von Herzen dafür danken; denn jedes Wanken eines philosophischen Systems führt eine Anzahl irregeleiteter Bewunderer wieder dem persönlichen Gotte zu. Ja — dem persönlichen Gotte! — Und wahrhaftig, so lange mir der unpersönliche nicht anders bewiesen werden kann, als es durch diesen modernen und überhaupt durch die bisherigen Philosophen geschehen ist, so lange glaube ich fest an einen persönlichen Gott, der, so hoch er auch über mir ist, doch mich ganz in meiner Besonderheit erfaßt und begreift, doch Erbarmen hat mit meinem persönlichen Leid, weil er selber ein Besonderer, ein Persönlicher ist. — Und solange mir die Nothwendigkeit des Weltelends nicht aus anderen, als den hier gegebenen Gründen bewiesen worden ist, solange erkenne ich sie ausschließlich als die gütige Zulassung brennenden Durstes, dessen Vorangehen den Trank ewiger Seligkeit unseren Lippen einst desto süßer machen wird. Solange mir ferner die Vergänglichkeit der individuellen Seele nicht schärfer, als es hier geschieht, bewiesen wird, solange hoffe ich für mich und alle Welt auf eine individuelle Unsterblichkeit. Aber verzeihen Sie, ich werde zu persönlich!"

Ich glaube, ihm wurde verziehen, wenn es auch Niemand aussprach; und ihm wäre verziehen worden, selbst wenn er noch Stunden lang weiter gesprochen hätte.

Doch war es auch so gut. Lucie schien jetzt gehört zu haben, wonach sie verlangt hatte. Andächtig faltete sie die Hände und blickte in den Schoß, als sei sie nun vollständig beruhigt und habe für alle Ewigkeit genug gehört. — Auch Kottwitz war sehr bewegt; er blickte Borodin lange unverwandt an und stand dann plötzlich unruhig auf; sich gewaltsam von ihm und den Damen abkehrend.

Und Anna? Sie sah ernster, als gewöhnlich aus. — „Fritz!" sagte sie nach einiger Zeit, „ich kann, ich kann es aber doch nicht glauben! — Es spricht zu viel dagegen! — Ja, Fritz, zu viel, das zu häßlich und traurig ist, als daß ich's Dir heut' wiederholen möchte! — Ach, laß mich doch!"

Allerdings hatte sie eine gewisse Berechtigung zu diesem plötzlichen Ausruf und seinem heftig-leisen Ton, denn es lag etwas leidenschaftlich Forderndes in Borodin's Blicken — die sich, während sie sprach, fest und traurig auf sie richteten — etwas, wie ein gewaltsames Aufdrängen der eigenen Ueberzeugung. —

„Für mich hat der Gedanke, mich einmal in diese große schöne Welt ohne Rest aufzulösen, nichts Schreckliches!" sprach sie erregt weiter.

„Aber für mich!" murmelte er leise mit zitternder Lippe.

„Heute bin ich ja noch Ich!" fuhr sie von Neuem fort. „Und glücklich

als dies „Ich"!" — Es ist nicht Jedem gegeben, mit seinem Dichten und Denken in der Zukunft zu leben!"

„Und noch Wenigeren ist es gegeben, in der Gegenwart zu leben," sagte Lucie aus stillem Nachdenken auffahrend. „Und doch haben sie Unrecht, Anna," sprach sie mit halber Stimme weiter: „Wenn es kein jenseitiges Leben gäbe, wäre ja Gott gegen jeden Grashalm und jedes Insect liebevoller und gerechter, als gegen den Menschen, welchen er doch am reichsten mit schönen Gaben ausgestattet hat, also auch wol am meisten liebt. — Der Grashalm gebraucht Erde und Regen und das Insect gebraucht Nichts, als Luft und Nahrung, denke ich; und selten haben sie solchen Mangel an diesen Bedürfnissen, daß sie vergehen müßten. — Aber die Menschen . . . ." hier stockte sie einen Augenblick und setzte dann noch leiser hinzu: „Die Menschen bedürfen so viel, was ihnen niemals auf Erden wird!"

Kottwitz hatte mehrmals, während seine Frau sprach, tief und ungeduldig aufgeseufzt, und beschattete sich jetzt Stirn und Augen mit der Hand, als wollte er vermeiden, zu ihr hinüber zu sehen.

Borodin, der es bemerken mochte, sagte hastig: „Und ist nicht außerdem die Individualität ein kostbares Geschenk? — Und Geschenke soll man ehren! Es wäre mir eine Sünde, das Geschenk meines Gottes auf das philosophische Leihamt zu tragen, wo sie mir gefälschte Münze, oder doch nur eine Münze dafür zahlen, die heute gilt und morgen schon wieder umgeprägt wird; für welche man Hunger und Durst nach Wahrheit also entweder gar nicht, oder doch nur auf kurze Zeit befriedigen könnte!" —

„Sagen Sie mir, Herr Nachbar," fragte jetzt Kottwitz, der den ganzen Abend fast gar nicht gesprochen hatte, „wie weit ist Ihr Buch?"

„Mein Buch?" fragte Borodin gedankenvoll zurück. „Im Geiste ist es fertig; hoffentlich habe ich im Winter Zeit und Muße, es vollständig zu Papier zu bringen! — Wenn ich ein Dichter wäre," sagte er dann plötzlich; und es klang, als ginge bei diesem Wort ein geheimes Zucken durch seine Rede, wie ein Zucken durch den Körper geht, wenn man mit etwas Festem auf den Nerv eines zarten Organes stößt; „wenn ich ein Dichter wäre, würde ich dies Buch nicht schreiben. Wenn ich ebenso viel schöpferische Phantasie besäße, als ich Begeisterung habe, dann würde ich das große, selig-unselige Geheimniß der Menschheit, es durch sich selbst reden lassend, in unsterbliche Werke fassen, deren erschütternde Kraft veredelnd in alle Schichten dringen sollte. So bleibt mir Nichts übrig, als der Versuch, der Welt theoretisch jenen Rest ihres alten tröstlichen Glaubens zu retten, den mir selber diese Zeit gelassen hat. Und doch, wer weiß, ob ich als Dichter das leisten könnte und würde, was ich mir heute einbilde! Meine Zeit und ich, wir passen schon so wenig genug zusammen. — „Aber Frau!" unterbrach er sich hier plötzlich. „Es ist Zeit für uns! Wie man sich festreden kann, wenn man unter Freunden ist!"

„Hohe Zeit, Mann, da Du bei diesem Thema angelangt bist," bestätigte Anna; dann nahm sie eine possirlich strenge Miene an, welche sie besonders anmuthig kleidete, und rief: „Es ist undankbar auf seine Zeit zu schelten, in der man sich doch im Grunde herzlich wohl fühlt!"

„Womit nicht gesagt ist, daß man sich in einer anderen nicht noch wohler gefühlt hätte."

„Noch wohler? Da wäre man höchstens noch übermüthiger geworden — und hätte noch mehr gescholten!"

„Sie sehen," sagte Borodin zerstreut lächelnd, „meine Frau ist der größeste Philosoph von uns Vieren!"

„‚Und was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth!' Dies Citat wird Dir gefallen, Fritz, denn es ist weder der Form noch dem Inhalt nach übertrieben modern!" rief Anna lachend und damit erhob man sich, denn es war wirklich schon spät geworden.

An der Schwelle des Hauses, bis zu welcher Kottwitz und Lucie ihre Gäste stets noch geleiteten, sagte Borodin feurig zu seinen Wirthen: „Für diesen Abend danke ich Ihnen noch besonders. Sie glauben nicht, wie wohl es thut, so viel reges Interesse und tiefes Verständniß zu finden!" Dann schüttelte er Kottwitz freundschaftlich die Hand und drückte sie Lucien so fest und lange, daß diese sich tief beschämt fühlte, denn es wollte ihr vorkommen, als hätte sie sich heute Abend wieder einmal recht ungeschickt benommen und Borodin nur wenig von dem gezeigt, was sie doch so tief empfunden hatte.

Anna zerstreute ihr plötzlich diesen Selbstvorwurf. „Gute Nacht, Lucie," flüsterte sie. „Wie hübsch Sie heute Abend aussehen, Sie Kluge — Kluge! — Das macht meines Mannes Philosophie. Die hat Ihnen die Aufregung so rosig in die Backen getrieben."

Lucie erröthete noch tiefer; zürnte aber nicht, erinnerte sich auch nicht einer fast gleichlautenden Schmeichelei ihres Mannes, welche sie vor einigen Monaten einmal tief verletzt hatte.

Als Borodin's fort waren, ging sie in das Bibliothekzimmer zurück und setzte sich dort noch ein Mal auf denselben Platz, von welchem aus sie dem Nachbar zugehört hatte. — Ein tiefer Friede war in ihre Brust gekommen. „Es gibt ein Jenseits!" hauchte sie vor sich hin. „Dort wird das Räthsel auch den Elenden gelöst." —

Sie bemerkte gar nicht, daß auch Kottwitz bald nach ihr wieder eintrat und erschrak, als er plötzlich, dicht vor ihr stehend, ganz leidenschaftlich ausrief: „Lucie! siehst Du! Für den Kerl könnte ich durch's Feuer gehen! — Für den Kerl könnte ich mich spießen lassen! — Und was er dabei Alles für seine Leute thut! Er wiegt doch noch schwerer, als seine Frau!"

„Ja," sagte sie und wunderte sich über die Bestimmtheit, mit der sie es gesagt hatte. — „Wie seltsam," mußte sie dann still für sich denken: „Es klingt so erhaben, wenn Anna Borodin sagt: „Ich fürchte mich nicht, dies „Ich" hinzugeben und mich in das große Ganze aufzulösen!" und ihr Leben widerspricht dem — denn — ist sie nicht eigentlich egoistisch?" — Und plötzlich tauchten in ihrer Erinnerung eine Menge kleiner, bis dahin unbeachtet gebliebener Züge auf, welche Zeugniß dafür ablegten. „Aber — man darf ihr das nicht zur Last legen," fügten ihre auf- und niedersteigenden Gedanken schnell hinzu; „es ist die natürliche Folge: Wer keine Ewigkeit für sein „Ich" hat, muß es hier ausnutzen. Das ist menschlich! — Und doch gerieth sie über diesen Betrachtungen

in wachsende Unruhe; und zwar in eine Unruhe, welche selbst sie auf's Neue erschreckte: denn sie hatte nicht geahnt, daß ihre Seele, gleich dem stillen See, den unterirdisch loderndes Feuer urplötzlich siedend aufschäumen macht, so geheimnißvoll-erbeben konnte.

Es war schon spät in der Nacht, als sie die alte Ruhe wiedergewann und der räthselvolle See ihrer Brust stille, regelmäßige Kreise ziehend, wieder fromm in sich zurücksank.

„Es gibt ein Jenseits," sagte sie kurz vor dem Schlafengehen nochmals vor sich hin; und als sie die Augen zum letzten Male aufschlug und durch eine Ritze des Fenstervorhangs zahllose Sterne in herbstlicher Klarheit herabscheinen sah, war es ihr, als blicke sie durch aller Himmel Himmel.

In dieselbe Sternenpracht hatte vor kurzem Borodin geschaut, ehe er mit Anna die Villa betrat.

Er preßte dabei den Arm seiner Frau ungewöhnlich heftig in dem seinen und fragte dann, sich zu ihr herabbeugend, plötzlich flüsternd: „Wenn Du in solchen Sternenhimmel siehst, glaubst Du auch dann an keine Unsterblichkeit?"

„Bist Du mir böse?" flüsterte sie zurück und schüttelte leise mit dem Kopf.

„Dir?" fragte er langsam; riß sie dann leidenschaftlich an sich und küßte sie auf Stirn und Mund, als wäre sie ihm nicht ein süßer, dauernder Besitz, sondern, als sähe er sie nach langer Trennung wieder, oder gar, als sollte sie jeden Augenblick von ihm genommen werden. —

„Du thust mir weh!" sagte sie endlich bittend; da ließ er sie los und blickte verstohlen um sich, wie Jemand, der sich versichern will, daß es keine Späher und Lauscher, sondern nur tiefes, einsames Dunkel um ihn her gibt. — Wer brauchte denn auch zu wissen, was hier vorging? — Wer hatte denn auch ein Recht darauf, zu sehen, wie zärtlich ein aufgeregter Gatte gegen seine schöne, geliebte Frau war? —

„Und auch das ist trostlos, mit der neuen Weisheit zu behaupten, es gäbe keinen Stoff!" rief er einige Secunden später heftig. „Diese duftenden Locken! diese Lippen! diese Händchen sollten etwas Relatives, sollten „eigenthümliche Combinationen verschieden wirkender Atomwillen" sein? — Oeder, gräßlicher Gedanke! Dieses Alles wäre kein süßes Leben an sich? Keine holde Naivität der Wirklichkeit? — Nie werde ich das glauben! — Dazu bin ich zu sehr — Materialist!"

Und als verlange es ihn nach einer Betäubung, küßte er sie noch ein Mal warm und lange; und dann erst gingen sie heim. —

Drinnen sprachen sie noch viel über Hohenstein und Kottwitzens.

„Was sagte ich nach unserer ersten Visite auf Hohenstein?" fragte Anna. „Sie ist bedeutend, sagte ich; besinnst Du Dich nicht? — Ja, ich weiß es noch wie heute, es war am Rande des Parks! Und Du meintest ernsthaft: „Ihre Blicke kommen aus einer nicht gleich zu ermessenden Tiefe."

„Habe ich das gesagt? — Dann habe ich mich nicht geirrt!" antwortete Borodin langsam. „Gute Nacht, Anna! Du wirst noch die Kinder aufwecken."

— — — — — — — —

Seit dem eben besprochenen Abend warf sich Borodin mit großer Energie auf die Ausführung seiner Streitschrift, obgleich man kaum in den Herbst eingetreten war und es ursprünglich in seiner Absicht gelegen hatte, erst die langen Winterabende für sein Buch auszunutzen. Anna war im Stillen etwas bekümmert über diese Beschleunigung.

Sie nahm ihre ganze Widerstandskraft zusammen, um nicht traurig zu werden, übertraf sich selbst in Fröhlichkeit und Scherzen, sang und lachte mit doppelter Helligkeit durch das Haus und versuchte durch harmlose Neckereien und tausend kleine Künste den alten Borodin wieder hervorzulocken und den neuen zu besiegen; denn es schien wirklich, als sei Borodin seit jenem Jünglingsrausch in der Sternennacht plötzlich ein Anderer geworden und als sei jener Rausch für ihn und sie das letzte Aufflackern einer schönen Vergangenheit gewesen.

So nahm sie einen förmlichen Wettkampf mit der verhaßten Philosophie auf. Er fiel indeß nicht zu ihren Gunsten aus. Borodin fühlte sich durch ihr rücksichtsloses Treiben nicht mehr, wie früher, erheitert, sondern verletzt.

Mehr als ein Mal hatte er schon die Finger am Schlüssel, um seine Zimmerthüre während des Arbeitens vor Anna zu verschließen; und es lag nicht am Aufgeben seines Wunsches, wenn es nicht wirklich geschah, nur daß ihm seine Frau dann plötzlich wie ein Kind vorkam und ihm, obgleich er fast nie in der Bibel las, bei dieser und ähnlicher Gelegenheit jetzt stets die Worte einfielen: „Ihr Väter, reizet Eure Kinder nicht zum Zorn!“ — So packte er denn wol, wenn auch mit einem ungeduldigen Seufzer, seine Manuscripte zusammen und stürmte an's Meer, um dort wenigstens im Geiste weiter zu arbeiten, indem er hoffte, daß ihm einige späte Abendstunden die ungestörte Muße zum Niederschreiben gewähren würden.

An der See war er bald wie in seinem eigentlichen „zu Hause“. Dort störte ihn Nichts; dort konnte er denken und arbeiten, ohne Rücksichten zu nehmen.

Die süßesten Bande werden zur Last, wenn man anfängt, sie als *Bande* zu fühlen. Es wurde ihm von Tag zu Tag unmöglicher, über allerlei zierliche kleine Dinge zu reden und zu lächeln, während sein Geist vielleicht mit ganzer Intensivität über der Lösung eines wichtigen Problems oder der streng logischen Fassung eines gewonnenen Resultats brütete.

Aber das machtvolle Rauschen der vom Herbstwind bewegten Wasser hatte seiner Seele gegenüber etwas von der Selbstgenügsamkeit alles wahrhaft Großen. Es drängte sich ihm nicht auf; es tönte fort und fort in ewigem Wechsel, aber auch in ewig gleichförmiger Erhabenheit. Nur wenn er ihm liebevoll lauschte, nur wenn er sich ihm einmal genießend hingab, ward ihm der Wechsel kund. Wenn sein Geist mit eigensten Dingen beschäftigt war, dann brauste ihm nur die ewig gleiche Erhabenheit entgegen und klang ihm wie ferner Orgelton, der seine besonderen Gedanken, sich ihnen rhythmisch anpassend, dumpf und leise begleitete. Und oft ward ihm zu Muth, als prägten sich seine Ideen unter den verständnißvoll getragenen Tönen der brausenden Fluth mit doppelter Kraft und Gewißheit in die eigene Seele, als rundeten sie sich, wie von selbst, zu höherer Vollkommenheit ab und schwöllen zu einer Größe an, die ihm ein Recht

gab in frohem Selbstbewußtsein zu erbeben und fester denn je an seine philosophisch-schriftstellerische Mission zu glauben.

Nur wenn die Herbstsonne mit der ganzen Fülle nachdenklicher Heiterkeit, die ihr eigen zu sein pflegt, auf das weite, fernhin leuchtende Meer schien, konnte Borodin auch am Strande nicht arbeiten. Halbe Stunden lang starrte er dann in die tiefblaue Fluth; und seine Blicke redeten zu ihr, wie zu zwei ernsten dunkelblauen Menschenaugen — verständnißvoll und heimlich, still und traurig — und vor allen Dingen wunderbar ahnungslos, bis er plötzlich aufsprang, nach Hause eilte, mit Anna lachte, mit den Kindern spielte, jeden unwillkürlich aufsteigenden Seufzer erwürgte, ehe er noch das Ohr seiner Frau erreicht hatte, um sich dann des Abends mit dumpfem Haupt zur Ruhe zu legen, nachdem er Alles, was in seinem Arbeitszimmer an das philosophische Buch erinnerte, zornig bei Seite geschoben hatte; denn diesem allein legte er in solchen Stimmungen die Schuld seiner Nervenüberreizung zur Last.

Zuweilen aber kehrte er in diesen Fällen auch nicht sofort nach Rohwitz zurück, sondern sprach auf Hohenstein vor, um nachzusehen, ob Anna vielleicht dort sei, damit er mit ihr gemeinsam den Heimweg zurücklegen könne. Es traf sich aber meistens so, daß sie ihn der Kinder wegen, die ihrer zu Hause harrten, nicht mehr hatte abwarten können. Dann verweilte er noch ohne sie bei Kottwitzens; und fand er einmal Lucie allein zu Hause, so war er kaum einige Minuten mit ihr zusammen gewesen, ohne daß sie bereits erfahren hätte, wie weit er in seinem Buche vorgeschritten war. Er wußte, daß er ihr nie lästig mit diesen Berichten wurde, daß er ihr nur aus der Seele sprach, wenn er mit Begeisterung von seinem Vorhaben redete und ihr diesen oder jenen Punkt mit entflammter Beredsamkeit klarlegte; denn häufig hatte sie das, was er ihr, Beweise führend, erklärte, selbst schon ahnend im Geiste berührt. Er wußte, daß die warme Frage ihres Blicks, wenn sie ihm langsam die Hand zum Willkomm' hinhielt, nichts Anderes sagen wollte als: „Geht es gut? — Wie weit sind Sie seit gestern oder seit vorgestern gekommen?" — Es war ihm ein Genuß, auf diese Frage zu antworten; und die Folge davon war, daß er, heimgekehrt, eine verjüngte, drängende Kraft zur Arbeit spürte und nicht eher ruhte, als bis er einen neuen Abschnitt seines Buches erreicht hatte.

Einige Monate später jedoch versagte er sich freiwillig diese ihm so werth gewordene Anregung. — Es war an einem rauhen, aber ausnahmsweise klaren Novembertage, als Borodin und Lucie einmal auf ihren Spaziergängen zusammentrafen. Borodin selbst hatte die Veranlassung zu dieser Begegnung gegeben, indem er in der Zerstreuung nicht den gewöhnlichen Curs seiner einsamen Gänge inne gehalten hatte, sondern weiter und weiter der sinkenden Sonne entgegensteuernd, am Ufer entlang gewandert war, bis er eine kleine Felsenbucht erreicht hatte, die, wie er wußte, das Ziel von Lucien's häufigen Strandbesuchen bildete. Gerade als er in der Bucht anlangte, stieg sie auch heute den Abhang, über welchen der Weg von Hohenstein führte, herab. Aber kaum hatte sie ihn gesehen, als sie auch Miene machte, wieder umzudrehen. Borodin, dem ihre Bewegung nicht entgangen war, rief ihr deshalb entgegen: „Sie dürfen nicht

umkehren, Frau Nachbarin! Wer weiß, ob uns für die nächste Zeit noch ein zweiter Sonnenuntergang, wie dieser, beschert wird!"

Wirklich war die Farbengluth des westlichen Himmels überwältigend schön. Die violetten, ernst ansteigenden Wolkenmassen wurden von leuchtendem Gold umsäumt und traten, langsam ziehend, wie wallende Zauberberge hinter den glühend rothen Sonnenball zurück, der nach beiden Seiten hin und vor sich her über die tiefblaue See seine feurigen Schimmer goß.

„Warum wollten wir einander aus Gottes Natur verdrängen?" fragte Borodin warm, als er jetzt Lucie entgegentrat.

„Es geschah ohne Ueberlegung," antwortete sie zögernd; „ich fürchtete vielleicht, Sie zu stören." —

„Ich kann heute doch nicht arbeiten," war die scharf betonte Antwort.

Lucie erhob die Blicke verständnißvoll zu dem blendenden Schauspiel des Himmels; dann folgte sie ohne Zögern Borodin's Schritten und ging mit ihm am Strande entlang; anfangs scheu und leise, als fürchte sie auf dem glatt gespülten Ufersande auszugleiten, dann aber fest und ungezwungen und mit jener frohen Eile, die unser Fuß unwillkürlich anschlägt, wenn sich Herz und Geist unter dem Einfluß eines erhabenen Anblickes weiten. Je länger sie gingen, desto weihevoller ward ihr zu Sinn. Unter dem kalten Fächeln des Herbstwindes, dem einförmigen Rauschen der blaugrünen Fluth und der strengen Schönheit der sinkenden Novembersonne überschauerte sie eine fast kühle Ruhe, so daß ihr eigenes Wesen immer mehr und mehr zurücktrat und zuletzt fast stillstand. Etwas Fremdes, das ihr Herz schlagen machte, ohne daß sie den Grund wußte, oder auch nur wagte, es voll aus zu empfinden, war in sie herabgestiegen. Sie mußte an Anna und an ihre Worte denken: „Für mich hat die Idee, mich einmal in diese große, schöne Welt aufzulösen, nichts Schreckliches."

„Wundervoll!" rief Borodin nach einer geraumen Weile. „Und doch kalt," setzte er schon nach wenigen Secunden mit plötzlichem Umschwung der Stimmung hinzu. „Die harte Farbengluth ist prächtig, nicht schön! — Jetzt hat die Zeit begonnen, wo wir fremd sind in der Natur, wo wir fühlen, daß wir mehr in uns tragen, als die Welt um uns her! daß ein ewiger Frühling in uns schwillt! — ein ewiger Sommer in der Gluth unserer Herzen lodert! Im Frühling ist das anders. — Oft sogar umgekehrt: da möchte man wol beschämt in das Gras sinken, denn die Blumen überwuchern uns und die strömenden Sonnenlichter blenden die noch schlummernden Träume unserer Seele! Stehen Sie einmal still!" rief er dann abgebrochen weiter. „Sehen Sie in's Meer! — Und sehen Sie dort in die feurige Abendpracht des Himmels!"

Lucie gehorchte wie ein Kind; und er fuhr ernst und langsam fort: „Und horchen Sie, ob Sie nicht heute den langathmigen Schrei der ‚ewigen Sehnsucht' durch Wellen und Lüfte ziehen hören? Die Natur selbst fühlt, wie arm sie schon ist. — Mein Gott! wie man sich nach dem weichen Schmelz des Frühlings zurücksehnt!"

Ein leises Zittern fuhr durch Luciens Seele. Die Erhabenheit des Herbstes hatte plötzlich ihre Macht über sie verloren.

Gleich einer schweren Last drückte die empfindungslose Ruhe auf ihr Herz; — heiß aufbebend drängte sie dieselbe von sich und blickte plötzlich in eine öde, kalte Welt, in der sie einsam, mit schmerzlicher Sehnsucht stand.

Borodin hatte sie vollständig mit in seine Gefühlswelt hineingerissen; oder vielmehr, sie vorzeitig empfinden lassen, was auch ohne seine Worte einige Secunden später in ihr lebendig geworden sein würde. —

Unterdessen gingen sie immer weiter miteinander vorwärts und Borodin fuhr fort, von Zeit zu Zeit begeistert zu ihr zu reden. Sie antwortete ihm nur selten und auch dann nur wenig; aber er fühlte, wie sie ihm aufmerksam zuhörte. Es war ihm fortwährend, als kehrten seine Reden in leisem Echo zu ihm zurück. Dadurch in eine weiche Stimmung eingesponnen, schwieg auch er längere Zeit hindurch. Endlich sagte er, aus seinem wachen Traume auffahrend: „Zürnen Sie mir, daß ich Sie um Ihren einsamen Spaziergang gebracht habe? Sie sind so schweigsam!"

„Schweigsam?" fragte sie ganz verwundert zurück.

„Es will mir so scheinen." —

Da wurde sie plötzlich nachdenklich. — Dann senkte sie einen Augenblick Kopf und Blicke, wie immer, wenn sie etwas nicht Alltägliches sagte, und entgegnete mit schüchternem Lächeln: „Man muß Niemandem in's Licht treten, oder die Aussicht benehmen! — Das lernt man ja schon als Kind."

Er verstand sie nicht augenblicklich und sah sie deshalb fragend an; — das machte sie erglühen. —

„Ich meine, es wäre unbescheiden von einer Frau, bei Spaziergängen oder ähnlichen Gelegenheiten die Gedankenbilder ihres Begleiters durch unnöthige Worte zu zerreißen," sagte sie mit etwas unsicherer Stimme, aber einem so kindlich-einfachen Ernst in Blick und Haltung, daß es ihm unmöglich gewesen wäre, ihr mit irgend einer naheliegenden Schmeichelei zu antworten.

„Nun weiß ich auch, warum es sich so gut mit Ihnen spazieren geht, Frau Nachbarin!" sagte er, ohne sich zu besinnen. „Ich werde heute Abend ein ganzes Capitel Philosophie schreiben!"

„Aber, was wird dann . . . . ."

„Was meine Frau dazu sagen wird, meinen Sie?" fragte Borodin hastig ergänzend und blieb plötzlich in Gedanken stehen.

Lucie stutzte und blickte angstvoll zu ihm auf. Seine Stirn hatte sich finster umwölkt und doch las sie in diesem Augenblick mit greller Klarheit den Gedanken, welcher dahinter hämmerte. — Langsam erblaßte sie: So war es ihr noch stets ergangen, wenn sie einmal die natürlichen Grenzen ihres Wesens überschritt und einen leichten, scherzhaften Ton anzuschlagen versuchte! Sie beging dann regelmäßig eine traurige Ungeschicklichkeit.

Brennende Selbstvorwürfe stürmten auf sie ein. Sie hätte ihm abbitten mögen, wie ein schluchzendes Kind dem Gefährten, den es in unüberlegter Thorheit blutig verletzt hat; aber scheu suchten ihre Augen den Boden. Athemlos sann sie nach; aber es wollte ihr kein freundliches Wort einfallen, das ihm jetzt wohlgethan und sie selbst von der unheimlichen Qual befreit hätte, welche sie

empfand. — O, daß sie ihm hätte helfen können! — ihm — und ihr, — die — ihn nicht verstand.

Plötzlich fiel ihr Blick auf die dunklen Dünenschatten, welche über den ebenen Sand fielen. — Es war spät geworden, — über den Horizont wälzten sich graue Novemberwolken; nur ein spärlicher Streif der rothen Gluth stand noch hartnäckig am Himmel; und die einförmig finstere Meeresfluth stieg hohl brausend zu einzelnen Wogen an, als verkünde sie den nahenden Wintersturm.

„Ich will auf dem nächsten Landwege nach Hause. Mein Mann wird schon warten. Gute Nacht!" sagte sie leise und eilig.

„Auf welchem Landweg?" fragte Borodin zerstreut.

„Auf einem kleinen Richtweg, der durch unsere Felder führt. Grüßen Sie Ihre Frau und Kinder und verzeihen Sie!" . . . .

„Was soll ich verzeihen?"

„Wenn ich Sie doch gestört habe! — Nicht wahr, Sie haben das vorletzte Capitel schon angefangen?"

„Ja — gestern." —

„Gute Nacht!"

„Gute Nacht, wenn Sie wirklich auf einem anderen Wege . . . . . ." Aber wozu sollte er seinen Satz noch vollenden? Lucie hatte sich schon um einige Schritte von ihm entfernt, während er gedankenvoll stehen geblieben war, und ihr auch jetzt nicht einmal nachblickte. Erst nach einigen Secunden sah er auf und gewahrte, wie sie unnatürlich langsam, als müsse sie einer inneren Unruhe das Gegengewicht halten, zwischen den Dünen verschwand.

(Schluß folgt.)

Eine geheime Denkschrift über die nihilistischen Umtriebe, vom J. 1875.

Ursprung und Entwickelung der in Rußland gewöhnlich als „nihilistisch" bezeichneten radicalen Umsturzpartei, welche die Sicherheit der großen Monarchie des Ostens seit 15 Jahren immer wieder erschüttert hat, sind in der „Deutschen Rundschau" zu wiederholten Malen eingehend erörtert worden. Die Leser dieser Blätter wissen, daß die Bezeichnung „Nihilisten" zuerst in dem 1862 erschienenen Turgénjew'schen Roman „Väter und Söhne" gebraucht worden ist, daß die Sache selbst aber ein erheblich höheres Alter hat und daß die Anfänge derselben in das Jahr 1848 zurückreichen. Auch darauf ist hingewiesen worden, daß der „Nihilismus" eine zu eigenthümlich russische Erscheinung bildet, um anders als im Zusammenhange mit der Gesammtentwickelung des modernen Rußland verstanden zu werden und daß es nur ein als wirkliche Erklärung der nihilistischen Bewegung zu bezeichnendes Buch, die in jeder Rücksicht als Meisterwerk zu bezeichnende Erzählung „Neuland" (Wnow) von Turgénjew gibt.

Auf ein Raisonnement über diese schwierige, für Nichtkenner neurussischer Zustände immer nur halbverständliche Materie ist es auch mit den vorliegenden Blättern nicht abgesehen. Unter Bezugnahme auf den vor einigen Monaten an dieser Stelle veröffentlichten Bericht über die „Vorläufer des Nihilismus" (d. h. die Petraschewski'sche Verschwörung von 1848/49) theilen wir nachstehend das älteste uns bekannte officielle Actenstück über die nihilistische Bewegung der siebziger Jahre mit. — Dasselbe datirt vom Anfang des Jahres 1875 (dem achten Jahre nach dem ersten, durch Wladimir Karakosow am 2/14. April 1866 verübten Attentat gegen das Leben des verstorbenen Kaisers von Rußland) und ist im Auftrage des damaligen russischen Justizministers Grafen v. d. Pahlen (1867—1878) auf Grund amtlicher Erhebungen zusammengestellt, in einer beschränkten Anzahl von Exemplaren gedruckt und mit der Bezeichnung „geheim" (sekretno) dem Kaiser, dem damaligen Thronfolger, den Ministern und einer Anzahl hoher Würdenträger zugestellt worden. — Von den in diesem Document berichteten, damals als Staatsgeheimnisse behandelten Thatsachen sind die meisten bekannt geworden, als zu Ende des Jahres 1877 der berühmte „Proceß der 193" vor den Schranken des St. Petersburger Staats-

Gerichtshofs geführt wurde. — Das Interesse der Sache beschränkt sich aber nicht auf die mitgetheilten Thatsachen. Dasselbe ruht auf der Bedeutung, welche der russischen Revolutionspartei bereits vor acht Jahren an maßgebender Stelle zugeschrieben wurde, auf dem außerordentlichen Umfange, welchen diese Umtriebe bereits zur Zeit ihrer ersten Entdeckung gewonnen hatten und auf der Erklärung, welche der russische Justizminister dafür gibt, daß ein auf den Umsturz der gesammten bestehenden Ordnung abzielendes Unternehmen nirgend in Rußland auf ernsthaften Widerstand gestoßen, von einem erheblichen Theil der gebildeten Gesellschaft vielmehr mit unverhohlener Sympathie begrüßt worden ist.

Im Uebrigen ergibt sich aus diesem, halbwege veralteten Document, was von den beliebten Redensarten zu halten ist, nach welchen die nihilistische Verschwörung das Werk einer „verschwindend kleinen Zahl" Böswilliger ist, die jedes Zusammenhangs mit der Nation entbehren, und gerade wegen ihrer Schwäche und ihrer Isolirung zu den verzweifeltesten Mitteln greifen. Ebenso widerlegt sich die Annahme, als handele es sich um eine einheitliche, streng centralisirte verbrecherische Verbindung, die von einem Punkte aus geleitet wird und mit dem sog. Centralcomité steht und fällt.

Indem wir schließlich noch daran erinnern, daß die Richtigkeit der von dem Grafen Pahlen gezogenen allgemeinen Schlußfolgerungen, durch die zahlreichen, seit dem Jahre 1875 geführten politischen Processe, insbesondere durch die erwähnten Verhandlungen vom October und December 1877, den Solowjew'schen Proceß von 1879 und den Proceß gegen den Mörder Alexander's II. vollauf bestätigt worden ist, theilen wir den von dem ehemaligen russischen Justizminister erstatteten geheimen Bericht nachstehend im Wortlaut mit.

„Zu Anfang des Jahres 1874 wurden in einigen Gouvernements des mittleren, ganz besonders aber des östlichen Rußland Anzeichen einer gegen die Regierung gerichteten Propaganda bemerkbar. Anfangs undeutlich und unbestimmt, traten die bezüglichen Symptome immer deutlicher zu Tage, bis am 31. Mai desselben Jahres in der Stadt Saratow die Anzeige gemacht wurde, daß Bücher revolutionären Inhalts unter dem Volke verbreitet würden. Sodann wurde festgestellt, daß zahlreiche junge Leute — einige unter Verzicht auf die Fortsetzung ihrer Studien — bäuerliche Tracht angelegt, sich gefälschte Legitimationen verschafft und als einfache Arbeiter (wie sie es nannten) „in das Volk gegangen seien, um dasselbe durch die Verbreitung von Druckschriften und durch mündliche Unterweisung für revolutionäre Ideen zu gewinnen." Aus den in Saratow gemachten Feststellungen ging ferner hervor:

1) Daß in Moskau bereits seit geraumer Zeit eine von dem Regierungs-Stenographen Myschkin unterhaltene und von den Beamten der Kanzlei des General-Gouvernements Utkin geleitete Druckerei bestehe, in welcher Bücher und Flugschriften verbrecherischen Inhalts gedruckt würden. Eine große Masse dieser Drucksachen, welche zur Beförderung der bezeichneten Propaganda unter das Volk gebracht werden sollte, war in Saratow mit Beschlag belegt worden,

2) daß diese Propaganda keine blos locale sei, sondern daß dieselbe sich über die Mehrzahl groß- und kleinrussischer Gouvernements verbreitet habe,

3) daß die Agitatoren derselben sowol hinsichtlich ihrer letzten Ziele, als hinsichtlich der Methode und der Hilfsmittel ihrer Agitation solidarisch untereinander verbunden seien.

Durch fernere Erhebungen sind die bisherigen Phasen der revolutionären verbrecherischen Propaganda soweit aufgehellt worden, daß sich mit einiger Sicherheit der allgemeine Charakter, sowie diejenigen Grundlagen und Bedingungen derselben übersehen lassen, aus welchen diese Propaganda inmitten unserer Gesellschaft einen so erheblichen Umfang angenommen und zu so bedauerlichen Erscheinungen geführt hat.

Der Hauptsache nach steht das Folgende fest:

„Die Verbreitung der revolutionären Propaganda ist an und für sich nicht neu, sondern im Verlauf des Jahres 1874 nur groß gewachsen und ausgereift."

Bereits zu Ende der sechziger Jahre hatte sich im Schoße der studirenden Jugend der Städte Moskau und St. Petersburg ein Verlangen nach der Bildung von Associationen kund gethan, bei denen es sich um gegenseitige Geldunterstützungen, um den Austausch von Ideen und um die Erweiterung der Grenzen des Studiums durch Dispüte und durch Lectüre handelte. Diese Kreise „zum Selbststudium" (wie die Theilnehmer selbst sie nannten) beschränkten sich anfangs auf ihre ursprünglichen, oben angedeuteten Zwecke; das Programm derselben bewegte sich innerhalb der Grenzen rein theoretischer und literarischer Disputationen und jugendlicher Unterhaltungen. Die unter den jungen Leuten aufgebrachten Geldmittel wurden ausschließlich zur Unterstützung armer Cameraden und zum Ankauf erlaubter Bücher verwendet. Unzweifelhaft haben die Richtung, welche unsere sog. „Anklageliteratur" damals einschlug und die von einigen in- und ausländischen periodischen Zeitschriften verfolgte revolutionäre Tendenz (welche sich hinter wohltönenden Phrasen von der Noth und der elenden Lage der unteren Volksclassen maskirten) auf die impressionable, mit den thatsächlichen Bedingungen des Staats- und Wirthschaftslebens unbekannte Jugend eingewirkt, die naturgemäß an die Möglichkeit einer Verwirklichung ihrer Ideale von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit glaubt. So geschah es, daß in den Kreisen des „Selbststudiums" immer häufiger und immer lauter über Fragen verhandelt wurde, welche die Gründe des angeblichen Elends unserer arbeitenden Classen und die Mittel zur Beseitigung desselben betrafen: wurde doch über dieses Thema so unaufhörlich und in so zahlreichen Tonarten geschrieben, daß die studirende Jugend an die Möglichkeit einer Abhilfe glauben mußte! Bei den Dispüten über diese Materien wurde häufig auf die Schriftunkunde unserer Volksmassen als auf eine der Haupturſachen ihrer geknechteten Lage hingewiesen und sodann die Nothwendigkeit geltend gemacht, auf die Erhöhung der populären Bildungs- und Sittlichkeitsniveau's hinzuwirken.

So waren die anfänglich durchaus unschädlichen Kreise der studirenden Jugend beschaffen; solche Kreise hatten sich gebildet: unter den Studenten der St. Petersburger Universität, der mediko-chirurgischen und der landwirthschaftlichen Akademie (zu Petrowsk), später auch unter den Zöglingen von Gymnasien, Seminaren und anderen höheren Bildungsanstalten der Residenz sowie zahlreicher Provinzialstädte, als Saratow, Pensa, Kasan u. s. w.

Seit Beginn des Jahres 1872 wurden (und zwar in erheblicher Anzahl) unter der studirenden Jugend im Auslande gedruckte Schriften verbreitet, welche einen direct revolutionären Charakter trugen und zur Niederwerfung der in Rußland bestehenden staatlichen Ordnung bestimmt waren. Diese Schriften waren hauptsächlich von der russischen Emigration ausgegangen, welche genaue Beziehungen zur Internationale unterhielt und ihre Erzeugnisse entweder als Contrebande einschwärzen oder durch russische Reisende über die Grenze schaffen ließ, Reisende welche entweder den Theorien Bakunin's huldigten oder Jünger anderer ultra-demokratischer und socialistischer Parteien waren und alle Theile, alle Classen Rußlands mit dem Gift verbrecherischer Lehren und demagogischer Bestrebungen inficirten. — Eine Persönlichkeit solcher Art war u. A. Sergey Kowalek, der in Kiew seine akademische Bildung empfangen und später das Amt eines Präses der Friedensversammlung des Mglinsk'schen Kreises (Gouvern. Tschernigow) bekleidet hatte. Je weiter die durch beständige Berührungen mit dem Auslande geförderte und unterstützte russische revolutionäre Partei sich entwickelte, desto natürlicher war es, daß sie ihr Augenmerk zunächst auf die studirende Jugend Rußlands richtete und „Namens der Freunde des Volks und der Förderung der Wahrheit und des Heils", an die Spitze derselben trat. Die erste Partei, welche sich in diesem Sinne constituirte und als wirkliche Partei bezeichnet werden kann, war diejenige der sog. Tschaikowzen, welche zuerst in St. Petersburg zu wirken begann und sich nachher weiter ausbreitete. Die Tschaikowzen, welche sich vornehmlich an die Jugend wandten und neue Anhänger unter derselben warben, predigten in Gemäßheit der Theorien Bakunin's die Untauglichkeit der gesammten bestehenden Ordnung; sie suchten nachzuweisen, daß der Staat die russische Gemeinde vollständig erdrückt und ruinirt habe und daß auf die Fahne, welcher alle ehrlichen und wohlmeinenden Leute zuströmen sollten, die Devise gesetzt werden müsse: „Zerstörung aller Staaten — Vernichtung der Bourgeois-Civilisation, — freie Organisation von unten herauf, — Organisation des entfesselten Proletariats der gesammten frei gewordenen Menschheit — Begründung einer neuen Menschheits-Gemeinde" (vgl. Staatlichkeit und Anarchie p. 38)." Bakunin (der in den Augen der Jugend zu einem ganz anderen wird, als er ist), belehrte die jungen Leute über diejenigen Mittel, mit deren Hilfe die Grundsätze des Socialismus verwirklicht, seine Einrichtungen an die Stelle derjenigen des Staats gesetzt werden können. Als solche Mittel bezeichnet er die Propaganda unter dem Volke, — die „Kampfs- und Verschwörungs-Propaganda", indem er behauptet, daß das Volk den Staat und dessen Vertreter alle Zeit hasse und gehaßt habe, einerlei, in welcher Form derselbe sich darstelle. Weiter sucht er nachzuweisen, daß das Volk zur Erkenntniß seiner verzweifelten Lage, seiner Befähigung zu einem offenen Aufstande und der Ersprießlichkeit einer veränderten Organisation gebracht werden müsse; vermittelst ihrer Organisation werde die Jugend (das gebildete Proletariat) mit der Volksmasse verbunden und zum Bande zwischen allen Unzufriedenen gemacht werden. — Es ist mit einem Worte die Verwirklichung der Anarchie, die als das Ideal aller Leute bezeichnet wird, welche die Wohlfahrt des Volks anstreben.

So barbarisch diese Theorie sich auch ausnimmt, — es haben die Schriften

Bakunin's und die Brandreden seiner Anhänger einen nachweisbaren und höchst bedenklichen Einfluß auf die Jugend geübt. Von Niemandem widerlegt, haben diese Schriften auf die Jugend denjenigen Reiz geübt, der allem Verbotenen, wenn es nur gewissen Instinkten und Bestrebungen schmeichelt, eigenthümlich zu sein pflegt; man nahm dieselben eben als Antwort auf die Frage: „Was ist zu thun? (Tschto djelat)[1]).

Seit dieser Zeit, d. h. seit dem Jahre 1873 begannen die dem „Selbststudium" gewidmeten „Kreise" ihren ursprünglichen, rein theoretischen Charakter zu verlieren, indem sie sich allmälig in Verbindungen von ausgesprochen socialistischer und demagogischer Tendenz verwandelten. Diese Tendenz entwickelte sich vornehmlich unter dem Einfluß des um jene Zeit im Auslande von Loronow (Mirtow) herausgegebenen Journals „Vorwärts" (Wperòd) und seit Anfang des Jahres 1874 gewann unter den St. Petersburger und Moskauer „Kreisen" die Ueberzeugung Oberhand, „daß es an der Zeit sei, unter das Volk zu gehen und die Action zu beginnen". Obgleich die Führer der revolutionären Propaganda in Bezug auf ihre Hauptgrundsätze und letzten Ziele (nämlich die Beseitigung der bestehenden Ordnung) durchaus gleicher Meinung sind, so lassen sich doch drei verschiedene Gruppen unter ihnen unterscheiden; diese Unterschiede beruhen auf einer Verschiedenheit der Ansichten über die geeignetsten und zweckmäßigsten Mittel. Die Agitatoren der ersten Gruppe behaupten, daß es einer wissenschaftlichen Vorbereitung gar nicht erst bedürfe, daß die Kenntniß des Lesens und Schreibens und gewisser elementarer Dinge genügend seien und daß man sofort unter das Volk gehen müsse, um als gemeiner Arbeiter in den Werkstätten dem Volke revolutionäre Ideen zu predigen und dasselbe auf einen offnen Aufstand vorzubereiten. Im Gegensatz dazu sind die Führer der zweiten Gruppe der Ueberzeugung, daß Jedermann, der einen wirklichen Agitator unter dem niedern Volk abgeben wolle, weiterer wissenschaftlichen Kenntnisse und einer gewissen Erfahrung bedürfe; Diplome und sonstige Zeugnisse über wissenschaftliche Befähigung halten sie nicht nur für überflüssig, sondern für demoralisirend und eines freien Mannes unwürdig und höchstens einem Bourgeois zukommend. Vielleicht am gefährlichsten ist die dritte Gruppe, welche nicht nur eine ernsthafte, wissenschaftliche Vorbereitung und allgemeine Bildung für nothwendig hält und Diplome und Zeugnisse keineswegs verachtet, sondern der Meinung ist, daß zum Behuf schleuniger Erreichung des vorgesteckten Zieles (nämlich der Beseitigung der bestehenden Ordnung) die bloße revolutionäre Propaganda unter dem niedern Volk *nicht* ausreichend sei, sondern daß der echte Revolutionär die Pflicht habe in derjenigen gesellschaftlichen Schicht zu agitiren, welcher er angehöre; nach Meinung dieser Leute kommt es dabei gar nicht darauf an, ob man sich in der Sphäre des bloßen Arbeiters, Soldaten oder einfachen Gesellen, oder aber in derjenigen des Lehrers, der Hebamme, des Arztes oder überhaupt des Staatsdieners bewegt.

Dementsprechend haben die revolutionären Agitatoren seit Beginn des

[1]) Titel eines weitverbreiteten Romans des im J. 1862 nach Sibirien verschickten Socialistenführers Tschernytschewski.

Jahres 1874 ihre propagandistische Thätigkeit gleichzeitig an den verschiedensten Punkten und in den verschiedensten Sphären der Gesellschaft begonnen. Im Besitz einer außerordentlichen Energie und gewisser materieller Mittel sind diese Leute vor Nichts zurückgeschreckt, haben sie sich durch keinerlei Hindernisse oder Bedenken beengen lassen. Sie knüpfen untereinander beständig neue Beziehungen an und wissen dieselben mit vielem Geschick durch allerlei Stichworte, verabredete Zeichen und Geheimchiffern zu maskiren; mit außerordentlicher Schnelligkeit wissen sie in die Lehranstalten aller Kategorien, in Seminare, Gymnasien und ebenso in ländliche Volksschulen Eingang zu gewinnen. Nicht nur durch die Verbreitung von Büchern und durch propagandistische Vorträge, sondern ganz besonders durch intime persönliche Beziehung wissen sie die Jugend an sich zu fesseln, indem sie über eine nicht geringe Anzahl von jungen Frauen und von Mädchen verfügen. Bereits zu Ende des Jahres 1874 war ihnen gelungen über die größere Hälfte Rußlands ein Netz von revolutionären Kreisen und Einzelagenten zu ziehen. Nachgewiesen ist, daß in 37 Gouvernements eine derartige Propaganda betrieben worden. Im Einzelnen ist darüber das Folgende zu berichten:

1. St. Petersburg. a) Eine gewisse Anzahl revolutionärer Kreise ist am Platze selbst thätig und sendet ihre Agenten in das Innere des Reiches ab.

b) Eine große Rolle spielt die Propaganda unter der Bevölkerung der Werkstätten und Fabriken, wo sie unter dem Schein der Ertheilung von Elementarunterricht (Lesen und Schreiben) ihr Wesen treibt; derartige Arbeiterschulen sind von den Studenten Stachowski, Sinegub und Klemens und von dem verabschiedeten Artillerie-Lieutenant Krawtschinski geleitet worden.

c) Ferner die Tischler- und Schuster-Werkstätten Bogomolews und die an verschiedenen Orten eingerichteten Schmieden, in denen „in das Volk gehende" junge Leute unterrichtet werden. Einer der Hauptführer der Propaganda in Petersburg war Fürst Krapotkin[1]), bei welchem auch das Programm der Agitation gefunden worden ist.

2. In Moskau. a) In gleicher Absicht wie zu St. Petersburg ist auch hier eine Tischlerwerkstätte errichtet worden und zwar von den Studenten Florenko und Woinaralski.

b) Derselbe Woinaralski, der Kosak Gluschkow und der Edelmann Dubenski haben außerdem noch eine revolutionären Zwecken gewidmete Schuhmacherwerkstätte errichtet.

c) Die Druckerei des Stenographen Myschkin, in welcher zur Vertheilung unter das Volk bestimmte Flugschriften gedruckt wurden.

d) Besondere Agenten vermittelten den Verkehr mit den in der Provinz vorhandenen Kreisen, versehen dieselben mit den erforderlichen Nachrichten über den Gang der Sache, mit Büchern, Geldmitteln u. s. w.

e) Außerdem fand eine von einzelnen „unter das Volk gegangenen" Personen getriebene Agitation statt.

---

[1]) Fürst Krapotkin lebt als politischer Flüchtling in der Schweiz; er soll ein Bruder des im Februar 1879 von Goldberg und Genossen ermordeten Gouverneurs von Charkow K. sein.

3. Im Gouvernement Nowgorod hat die von der Tochter des Generalmajors Löschern von Herzfeld, Sophie, geleitete ländliche Volksschule eine besondere Rolle gespielt.

4. Im Gouvernement Twer wurde für Rechnung der Agitatoren einer der St. Petersburger Kreise durch den Bauern Michael Grigorjew eine Schmiede eröffnet.

5. Im Gouvernement Jaroslaw ist

a) von dem Gutsbesitzer Iwantschin-Pissarew und einigen andern Personen unter den Bauern vielfach agitirt und außerdem

b) eine revolutionäre Tischlerwerkstätte eingerichtet worden.

6. Im Gouvernement Tambow bildete

a) die Waffenschmiede des Bürgers Arew die Hauptagentur für die Agitatoren dieser Provinz, und

b) wurde außerdem in den verschiedensten Schichten der Gesellschaft gewühlt.

7. Im Gouvernement Pensa bestand

a) eine von dem Lieutenant a. D. Rogatschew und dem mehrerwähnten Woinaralski in's Leben gerufene Organisation, der zahlreiche, an höheren Unterrichtsanstalten studirende junge Leute angehörten.

b) Ein in der Wohnung des Accisebeamten Shilinski eingerichtetes Lager von Brochüren, welche in der Myschkin'schen Druckerei hergestellt waren.

c) Außerdem vermittelte ein von Woinaralski eingerichteter Kramladen die Beziehungen zu den unteren Volksclassen und leitete

d) der Kleinbürger Jerschow eine revolutionäre Tischlerwerkstätte.

8. Das Gouvernement Saratow ist einer der Haupttummelplätze localer, sowie aus Moskau und St. Petersburg entsendeter Agitatoren. Dieselben leiteten eine Schuhmacherei, die zugleich als Niederlage für revolutionäre Schriften dienten. Zu Schlupfwinkeln für die Agitatoren dienten die Wohnungen Meyer's, Sosinski's und einer Frau Zwetkow.

9. Auch im Gouvernement Samara ist von örtlichen und aus anderen Reichstheilen angereisten Agitatoren mit vielem Erfolge gewühlt worden. Es bestanden daselbst zwei besondere „Kreise"; zu revolutionären Schlupfwinkeln dienten das Wirthshaus eines gewissen Fominski, die Agentur des Schreibers Degterew, die Wohnung des Seminaristen Ponomarew, eine bei Kadian belegene Scheune, endlich die Propaganda, welche im Gefängniß getrieben wurde.

10. Gouvernement Kasan. a) Die Agentur des Studenten Owtschinikow.

b) Der von einem gewissen Golouschew begründete revolutionäre Cirkel.

11. und 12. In den Gouvernements Orenburg und Ufa hat der vorgenannte Cirkel, der ursprünglich in St. Petersburg begründet war, mit besonderem Erfolge sein Wesen betrieben.

13. Im Gouvernement Nishni Nowgorod bestanden ein localer Cirkel, ein von den ehemaligen Seminaristen, Gebrüdern Serebrowski, begründeter Schlupfwinkel und eine in dem Dorf Pawlowo speciell eingerichtete Propaganda.

14. Im Gouvernement Woronesch agitirte hauptsächlich der in dem Dorf Ostrogoshsk ansässige Volksschullehrer Zebenko.

15. Im Gouvernement Kursk wurde eine besonders schwungvolle Propa-

ganda von einer Anzahl Personen betrieben, unter denen sich die Gutsbesitzerin Subbotin durch besondern Eifer hervorgethan hat.

16. Im Gouvernement Charkow gab es drei verschiedene revolutionäre Cirkel, an deren Spitze der bereits genannte ehemalige Präses einer Friedensrichterversammlung Kowalek, ein adliges Fräulein Andrejew und verschiedene Studenten des dortigen Veterinärinstituts standen.

17. Im Gouvernement Jekaterinoslaw bestand a) die für Rechnung zweier Mitglieder eines Odessa'schen Cirkels, Makarewitsch und Shebunow, errichtete Böttcherwerkstatt des preußischen Unterthanen Langhans.

b) Die Pawlowski'sche Bibliothek in Taganrog, durch deren Vermittelung Bücher verbrecherischen Inhalts vertrieben wurden.

18. Im Gouvernement Poltawa hatte die Gutsbesitzerin Kolesnikow eine Farm eingerichtet, von welcher Mitglieder Charkow'scher und Kiew'scher revolutionärer Kreise agitirten.

19. In Odessa bestanden a) die Shebunow'sche Schmiede und b) der von Makarewitsch und Wolchowski als Filiale des N. Shebunow'schen Kreises eingerichtete Cirkel.

20. Im Gouvernement Kiew bestand eine besondere, die Commune genannte Organisation, mit welcher ein Schlupfwinkel für Revolutionäre verbunden war. Außerdem eine Centralvereinigung der Shebunow'schen Cirkel, in welcher das Programm ausgearbeitet wurde. Derselbe Cirkel besaß eine Filiale im

21. Gouvernement Tschernigow, in welchem außerdem die revolutionären Schulen der Volksschullehrer Sergei Shebunow, Michael Katz und Treswinski bestanden.

22. Im Gouvernement Kowno hatte eine Theilnehmerin des Kiew'schen revolutionären Kreises, Katharina Bryschkowski, eine Farm eingerichtet, welche sich auf dem Gut der Frau Filipow befand.

23. Im Gouvernement Kamenez-Podolsk hatten die Schullehrerin Alexandra Ochremenko und der Lehrer Toptschajewski eine im revolutionären Sinne thätige Volksschule eröffnet.

Unabhängig von diesen Organisationen sind revolutionäre Umtriebe und demselben dienstbare Kreise noch an verschiedenen Orten der Gouvernements Cherson, Orel, Smolensk, Kaluga, Tula, Archangel, Kostroma, Wladimir, Wjätka, Mohilew, Tomsk in Sibirien und Tiflis, sowie im Lande der Donischen Kosaken entdeckt worden.

Die Gesammtzahl der wegen Betheiligung an diesen Umtrieben verdächtigen Personen beträgt 770, unter denen sich 158 Frauenzimmer befinden; gefänglich eingezogen sind 265, in der Stille werden überwacht 452 Personen; nicht ermittelt worden sind 53. Es ist ferner festgestellt worden, daß sich an diesen Agitationen nicht nur junge Leute, sondern auch Personen in vorgeschrittenem Lebensalter, Väter und Mütter, wohlhabende Leute und Personen in höherer gesellschaftlicher Stellung betheiligt haben; diese Betheiligung hat nicht nur darin bestanden, daß sie den Umtrieben nicht entgegenwirkten, sondern auch darin, daß sie denselben Vorschub und Hilfe leisteten und eine Sympathie bezeugten, welche annehmen läßt, daß sie sich in blindem Fanatismus gegen die Folgen dieser

gemeingefährlichen Bestrebungen verblendet haben. So hat z. B. der wohlhabende Gutsbesitzer und Friedensrichter in Pensa Endaurow einen der gefährlichsten Agitatoren, dem mehrerwähnten Woinaralski (einem ehemaligen Friedensrichter) wiederholt Beihilfe geleistet und ihn versteckt. So hat die Frau des Orenburg'schen Bezirkschefs und Gendarmerie-Obersten Galouschew ihren Sohn nicht nur nicht davon abgehalten, der revolutionären Organisation beizutreten, sondern denselben mit Rath und That und namentlich mit Nachrichten unterstützt. So hat der Professor des Lyceums in Jaroslaw, Duchowski, den Agitator Kowalek bei sich aufgenommen, mit den Studirenden seiner Anstalt in Verbindung gebracht und der Propaganda unter denselben auf solche Weise directen Vorschub geleistet.

So hat sich herausgestellt, daß zahlreiche wegen hochverrätherischer Umtriebe denuncirte, aus dem Gouvernement Wjätka gebürtige junge Leute Stipendiaten der Wjätka'schen Landschaftsverwaltung sind und daß der Präses dieser Verwaltung, Kolotow, bei Auswahl und Anstellung der Landschaftsbeamten den Rathschlägen des schwercompromittirten Studenten der Universität Kasan, Owtschinnikow, gefolgt ist und er nur an von diesem empfohlene Personen Stellen vergab. Der als Verfasser verschiedener Schriften bekannt gewordene Landarzt Portugalow hat in zahlreichen Fällen Personen ein Versteck gewährt, denen von den Behörden nachgespürt wurde, und die er bei ihren verbrecherischen Unternehmungen unterstützte. Die sehr reiche und hochbetagte Gutsbesitzerin Frau Subbotin hat nicht nur selbst und nahezu öffentlich unter den Bauern ihrer Nachbarschaft agitirt, sondern ihre Pflegetochter dazu verführt und ihre minderjährigen Töchter nach Zürich gesendet, um daselbst ihre Bildung zu beenden. Der ehemalige Cassen-Rendant in Tschembar, Pletnew, bei dessen Sohne, einem Gymnasiasten, revolutionäre Bücher vorgefunden wurden, hat direct eingestanden, daß er seinen Sohn „für das Volk erziehe"; glücklicher Weise hat die Regierung das rechtzeitig zu verhindern gewußt. — Hierher gehören ferner die Töchter dreier wirklicher Staatsräthe, Natalie von Armfeld [1]), Barbara Batuschkow und Sophie Perowski [2]), sowie die bereits genannte Tochter des Generalmajors Löschern von Herzfeld und viele andere Mädchen vom Stande, die „in das Volk" gegangen sind, für Tagelohn Feldarbeiten verrichteten, mit Männern, die ihre Arbeitsgefährten waren, zusammen schliefen, und mit diesen Streichen nicht sowol dem Widerspruch, als der Zustimmung und Sympathie vieler ihrer Bekannten und Verwandten begegneten. — Dergleichen Beispiele gibt es viele: durch sie wird bestätigt, daß die Erfolge der verbrecherischen Propaganda nicht sowol durch die Thätigkeit der Betheiligten, als durch die Leichtigkeit bedingt gewesen sind, mit welcher ihre Lehren bei den verschiedenen Gesellschaftsclassen Eingang gefunden haben und durch die Sympathien, die ihnen entgegen gebracht

---

[1]) Die Familie Armfeld gehört dem schwedisch-finnländischen Adel an, dessen Glieder (auch wenn sie in Rußland leben) gewöhnlich allem russischen Wesen fern bleiben.

[2]) Als Theilnehmerin an der Ermordung Alexander's II. am 3./15. April d. J. hingerichtet, nachdem sie aus Sibirien entwichen war.

worden sind. So haben z. B. drei der eifrigsten Führer der extremen Revolutionspartei, die verabschiedeten Artillerie-Lieutenants Rogatschew und Krawtschinsky und der Student Klemens, Monate lang in verschiedenen Familien der Stadt Moskau Unterkunft gefunden, obgleich sie ihre Lehren nicht geheim hielten, sondern für dieselben nach Kräften Propaganda machten. Der gedachte Rogatschew wurde dann im Pensa'schen Gouvernement mit dem ehemaligen Friedensrichter Woinaralski bekannt und machte denselben zu einem so eifrigen Anhänger seiner Ideen, daß Woinaralski der revolutionären Propaganda fast sein ganzes Vermögen (gegen 40,000 Rubel) opferte. Um möglichst rasch vorzugehen, sind in Städten und Dörfern Schulen, Werkstätten, Arbeiter-Artelle u. s. w. begründet worden; daher stammen die in St. Petersburg und Moskau errichteten Schuster-, Tischler-, Schlosser- und Schmiede-Werkstätten, die Saratower Schusterei, die Odessaer Schmiede, die Jekaterinoslawer Böttcherwerkstatt u. s. w., — desgleichen die in den Gouvernements Poltawa, Kursk und Kowno eröffneten Farmen, in denen die Propagandisten sich niederließen, um sich auf die Agitation unter dem Landvolk vorzubereiten.

Die Führer der Bewegung haben außerdem durch mündliche Vorträge und durch ungeheure Massen unter das Volk geworfener Bücher und Brochüren gewirkt, welche für Elementar-Lehrbücher ausgegeben wurden. Dieser Gattung von Literatur gehören der „Onkel Jegor", „Mitjucha", „Skizzen aus der Steppe von Lewitow", „Skizzen aus dem Fabrikleben von Golizinski", „Gewalt bricht selbst Stroh". In all' diesen Schriften wird der nämliche Gedanke gepredigt, daß der Arbeiterstand sich in einer völlig aussichtslosen Lage befinde, daß er von den Capitalisten ausgebeutet werde, daß Proteste der niedergetretenen unteren Classen zuweilen Erfolg hätten u. s. w. Hierher gehören auch gewisse Schriften mit noch entschiedener ausgeprägter revolutionärer Tendenz, z. B. die Brochüre „Stenka Rasin" [1]), in welcher die Thaten und die schließliche Hinrichtung dieses Menschen als Beispiele und Muster männlichen Muths und edler Hingabe an die Sache des unterdrückten Volks dargestellt werden. Ferner sind zu nennen „die Geschichte eines französischen Bauern", „die Erzählung von den vier Brüdern", „die Sammlung neuer Gedichte und Lieder", „die schlaue Mechanik" und ein Aufruf, der mit den Worten „Hört Ihr Brüder" beginnt.

Diese letzteren Schriften verrathen eine direct revolutionäre Tendenz, indem sie Aufforderungen zu einer Empörung enthalten. Die Geschichte von den vier Brüdern z. B. schließt mit den Worten: „darum, lieben Brüder, werden wir nicht mehr nach Sibirien gehn und nicht mehr für die Tasche des Kaisers arbeiten".

Zufolge dieser Thätigkeit sind die Agitatoren dabei angelangt, in der Wahl der zur Erreichung ihrer verbrecherischen Zwecke führenden Mittel immer rücksichtsloser zu werden. Fürst Krapotkin hat z. B. den Arbeitern in der 1873 zu Petersburg begründeten Schule Vorträge über die Internationale gehalten und

[1]) Ein berüchtigter Räuber und Bauernanführer, der im 17. Jahrhundert an der Wolga sein Wesen trieb.

die Revolution gepredigt; es sind zu diesem Behuf Versammlungen abgehalten, Bibliotheken und Kassen gesammelt worden, — ja man hat gehörig bearbeitete Fabrikarbeiter bereits mit Geld und Büchern ausgestattet und dieselben in ihre Heimath entsandt, um den Massen den Aufruhr zu predigen und ihren Lehrern und Auftraggebern über das Ergebniß dieser Unternehmungen Bericht zu erstatten. Selbst über den Zeitpunkt für den Beginn des Aufstandes waren bereits Verabredungen getroffen worden; derselbe sollte nach Eröffnung des Krieges gegen Deutschland seinen Anfang nehmen, der damals erwartet wurde, indem man sich ganz besondern Gewinn davon versprach, daß unsere Truppen sodann jenseits der Grenze weilen würden. Eine besondere Rolle haben dabei Lieder gespielt; gewisse Gesänge aufrührerischen Inhalts wurden auswendig gelernt und bei Gelegenheit sogar auf der Gasse gesungen. Wo immer die Agitatoren sich zeigten, bot man ihnen Verstecke und Schlupfwinkel an, oder fanden sich Agenten bereit, welche ihnen über den Gang der Bewegung und über ihnen etwa drohende Gefahren Mittheilung zu machen bereit waren; die Agitatoren waren mit Adressen Gleichgesinnter in andern Städten und Dörfern, sowie mit Schlüsseln für eine Chiffresprache, mit Büchern und mit Geld ausgerüstet; die neu angeworbenen Agenten wurden ihnen beigegeben und erhielten von ihnen Unterhalt und Anweisung. Gleichzeitig wurden aus der Myschkin'schen Druckerei in Moskau ungeheure Quantitäten von Büchern und Brochüren verbreitet und Uebersetzungen der Lassalle'schen Schriften gedruckt, welche dazu dienen sollten, das heranwachsende Geschlecht von der Nothwendigkeit einer Veränderung der bestehenden gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Organisation zu überzeugen und in communistischen Grundsätzen zu befestigen. Auf den Fall der Gefahr waren die Propagandisten nicht selten mit Revolvern bewaffnet, ja in der Kiew'schen revolutionären Gesellschaft wurde der Plan für eine Gegenwehr im Falle der Arretirung von Genossen ausgearbeitet und Gift gemischt, dessen man sich zu Vertheidigungszwecken bedienen wollte. Auf gemeine Verbrechen und auf nähere Beziehungen zu Verbrechern gewöhnlicher Art kommt es den Agitatoren überhaupt nicht an, sobald sie sich von demselben Vortheil versprechen. In Saratow ist z. B. der Plan gefaßt worden, eine reiche Dame, welche zum Behuf eines Gutskaufs mit ansehnlichen Geldmitteln in die Stadt kommen sollte, zu überfallen und mit dem derselben abgenommenen Gelde die Revolutionscasse aufzufüllen. In einem Briefe des Studenten Pajewski spricht derselbe seine vollständige Bereitschaft dazu aus, eine Bande zu unterstützen, welche falsche Banknoten verfertigen und verbreiten wollte. Unter den, den Verbrechern Woinaralski, Retschizki und Loginow abgenommenen Papieren fanden sich die Adressen notorischer Pferdediebe, Räuber und Betrüger vor, von welchen es hieß, daß sie in mancher Rücksicht geeigneter seien als die anständigen und ruhigen Elemente. Im Städtchen Nikolajewsk, Gouvernement Samara, wurden zur Versendung in die Bergwerke Sibiriens Verurtheilte und zur Ansiedlung in Sibirien bestimmte Arrestanten zur Flucht beredet, mit Feilen, falschen Siegeln für Pässe und mit Giftpulvern versehen, vermittelst welcher die Bedeckungsmannschaften umgebracht werden sollten, und das Alles, um diese Leute zu Feinden der Regierung und zu sogenannten Freunden des Volks zu machen. Als einer dieser Arrestanten

einen Agitator fragte, welchen Vortheil dieser sich denn von solchem Vorhaben verspräche, erhielt er die folgende Antwort: „Wir brauchen Leute, die zu Allem bereit sind, und solche Leute sind leichter unter Züchtlingen und Gefangenen zu finden, als unter freien Leuten. Entschlossene Leute aber brauchen wir, um mit der Macht des Zaren fertig zu werden". — Andrei Kuljäbko, der fünfzehnjährige Sohn eines Edelmanns, den Rogatschow und Woinaralski in ihre Netze gezogen hatten, beredete auf Anstiften des Ersteren seinen siebzehnjährigen Bruder, ihren Onkel, der sie erziehen und verpflegen ließ, zu berauben, um mit dem geraubten Gelde zu fliehen. In dem Kiew'schen Cirkel wurde der Plan gefaßt, die Post zu berauben, zu welchem Behuf der verabschiedete Junker (adlige Unterofficier) Girenowititsch in dem Kiew'schen Postamt Dienste nehmen sollte.

Indem wir diesen, auf eingesammelten Daten beruhenden kurzen Bericht beschließen, gelangen wir zu den folgenden Ergebnissen:

A. In Rußland bestehen geheime und gesetzwidrige Gesellschaften, welche den Zweck verfolgen, die staatliche Organisation und die bestehende Ordnung umzustürzen und eine vollständige Anarchie einzuführen.

B. Diese Gesellschaften bestehen aus einer Mehrheit kleiner, abgesonderter und selbständig handelnder Kreise und Persönlichkeiten, welche rücksichtlich der Ziele und der Mittel, welche sie anwenden wollen, solidarisch mit einander verbunden sind und in beständiger Beziehung stehen.

C. Behufs Aufrechterhaltung dieser Beziehungen und zum Zwecke der Organisation neuer Kreise bedient man sich dabei bevollmächtigter Agenten.

D. Die Propaganda wird mündlich und durch die Verbreitung gedruckter Bücher und Brochüren, sowie auch handschriftlich betrieben.

E. Bei Verfolgung ihrer auf den Umsturz der bestehenden Ordnung gerichteten Ziele verfahren die revolutionären Agitatoren nach einem wohldurchdachten und mit strenger Consequenz durchgeführten Plan.

F. Dieser Plan, der der Hauptsache nach in dem Programme des Fürsten Krapotkin niedergelegt ist, schließt unter anderm die Gefahr in sich, daß selbst für den Fall energischer und erfolgreicher Verfolgung der Schuldigen, mit einer gewissen Nothwendigkeit immer noch einzelne besondere Kreise und Persönlichkeiten übrig bleiben müssen, welche ihre verbrecherische Thätigkeit in der Stille fortsetzen.

G. Die raschen Erfolge der Propaganda sind einerseits der Thätigkeit der Agitatoren, andererseits aber dem Umstande zuzuschreiben, daß dieselben bei der Gesellschaft nirgend auf energischen und lauten Widerstand gestoßen sind und daß diese Gesellschaft, weil sie sich über die Bedeutung und die Ziele der verbrecherischen Umtriebe keine gehörige Rechenschaft gab, der Propaganda mit Apathie und Gleichgültigkeit, zuweilen auch mit Sympathie begegnet ist. Ferner kommt in Betracht, daß die junge Generation, welche für die Propaganda das Hauptcontingent liefert, an der Umgebung, in welcher sie aufwächst und sich entwickelt, keinen gehörigen Halt besitzt. Diejenigen moralischen Grundlagen der Erziehung, welche allein die Familie bieten kann, sind bei vielen dieser jungen Leute vollständig unentwickelt, so daß dieselben, wenn sie in die Schule treten,

keinerlei Respect und Achtung vor Religion, Familie, Eigenthum, fremden Rechten und Persönlichkeiten mitbringen."

Es ist bereits angeführt worden, daß das vorstehend mitgetheilte Actenstück die Grundlage für den großen Proceß bildete, der während der letzten Monate des Jahres 1877 in Petersburg verhandelt wurde, als Proceß der „193" in den Annalen der russischen Revolutionsgeschichte Epoche gemacht hat und durch ein am 23. Januar 1878 gefälltes Urtheil des Senats beendet wurde. Die Zahl sämmtlicher in diese Angelegenheit verflochtener Personen wird auf 3800 angegeben, von denen, wie erwähnt, 770 speciell beschuldigt, 193 vor den Richter gestellt wurden. Obgleich das Verfahren mehrere Tage lang dauerte und insbesondere den Angeklagten Myschkin und Rabinowitsch zu flammenden, großes Aufsehen erregenden Reden Veranlassung gab, mußten 94 Angeklagte (unter diesen auch die Perowski) vom Gerichtshofe freigesprochen werden (die Meisten derselben wurden auf „administrativem Wege" eingesperrt, nach Sibirien verschickt u. s. w.). Myschkyn wurde zu zehnjähriger Zwangsarbeit und darauf folgender Verweisung nach Sibirien verurtheilt; sieben Andere wurden zur Ansiedelung im Gouvernement Tobolsk, zwanzig zur Niederlassung in Sibirien verurtheilt, sieben in entfernte Gouvernements des europäischen Rußlands verwiesen; 64 unter Anrechnung der erlittenen mehrjährigen Untersuchungshaft freigelassen[1]).

[1]) Dem Proceß dieser 193 war derjenige gegen 50 Angeklagte einer verwandten Kategorie unmittelbar vorhergegangen. An der Spitze dieser Angeklagten hatten der Smolenski'sche Bauer Alexejew, ein gewisser Simeon Agapow, und das 24jährige Edelfräulein Sophie Bardin aus Tambow gestanden. Dieses, einer wohlhabenden Gutsbesitzerfamilie entsprossene Mädchen war nach Ablegung ihres Lehrerinnen-Examens kaum 18 Jahre alt nach Zürich gegangen, um mit Bakunin in directe Beziehung zu treten, in Deutschland und der Schweiz „die Arbeiterfrage zu studiren", ihre frisch erlernte Weisheit sofort in Zeitungen und Journalen zum Besten zu geben, und behufs einer in größerem Stil zu entwickelnden Thätigkeit im Jahre 1874 nach Rußland zurückgekehrt. Hier nahm sie den Namen einer Soldatenwittwe Zaizew an, um als Tagelöhnerin Fabrikarbeit zu thun und durch ihre propagandistische Thätigkeit die öffentliche Aufmerksamkeit so nachdrücklich auf sich zu ziehen, daß sie bereits im April 1875 gefänglich eingezogen und nach zweijähriger Untersuchungshaft im Februar 1877 vor den Senats-Gerichtshof gestellt wurde. Sophie Bardin vertheidigte sich selbst und hielt den Richtern eine Rede, welche ihrer Kühnheit und Leidenschaftlichkeit wegen das größte Aufsehen erregte, durch die St. Petersburger Geheimpresse in mehreren tausend Exemplaren verbreitet und schließlich auch in das Französische übersetzt worden ist. (Vgl. das, im Uebrigen ziemlich werthlose, nach russischen Quellen gearbeitete Buch „Introduction à l'histoire du Nihilisme, par Ernest Lavigne" Paris 1880). Bis zu dem Auftreten der Wera Sassulitsch und demjenigen der bereits im Jahre 1878 zu einer revolutionären Berühmtheit gelangten Tochter des Senateurs Perowski, galt die Bardin für die größte russische Volksheldin; der Schlußpassus ihrer am 10. März 1877 gehaltenen Rede „die Gesellschaft wird uns rächen und diese Rache eine entsetzliche sein. Massacrirt und vernichtet uns nur, Ihr Henker und Richter, während der kurzen Spanne Zeit, in welcher die materielle Gewalt noch auf Eurer Seite ist — wir setzen Euch unsere moralische Macht entgegen, und diese wird triumphiren, weil der Fortschritt, die Freiheit und die Gleichheit für uns kämpfen, und weil diese Ideen niemals durch die Macht Eurer Bajonette durchbohrt werden können.") für ein Musterstück „weiblicher" Beredsamkeit. Sie wurde zu neunjähriger Zwangsarbeit in den Bergwerken Sibiriens verurtheilt, während die in dem Proceß der 193 verurtheilten Frauenzimmer sämmtlich mit milderen Strafen davon kamen. — Die Zahl der damals angeklagten

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß der Inhalt des Pahlen'schen Memoirs eine wenig beachtete, aber in Wahrheit höchst beachtenswerthe Angabe bestätigt, die der Kaisermörder Ryssakow während seines Verhörs wiederholt gemacht hat. Ryssakow behauptete nämlich, daß von Kaisermord und Anwendung mörderischer Maßregeln gegen höhere Beamte in den nihilistischen Kreisen anfänglich nicht die Rede gewesen sei, und daß man zu diesen „äußersten Mitteln" seine Zuflucht erst genommen habe, nachdem seitens der Regierung mit äußerster Strenge gegen die „friedliche Propaganda" eingeschritten und verschiedene Mitglieder derselben zur Versendung in die sibirischen Bergwerke verurtheilt worden. Der einzige politische Mord der siebziger Jahre, der bis zu der großen Razzia von 1874 vorgekommen war, das Verbrechen des berüchtigten Netschajew (1871), trug im Grunde genommen den Charakter eines gemeinen Meuchelmordes, den sein der Gaunerei überwiesener Urheber in der Absicht unternommen hatte, sich eines gefährlichen Zeugen seiner betrügerischen Manipulationen zu entledigen. Für einen „Märtyrer" der russischen Revolutionssache hätte Netschajew wahrscheinlich niemals gegolten, wenn er nicht in die Schweiz geflohen und durch seine Auslieferung zum Gegenstande der Theilnahme weiterer Kreise gemacht worden wäre. — Den Charakter eines auf Einschüchterung der Regierung berechneten gewaltsamen Kampfes hat die nihilistische Bewegung thatsächlich erst seit den Vorgängen von 1874 und die auf diese folgenden politischen Processe angenommen. Besonderes Gewicht ist dabei von nihilistischer Seite auf den in der That nicht wegzuleugnenden Umstand gelegt worden, daß bei Aburtheilung politischer Verbrecher in sehr zahlreichen Fällen die Vorschriften der Gerichtsordnung von 1864 unberücksichtigt geblieben sind. Nicht nur, daß viele von den Gerichten freigesprochene Angeklagte auf dem Verwaltungswege bestraft, andere gar nicht vor den Richter gestellt, sondern allein durch die „dritte Abtheilung" besorgt und aufgehoben worden sind, — während der letzten Jahre der vorigen Regierung wurde es nahezu Regel, daß man politische Processe von vornherein Militärgerichten oder ad hoc niedergesetzten Commissionen überwies, die nach „besonderen" Vorschriften verfuhren. Ebenso haben die zahlreichen

---

Frauen und Mädchen war sehr bedeutend; unter den Freigesprochenen befanden sich außer der Perowska und dem in der Folge vielgenannten Sheljäbow, 17 Personen weiblichen Geschlechts, darunter mehrere mit aristokratischen Namen (Wjera Panjutin, Larissa Sarudnew, Olga Shilinski u. s. w.). Sehr viel größer noch war die Zahl der verurtheilten Frauenzimmer, unter denen diejenigen von adliger Herkunft prävalirten. — An dem Putsch vom 6. December 1876 hatten gleichfalls mehrere Mädchen, und zwar solche von jüdischer Abkunft, Theil genommen. — Die ziemlich zahlreichen Juden, die sich während der letzten Jahre an nihilistischen Umtrieben betheiligt haben, stammen fast ausschließlich aus dem General-Gouvernement, dem classischen Boden der in den Jahren 1863—65 von dem Grafen Murawjew entwickelten „nationalen" Thätigkeit, während das zahlreiche jüdische Element des Königreichs Polen nicht repräsentirt gewesen ist. — Bekanntlich sympathisiren die meisten in den ehemals polnischen Ländern lebenden Juden, insbesondere die wohlhabenderen und gebildeteren unter denselben, mit der polnischen Sache. — Die in den Acten der russischen Hochverrathsprocesse vorkommenden deutschen und polnischen Namen gehören ausnahmslos russificirten Individuen der inneren russischen Gouvernements an, während das eigentliche Polen, sowie Liv-, Est- und Kurland von der nihilistischen Bewegung vollständig unberührt geblieben sind. Das Gleiche gilt von Finnland.

Fälle von Verkümmerung oder vollständigem Ausschluß der (durch die neue Gerichtsordnung ausdrücklich zugesicherten) Oeffentlichkeit des Verfahrens unter den Revolutionären und Liberalen aller Richtungen außerordentlich viel böses Blut gemacht. Bald wurden zu politischen Processen gar keine Zuhörer zugelassen, bald ließ man nur privilegirte Personen (Generale, Senatoren u. s. w.) zu; in dem einen Falle wurde die Presse vollständig ausgeschlossen, in dem andern Falle duldete man ausländische Berichterstatter unter Beiseitelassung inländischer; — in dritten Fällen sollten die Prokureure an den Zeitungsberichten eine (gesetzlich nicht vorgesehene) Censur üben oder die einheimischen Zeitungen auf den Wiederabdruck der (gewöhnlich um mehrere Tage nachhinkenden) Darstellung des „Regierungsboten" beschränkt sein u. s. w.

Dieser Mangel an Legalität, Consequenz und Einheitlichkeit in dem Verfahren der russischen Regierung ist als der Hauptgrund dafür anzusehen, daß die liberale öffentliche Meinung das Gouvernement beinahe regelmäßig im Stich läßt und daß selbst Leute, die mit der Revolutionspartei im Uebrigen nicht sympathisiren, das Beschwerderecht derselben anerkennen und zu den der Regierung bereiteten Verlegenheiten mit einer gewissen Schadenfreude die Achsel zucken. Nicht selten geschieht das auch von Seiten derjenigen, die im gegebenen Falle ihnen ertheilte Ordres ohne Weiteres ausführen und gerade so scrupellos und gefügig sind, wie ihre als „Werkzeuge des Despotismus" gescholtenen Collegen. Bei Regierenden und Regierten ist das „ça ne tire pas à conséquence" seit so langer Zeit zum leitenden Grundsatz geworden, daß alle die emphatisch verkündeten Anläufe zu streng gesetzlicher Haltung, mit denen man periodisch den Mund voll nimmt, an der Macht der Gewohnheit erlahmen; daß dieselben Klagen über „allgemeine Unsicherheit" und die zu den Zeiten des Kaisers Nikolaus ertönten, trotz aller Reformgesetze der vorigen Regierung noch heute vernommen werden. Dieser Mangel an Sicherheit, durch die Gesetze zu unzähligen Malen auf dem Papier regulirter Zustände macht die eigentliche Stärke der russischen Revolutionspartei aus; denn er wird von allen Parteien und von allen Kreisen der Gesellschaft (die schuldigen nicht ausgenommen) gleich peinlich empfunden. — Im letzten Grunde heißt es natürlich auch hier: „Quid leges sine moribus, quid mores sine operibus?" Zur Erkenntniß ihrer Mitschuld an den Zuständen, welche sie der Regierung zum Vorwurf macht, wird die russische Gesellschaft aber erst gelangen, wenn sie in die Lage gebracht worden ist, auf diese Regierung directen und regelmäßigen Einfluß zu üben und die Verantwortung derselben zu theilen. So lange das nicht geschehen ist, wird alle „moralische Entrüstung" über die nihilistischen Schandthaten, die man äußerlich zur Schau trägt, Nichts daran ändern, daß (wie das Pahlen'sche Memoire sagt) „die russische Gesellschaft der revolutionären Propaganda mit Apathie und Gleichgültigkeit, häufig auch mit Sympathie begegnet".

Erinnerungen aus meinem Leben.

Von

Arthur Graf Scherr Thosz.

I.

Indem ich daran gehe einige Erinnerungen aus meinem Leben niederzuschreiben, leitet mich dabei einerseits die Absicht, meiner Familie einst ein wahrheitsgetreues Bild von Demjenigen zu hinterlassen, der ihr unwollentlich manchen Schrecken und Sorge bereitete, und andererseits der Gedanke, daß einige dieser Aufzeichnungen — ich meine jene, welche auf politische Vorgänge Bezug haben — auch weiteren Kreisen Interesse zu bieten vermögen, als kleine Beiträge zur Geschichte unserer Zeit.

Bei manchen Menschen gleicht der Gang durch's Leben einer Digestions-Promenade; ihr Leben fließt ruhig dahin, ohne Erschütterungen, ohne Sorgen noch Abwechselung. Mir ward das Glück eines solchen Schäferlebens nicht zu Theil. In meiner bescheidenen Lebenslaufbahn war Alles unregelmäßig, Vieles ungewöhnlich. Die Scenerie verwandelte sich oft so plötzlich, wie auf den Brettern, die die Welt bedeuten. Dem Anscheine nach bestimmt zum Erben eines bedeutenden Vermögens, von Geburt aus ausgestattet mit einer friedliebenden, contemplativen, wenn auch der Energie nicht ermangelnden Natur, erzogen in liberal-conservativen, allen Extremen abholden Grundsätzen, und, ohne andern Ehrgeiz als den, unter allen Umständen correct und ehrenhaft zu handeln — gestaltete sich mein Lebenslauf dennoch zu einer fortlaufenden Kette von Kämpfen auf politischem, socialem und materiellem Gebiete. Durch einen Irrthum der Gerichte verlor ich das Erbe, politische Pflichttreue trug mir ein Todesurtheil ein. Der sogenannte „Zufall" spielte in meinen Erlebnissen eine große Rolle. Ich nenne es Bestimmung, Verkettung der Umstände. Le hazard est un mot dont l'ignorant se sert, pour expliquer des faits où sa raison se perd. Gehen wir zur Erzählung über.

Es war eines der größten Grundvermögen der preußischen Monarchie, das mir zufolge der testamentarischen Bestimmungen meines Großvaters hätte zufallen sollen. Wie erwähnt, ging ich desselben durch einen error justitiae verlustig, indem das Oberlandesgericht zu Brieg in Schlesien, dem Testamente und

den Gesetzen entgegen, meinem Vater die (anfänglich versagte) freie Disposition über die zuerst an ihn gekommenen Güter einräumte. Mein guter Vater, dem Drucke der Zeit nachgebend, und die an sich selbst erfahrenen Vexationen von Vormundschaftsgerichten für seine zwei Söhne fürchtend, verkaufte die eine Herrschaft, und ordnete testamentarisch an, daß die andere binnen einem Jahre nach seinem Tode — ich war 17 Jahre alt, als er starb — ebenfalls verkauft werden müsse. So kamen die beiden Herrschaften um Spottpreise in den Besitz der Herzöge von Ratibor und Ujest, deren werthvollsten Besitztheil sie heute bilden.

In die preußische Armee getreten und Officier geworden, litt es mich hier nicht lange. Der Verdruß über das entgangene Erbe, der „Zufall" einer zum Besuche von Bekannten unternommenen Reise, die mich auch durch Pannoniens grüne Berge führte, gaben bald meinem Lebenslaufe eine gänzlich veränderte Richtung. Entzückt von der goldenen Sonne Ungarns, von der Schönheit seiner Frauen, von der kordialen Biederkeit der Männer und von der Gastfreundschaft, der man überall begegnet, beschloß ich ohne Zaudern das Land der Arpaden zu meiner künftigen Heimath zu machen. Noch nicht 20 Jahre alt, kaufte ich im Herbst 1839 einen Besitz im Zempliner Comitate, dem „Comitat der Andrássy's", und schied im nächsten Frühjahr aus der preußischen Armee und dem preußischen Staatsverbande aus.

Das gesellschaftliche Leben in Ungarn bot wirklich einen ganz eigenthümlichen Reiz durch die Zwanglosigkeit und Kordialität desselben. Die allgemeine, wenn auch bescheidene Wohlhabenheit, verbunden mit Einfachheit der Sitten, gestatteten Jedermann weitgehende Gastfreundschaft zu üben. Man kann ohne Uebertreibung sagen: Jeder lebte einfach, froh und zufrieden. Darum sagte der Ungar: Extra Hungariam non est vita, et si est vita, non est ita. Die feudale Ständeordnung stand zwar, wie auch in Oesterreich, noch aufrecht, doch die Sitte, die im Großen und Ganzen liberale Auslegung der Gesetze, milderte bedeutend die Schroffheiten des überkommenen Systems. Die liberale Partei, der auch ich mich angeschlossen hatte, machte unter Führung des großen Széchényi alle Anstrengungen, um die politischen, socialen und wirthschaftlichen Zustände Ungarns auf das Niveau europäischer Civilisation und Cultur zu bringen. Schon in der ersten Hälfte des fünften Decenniums wurde das Vorrecht des Adels auf den Besitz adeliger Güter und seine ausschließliche Befähigung zur Bekleidung von Aemtern ohne Restrictionen abgeschafft. Der Adel bot der Krone wiederholt an, Steuern zahlen zu wollen, freilich mit der weisen Bedingung, daß dies Steuererträgniß nicht in die Cassen von Oesterreich oder des Hofes fließe, sondern dem ungarischen Vaterlande zu Gute komme. Wahrlich! Würde Ungarn sich schon damals jener constitutionellen Regierungsweise von Seiten der Dynastie zu erfreuen gehabt haben, wie sie König Franz Josef heute loyal ausübt, dieses Land hätte zu den glücklichsten und gesegnetsten der Welt gezählt. Die nöthigen Reformen würden rechtzeitig durchgeführt worden sein, der politische Sturm von 1848 hätte Ungarn so wenig berührt, wie das freie England!

Während der acht Jahre von 1840 bis 1848 verlebte ich die Sommerzeiten auf dem Lande, mich mit der Hebung der Land- und Forstwirthschaft meiner Güter beschäftigend. Die Winter brachte ich meist in Pest, Preßburg oder Wien

zu, wo ich bald mit der gesammten Gesellschaft bekannt war. Es fehlte mir in dieser Zeitperiode nicht an Erlebnissen, geeignet um starke Nerven auf die Probe zu stellen. Ich will hier nur Eines derselben, als von allgemeinerem Interesse, erzählen.

Im Februar 1846 war ich zum Abschluß eines Pachtvertrages von Wien nach Hause gekommen; von hier aus beabsichtigte ich den berühmten Pferdemarkt in Moscisko — zwischen Tarnow und Krakau gelegen — zu besuchen. Auf dem kaiserlich königlichen Grenzzollamt — damals bestand noch die Zolllinie zwischen Ungarn und Oesterreich — warnte man mich vor dem Uebertritt nach Galizien, weil, sagte man, dort in den nächsten Tagen eine Revolution ausbrechen werde. Ich nahm die Mittheilung für einen schlechten Scherz; es schien mir nicht denkbar, daß man in einem kleinen Grenzzollamt sollte besser unterrichtet sein als in den höchsten Kreisen Wiens. Ich hatte in Wien, im Cavaliercasino oder in den Salons der Gesellschaft oft über Staatsangelegenheiten sprechen hören, aber nie ein Wort über die Besorgniß vor Unruhen in Galizien. Genug, ich trat die Reise an, ließ meine eigenen Pferde in Dukla zurück, nahm dort am 18. Februar Extrapost vor den Schlitten und kam am 19. Februar um 9 Uhr Morgens in dem Städtchen Pilsno an. Die Landstraße führt über den großen Hauptplatz; dort waren 500 bis 600 Bauern versammelt, sämmtlich mit Piken, Sensen, Heugabeln oder Dreschflegeln bewaffnet. Mich der Warnung des Grenzbeamten erinnernd, beschlich mich ein unheimliches Gefühl. Doch — es war zu spät! Ein Dutzend Bauern hielten meinen Schlitten an. Ausgestiegen, fragte ich die Leute, was sie wollten? Ich erhielt keine Antwort, nur Flüche, gemischt mit drohenden Geberden. Es mochte mein Glück sein, daß ich kein reines Polnisch, sondern mehr ein ruthenisches Idiom spreche. Dieser Umstand machte wol die Bauern vermuthen, daß ich kein Pole sei, und damit waren einige Minuten Zeit gewonnen. Die Gemüther erhitzten sich nichtsdestoweniger. „Schlagen wir den Hund todt," erscholl es auf einmal von mehreren Seiten. Schon waren die Dreschflegel der Kerle gehoben, die Heugabeln gesenkt, als ein kräftiges „Halt!" von rückwärts ertönt, ein Mann mit starkem Arm die Menge theilt. Der Mann, statt des üblichen Pelzes mit einem alten Soldatenkittel angethan und einen Säbel in der Faust, der ebenso wie sein Rock von frischem Blute triefte, trat vor mich, und frug, zugleich mit dem Säbel salutirend: „Wer bist Du, Herr?" Von der Antwort auf diese Frage, von der augenblicklichen, ohne Besinnen abgegebenen Antwort, hing offenbar Tod und Leben ab. Doch, was sollte ich sagen? Ich wußte nicht gegen wen der Aufstand gerichtet war, ob für oder gegen die Regierung? gegen den Adel? oder sonst Wen? Auch führte ich, wie immer auf Reisen, einen Säbel — der schon in den Händen der Bauern war — und zwei Pistolen bei mir; mein Diener war, nach ungarischer Sitte, in Husarenuniform gekleidet. Sollte ich sagen, ich bin Ungar? Gutsbesitzer? Cavalier? jede dieser Antworten hätte mich der Volkswuth Preis gegeben. „Ich bin Officier," donnerte ich ihm entgegen. „Wehe Euch, wenn Ihr Euch an mir vergreifet!" „Sprichst Du wahr, Herr?" frug der Mann zurück. „Du bist ein Dummkopf," ripostirte ich, „wenn Du mir nicht ansiehst, daß ich Officier bin; ich, ich erkenne in Dir sofort den alten Sol-

daten." „Und wer ist jener andere Herr?" frug der Mann. „Dummkopf," wiederholte ich, „siehest Du nicht, daß das kein Herr ist, sondern mein Privatdiener?" — „Der Herr passirt," commandirte der Soldat, und ich kam unbehindert nach dem auf demselben Marktplatz belegenen Wirthshaus. Hier erfuhr ich, daß der Aufstand in der Nacht mit der Ermordung des Bürgermeisters begonnen hatte, daß die Bauern die Landschlösser in der Umgegend anzündeten, und daß sie behaupteten, auf Befehl der Regierung so zu handeln, die ihnen den Besitz der Adligen schenken würde. In der Hoffnung meinen Säbel wieder zu bekommen, ging ich auf den Marktplatz hinaus, wo ich Zeuge scheußlicher Blutscenen wurde. Ein Graf Stadniczki, dann ein Landedelmann, dessen Name mir entfallen, und ein harmloser Gutspächter, waren die Opfer. Tief empört über die Dinge, die ich mit ansehen mußte, ohne helfen zu können, verlangte ich schleunig Postpferde nach Tarnow, die mir der ängstliche Postmeister, der mehr um seine Pferde als um mich besorgt war, nach einigem Zögern bewilligte.

In Pilsno hatte mich ein bischen Geistesgegenwart gerettet. Ich war der Scylla entgangen, um in die Charybdis zu gerathen. Bei meiner Ankunft in Tarnow ging ich sogleich zum Bezirkshauptmann, einem Herren Breindel, ihm Mittheilung von den Vorgängen in Pilsno zu machen. Er äußerte sein Bedauern darüber, erklärte aber nicht helfen zu können.

Bekanntlich klagt die Zeitgeschichte den Staatskanzler Metternich an, die Jacquerie vom 19. Februar 1846 arrangirt zu haben, um einem beabsichtigt gewesenen polnischen Adelsaufstande zuvorzukommen, und dem galizischen Adel eine Lection zu ertheilen, die geeignet wäre, ihm für geraume Zeit die Lust zu polnisch-patriotischen Bestrebungen zu benehmen. Ob diese Anklage begründet ist, habe ich nicht zu untersuchen. Immerhin war ich Augen- und Ohrenzeuge von zwei Thatsachen, deren Bedeutsamkeit Niemandem entgehen kann. Es ist Factum, daß den kaiserlichen Beamten in Galizien der Tag genau bekannt war, an welchem die „Revolution" ausbrechen sollte, ohne daß irgend welche Vorkehrungen, ihr vorzubeugen, bemerkbar gewesen wären. Es ist ferner Factum, daß, als ich mich am 19. Februar Nachmittags auf der Bezirkshauptmannschaft befand, die Bauern der Umgegend dorthin die gefangenen oder todten Edelleute brachten, und vor meinen Augen Geld für die abgelieferten Gefangenen gezahlt erhielten. Zur Steuer der Wahrheit muß ich hinzufügen, daß den Bauern eingeschärft wurde Niemanden zu tödten, sondern sich mit der Gefangennehmung der Grundherren zu begnügen. Diese platonischen Exhortationen an ein verthiertes Volk, dessen schlimmste Triebe, der Haß und die Habgier, bestialisch entfesselt waren, blieben natürlich ohne Erfolg. In den nächsten Tagen brachte man Gefangene, Verwundete und Todte, ganze Wagen voll zur Stadt. — Die Reise nach Moscisko mußte ich selbstverständlich aufgeben. Feldmarschall-Lieutenant Legedics hatte mir eine militärische Escorte zur Heimreise versprochen; doch dauerte es fünf Tage, ehe ich dieselbe erhalten konnte. Indessen wurde eine Art Mißverständniß zur Ursache eines heftigen Auftrittes zwischen mir und dem Oberstlieutenant B. von S.; ich forderte denselben, und sah mich schließlich genöthigt, die Herausforderung auf das ganze Officiercorps des Regiments Kaiser-Chevauxleger, das sich mit ihm solidarisch erklärte, auszudehnen.

Da der Kriegszustand in Tarnow proclamirt war, verweigerte der Oberst, Herr von Moltke, die Erlaubniß zur sofortigen Austragung der Angelegenheit. Es wurde vereinbart, daß das Duell oder vielmehr die Duelle nach Aufhebung des Kriegszustandes, von welcher man mich benachrichtigen würde, an einem sodann zu wählenden Orte statthaben sollten. Massen-Duelle waren in jener Zeit gewissermaßen Mode. Für den Einzelnen, der Vielen gegenüberstand, konnte der Endausgang nicht zweifelhaft sein. Die Chance für mich, mit dem Leben davon zu kommen — die Forderung lautete auf Pistolen — war gleich Null. Es kam dennoch anders. Eine Viertelstunde vor meiner Abreise, als ich eben den Speisesaal des Hôtels de Cracovie verlassen wollte, gab mir zu meiner nicht geringen Ueberraschung das dort versammelte Officiercorps des vorgenannten Reiterregiments durch den Mund des Oberstlieutenants B. von S. eine Erklärung ab, welche den Gang mit den Waffen gegenstandslos machte. Ich muß hier einige Worte zur Aufklärung dieses seltsamen Vorganges sagen, der sonst unverständlich wäre. In der Stadt war das Gerücht verbreitet gewesen, es wären 30,000 Bauern im Anzug, um in Tarnow alle Edelleute — hierunter war überhaupt ein Jeder verstanden, der einen Rock statt eines Bauernpelzes trug — und alle Juden zu erschlagen. Militär war nicht genug vorhanden, um einer solchen Uebermacht eventuell zu widerstehen. Der brave Oberst Moltke, der mich schon seit Jahren kannte, gab mir den Rath eine Officiersmütze aufzusetzen, was mich vielleicht vor der Wuth der Bauern schützen könne. Gesagt, gethan. Mein Diener brachte mir vom Regimentsschneider die Officierkappe. Dies hatte aber nicht den Beifall der Herren Cavallerie-Officiere, die übrigens nicht wußten, daß mir dieses Auskunftsmittel von ihrem eigenen Obersten angerathen worden war. Meinerseits zu stolz, um mich hinter die Erlaubniß des Obersten zu bergen, acceptirte ich die Verantwortung für meine Handlungsweise. Ich weiß es nicht, aber ich vermuthe, daß der ehrenwerthe Oberst Moltke seinen Officieren von dem wahren Hergang Kenntniß gab, und sie hierdurch zu der spontanen Abgabe der Erklärung veranlaßt hatte. Das Rechtsgefühl der Officiere hatte über ein falsch aufgefaßtes point d'honneur den Sieg davon getragen.

Im Februar des folgenschweren Jahres 1848 befand ich mich in Preßburg, wo der Reichstag versammelt war. Die Wogen der parlamentarischen Kämpfe gingen hoch, aber heiter vergnügte sich die Gesellschaft mit Tanz und Spiel. Eines Abends hatten wir uns, wie auch sonst öfter, zu einer Partie Baccara im Magnaten-Casino zusammengefunden: Graf Ludwig Batthyányi, Graf Karl Leiningen — diesen hatte ich einige Jahre früher im Duell verwundet, worauf wir sehr befreundet wurden — ich und noch einige Andere. Die Partie dauerte bis gegen 6 Uhr Morgens, die letzte, die wir zusammen gemacht haben. Am selben Tage traf die Nachricht von der Pariser Revolution ein, und machte Spiel und Tanz ein Ende.

Allgemeine Aufregung bemächtigte sich der Gemüther; es war als fühle ein Jeder das Nahen eines großen Sturmes, von dem Keiner ahnen konnte, welche Wirkungen er hervorbringen, welche Opfer er kosten würde. Noch einige Wochen — und die neue Zeit war auch für uns angebrochen!

In Ungarn war es der Adel, in Oesterreich das Bürgerthum, welche die

Bewegung leiteten, machten. Das für Ungarn zunächst tiefgreifendste, materiell und politisch einschneidendste Gesetz war das über die Aufhebung der Unterthanenschaft und sofortige Befreiung der Bauern von allen Frohnden und Giebigkeiten. Niemand in und außerhalb des Reichstages verhehlte sich die ungeheure Tragweite dieses Gesetzes, das den gesammten grundbesitzenden Adel in seiner materiellen Existenz schwer bedrohte. In der That! Welchen Werth konnte man dem grundherrlichen Bodenbesitz fortan beimessen, in einem dünn bevölkerten Lande, in welchem Arbeitskräfte für Geld nicht zu finden waren, wo es an Baarcapitalien fast gänzlich fehlte, und wo ein diesen Mangel ersetzendes Creditsystem zu den unbekannten Dingen gehörte? Dasselbe Gesetz versprach allerdings den bisherigen Grundherren eine im Schätzungswege zu ermittelnde Geldentschädigung von Staatswegen; doch wer vermochte im Augenblick zu wissen, ob und wann die Zahlung wirklich erfolgen würde? Wie lebhaft die Befürchtungen in dieser Beziehung waren, das bekundet eine Scene, welche zwischen Graf Anton Szápáry und dem Führer der liberalen Partei, Louis Batthyányi, statt hatte. „Wenn die Entschädigung uns nicht bezahlt wird," sagte der Erstere zum Andern, „so erschieße ich dich." „Das hast Du nicht nöthig," erwiderte Batthyányi, „denn dann thue ich es selbst."

Ich übergehe die bekannten politischen Vorgänge des März und April in Preßburg und Wien. Anfang Mai kehrte ich nach Hause zurück, bis Tisza Dob mit Graf Aládár Andrássy, in der damals landesüblichen Weise, mit sogenannten Eilbauerpferden reisend. Zu Hause angekommen, berief ich die Bauern meiner Dörfer, gab ihnen Kenntniß von dem neuen, ihnen schon gerüchtweise bekannten Gesetz, das binnen Kurzem publicirt werden würde, und erklärte sie schon von diesem Tage an für frei, ihnen dabei den Wunsch aussprechend, daß wir, auch nachdem ich aufgehört habe ihr Herr zu sein, gute Nachbarschaft halten wollten. Die Bauern versprachen es und hielten Wort auch darüber hinaus; freiwillig und vollzählig kamen sie an jedem Montag des ganzen Jahres 1848, trotz meiner wiederholten Ablehnung, zur herrschaftlichen Arbeit, ein Factum, von dem mir nur ein zweites Beispiel im Lande bekannt ist.

Die Situation war dennoch eine sehr ernste. Meine Landwirthschaft war an vier Pächter verpachtet, denen ich nun die Roboth und den Zehnten der Bauern nicht mehr geben, mithin die Pachtverträge nicht einhalten konnte. Ein panischer Schrecken hatte die Pächter ergriffen; sie bestanden auf unmittelbarer Auflösung der Pacht und Rückzahlung der Cautionen. Ich mußte ihnen willfahren; als Aequivalent für die Cautionen behielten sie den Viehstand und den Kupferwerth der beiden Dampfbrennereien. Welch bizarrer „Zufall"! oder vielmehr, welche fatale Verkettung von Umständen! Bei einem Volksauflauf in Paris fällt „zufällig" ein Schuß, kostet Louis Philipp den Thron und entfesselt einen Sturm über Europa, dessen Wirkungen bis in die Berge der Karpathen reichen und — von allem Anderen abgesehen — mich nicht nur um die Früchte achtjähriger Arbeit bringen, sondern mir überhaupt den Boden für die materielle Existenz durch längere Jahre entziehen! Das nunmehrige Erträgniß meiner Güter reichte während der nächsten Jahre kaum hin, um die Steuern zu decken.

Im Sommer und Herbst des Jahres 1848 functionirten im Lande ver-

schiedene Commissionen: für die Steuerausschreibung, für die Recrutirung und für die Sammlung von Gold und Silber zur Gründung einer ungarischen Nationalbank. Mir ward von Seiten des Comitates die Auszeichnung zu Theil, allen dreien dieser in meinem District functionirenden Commissionen zu präsidiren. Der zuletzt genannten Commission opferte ich fast alles mein von Eltern und Großeltern überkommenes Silberzeug, was nicht wenig war; eine Generosität, die ich, offen gestanden, später bereuete, da das Opfer seinen Zweck verfehlte. Bekanntlich übergab der gewesene Finanzminister Duscheck den für Ungarn gesammelten Fond der österreichischen Regierung, die ihn als gute Beute behielt.

Der Herbst brachte die Invasion von Jellaçiç, dessen Absetzung durch König Ferdinand, die Errichtung der ersten zehn Honvedbataillone, den Aufruf des Palatins Erzherzogs Stephan zum Eintritt aller Patrioten in die in Bildung begriffenen Honvedtruppen u. s. w. u. s. w. Der allgemeine Rausch patriotischer Begeisterung, den der Aufruf des Erzherzogs Palatin in allen Herzen, in denen Raum war für edle, für ideale Regungen, entzündet hatte, blieb auch auf mich nicht ohne Wirkung. Dazu kam die Erwägung, daß es meiner Ueberzeugung gemäß die Pflicht jedes Ehrenmannes ist, an der Vertheidigung der Heimath Theil zu nehmen, gleichviel ob diese zugleich das Geburtsland sei oder nicht. Ich stellte mich somit dem Kriegsminister zur Verfügung und trat in die ungarische Armee „für König und Vaterland". Leider sollten sich diese beiden Begriffe bald nicht mehr decken, doch, nicht durch unsere Schuld! Diese Thatsache ist seither officiell anerkannt, ich kann mich daher der Ausführung enthalten.

Ich wurde zum Hauptmann ernannt und mit der Errichtung eines Jägerbataillons in Miskólcz beauftragt. Nach 14 Tagen hatte ich über 400 Mann beisammen, die ein leidliches Material für eine Jägertruppe abgeben konnten. Es fehlte jedoch an brauchbaren Gewehren. Nach einigen, vergeblich an das Kriegsministerium gerichteten Reclamationen fuhr ich nach Pest, stellte Kossuth die Sachlage vor. „Wie wollen Sie helfen, da wir keine anderen Gewehre haben," frug er mich. Ich erwiderte, daß ich nur eine Vollmacht verlange, um dem Staats- und Privat-Forstpersonal die Kugelstutzen, natürlich gegen volle Entschädigung, abzunehmen, dann würde gleich dem dringendsten Bedürfniß abgeholfen sein. „Das geht nicht, das wäre eine revolutionäre Maßregel," antwortete Kossuth zu meiner Ueberraschung und beharrte bei seiner Weigerung. Seine Antwort zeigt, wie ängstlich selbst Kossuth damals noch Alles vermied, was den Anschein einer Ungesetzlichkeit haben konnte. Auf mein Ansuchen wurde ich nun der bisherigen Aufgabe entbunden, und unter gleichzeitiger Versetzung in das Matias-Husarenregiment zum Stabe des Generals Bem commandirt.

Das Hauptquartier Bem's befand sich damals, November 1848, in Zoila Sómlyo. Bei meinem Eintreffen daselbst war Bem in Begleitung von Aládár Andrássy zur Truppeninspicirung verreist. Zu meiner Freude traf ich im Hauptquartier mehrere Freunde, so den Obersten meines Regiments, Grafen Koloman Miker, den Grafen Gabriel Bethlen Mazor, Baron Albert Bánffy u. a. m. Einige Tage darauf bestanden wir unser erstes Gefecht, in der Nähe von Zsibó,

gegen eine kleine Abtheilung österreichischer Infanterie und Cavallerie und 8000 Wallachen. Gleich nachher erhielten wir Befehl gegen Klausenburg abzurücken. Es folgte nun jener merkwürdige Feldzug, in welchem Bem mit nur 6000 Mann junger Honveds die 17,000 Mann prächtiger österreichischer Truppen des Generals Wardener auf türkisches Gebiet hinausdrängte. In Klausenburg verließ ich die Armee von Bem. Die Ursache hiervon war ein gewisser Kornis, ein wegen Diebstahls weggejagter Stuhlrichter, den Bem aus Dankbarkeit für ihm in Pest, bei Gelegenheit des Attentats, das ein Pole auf Bem versucht hatte, geleistete Dienste zum Officier ernannt und in seinen Stab aufgenommen hatte. Da ich die Zudringlichkeit dieses „Cameraden" nicht vertragen konnte, reichte ich Bem meine Entlassung aus seinem Stabe ein, um mich dem General Görgey zur Verfügung zu stellen, von dem bekannt war, daß er keine Toleranz in Ehrensachen übte.

Die weite Reise von Klausenburg, über den Királyháyo, im Monat Januar bei tiefem Schnee, und durch die Ortschaften der uns übelgesinnten Wallachen, war unbequem und gefährlich. Ich kam glücklich nach Miskólcz, wo sich General Méssaros befand. Durch das lange Fahren über die blinkenden Schneefelder des Alföld hatte ich mir eine heftige, sehr schmerzhafte Augenentzündung zugezogen, die mich auf das Krankenlager warf. Méssaros war so freundlich mich zu besuchen. Als er meinen Zustand sah, bestand er darauf, daß ich mich nach Hause transportiren lasse, um dort unter der Pflege der Meinen meine Wiederherstellung zu finden. Er sagte mir, daß das Schlick'sche Corps von Kaschau her im Anzuge sei, daß man nicht wissen könne, wann und wo es zur Schlacht kommen werde; wolle ich nicht riskiren gefangen zu werden, so solle ich mich ohne Zögern nach Hause schaffen lassen. Dieser Grund entschied; auf einem Bauernschlitten wurde ein Lager bereitet und ich trat die schmerzvolle Heimreise an. Nach sechs Wochen glaubte ich mich hergestellt und wollte zur Armee zurückkehren. Unterwegs traf mich ein durch kalten Sturm und Regen verursachter Rückfall; ich mußte von Terebes aus umkehren. Mein Leiden war diesmal so schlimm, so hartnäckig, daß ich fürchtete zu erblinden. Endlich, gegen Ende Mai, war ich gänzlich hergestellt. Durch Untreue oder Ungeschicklichkeit meines Reitknechtes hatte ich in Siebenbürgen meine Campagnepferde und Bagage verloren. Ich ging nach Pest, um mich dort zu remontiren, was einen mehrwöchentlichen Aufenthalt erforderte.

In Rücksicht auf die freundschaftlichen Beziehungen zwischen mir und dem Grafen Karl Leiningen, dem nunmehrigen Commandanten des 3. Corps, vor Komorn, hatte ich mir vom Kriegsministerium die Eintheilung zu seinem Stabe erbeten. Ich wußte, daß Leiningen mit Görgey sehr befreundet war, so daß ich voraussichtlich viel Gelegenheit haben würde den berühmten Obergeneral der Westarmee zu sehen, ein Wunsch, der sich vollauf erfüllte. In den letzten Tagen des Juni in Komorn angekommen und von Leiningen in freundschaftlichster Weise empfangen, kam ich gerade zur rechten Zeit, um die Schlachten vom 2. und 11. Juni mitzumachen.

In der Nacht vom 1. auf den 2. Juli hatte Görgey Berichte erhalten, die auf einen unmittelbar bevorstehenden Angriff des Feindes schließen ließen. Gegen 5 Uhr Morgens, am 2. Juli, ritten Görgey und Leiningen hinaus zu den um

die Vorwerke Komorns lagernden Truppen. Von den Außenwerken ist das bedeutendste und höchstgelegendste die sogenannte Sternschanze, von der aus man an einem schönen sonnenhellen Tage, wie dieser war, einen weiten Ausblick hat. Nach der linken Seite zu, auf etwa 1000 Schritt Entfernung, liegt das Dorf O-Szöny, gerade gegenüber, aber weiter entfernt, die Ortschaft Nagy-Igmánd, und nach rechts zu, etwa drei Viertelmeilen weit, Acs, das damalige Hauptquartier Haynau's. In der Sternschanze, wohin später auch Klapka und Görgey kamen, stieg Leiningen vom Pferde und brachte dort den größten Theil des Tages zu. Gegen 8 Uhr Morgens eröffneten die Oesterreicher ihr Feuer aus schweren Geschützen auf die Sternschanze. Viele Geschosse gingen hoch über unsere Köpfe hinweg, aber manche auch schlugen dicht hinter uns in die rückwärts in Bereitschaft stehenden Bataillone, grausame Verwüstungen darin anrichtend. Es ist nicht meine Aufgabe den Gang der Schlacht zu schildern, der in Klapka's Memoiren beschrieben ist; ich beschränke mich auf die Erzählung einiger Episoden, die mir lebhaft in Erinnerung sind. Beiläufig in den ersten Nachmittagsstunden gab mir Görgey den Befehl nach O-Szöny zu reiten, und mich zu vergewissern, ob dasselbe noch vom Feinde besetzt sei. Nach den ihm durch Spione zugekommenen Nachrichten sollte sich Benedek und auch der Kaiser selbst in O-Szöny befinden. Ich galoppirte los, unweit der Redoute vorbei, die der brave Oberst Czillich besetzt hielt, und befand mich nun in der offenen Ebene, in welcher die genannte Ortschaft liegt. Ungefähr in der Mitte dieses Raumes, d. h. etwa 300 oder 400 Schritte vor dem Dorfe, fließt ein Bach, der an einer Stelle überbrückt war. Dort saßen auf dem Geländer drei Bauern, Einwohner von O-Szöny, gemüthlich ihre Pfeifen rauchend, ohne sich im Geringsten durch die über ihre Köpfe hinfliegenden Kanonenkugeln stören zu lassen. Sie wollten sich die Schlacht von hier aus mit ansehen, sagten sie. Die Bauern bestätigten, daß das Dorf stark besetzt sei und viele Generale darin wären. Ich näherte mich dem Dorfe bis auf 150 Schritte, dann dessen Front entlang reitend. Hinter allen Gartenzäunen blinkten Gewehre, der nach der Kirche hin führende Weg war vielfach verbarricadirt. Kein Schuß wurde auf mich abgegeben. Mit der Meldung dessen, was ich gesehen, zurückgekehrt, trug mir Görgey auf, dem Obersten Czillich den Befehl zu bringen, daß er mit drei Bataillonen des Regiments Preußen-Infanterie (oberungarische Slovaken) sogleich O-Szöny stürmen solle. Ich überbrachte den Befehl, und Oberst Czillich schritt zur sofortigen Ausführung. Es war ein heißer Kampf. Czillich führte seine Bataillone im Sturmschritt bis an die Lisière des Dorfes vor, doch die Verluste, die sie erlitten, waren so bedeutend, daß die Truppe zu weichen begann. Einige hundert Schritte vor dem Dorfe standen zwei Scheunen, hinter welchen Czillich seine Leute raillirte. Ich ritt zurück, um Görgey das Mißlingen des Angriffs zu melden; er hatte es schon von der Sternschanze aus beobachtet. „Reite sofort zurück, führe zwei Bataillone Alexander-Infanterie dem Czillich zu, und sage ihm, daß das Dorf auf jeden Fall genommen werden müsse. Du bringst mir erst Meldung, wenn der Feind hinausgeworfen ist." So lautete der neue Befehl; es geschah wie befohlen. In Plänklerlinien aufgelöst, stürzten sich zuerst die zwei frischen Bataillone auf den Feind, ihnen folgten ebenso, in kurzem

Abstand, zwei Bataillone Preußen-Infanterie, das dritte Bataillon folgte als Reserve. Nach einer halben Stunde harten Kampfes war das Dorf genommen, der Feind in vollem Rückzug. Nur bei der Kirche setzte eine Abtheilung noch kurze Zeit einen verzweifelten Widerstand fort. Die Truppe, die uns gegenüber stand, war, wenn ich nicht irre, das Regiment Deutschmeister, Wiener Kinder, eines der besten österreichischen Regimenter. Dessen Mannschaft schien in eigenthümlicher Weise fanatisirt zu sein; wenigstens läßt dies der nachstehende Vorfall schließen. Hinter der einen Barricade vertheidigte sich ein Mann, laut deutsche Flüche ausstoßend, gegen Viere der Unseren mit wahrem Löwenmuthe. Endlich überwältigt, fragte man ihn, warum er sich nicht habe ergeben wollen? „Weil die Ungarn alle Gefangenen zwingen, lutherisch zu werden," war seine Antwort. Als die Ortschaft vom Feinde gesäubert war, sprengte ich zurück, fand aber General Görgey nicht mehr in der Sternschanze. Leiningen hieß mich dort bleiben und Görgey's Rückkehr abwarten. Dieser war nach dem rechten Flügel geritten, um dort die große Cavallerieattaque anzuordnen, die gleich darauf stattfand. Es war ein prächtiger Anblick, als 5000 Husaren in gestrecktem Galopp die Ebene vor Nagy-Igmánd rein fegten. Eine Stunde später kam uns eine böse Nachricht: Görgey, der verehrte Führer, der ritterliche Soldat, war schwer verwundet. Der Säbelhieb eines feindlichen Cavalleristen hatte ihm den Schädelknochen auf sechs Zoll lang gespalten, so daß das Gehirn bloß lag. Nur Görgey's eiserne Natur war im Stande, einem so furchtbaren Hiebe zu widerstehen! Er ließ sich nasse Tücher auf den Kopf legen und blieb bis Abend auf dem Schlachtfelde, bis von allen Seiten die Meldung kam, daß der feindliche Angriff überall abgeschlagen war.

Ueber die Verwundung Görgey's wurden später die abenteuerlichsten Gerüchte laut, die nach beendigtem Kriege auch in einigen obscuren Broschüren Verbreitung fanden. Der wahre Sachverhalt ist folgender: Görgey, ein ausgezeichneter Reiter und im Besitz von lauter vorzüglichen Blutpferden (deren er an Schlachttagen mehrere halali ritt), pflegte oft über die Plänkler- oder Vorpostenketten hinauszureiten, um persönlich den Feind zu recognosciren. Sein Adjutant, Baron Kempeler, sowie die übrigen Officiere seines Stabes, die Batthyányi, Stahremberg, Senney, Duka u. s. w., waren wol gut beritten, doch mit den Riesenleistungen des Generals vermochte es Keiner aufzunehmen. So kam es, daß Görgey sich öfter ohne jede Begleitung befand. Auch am Nachmittage des 2. Juli sprengte Görgey in einem gewissen Moment ganz allein bis auf ganz kurze Distance gegen die feindliche Cavallerie vor. Den Augenblick für eine Erneuerung der Attaque günstig haltend — eben zuvor waren nämlich einige Schwadronen des Husarenregimentes Prinz Wilhelm von Preußen durch österreichische Ulanen geworfen worden — hielt der General sein Pferd an und winkte mit seinem großen, mit einer langen weißen Straußenfeder geschmückten Hute den weit rückwärts haltenden Husaren zu, zum Angriff vorzugehen. In diesem Augenblicke erhielt Görgey durch einen aus den feindlichen Reihen vorgesprengten Cavalleristen jenen Kopfhieb.

Acht Tage vergleichsweiser Ruhe folgten nun. Gegen die Schwadronen von Wilhelm-Husaren, die sich in zwei Attaquen hatten werfen lassen, wurde eine

kriegsrechtliche Untersuchung angeordnet. Zwei Unterofficiere, welche überwiesen waren, zuerst die Flucht ergriffen zu haben, wurden zum Tode verurtheilt. Die Execution fand am folgenden Tage unter Umständen statt, welche charakteristisch sind. Der Obergeneral und einige Corpscommandanten waren gegenwärtig, das Quarré war formirt, das Urtheil wurde verlesen. Ich hielt dicht hinter Leiningen und Görgey, konnte jedes Wort verstehen, was sie sprachen. „Ich erhielt vorhin die Nachricht", sagte General Görgey, „daß Franz Joseph heute wieder in O-Szöny ist." (Dieses war von unseren Truppen freiwillig geräumt worden.) „Was meinst Du, Karl, wenn er auf einmal zwischen uns hineinsprengte, die Truppen mit dem Versprechen haranguirte, die Verfassung zurückgeben und mit seinen braven Ungarn in Frieden leben zu wollen, was meinst Du, wären wir Generäle nicht sofort seine Gefangenen?" „Wol möglich," erwiderte der finster vor sich hinblickende Leiningen. Dieses Gespräch ist mir lebhaft im Gedächtniß geblieben, nicht wegen der eventuellen Ausführung eines solchen Theatercoups, an dessen Möglichkeit Görgey selbst gewiß nicht glaubte, aber als Symptom dafür, als wie wenig antidynastisch die Gefühle des Heeres und, ich glaube hinzufügen zu können, auch der ungeheuren Mehrheit der Nation angesehen wurden. Ja, gewiß! Der Friede zwischen Krone und Nation konnte auch jetzt noch auf Grundlage der Wiederherstellung der Verfassung geschlossen werden, so wie dies in den vorhergehenden Jahrhunderten in den Friedensschlüssen von Wien, Linz, Száthmár u. s. w. geschehen war. Wie anders hätten sich die Geschicke der Monarchie gestaltet, wenn Ungarn schon damals dem Monarchen zu jener festen Stütze geworden wäre, die es ihm heute ist! Ein unerbittliches Schicksal hatte aber damals Männer zu Rathgebern des Thrones bestellt, die weder aus der Geschichte gelernt hatten, noch die neue Zeit und die Völker verstanden. — Als die Vorlesung des Urtheils beendigt war, baten beide Delinquenten — der eine ein Stockmagyar, der andere ein Deutsch-Ungar — einige Worte sprechen zu dürfen. Sich an ihre Cameraden wendend, bekannten sie beide, jeder in seiner Sprache feig gewesen zu sein, den Tod verdient zu haben. Mit dem Rufe „Es lebe das Vaterland!" warfen sie ihre Mützen in die Luft; ein Moment noch und das Urtheil war vollzogen.

Im großen Kriegsrathe ward beschlossen, einen Versuch zum Durchbruch der feindlichen Linien zu machen. Görgey, noch schwer leidend, übergab zeitweilig das Obercommando an General Klapka. Am frühen Morgen des 11. Juli begann das Vorrücken unserer Truppen, deren Centrum das Leiningen'sche Corps bildete. Der Vormarsch geschah in der Richtung auf Nagy-Igmánd. Dort demaskirte der Feind plötzlich seine Batterien, die uns aus nächster Nähe mit einem mörderischen Feuer überschütteten. Immer wieder raillirte Leiningen seine Truppen, doch immer wieder mußten sie der verheerenden Feuerwirkung weichen. Endlich wurde das Signal zum Rückzug gegeben. Nach jenem kritischen Momente, der 5000 Mann gekostet hatte, schickte mich Leiningen zu einer unserer Batterien, die den Rückzug deckten. Indem ich den Befehl dem Batteriecommandanten ausrichtete, ertönte plötzlich ein furchtbarer Schlag oder vielmehr hundert Schläge auf einmal. Von der ersten Betäubung zu mir kommend, war Alles in so dichten Rauch gehüllt, daß ich nichts sehen konnte. Eine feindliche Granate

hatte einen Munitionskarren in die Luft gesprengt, einen Theil der Mannschaft und der Pferde getödtet und dem Pferde des Batteriecommandanten ein Stück Fleisch aus dem Halse gerissen. Mir war kein Leid geschehen.

In Folge des mißlungenen Durchbruches beschloß der Kriegsrath, daß Görgey sich mit beiläufig 24,000 Mann nach dem östlichen Kriegsschauplatz wende, während Klapka mit 30,000 Mann zum Schutze von Komorn zurückbleibe. Unser Abmarsch begann am 13. Juli, 3 Uhr Morgens, auf dem linken Donauufer. Am nächstfolgenden Tage fand uns die aufgehende Sonne ebenfalls auf dem Marsche. Leiningen war vom Pferde gestiegen, zu Fuß an der Spitze der Colonnen marschirend. Eine Zeit lang waren wir schweigend nebeneinander hergeschritten, da sprach er die Worte aus: „Ich wollt' es wäre Schlafenszeit und Alles wär' vorüber." Auf meine Frage, was ihn afficire, erzählte er mir, er habe Briefe von seiner Frau (einer geborenen Ungarin) erhalten und sei traurig, weil er fühle, daß er sie nie wiedersehen werde. Seine Ahnung hat sich in grausamer Weise erfüllt. Ich kann nicht umhin, hier einige Worte seinem Andenken zu widmen, die Motive und Umstände darzulegen, welche die Ursache seines Eintrittes in die ungarische Armee geworden waren. Dieser Eintritt hatte ihm in der Person eines hartherzigen Verwandten, des Feldmarschallieutenants gleichen Namens, einen unversöhnlichen Gegner erweckt, dessen Fanatismus so weit ging, daß er später alle Bemühungen der Gräfin Karl Leiningen und der zahlreichen Freunde ihres Gatten, den Letzteren vor dem Galgen zu bewahren, vereitelte. Karl war Hauptmann bei einem alten ungarischen Grenadierregiment, als die Verwickelungen des Jahres 1848 begannen. Er hatte sein kleines Vermögen verloren, nicht durch eigenes Verschulden, sondern durch opfervolles Einstehen für einen Cameraden. Als die Officiere der ungarischen Regimenter aufgefordert wurden, den Eid auf die ungarische Verfassung zu leisten, schrieb Karl an den österreichischen Kriegsminister, Grafen Latour, und bat, in ein deutsches Regiment übersetzt zu werden, da er „ein Deutscher sei und bleiben wolle". Er erhielt die Weisung, zu bleiben, wo er sei und sich unter allen Umständen als treuer kaiserlicher Officier zu benehmen. Leiningen, der schon Wolken am politischen Horizonte heraufziehen sah, war nicht der Mann, um eine doppelte Rolle zu spielen. Er schrieb noch einmal an den Kriegsminister Latour und suchte um seine Versetzung nach, diesmal mit Hinzufügen der Erklärung, daß, wenn er den Eid auf die ungarische Verfassung einmal geleistet habe, er ihn auch halten werde. Die Versetzung wurde ihm mit kurzen Worten abermals abgeschlagen. Karl hielt seinen Eid und starb dafür den Märtyrertod.

Am 15. Juli Nachmittags traf unsere kleine Armee auf den Höhen vor Waitzen an, auf denselben Stellung nehmend. In Waitzen befand sich eine Abtheilung Russen, die sich sogleich herauszog. Eine Kanonade entwickelte sich, unsere Truppen besetzten die Stadt. Am nächsten Tage blieben wir in den eingenommenen Positionen. Indessen waren 60,000 Russen von Pesth her im Anrücken. Der Weg durch die Ebene war uns also verlegt. Görgey beschloß, den Umweg über die Berge zu nehmen, über Ryma Szombáth, Miskólcz, Tokay. Am 17. Juli sollte das Corps des General Nagy Sándor um 2 Uhr Morgens

aufbrechen, nach ihm das Pöltenberg'sche Corps folgen und endlich das von Leiningen. Nagy Sándor hatte sich aber, wie gewöhnlich, verspätet, sein großer Troß an Bagagewagen versperrte den schmalen Gebirgsweg. Die Russen, deren Verstärkungen zum Theil schon angekommen waren, griffen uns am frühen Morgen an. Die Lage des die Nachhut bildenden dritten Corps war kritisch: in der Front mit Uebermacht angegriffen, der einzige Rückzugsweg durch den Train und eine Masse flüchtender Bewohner von Waitzen versperrt. Leiningen beauftragte mich, zwei Züge Husaren zu nehmen und den Weg um jeden Preis frei zu machen. Es war nicht leicht, den Auftrag durchzuführen. Die halbe Bevölkerung der Stadt wollte flüchten, der Armee folgen, die Bagagewagen des Pöltenberg'schen Corps waren ineinander verfahren, überall Wirrwarr ohne Gleichen. Die Angst vor den Russen machte die Leute rebellisch gegen alle Befehle. Ich ließ den einen Zug Husaren absitzen, um die Wagen in die Gräben zu werfen; der andere Zug hieb mit flacher oder auch scharfer Klinge auf Jene ein, die sich widersetzten. Nach einer Stunde schwerer Arbeit war der Weg zum größten Theile frei. Die zwei Züge Husaren zur Aufrechthaltung der Ordnung zurücklassend, ritt ich durch die Stadt zurück, um Leiningen aufzusuchen. Statt seiner begegnete ich am Südrande der Stadt dem General Görgey, der eben zwei Bataillone, die er zur Hand hatte, den Russen entgegenwarf, um für den Rückzug der Uebrigen Zeit zu gewinnen. Wenige Mann wären von ihnen übrig geblieben, wenn sie nicht ein glücklicher Zufall gerettet hätte. Kaum waren die beiden zum Opfer bestimmten Bataillone in die Ebene debouchirt, als das russische Ulanenregiment des Obersten Saß sich auf sie werfen wollte. Im selben Augenblick aber debouchirte aus einem anderen Theile der Stadt Oberst Galvány mit seinen Wilhelm-Husaren, attaquirte die Ulanen in der Flanke und warf sie in Unordnung auf ihre Infanterie zurück, die nun gleichfalls in Unordnung kam. Hiermit war die gewünschte Zeit gewonnen, Görgey rief die zwei Bataillone zurück. Indessen ritt ich nach der nordöstlichen Stadt-Lisière, um an Leiningen den Auftrag zu bringen, den Abmarsch unverzüglich anzutreten. Eine Viertelstunde später sprengte dasselbe Ulanenregiment in wildem Angriff in die Stadt, traf dort aber noch unsere Infanterie, welche das Regiment fast gänzlich vernichtete.

Wir waren nun auf dem Marsche, dicht gefolgt von den Russen, die wegen der Enge des Thales ihre Uebermacht nicht entwickeln konnten. Durch 36 Stunden kam ich nicht aus dem Sattel. Vom ersten Tage an liefen im Hauptquartiere Berichte ein, daß man in fortwährender Fühlung mit dem Feinde sei, daß jedoch Abends, sobald die Feldwachen ausgestellt wären, die russischen Vorpostenofficiere zu den Unseren herüber kämen und mit ihnen fraternisirten. Bei Miskólcz gelangten wir in die Ebene und überschritten den Sajó-Fluß. Von Mittag an entspann sich eine Kanonade über den Fluß hinweg, die uns wenig Schaden that.

In dem drei Meilen weiter gelegenen Gesthely am Hernád-Fluß wurde der erste Rasttag gehalten. Die Russen waren uns nicht gefolgt. Sehr früh am Morgen dieses Tages, es war der 27. Juli, ließ mich Görgey rufen und frug: „Willst Du als Parlamentär in's russische Lager gehen?" „Ich habe zu ge-

horchen, Du zu befehlen," erwiderte ich. „Nun," sagte Görgey, „es handelt sich um eine mehr diplomatische Mission, darum habe ich Dich dafür ausgewählt. Es handelt sich um Folgendes. Oberst Saß hat mir einen Brief geschrieben, worin er mir seine Achtung vor unseren Truppen ausdrückt, deren Kriegstüchtigkeit er unterschätzt habe, was ihm sein Regiment koste. Zugleich sendete er mir ein paar Pistolen, die er im Kaukasus getragen, comme marque d'estime. Ich mag mir von dem Russen nichts schenken lassen, darum will ich ihm auch ein paar Pistolen schicken. Doch das ist nicht Alles. Deine Sendung hat eigentlich einen anderen Zweck. Unsere Lage ist kritisch" (hier trat der General in eine kurze, klare Darlegung der Sachlage ein). „Wir können der ungeheuren Uebermacht nicht auf die Dauer widerstehen. Nach allen Berichten, die ich erhalte, herrscht bei den Russen eine uns günstige Stimmung, während sie mit den Oesterreichern in fortwährendem Hader zu leben scheinen. Was ist der Zweck unseres Kampfes? Wir wollen die Integrität und die Verfassung unseres Landes unverletzt erhalten. Wer auf dem Throne sitzt, kann uns schließlich einerlei sein. Ich habe mich mit Kossuth dahin verständigt, die Krone von Ungarn dem Herzog von Leuchtenberg anzutragen, wenn er den gesetzlichen Eid leistet, die Integrität und die Verfassung des Landes ungeschmälert aufrecht zu erhalten. Hier ist der Brief von Kossuth, worin er sich damit einverstanden erklärt. Deine ostensible Aufgabe ist also die Ueberreichung der Pistolen; die Ausführung des politischen Auftrages hängt von der Stimmung ab, welche Du bei den Russen für uns findest. Ich werde Dir Pista Ezterházy mitgeben" (Graf Stephan Ezterházy, Rittmeister bei den Wilhelm-Husaren, und so wie ich, Ordonnanzofficier bei Leiningen). „Ich werde sogleich den Brief an Saß und Euer Beglaubigungsschreiben als Parlamentäre aufsetzen lassen."

Eine halbe Stunde darauf ritt ich mit Ezterházy, einen Trompeter voraus, auf der Landstraße nach Miskólcz zu. Etwa dreiviertel Meilen hinter Gesthély kamen wir an ein allein stehendes Wirthshaus, hinter dem auf einer kleinen Wiese ein Dutzend Kosacken im Kreise herum ritten, als wären sie in einer Reitschule. Dabei gab immer derjenige, der uns zunächst war, einen Schuß auf uns ab. Wir machten Halt, der Trompeter blies, ich winkte mit dem Schnupftuche, Alles vergebens; die Kerle ließen sich im Kreisreiten und Scheibenschießen auf uns nicht stören. Nachdem uns so 10 bis 12 Kugeln um die Köpfe geflogen waren, sprangen wir von den Pferden. Dies wirkte. Im Augenblick waren diese Wilden bei uns, wollten uns die Waffen und wol auch sonst noch, was sie bei uns gefunden hätten, abnehmen. Es kam uns zu Statten, daß ich ein slavisches Idiom spreche; so konnte ich mich endlich verständlich machen. Wir bestiegen wieder unsere Pferde, die Kosacken führten uns zur nächsten Feldwache und von hier aus wurden wir durch vier Kosacken nach Miskólcz geleitet. In dem breiten, fast ganz trockenen Bette des Sajó lagerten die russischen Truppen. Ein eleganter Ulanenoberst trat an uns heran und holte nach, was man auf der Feldwache versäumt, er verband uns die Augen. Im Hauptquartier des Generals Tscheodajen angelangt, empfingen uns drei Generäle, der ebengenannte Corpscommandant, der Kosackenhetmann Kusnieczow und der Generallieutenant Simonics. Nur der Letztere verstand und sprach französisch;

er machte den Dolmetsch während unseres dreistündigen Aufenthaltes im Hauptquartier. Oberst Saß war nicht gegenwärtig; er sollte wegen seiner unbesonnenen Cavallerieattaque in Waitzen vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Ich bat, ihm die Pistolen sammt dem Schreiben zu übersenden. Man bot uns ein Frühstück an, was wir selbstverständlich nicht ausschlugen. Beefsteaks, Braten, Leberpasteten wurden uns mit Madeirawein und Champagner aufgetischt, eine Kost, wie sie an der nüchternen Tafel Görgey's oder Leiningen's nicht üblich war. Die drei Generäle nahmen uns gegenüber Platz, einige Subalternofficiere standen hinter uns, so begann die Unterhaltung. Das Beglaubigungsschreiben in der Hand, drückte man uns erst die Verwunderung darüber aus, daß Männer von unserer Stellung einem Kossuth dienten. Es war nicht schwer, darzuthun, daß wir weder Kossuth noch einer anderen Person dienten, sondern dem Vaterlande, und daß übrigens Kossuth nicht ein solcher Rother sei, wie das officielle Oesterreich für gut finde, ihn erscheinen zu lassen. Dann frug man, welchen Schaden uns die Kanonade bei Miskólcz gethan und woher wir die Franzosen zur Bedienung unserer Artillerie genommen hätten. Als ich erwiderte, wir hätten vier Mann verloren und unsere Artillerie würde nicht durch Franzosen, sondern durch lauter Freiwillige, meist den besseren Classen angehörig, bedient, so erregte dies anfänglich Ungläubigkeit. Die Russen hatten an jenem Tage 127 Mann durch unser Artilleriefeuer verloren. Sehr begierig waren die Moscowiter, etwas über Görgey's Persönlichkeit zu erfahren. Die Herren erwärmten sich allmälig, sprachen über Oesterreich in Ausdrücken, die gar nicht schlimmer, beleidigender sein konnten. General Simonics, der sich vorhin seiner ungarischen (sage dalmatinischen) Abstammung gerühmt hatte, ergriff ein Glas und erhob es zu folgendem Toast: „Je bois à la santé de votre illustre général, de votre brave armée que nous admirons puisqu'elle a battu l'Autriche, qu'elle aurait écrasée sans notre malheureuse intervention. Croyez-nous, nous détestons les Autrichiens, et nous aimerions bien mieux les combattre, à côté de vous.“ Eine solche Sprache aus dem Munde eines russischen Generals und an einen Parlamentär gerichtet, war überraschend; sie ließ auf tiefgehende Dissonancen im Lager der „Verbündeten“ schließen. Der Augenblick war gekommen, wo ich auch den politischen Theil meines Auftrages zur Ausführung zu bringen hatte. Ich begann damit, die ersten Anfänge des Streites darzulegen; zu zeigen, wie wir allmälig gegen unseren Willen und gegen unsere Wünsche auf den revolutionären Weg getrieben worden, von dem es seit Proclamirung der österreichischen Charte vom 4. März, welche Ungarn zerstückelte und dessen Theile zu österreichischen Provinzen degradirte, keinen Rückweg gab. Nicht für den Umsturz des Thrones, sondern für die Aufrechterhaltung der bestehenden monarchischen Verfassung kämpfend, würde die Armee, die Nation eher bereit sein, einen fremden Fürsten auf den Thron zu setzen, als durch feige Ergebung die politische Vernichtung Ungarns zu besiegeln. Ungarn würde eventuell bereit sein, dem Herzoge von Leuchtenberg die Krone zu übertragen, wenn es sich damit die Integrität seines Gebietes und die Aufrechthaltung seiner Verfassung sichern könne. Erstaunen malte sich auf den Gesichtern. Die Generäle conferirten zehn Minuten untereinander, dann wandte sich Simonics mit der Frage an mich, ob

dies nur unsere private Meinung sei, oder ob ich im Auftrage vom General Görgey gesprochen hätte. Ich erwiderte, daß ich diese Meinung eventuell als Erklärung des General Görgey und des Gouverneurs Kossuth abgäbe. Neue Ueberraschung. Nach abermaliger Conferenz mit den beiden anderen Generälen sagte Simonics, die wichtige Mittheilung, die wir gemacht hätten, würde allsogleich dem Fürsten Feldmarschall Paskievics gemeldet werden. „Um aber aufrichtig mit Ihnen zu sein," setzte er fort, „muß ich gestehen, daß wir nicht glauben, Kaiser Nicolaus werde auf diesen Antrag eingehen. Wir können Ihnen nur rathen, sich ohne weiteres Blutvergießen zu ergeben, denn Sie müssen der Uebermacht doch unterliegen. Ja, hätten Sie es nur mit Oesterreich zu thun, das wäre anders. Aber im Kampfe mit Rußland haben Sie keine Aussicht. Sehen Sie, jetzt hat unser Kaiser 200,000 Mann nach Ungarn geschickt; sollten diese nicht genügen, schickt er andere 200,000, und wenn es nöthig, noch mehr. Seine Ehre ist engagirt." Diese Rede war im Tone aufrichtiger Ueberzeugung gesprochen; es hätte sich darauf Manches erwidern lassen, wozu ich mich aber nicht berufen fühlte. Ich beschränkte mich darauf, zu sagen, daß, was auch immer unser persönliches Schicksal sei, unsere Armee sich den Oesterreichern auf gar keinen Fall ergeben werde. Wir verabschiedeten uns von den Generälen, die uns einen jungen, recht gebildeten Officier zur Begleitung bis Gesthély mitgaben.

Am 28. Juli wurde der Marsch fortgesetzt; bei Tokay überschritten wir die Theiß. Ich übergehe die militärischen Ereignisse, die Niederlage Nagy Sándors bei Debreczin, die von Dembinski bei Temesvár. Görgey schlug die Richtung auf Arád ein. In einer Ortschaft unweit Großwardein, durch welche unser Marsch führte, wurde ich von dem mich schon seit Waitzen verfolgenden Fieber so stark erfaßt, daß ich in fortwährendem Delirium war. Der Generalstabsarzt Dr. Orzovensky ließ mich in einem Landhause bei braven Leuten einquartieren, und ordnete an, mich nicht weiter ziehen zu lassen, bis ich wieder zu Kräften gekommen sei. Die Armee war schon seit 36 Stunden abgerückt, als ich wieder zum Bewußtsein kam. Kosacken schwärmten in der ganzen Gegend; ich wußte zudem nicht genau, wohin sich unsere Armee gerichtet hatte; und zu allem Unglück waren auch meine Pferde mit fort! Das war eine peinliche, verzweifelte Lage. Fort konnte ich nicht, und bleiben konnte ich auch nicht, wenn ich auch gewollt hätte. Dazu kam der peinigende Gedanke an die Cameraden, mit denen ich bisher Freud und Gefahr getheilt. Hatten sie einen Sieg erfochten, eine Niederlage erlitten? In beiden Fällen war es trostlos für mich, ihr Loos nicht zu theilen, hier ruhmlos in die Hände des Feindes zu fallen. Der Hausherr versprach mir, nach Großwardein zu fahren, um dort nach Nachrichten von der Armee zu forschen. Er konnte seine Absicht aber erst nach mehrtägiger Verzögerung ausführen; ich stand eine wahre Tortur in dieser Zeit aus. Er begab sich auf den Weg. Und welche Nachrichten brachte er? Die bei Világos erfolgte Waffenstreckung und die Ankunft Görgey's als russischen Kriegsgefangenen im Hauptquartier des Fürsten von Warschau, in Großwardein. Die Katastrophe war also eingetreten! Alle Opfer an Gut und Blut waren vergebens gewesen! Galgen und Kerker und Elend standen in Aussicht; das

vae victis der alten Römer sollte an uns sich jetzt erfüllen. Ein Trost allein war uns geblieben: nicht ohne Ehren waren wir erlegen. Der Macht zweier Kaiserreiche hatte es bedurft, um Ungarn zu überwinden.

Mein nächstes stärkstes Verlangen war, das weitere Schicksal meiner Cameraden zu theilen. Ich begab mich am andern Tage nach Großwardein, meldete mich kriegsgefangen beim russischen Platzcommando, suchte dann Görgey auf, der im Hôtel zum schwarzen Adler logirte, wo auch ich abstieg. Görgey theilte mir die Vorgänge mit, die seither stattgehabt hatten; er sprach dabei die Hoffnung aus, daß Oesterreich sich mit seinem Kopfe allein begnügen werde, daß die übrigen Generäle mit Kerkerstrafen abkommen würden. Die Rechnung war ohne den Wirth gemacht!

Ueberrascht war ich von der Situation, die ich in Großwardein antraf. Görgey, die Officiere seiner Umgebung, so wie auch eine Menge anderer Honvéds, gingen frei herum. Eine Ehrenwache von 24 Mann mit einem Officier war vor dem Hôtel aufgestellt, und bezeigte Görgey die militärischen Ehren. Bei Paskievics war er öfter zum Thee gebeten; alle Russen, jedes Grades, zeigten ihm Ehrerbietung und Bewunderung. Merkwürdig war das Treiben an der großen Mittagstafel im Wirthshaus. Hunderte von russischen und ungarischen Officieren saßen dort untereinander gemischt, fraternisirten und schimpften über Oesterreich. Der Oberst der tscherkessischen Leibgarde tractirte jeden Honvéd, der in seine Nähe kam. Die wenigen österreichischen Officiere, die dorthin kamen, waren zuweilen in recht peinlichen Lagen. Zweimal schritt ich selbst ein, um einigen angeheiterten Honvéds ihren Uebermuth zu verweisen. Die russischen Officiere legten sich nicht den geringsten Zügel an, um den österreichischen „Cameraden" ihre Gefühle auszudrücken. So war ich zufällig Zeuge jener peinlichen Scene in der Zuckerbäckerei am Hauptplatz, wo ein russischer Olga-Husarenofficier den Oberlieutenant Marquesi gröblich beleidigte, ihm sogar Genugthuung verweigerte. Derselbe Oberst, der mir in Miskólcz die Augen verbunden hatte, war gegenwärtig, sah aber dem lauten, ganz muthwillig herbeigeführten Streite ruhig zu. Ein junger Artillerie-Hauptmann trat heran, und bot die geforderte Genugthuung an, falls sein Camerad auf der Weigerung beharren sollte. Beschämt, zog Letzterer nun die Weigerung zurück. Ich machte Bekanntschaft mit dem jungen Artillerie-Hauptmann, dessen Benehmen mir gefallen hatte; er hieß Skobelew, ist derselbe, der sich im türkisch-russischen Kriege von 1877 als General Lorbeeren erwarb. Marquesi fiel in dem am andern Morgen stattgehabten Duell. Das russische Kriegsgesetz ist in Bezug auf Duelle während eines Krieges sehr streng; unbedingter Tod steht darauf. Dem war also auch der Gegner von Marquesi verfallen. Groß war daher die Ueberraschung, als der Feldmarschall am andern Morgen zu seiner Umgebung sagte: „Messieurs, vous savez, M. Marquesi est mort de la choléra; de la choléra, vous entendez bien."

Ich war mit den vier Adjutanten des Fürsten von Warschau bekannt geworden, den Fürsten und Grafen Galitzin, Troubezkoy, Protassow und Orloff. Dieselben machten gemeinschaftliche Menage, und luden mich fast täglich zum Lunch ein. Eines Tages, als das Frühstück auf der silberbedeckten Tafel auf-

getragen war, rasselte ein mit sechs Pferden bespannter Landauer vor, dem der General Graf Orloff, ein Onkel des eben erwähnten, staubbedeckt entstieg. Er kam von Warschau, als Ueberbringer des Dankschreibens von Nicolaus an Paskievics. Der General wechselte rasch Toilette und setzte sich dann mit gutem Appetit an unseren Tisch. Ich gebe hier unsere Unterhaltung wieder, die in mancher Beziehung nicht ohne Interesse ist. Der General sagte mir, es sei ihm angenehm, mich zu treffen, da ich ihn über Einiges würde aufklären können, was ihm unverständlich wäre. „Wo ist Ihre Armee?" Ich nannte ihm die Hauptcorps, deren Existenz für die Russen ohnehin kein Geheimniß war, und gab ihre Stärke eher höher als niedriger an. „Gut, aber das macht nicht viel über 120 000 Mann. Wo sind die Anderen? Sie hatten über 300 000 Mann." „Wie, General, hat man Sie wirklich so arg über die Stärke unseres Heeres getäuscht, daß Sie von 300 000 Mann sprechen? Hätten wir auch nur 200 000 unter Waffen gehabt, so wäre Görgey sicher nicht Ihr Kriegsgefangener und ich säße nicht an dieser Tafel." General Orloff machte eine Geberde des Unglaubens und sagte: „Ich weiß aus authentischen Quellen, daß Ihre Armee 300 000 Mann zählte. Uebrigens, wo ist also die polnische Legion? Wollen Sie diese auch leugnen?" Ich erwiderte, daß ich nicht wisse, wo die polnische Legion sei, es auch nicht sagen würde, wenn ich es wüßte; daß sie aber an der Gesammtzahl unseres Heeres wenig ändere, da die Legion nur wenige tausend Mann stark war. „Das ist nicht wahr!" schrie der General, „bemühen Sie sich nicht, mich das glauben zu machen. Ich weiß genau, die polnische Legion in Ungarn zählt 60 000 Mann, ich habe die Berichte von Schwarzenberg selbst gelesen." Ich zuckte schweigend die Achseln und ließ mehrere Fragen Orloff's unbeantwortet. Inzwischen sprachen sich auch die Tischgenossen dahin aus, daß meine Angaben wol die richtigeren wären, die Schwarzenbergischen Berichte aber falsch. Der alte Herr gerieth in einen heiligen Zorn. Die Faust geballt, rief er aus: „Dieser Lügner, dieser . . . ., durch falsche Berichte hat er unsern Kaiser dahin gebracht, dem sterbenden Oesterreich zu Hilfe zu kommen! Nie hätte sich Kaiser Nicolaus zu der unglücklichen Intervention entschlossen, wenn ihm nicht Schwarzenberg vorgegaukelt hätte, daß die polnische Legion 60 000 Mann stark sei und, mit der ungarischen Armee zusammen, unser Polen bedrohen werde." — Ist es wahr, oder nicht wahr, was General Orloff sprach? Hat Felix Schwarzenberg wirklich zu so kühnen Uebertreibungen seine Zuflucht genommen? und war es nur mit Hilfe dieser List, daß er den Kaiser Nicolaus zur Zusage der Intervention zu bewegen vermochte? Die Zukunft wird das Dunkel, das über diesen Fragen noch schwebt, wol einmal aufhellen. Indessen ist das Zeugniß Orloff's, der dem Czaren bekanntlich sehr nahe stand, aller Beachtung werth.

Am selben Abend ließ Paskievics Görgey rufen, und theilte ihm mit, daß Kaiser Nicolaus aus freiem Antriebe ihm, Görgey, Schutz für sein Leben zusagen lasse. Nicolaus glaubte offenbar, hierdurch auch die übrigen ungarischen Generäle vor der Capitalstrafe zu wahren; denn logischer Weise konnte Oesterreich die Unter-Commandanten nicht mehr strafen, als das oberste Haupt, bezüglich welches Letzteren die Todesstrafe durch Rußlands Machtwort ausgeschlossen war. Ueber diesen Glauben, diese Intention des Czaren kann um so

weniger Zweifel bestehen, als Nicolaus kurze Zeit später seinen Sohn und Thronfolger Alexander nach Wien entsendete, um Fürsprache für die Generäle einzulegen. —

In Világos wurden die Kriegsgefangenen jetzt an die Oesterreicher übergeben. Görgey wurde durch einen österreichischen Hauptmann abgeholt, um in Klagenfurt internirt zu werden. Mit schwerem Herzen nahmen wir Alle von dem genialen ritterlichen Heerführer Abschied, gegen den Perfidie und Köhlerglaube die Anklage des Verrathes zu schleudern wagten. Man spricht oft von der Undankbarkeit der Großen dieser Welt, aber man schweigt über die Undankbarkeit der Völker. — Wir übrigen in Großwardein befindlichen Officiere erhielten vom österreichischen Commissariat, an dessen Spitze ein Ungar stand, dessen Namen ich verschweigen will, Pässe zur Heimkehr ausgefolgt. Pässe? ja wol! aber gleichzeitig hatte man im ganzen Lande die ungarischen Banknoten — das einzige Zahlmittel — für ungiltig erklärt, ihre sofortige Ablieferung bei schwersten Strafen anbefohlen. Diese Confiscation im Großen machte, daß wir sämmtlich ohne einen Gulden giltigen Geldes blieben! Ich verkaufte zwei Pferde um wenige Gulden österreichischer Banknoten, behielt ein Pferd und trat den Heimweg an. Bis Tokay nahm mich Baron Vietinghof, ein Adjutant von Gortschakoff, in seinem Wagen mit. Von Tokay setzte ich den Weg zu Pferde fort, und kam am 4. September zu Hause an.

Meine Nerven hatten schon manche starke Probe überstanden, aber die stärkste stand ihnen wenige Wochen nach meiner Heimkehr bevor: die Pester Zeitung brachte die kriegsgerichtlichen Todesurtheile gegen Ludwig Batthyányi und gegen zwölf Generäle, und — die Nachricht von der am 6. October stattgehabten Vollziehung der Urtheile. Lüften wir den Schleier nicht, der über die schmerzlichen Vorgänge jener Zeit gebreitet ist!

Noch im Laufe des Jahres 1849 erhielt ich zwei Mal vom Stuhlrichter die Aufforderung, mich nach Kaschau zur Einreihung in die österreichische Armee zu stellen. Ich warf die Schreiben in's Feuer. Gegen Ende Januar 1850 besuchten mich zwei Bekannte, stellten mir die Verlegenheit des armen Stuhlrichters vor, der Nichts gegen mich unternehmen wolle, aber dafür in Gefahr sei, sein Amt zu verlieren, das seine Familie nähre. Der Eine, mein alter Freund, Graf Ferdinand Sztáray, bot mir an, mich nach Kaschau zu begleiten, dort durch Freunde, die er unter den höheren Militärs habe, mich vielleicht von der Einreihung zu befreien. Wir reiseten nach Kaschau; der Versuch schlug fehl. Eine Menge extremer Gedanken gingen mir durch den Kopf, als plötzlich mein guter Bruder in's Zimmer tritt, der mir nachgekommen war, um mir, nebst einigem Geld, die Nachricht zu bringen, daß in Jablonka, meinem Wohnsitz, zwei Soldaten eingetroffen seien, mit dem Auftrage, mich in Ketten abzuführen. Ein Verhaftsbefehl war also gegen mich schon erlassen und ich — bewegte mich ungenirt inmitten der Stadt, wo mich Jedermann kannte und von wo der Verhaftsbefehl ausging! Es hieß nun einen Entschluß fassen. Eine Flucht hatte wenig Aussicht. Die Grenzen der Monarchie waren weit, Gens-d'armerie sperrte alle Wege. Gleichwol blieb nichts Anderes übrig. Ich be-

stellte für den andern Morgen einen Bauernwagen und verbrachte den Abend mit meinen Bekannten im Wirthshaus.

Beim Morgengrauen fuhr ich auf der großen Landstraße nach Miskólcz zu, um Bánrève, ein Landgut meines Freundes, Baron Aloys Vay, zu erreichen. In der Mittagsstunde des zweiten Tages kam ich ungefährdet dort an; keinem Gensd'armen war ich begegnet. Zu meinem Schrecken hörte ich, daß der Hausherr abwesend, wegen seiner Theilnahme am Debrecziner Reichstage in Haft sitze. Die hochherzige Hausfrau aber war anwesend; sie empfing mich mit gewohnter Güte, und bot mir ihr Haus als Asyl an; acht Honvédofficiere, meist Verwandte, waren bereits dort. Für den Augenblick war ich geborgen, doch die Gefahr einer Ueberrumpelung drohte fortwährend. Durch öffentliche Bekanntmachung waren 25 Gulden Belohnung Demjenigen versprochen, der einen Honvédofficier anzeige. Gensd'armerie war bereits im Dorfe. Die Bauern wußten, daß mehrere Flüchtlinge im Schlosse seien, aber kein einziger der braven Leute trug Verlangen, den Judaslohn zu verdienen. Wir vergnügten uns mit Billardspiel. Da stürzt eines Tages ein Diener zur Thüre herein, mit der Nachricht, die Gensd'armen kämen, um Haussuchung zu halten. Unsere Maßregeln für einen solchen Fall waren getroffen. Die heilige Hermandad zog unverrichteter Sache wieder ab. Ich und ein Camerad — Dyonis von Dessewffy — waren in eine Bodenversenkung gesteckt worden, die sich unter der Bettstatt der Hausfrau befand, und zur Aufbewahrung von Silberzeug und Documenten diente. So vergingen sechs Wochen in dem gastfreien Hause, dessen Besitzerin ihre edelmüthige Gastfreundschaft leicht mit langem Kerker hätte büßen können. Im ganzen Lande dauerten die Inquisitionen, die Verhaftungen noch fort. Der Erste, der Bánrève verließ, war Oberlieutenant Neulinger, Stiefsohn des österreichischen Ministers Doblhof. Auch mir schaffte die Baronin einen regelrechten Paß; ich war in demselben als Adolf Seiler, Erzieher ihrer Kinder und gebürtig aus Troppau, bezeichnet. Ich mußte mir aber den Paß in Ryma Szombáth selbst abholen; der Präses der Verwaltungsbehörde, der mir ihn übergab, war ein alter, „nicht compromittirter" Ungar, der genau wußte, für Wen er den Paß unterzeichnete.

Ich trat nun die Reise nach Pest an, in die Höhle des Löwen, oder, wie man damals sagte, der „Hyäne". Ein guter Stern führte mich auch hier wieder. Ohne ernste Schwierigkeiten in Pest angelangt, hielt mein Wagen vor dem Andrássy'schen Hause am Josephsplatz. Ich frug nach dem Grafen Emanuel, dem Einzigen der drei Brüder, der nicht compromittirt war, weil er während der Kriegszeit in Indien reisete. Er war zur Zeit in Pest, aber ausgegangen. Ich war mit den drei Brüdern oft in Terebes, bei ihrer Mutter, zusammengetroffen, und in Pest und Wien bei ihrem Vater. Ich kannte Emanuel als einen unerschrockenen patriotischen Mann, auf dessen Freundschaft man zählen konnte. Ich ließ mein Reisegepäck auf sein Zimmer bringen und empfahl dem Portier, einem alten Diener des Hauses, gegen Jedermann zu schweigen. Emanuel kam nach Hause und empfing mich, wie ich es erwartet hatte. Am Tage sah ich einzelne Bekannte bei ihm, des Abends gingen wir gewöhnlich aus, zu einer befreundeten Familie.

Hinein in die Höhle war ich wohl glücklich gekommen; aber wie hinaus kommen? Oeffentlicher Transportmittel, wie z. B. des Dampfschiffes, durfte ich mich nicht bedienen, da ich durch meine viele Reisen aller Orten bekannt war und vom ersten Besten erkannt werden konnte. Nach einigen Deliberationen wurde beschlossen, daß Andrássy's Kammerdiener mit meinem Paß per Dampfschiff nach Wien fahre, während ich, an des Letzteren Stelle, mit Andrássy nach Wien reise. Der Plan wurde in den ersten Tagen des April ausgeführt. Es wurden vier Pferde Extrapost vor ein Coupé gespannt, Andrássy nahm darin Platz, und ich auf dem Bock. In früher Morgenstunde an der Wiener Mauthlinie angelangt, verlangte man den Paß; ich sagte ungarisch, man möge ihn vom Grafen verlangen. Endlich waren wir in Wien! in diesem Wien, wo ich unter so ganz anderen Verhältnissen gelebt hatte, und das ich heute als Flüchtling betrat!

In der Vorstadt ließ ich halten, nahm dem Anscheine nach Befehle von Sr. Gnaden in Empfang und entfernte mich, während der Wagen weiter rollte. Ich richtete meine Schritte nach dem Hôtel „National", einem Hôtel dritten Ranges in der Leopoldstadt. Dorthin brachte mir vom Dampfschiff aus der Kammerdiener meine Sachen. Den Paß hatte man den Dampfschiffpassagieren mit der Weisung abgenommen, daß das Visum zur Weiterreise nur bei persönlichem Erscheinen auf der Polizeidirection ertheilt werde. Tableau! sehr ernstes Tableau! Auf der Polizeidirection konnte ich mich unter keinen Umständen sehen lassen; dort kannten mich von meinen Ritten und Fahrten im Prater her die meisten Constabler, mit denen ich wegen Schnellfahren auch einige Conflicte gehabt hatte. Es ist mir öfter im Leben geschehen, Glück im Unglück zu haben; dies war jetzt auch in Wien der Fall. Ich nahm einen alten biederen Lohndiener des Hôtels bei Seite, drückte ihm fünf Gulden in die Hand und bat ihn, mir meinen Paß zu bringen, so daß ich Abends abreisen könne. Ich selbst hätte nothwendige Geschäfte in der Vorstadt Landstraße, so daß mir keine Zeit bliebe, auf die Polizei zu gehen. Er versprach sein Möglichstes zu thun. Ich ging nun aus, weil ich wußte, daß es sonst bei dem Lohndiener Verdacht erregt hätte. Langsam fortschlendernd, vertiefte ich mich in Betrachtungen über Einst und Jetzt, so daß ich aller Vorsicht, der Gefährlichkeit meiner Lage total vergaß. Ohne recht zu wissen wie, war ich bis in die Rothethurmstraße gerathen, als plötzlich die hohe Figur des Generals Fürsten Montenuovo vor mir steht. Er hatte mich bereits erkannt. „Unglücklicher, wie kommen Sie hierher?" fragte er mich. „Ich bin auf der Flucht", erwiderte ich, „und ich denke, daß ein Montenuovo mich nicht verräth." „Davor sind Sie allerdings sicher", gab er zur Antwort; „aber ich rathe Ihnen, eilen Sie fort, denn wenn man Sie fängt, so hängt man Sie." „Ich danke für das Aviso", rief ich ihm zu und eilte davon. Meine Träumerei war gründlich vorüber, wie man denken kann. Was ich bisher nur geahnt hatte, das wußte ich jetzt ganz genau: man war mir in Wien besonders freundlich gesinnt! Warum? Das weiß ich bis heute noch nicht. In Ungewißheit darüber, ob ich das Paßvisum durch den Lohndiener erhalten würde oder nicht, und ob es mir, selbst im günstigen Falle, gelingen werde, die österreichische Grenze zu über-

schreiten — mein Paß war nur für das Inland giltig — kam ich auf den Gedanken, noch ein anderes Auskunftsmittel zu versuchen. Ich fuhr in einem Fiaker auf die preußische Gesandtschaft, ließ den Gesandten um eine Unterredung ersuchen, und bat ihn um einen Paß zur Ueberschreitung der Grenze. Ein englischer oder französischer Gesandter wäre, wie dies mehrfache Beispiele darthun, vielleicht nicht vor der persönlichen Verantwortung zurückgeschreckt, seine formellen Befugnisse zu überschreiten, wenn es sich darum handelt, einem politisch verfolgten ehemaligen Landsmann das Leben zu retten. Doch für den preußischen Bureaukratenzopf jener Zeit war eine solche Zumuthung zu stark. Der Gesandte drückte mir seine Theilnahme aus, bedauerte aber, mir nicht willfahren zu können. Alles, was er zu thun vermöge, sei das, daß er mir durch einen Beamten der Gesandtschaft ein Empfehlungsschreiben an den Director der Rothschild'schen Güter in preußisch Schlesien schreiben lasse, der mir vielleicht zur Ueberschreitung der Grenze behilflich sein könne. Uebrigens mache er mich darauf aufmerksam, daß das Gesandtschaftshôtel von Spionen umstellt sei; ich möge die größte Vorsicht beim Verlassen desselben gebrauchen. Neues Tableau! Ich kam dennoch ungefährdet nach meinem Hôtel zurück. Der biedere Lohndiener hatte mir wirklich den Paß mit dem Visum gebracht. Ich löste Abends im Nordbahnhof ein Billet zweiter Classe, und bestieg den Zug, der nach Oderberg führt. In der Station Gänserndorf geschah damals die Paßrevision. Den Hut tief in's Gesicht gedrückt, den Paletotkragen aufgeschlagen, saß ich in einer Ecke. Die Waggonthüre geht auf, und sich zuerst an mich wendend, leuchtet mir der inspicirende Polizeibeamte mit der Laterne in das Gesicht mit den Worten: „Wie heißen's?" Mein Pseudonymname war mir noch nicht geläufig, ich konnte ihn im ersten Augenblick nicht finden, und griff in die Tasche nach dem Paß. „Na wie heißen's?" wetterte der Sbirrenhäuptling zum zweiten Male. „Da hoben's meinen Paß", gab ich zurück. Er betrachtete prüfend das Visum, händigte mir den Paß wieder ein und wandte sich nun an die anderen Reisenden. Diese Station des Calvarienberges war also auch glücklich überstanden!

Am nächsten Morgen kamen wir in Oderberg an. Ich nahm ein Zimmer im Wirthshaus, trank einen Caffee, steckte dann den Zimmerschlüssel zu mir und ging auf Recognoscirung aus. Meine Schritte richtete ich der Oder zu, in der Absicht, den Fluß nöthigenfalls zu durchschwimmen. Einige Landleute zeigten mir die Richtung an, in welcher eine Ueberfuhr zu finden sei. Es regnete in Strömen. Nirgend einen verdächtigen Finanzwächter erblickend, durchschritt ich eine große nasse Wiese, die an ihrem anderen Ende mit Erlensträuchern dicht bewachsen war. Hier traf ich einen Fußsteig, dem ich nun folgte. Ich gelangte an einen 7—8 Fuß breiten, ziemlich tiefen Bach, der mit gelbem Lehmwasser bis an die Ufer angeschwollen war. Ein ganz schwacher, sich beim ersten Tritt biegender Erlenzweig, diente als Ueberbrückung. Nur ein Seiltänzer konnte sicher darüber hinwegkommen. Erst zögerte ich, den Uebergang zu versuchen; das schmutzige Wasser des Baches, die kalte Tagesluft, waren nicht einladend für ein Bad. Aber es gab keinen anderen Weg, der hin nach Küßnacht führte. Drei Schritte hatte ich glücklich balancirt, als in meinem Rücken ein schriller Pfiff ertönt, der meine Schritte unwillkürlich hastiger machte. Der Steg brach,

und ich lag bis an die Arme im Wasser! Einen Erlenzweig des andern Ufers erfassend, konnte ich mich herauswinden. Wenn der Pfiff mir gegolten hatte, so mußte mich ein Zollwächter bemerkt haben, der mir wahrscheinlich auf dem Fuße folgte. Schnellen Schrittes eilte ich weiter. Bald befand ich mich wieder auf einer freien Wiese, hinter welcher ich die Oder fließen sah, ein Anblick, der in mir ungefähr dieselben Gefühle erregte, als dem Schiffbrüchigen, der Land sieht. Als das Oderufer erreicht war, gewahrte ich auf der anderen Seite einen Kahn, in dessen Nähe ein Knabe saß. Ich winkte ihm herüberzukommen, eine Zehnguldenbanknote emporhaltend, um ihn zur Eile anzuspornen. Die Zeit war kostbar. Ehe der Kahn noch bis in die Mitte des Flusses gelangt, traten aus dem Erlengebüsch zwei Finanzwächter hervor, die sich in Lauf setzten, um mich, den sie für einen Tabackpascher halten mochten, einzuholen. Der Kahn näherte sich indeß dem diesseitigen Ufer, ich schwang mich hinein, und hörte nur noch das Fluchen der Zollwächter, denen die gehoffte Beute entgangen war.

Ich war frei! Der Knabe führte mich nach einem nahen Bauernhause, wo ich versuchte, meine mit einer Schlammkruste überzogenen Kleider etwas zu trocknen. Der gewonnenen Freiheit vermochte ich mich nicht zu erfreuen. Das Leben, die persönliche Freiheit waren gerettet; trostlos, traurig aber war die mir bereitete Lage. Von meiner Familie weit getrennt, mein Vermögen zerrüttet, die Heimat verloren! War es der Mühe werth gewesen, *dafür* das Leben zu retten? Wahrlich, nein! Ich würde die Rettung auch gewiß nie versucht haben, wenn ich als Egoist gedacht hätte.

Die Kleider wollten nicht trocknen, der Frost schüttelte mich, ich mußte fort, so wie ich war. Der Bauer fuhr mich nach dem wenige Meilen entfernten Landsitz eines Verwandten, des Herren von Selchow in Rudnik, wo ich mich im Kreise seiner gemüthvollen Familie von den ausgestandenen Strapazen einigermaßen erholte. Ich ging dann auf einige Tage nach Schloß Dobrau zu meinem unvergeßlichen Onkel, dem Bruder meines verstorbenen Vaters, und von dort nach Berlin. Hier lebte damals die Schwester meiner Mutter, die Baronin Bianca Fircks, eine an Herz und Geist ausgezeichnete Dame. Durch ihre Schwester von meinem Verschwinden und von der Ankunft der zwei Soldaten im Jablonka, in Kenntniß gesetzt, hatte tiefe Kümmerniß sie meinetwegen ergriffen. Ihre Freude war groß, als sie mich wiedersah. Uebrigens glaubte sie für meine Sicherheit schon gesorgt zu haben, indem auf ihr Bitten die Königin Elisabeth einen Courier nach Wien geschickt, und um Gnade für mich nachgesucht hatte. Ich sprach der guten Tante meinen Dank aus für ihr Bemühen, bat sie, auch der Königin meinen ehrerbietigsten Dank zu Füßen zu legen, erlaubte mir aber der Meinung zu sein, daß selbst die königliche Fürsprache nicht ausgereicht hätte, mich vor der Rachsucht der in Oesterreich damals absolut herrschenden Camarilla zu schützen. Frau von Fircks hielt diese Meinung für freventlichen Zweifel. Es war nur zwei oder drei Tage später, daß ich, bei ihr eintretend, sie sehr verlegen fand. Die Oberstthofmeisterin Gräfin Dönhoff hatte ihr eben einen Brief von der Königin gebracht, der *meine* Meinung vollauf bestätigte. „Ich bedaure sehr, Ihnen bezüglich Ihres Neffen keine gute Nachricht geben zu können. Er muß doch ein schlimmer Mensch sein, viel Böses gethan haben,

denn meine Schwester schreibt mir, er könne seiner gerechten Strafe nicht entzogen werden." So lautete der Hauptinhalt des Briefes. Wie mußten mich die damaligen Machthaber, die Haynau, die Schwarzenberg, und tutti quanti, allerhöchsten Orts beschrieben haben, damit man mich für so besonders strafwürdig hielt! Ich war eben ein Deutscher von Geburt, und das war ein unausfühnbares Verbrechen in ihren Augen. Seltsame Fügung des Schicksals! Sechzehn Jahre später verweigerte, mit fast denselben Worten Benito Juarez die Begnadigung eines edeldenkenden hochstehenden Mannes, den vor der Geschichte kaum ein anderer Vorwurf treffen wird, als der, den Umständen erlegen zu sein.

In Berlin, in dem Staate des großen Friedrich, glaubte ich frei zu sein von polizeilicher Belästigung, frei in dem Sinne, wie man es heute — Dank dem Martyrium so Vieler, die für die Erringung vernünftiger, gesetzmäßiger Freiheit gelitten — im ganzen civilisirten Europa factisch ist. Ich hatte dem Staate mit Ehren gedient, war ihm keine Verpflichtung schuldig, hatte mich gegen keines seiner Gesetze vergangen. Aber das Preußen von damals war nicht mehr das Preußen Friedrich's II., und es war noch nicht das Deutschland Wilhelm's I. In den Augen der preußischen, wie der österreichischen Regierung war jeder Ungar, der für sein Vaterland gekämpft hatte, ein Rebell, ein gefährlicher Umsturzmann. Ich wurde auf die Polizei citirt, ich kam nicht; abermalige Citation, unter Androhung von Gewaltanwendung, abermalige Weigerung. Darauf erschien der bekannte Criminalpolizei-Rath Goldheim in hocheigener Person bei mir, und begann, übrigens unter Beobachtung sehr höflicher Formen, mich einem Verhör zu unterziehen. Ich schnitt dasselbe mit einer Erklärung ab, deren Logik meinem Inquirenten, welcher überdies auf den ersten Blick erkannt haben mochte, daß er es nicht mit einem verschmitzten Verschwörer, sondern mit einem ehrlichen Soldaten zu thun hatte, Eindruck machte: „Wenn Sie mir sagen, was ich gegen Preußen verbrochen habe, so werde ich Ihnen Rede und Antwort stehen, wenn nicht, nicht, außer Sie erklären mir, daß Berlin zu einer Polizeifiliale von Wien herabgesunken ist." Goldheim stand auf; steckte das angefangene Protokoll in die Tasche, und empfahl sich mit der Entschuldigung, daß er höherem Auftrage hätte folgen müssen. Angewidert von dem, was ich in Berlin sah und hörte, beschloß ich, mich nach Paris zu meinen dort weilenden Exilsgenossen zu begeben. Ich richtete an das Polizeipräsidium schriftlich das Ersuchen, mir einen Paß für die Reise bis Paris ausstellen zu wollen. „Euer p. p. kann als Ausländer ein Paß diesseits nicht ertheilt werden. Hinckeldey," war der Bescheid. Dieser Bescheid mag ganz reglementsmäßig gewesen sein, charakterisirt aber den Zopf jener Zeit; denn entweder mußte man mich in Berlin behalten wollen, auch ohne Legitimationspapiere, oder man mußte mir den Paß für die Fortreise geben. Durch die Freundlichkeit eines mir bekannten Landrathes erhielt ich endlich den gewünschten Paß.

(Schluß folgt.)

Moderne französische Romanschriftsteller.

Von

Georg Brandes.

II. Gustave Flaubert.

Gustave Flaubert wurde 1821 in Rouen geboren. Als er 1880 durch einen plötzlichen Tod daselbst verschied, hinterließ er die europäische Dichtkunst nicht in dem Zustand, in welchem er sie vorgefunden hatte — kein Künstler kann als solcher sich einen bessern Nachruhm wünschen. Die Arbeit seines Lebens bezeichnet einen Schritt in der Geschichte des Romans.

Er war ein Prosaschriftsteller ersten Ranges, einige Jahre hindurch wol der erste Frankreichs. Seine Stärke als Prosaist beruhte auf einer künstlerischen und literarischen Gewissenhaftigkeit, die sich bis zur Genialität erhob. Er wurde ein großer Künstler, weil er keine Mühe scheute, weder wenn er sich zum Schreiben vorbereitete, noch wenn er schrieb; sondern Beobachtungen und Aufklärungen mit der Sorgfalt eines bloßen Gelehrten sammelte und seinen Stoff mit der Leidenschaft eines bloßen Formanbeters plastisch und harmonisch zu gestalten strebte. Er wurde ein Meister des modernen Romans, weil er die Selbstüberwindung hatte, nur wahre seelische Vorgänge darstellen zu wollen und allen Effecten der dichterischen Beredsamkeit, allen pathetischen oder dramatischen Momenten, welche auf Kosten der Wahrheit schön oder interessant erscheinen, aus dem Wege ging. Sein Name ist mit künstlerischem Ernst und literarischer Strenge gleichbedeutend.

Er war nicht ein Gelehrter, der zugleich Dichter war oder in dem Verlauf seines Lebens Dichter wurde; seine dichterische Arbeit als solche ist auf eindringlichen, langsam gewonnenen Vorstudien begründet. Seine Bücher haben nichts Jugendliches oder Flatterhaftes, nichts Lächelndes oder Gewandtes. Diese Bücher sind Resultate der langsamen und späten Reife. Er debutirte erst, als er 35 Jahre alt war, und hinterließ, obwol er der Literatur alle seine Zeit gewidmet hatte, in seinem 59. Jahre nur sieben Werke [1]).

[1]) Die Titel sind: Madame Bovary, Salammbô, L'éducation sentimentale, La Tentation de Saint-Antoine, Le Candidat, Trois Contes, Bouvard et Pécuchet.

Es war eine tief ursprüngliche, aber keine elementare Natur. Seine Originalität beruhte darauf, daß in seinem Gemüthe zwei literarische Hauptströmungen zusammenliefen und einen neuen Born bildeten. Er erhielt in seiner Jugend gleichzeitig, oder fast gleichzeitig zwei Impulse, welche die Laufbahn seines Geistes bestimmten.

Die erste Strömung, die ihn erreichte, war die romantisch-beschreibende Richtung der Literatur, die Chateaubriand entstammt, der lyrisch bewegte und farbenprächtige Stil, der in Atala und Les Martyres die Franzosen zum ersten Male bezauberte und später in Victor Hugo's Les Orientales und Notre Dame de Paris einen noch viel festeren und mächtigeren Rhythmus und eine weit überlegene malerische Kraft gewann. Flaubert war, wie alle Dichter und wie alle Menschen, als Jüngling lyrisch gestimmt gewesen. Seine, nie gedruckten, lyrischen Versuche wurden durch die geschichtliche Entwickelung der französischen Poesie farbenschillernde melancholische Huldigungen der Religion der Schönheit. Der zweite Strom, der in sein Inneres hineingeleitet wurde, war die Richtung der Romane Balzac's gegen das Moderne, ihr Sinn für das Häßliche und Brutale als charakteristisch, ihr leidenschaftlicher Hang zur Wirklichkeit und ihre Treue der Beobachtung.

Indem diese zwei Flüsse bei ihm zusammenströmten und nach dem Verlauf einiger Zeit sich mit einander mischten, erhielten sie eine neue Farbe und einen neuen Namen.

Er hatte als Jüngling für die Schubladen seines Schreibtisches viel descriptive und pathetische Lyrik in Hugo's, Gautier's und Byron's Stil geschrieben; aber in der richtigen Empfindung, daß seine Originalität sich nicht in dieser Richtung geltend machen könne, und daß man auf diesem Gebiet überhaupt nicht mehr originell zu sein vermöge, hielt er seine Productionen zurück und fand sich darein, für unbegabt, jedenfalls für unproductiv angesehen zu werden. Er schrieb ungefähr zur selben Zeit Versuche entgegengesetzter Art; er pflegte eine komische Tragödie über die Kuhpocken zu nennen; aber auch diese Versuche gab er nicht heraus. Erst da Chateaubriand und Balzac in seinem Gemüth eine neue poetische Form erzeugt hatten, fühlte er sich seiner Originalität gewiß und trat öffentlich auf.

I.

Selbst denen, die wenig oder Nichts von Flaubert gelesen haben, ist es bekannt, daß er in dem Jahre 1856 mit einem Roman, Madame Bovary, ein außerordentliches Aufsehen in Paris, und bald danach in Europa machte. Ein thörichter Proceß — der Staatsanwalt klagte den Verfasser unsittlicher Tendenzen an — und eine entschiedene Freisprechung durch die Jury vermochte nur wenig die Aufmerksamkeit zu vermehren, die das eigenthümliche neue Talent schon an und für sich erregte. Das Buch erschien, wie alle neuen Anfänge in der Literatur, sonderbar und anstößig. Es war ein Zeichen des Widerspruchs. Man verglich es mit den Dichtungen einer älteren Zeit und sagte sich: Ist dies Poesie? Es erinnerte manch' Einen mehr an Chirurgie, Anatomie. Noch weit später hieß es in literarischen Kreisen in Paris, wo man einem früheren Begriff

von Poesie treu blieb: „Wir bedanken uns für die Skelette des Herrn Flaubert." Der Verfasser wurde Ultrarealist genannt, man fand in seinem Roman nur die unbarmherzige, unerbittliche Physiologie des Alltäglichen in seiner traurigen Häßlichkeit.

Man übersah im ersten Augenblick, daß ab und zu diesem Physiologen ein zwar durchaus unpersönlicher, aber bildlicher, farbenreicher Ausdruck entschlüpfte, der von einer ganz anderen Welt als derjenigen des Romans Botschaft zu bringen schien. Das literarisch halbgebildete Publicum merkte nicht, daß diese Schilderung platter Provinzverhältnisse und Provinzunglücksfälle, erbärmlicher Irrthümer und eines elenden Todes in einem Stil vorlag, der zugleich klar wie eine Spiegelfläche und dem Ohre musikalisch wohlthuend war. Es lag ein Lyriker unter dem Buche begraben, und bisweilen schlug ein Flammenwort aus dem Grabe empor.

Es war eben der Zeitpunkt, wo die Generation, die zwischen 1820 und 1830 geboren war, sich der Herrschaft in der Literatur bemächtigte und ihr physiognomisches Gepräge in einer mit harten Händen durchgeführten Analyse des Wirklichen offenbarte. Die neue Generation wandte sich von dem philosophischen Idealismus und der Romantik ab und schwang mit wahrem Enthusiasmus das Secirmesser. In demselben Jahr, wo Madame Bovary erschien, anatomirte Taine in seinem Werk Les philosophes français du 19 siècle die herrschende spiritualistische Lehre, vernichtete Cousin als Denker und erklärte ohne die Romantiker zu bekämpfen mit kühler Gleichgültigkeit, daß Hugo und Lamartine schon Classiker seien, die von der Jugend eher aus Neugier, als aus Sympathie gelesen würden, und die ihr so fern standen, wie Shakespeare und Racine. Sie seien „bewunderungswürdige und ehrwürdige Ueberreste eines Zeitalters, das groß war und nicht mehr existire". Sein Freund Sarcey schrieb nicht lange später im „Figaro" jenen von Banville, dem Zögling der großen Romantiker, vielbesungenen und vielverspotteten Artikel, der in den Worten culminirte: „Vorwärts, meine Freunde! Nieder mit der Romantik! Voltaire und die Normalschule![1])" In der dramatischen Poesie schien die Opposition gegen die Romantik mit der kleinen, unfruchtbaren École de bon sens gescheitert; Ponsard und seine Geistesverwandten hatten lange nicht das halten können, was man sich einst von ihnen versprach. Aber neuere realistische Dramatiker schlossen sich eben zu jenem Zeitpunkt ihnen an. Augier, der seine ersten Poesien Ponsard gewidmet hatte und der Anfangs der sentimental-bürgerlichen Richtung desselben gefolgt war, betrat 1855 eine neue Bahn drastischer Schilderung der unmittelbaren Vorzeit. Der kühnere, derbere Dumas hatte ihm eben den Weg gezeigt, und bei diesem fängt trotz aller Pietät für die Generation, der sein Vater angehörte, die directe und treffende Verspottung der romantischen Ideale an; man sehe die Rollen de Nanjac's in Le Demi-monde, de Montègre's in L'ami des femmes. Das Wort, das Montègre durch die Ueberlegenheit de Ryons' in Verwirrung gebracht, demselben erwidert: „Vous êtes un physiologiste, Mon-

[1]) Man sehe Th. de Banville: Odes funambulesques; Villanelle des pauvres housseurs und zwei Triolette.

sieur", war in Wirklichkeit die einzige Antwort, welche die ältere Generation der Kritik der jüngeren entgegenzustellen hatte.

Augier ist 1820, Dumas 1824, Sarcey und Taine sind 1828 geboren. Der Dichter Madame Bovary's, der 1821 das Licht erblickte, hatte augenscheinlich unter seinen nächsten Zeitgenossen Verwandte. Er war von ihnen durch seine geheime unerschütterliche Treue gegen die Ideale des vorigen Geschlechts verschieden. Aber er machte den Angriff auf die Caricaturen derselben so rücksichtslos mit, das man ihn ohne Weiteres zu der Gruppe jener Antiromantiker rechnete.

Und doch erinnert er durch seine Härte und Kälte fast noch mehr an den in der vorigen Generation alleinstehenden Mérimée, ja er schien Vielen nur ein schwererer, breiterer Mérimée. Denn was an ihm zuerst auffiel, das war der kaltblütige Dichter, und diese zwei Bestimmungen: kaltblütig und Dichter, die sich bisher ausgeschlossen hatten, waren nur bei Mérimée vereint erschienen.

Ein näheres Studium würde doch erwiesen haben, daß die Kaltblütigkeit Mérimée's ganz andersartig war als diejenige Flaubert's. Mérimée behandelte romantische Stoffe in einem unromantischen, trockenen und knappen Stil. Sein Ton und sein Stil stimmten überein, denn der Ton war ironisch und der Stil bildlos und kalt. Mit Stil und Ton stand aber die Wildheit, die barbarische Leidenschaftlichkeit des Sujets in Widerspruch.

Bei Flaubert dagegen stimmte der Stoff und der Ton überein; denn er stellte mit unendlich überlegener Ironie das Leere und Thörichte dar. Aber mit dem Stoff und dem Ton stand der Stil in Widerspruch. Er war nicht wie bei Mérimée rationell und mager; er war farbenstrahlend und harmonisch. Der Dichter breitete den goldgewirkten Schleier desselben über all das Platte und Traurige, das er erzählte, aus. Wenn man das Buch laut vorlas, erstaunte man über die Musik dieser Prosa. Der Stil enthielt tausend melodische Geheimnisse; er ironisirte die menschliche Schwäche, das ohnmächtige Sehnen und Trachten, den Selbstbetrug und die Selbstzufriedenheit mit einem Accompagnement von Orgelmusik. Während der Chirurg im Texte, ohne Theilnahme an den Tag zu legen, zerfleischte und zerriß, schluchzte ein schönheitsliebender Lyriker in der Begleitung. Nahm man eine solche Seite vor, auf der ein Dorfapotheker sein halbwissenschaftliches Geplauder vortrug, auf der eine Diligencetour geschildert oder eine alte Mütze beschrieben wurde, so war sie, stilistisch betrachtet, durch die Frische der Ausdrücke glänzend wie Gold und durch den soliden Satzbau dauerhaft wie Bronze. So fest war jeder Absatz zusammengeschrieben, daß Flaubert selbst die Empfindung hatte, man könne nirgends zwei Worte wegnehmen ohne daß, rhythmisch gesprochen, die ganze Seite zusammenfalle. Die sichere Feinheit der Bilder, der Erzklang der Wortverbindungen, die rollende Breite der Prosarhythmen gaben der Erzählungsweise eine erstaunliche, bald malerische, bald komische Kraft.

Es lag augenscheinlich in seinem Naturell ein eigenthümlich Doppeltes. Sein Wesen bestand aus zwei Elementen, die sich vervollständigten: ein brennender Haß gegen Dummheit und eine unbegrenzte Liebe zur Kunst.

Jener Haß fühlte sich, wie oft der Haß, unwiderstehlich von seinem Gegen-

stand angezogen. Die Dummheit in all ihren Formen als Thorheit, Albernheit, Aberglaube, Dünkel, Spießbürgerlichkeit zog ihn magnetisch an, reizte und inspirirte ihn. Er mußte sie Zug für Zug malen, fand sie an und für sich unterhaltend, selbst wo Andere sie nicht interessant oder komisch finden konnten. Er legte förmliche Sammlungen von Dummheiten an, bewahrte sinnlose Proceßeinlagen, abgeschmackte Illustrationen haufenweise auf, besaß eine Sammlung schlechter Verse, die nur von Aerzten geschrieben waren; jedes Zeugniß der menschlichen Dummheit als solches war ihm von Werth. Er hat in seinen Werken auch nichts anderes gethan, als mit Meisterhand der menschlichen Beschränktheit und Verblendung, unserm Unglück, insofern es auf unserer Dummheit beruht, Denkmäler zu setzen. Ich fürchte fast, daß die Weltgeschichte ihm die Geschichte der menschlichen Dummheit war. Sein Glaube an den Fortschritt des Geschlechts war äußerst schwankend. Der Haufe, sogar das lesende Publicum war ihm „der ewige Dummkopf, der *man* genannt wird". Wollte man eine Bezeichnung dieser Seite seines Wesens haben und ihn absolut mit einem jener so beliebten, ihm so verhaßten Worte auf „ist" stempeln, so wäre er nicht mit vollem Recht Pessimist, nicht einmal Nihilist zu nennen; Imbecillist würde das Wort sein.

Dieser unablässigen Verfolgung der Dummheit, deren erbitterter Charakter sich hinter seiner unpersönlichen Form verbarg, entsprach nun, wie gesagt, eine leidenschaftliche Liebe zur Literatur, die ihm die Schönheit und die Harmonie bedeutete, die ihm die höchste Kunst vertrat und die er mit einem Streben nach Vollkommenheit pflegte, das ihn erst lange stumm, dann spät zum Meister und dann wieder früh unfruchtbar machte. Er litt, wenn er das Alltägliche vorführte, selbst am meisten darunter, suchte deswegen durch die Kunst der Behandlung den Stoff zu heben und da die wichtigste Eigenschaft des Schriftstellers ihm die Plastik war, strebte er vor Allem nach Anschaulichkeit. Er hat es gelegentlich selbst gesagt und man empfindet es, wenn man ihn durch seinen Stil studirt.

Schon in seinem ersten Werk traten alle Vorzüge dieses Stils hervor.

Man lese die Stelle nach, wo in „Madame Bovary" Emma noch unverheirathet Bovary nach seinem ärztlichen Besuch bei ihrem Vater zur Thür hinaus folgt: „Sie begleitete ihn immer bis zur ersten Stufe der Freitreppe. Wenn sein Pferd noch nicht vorgeführt war, blieb sie da. Man hatte sich Adieu gesagt, man sprach nicht mehr; die frische Luft umgab sie, hob durch einander die flaumweichen Haare ihres Nackens oder schlug um ihre Hüften die Bänder ihrer Schürze, die sich wie Fähnlein wickelten und wanden. Ein Mal, als es Thauwetter war, sickerte das Wasser aus der Rinde der Bäume im Hof und schmolz der Schnee auf den Dächern der Gebäude. Sie stand auf der Schwelle; sie ging zurück, ihren Sonnenschirm zu holen, schlug ihn auf. Der Schirm, der von grünblauer Seide war und durch den die Sonne schien, erhellte mit beweglichen Reflexen die weiße Haut ihres Gesichts. Sie lächelte unter ihm in der lauen Wärme; und man hörte die Regentropfen, einen nach dem andern, auf das gespannte Zeug fallen."

Eine so geringfügige Sache wie dies gewöhnliche Abschiednehmen wird durch die liebevolle Sorgfalt der Schilderung interessant, und der reguläre Abschied

erhält individuelles Leben durch die Hervorhebung eines einzelnen Tages, wo übrigens nichts passirt. Die Genauigkeit mit welcher die alltägliche Situation dargestellt ist, verwandelt sie zu einem Gemälde hohen Ranges, das zugleich das Sichtbare und das Hörbare, zugleich das Tableau und die Bewegung wiedergibt.

Oder man erinnere sich der Stelle, wo Emma nach ihrer Verheirathung zum ersten Mal verliebt wird:

„Emma wurde mager, ihre Wangen bleich; ihr Gesicht verlängerte sich. Mit ihrem schwarzen, in breiten, glatten Streifen gescheitelten Haar, ihren großen Augen, ihrer geraden Nase, ihrem Vogelgang und immer schweigsam, wie sie war, schien sie fast das Dasein zu durchschreiten ohne es zu berühren und an der Stirn das undeutliche Gepräge irgend einer erhabenen Vorherbestimmung zu tragen. Sie war so traurig und so ruhig, zugleich so milde und so zurückhaltend, daß man sich in ihrer Nähe von einem eisigen Zauber ergriffen fühlte, wie man in den Kirchen zittert, wenn der Duft der Blumen sich mit der Kälte des Marmors vermischt."

Das Gleichniß ist neu, ist treffend und kurz. Man spürt hier den Dichter in dem Erzähler.

Man spürt ihn noch deutlicher, wenn fortgefahren wird:

„Die Damen der Stadt bewunderten ihre Oekonomie, die Patienten ihre Höflichkeit, die Armen ihre Wohlthätigkeit. Aber sie war voll Begierden, voll Wuth und Haß. Dies Kleid mit den geraden Falten verbarg ein verstörtes Herz und diese so keuschen Lippen erzählten nicht die Qual desselben. Sie war in Léon verliebt . . . Sie erkundigte sich nach jedem seiner Schritte; sie spähte sein Gesicht aus; sie erfand eine ganze Geschichte, um zu einem Besuch seines Zimmers einen Vorwand zu haben. Sie schätzte die Frau des Apothekers glücklich, weil sie unter einem Dach mit ihm schlief; und ihre Gedanken schlugen immerfort auf das Haus nieder wie die Tauben des „Goldenen Löwen", die stetig dahinflogen, um in das Wasser der Dachrinnen ihre rosigen Füße und weißen Flügel einzutauchen."

Dieses ist nicht ein schlagendes Gleichniß im Allgemeinen, sondern ein Gleichniß, das einem Umstand in dem Dorf, das Emma bewohnt, entlehnt ist. So lebhaft steht dieses Dorf dem Erzähler vor Augen.

Bisweilen sammelt er eine ganze Beschreibung in einem dichterischen Machtwort. So an der Stelle, wo die alte Dienstmagd auftritt, die an der Versammlung des landwirthschaftlichen Vereins aufgerufen wird um für den treuen Dienst von 54 Jahren in Einem Hof eine silberne Medaille im Werth von 25 Francs zu empfangen.

Katharina Niçaise Elisabeth Leroux, ein kleines altes Weib, das in ihren armen Kleidern zusammenzuschrumpfen scheint, zeigt sich auf der Erhöhung. Man sieht ihr hageres, in Runzeln zusammen gefaltetes Gesicht in der Haube und ihre langen Hände mit knotigen Gelenken, welche der Staub der Scheunen, das Wollenfett und die Potasche der Wäschereien mit einer solchen Kruste überzogen haben, daß sie, obwol mit klarem Wasser abgespült, schmutzig scheinen und nicht mehr ganz geschlossen werden können, sondern gleichsam um Zeugniß so vieler erlittener Strapazen zu tragen offen verbleiben. Wir sehen die nonnen-

artige Steifheit ihres Ausdrucks, die thierische Stummheit ihres blassen Blicks, ihre Unbeweglichkeit aus Verwirrung über das ungewohnte Schauspiel der Fahnen, der Trommelwirbel und der decorirten Herren in schwarzem Frack. Dann faßt Flaubert das Bild in diesen Worten zusammen:

„So hielt sich vor diesen selbstzufriedenen Spießbürgern dies halbe Jahrhundert der Sclaverei."

So kleinlich genau die Beschreibung ist, so groß und stilvoll ist der sammelnde Ausdruck. Man fühlt es recht wol, daß für diesen Schriftsteller die Kunst zu schreiben die höchste von allen war.

Nicht allein, daß ihm selbst das Schreiben sein unbedingter und einziger Beruf war; man begeht auch keine große Uebertreibung wenn man sagt, daß seine Weltanschauung auf den Gedanken hinauslief: Die Welt ist da, um beschrieben zu werden.

Er hat einmal dieser seiner Ansicht in einer absolut bezeichnenden Wendung Ausdruck gegeben. Er richtet, auf die Freundschaft anspielend, die ihn mit Louis Bouilhet verband, in der Vorrede zu den hinterlassenen Gedichten desselben, an die Jugend diese Worte:

„Und da man bei jeder Gelegenheit eine Moral verlangt, so ist hier die meine:

Gibt es noch irgendwo zwei junge Leute, die ihre Sonntage damit verbringen, in Gemeinsamkeit die Dichter zu lesen; die sich gegenseitig ihre Versuche, ihre Pläne, Gleichnisse, die ihnen eingefallen sind, einen Satz, ein gelungenes Wort mittheilen und die, obwol sonst gegen das Urtheil der Anderen gleichgültig, diese Leidenschaft mit jungfräulicher Schamhaftigkeit verbergen, so gebe ich ihnen diesen Rath:

Geht Schulter an Schulter in den Wäldern, sagt einander Verse vor, nehmt in Eure Seele den Saft der Bäume und die Ewigkeit der Meisterwerke auf, verliert Euch in weltgeschichtliche Träume, gebt Euch dem Eindruck des Erhabenen hin . . , wenn Ihr dann so weit gekommen seid, daß Ihr in den Begebenheiten der Welt, so bald Ihr sie wahrnehmt, nur eine Illusion seht, die zu beschreiben ist, und das in dem Grad, das Alles, Eure eigene Existenz mit einbegriffen, Euch keinen andern Nutzen zu haben scheint, und Ihr um dieses Berufes willen zu jeglichem Opfer entschlossen seid, so tretet auf, gebet Bücher heraus!"

Selten hat ein Schriftsteller, ohne es direct zu wollen, seine Eigenthümlichkeit schärfer gezeichnet. Er hat sein Leben der Bestimmung gewidmet, Illusionen zu beschreiben. Ich weiß sehr wohl, daß seine Meinung nur die ist, für den wahren Schriftsteller sei Alles, was geschehe, Bild, blos durch die Kunst festzuhaltendes Trugbild. Man kann aber zwanglos seinen Worten den weiteren Sinn geben, daß das Leben überhaupt am wahrsten unter dem Gesichtspunkte einander ablösender Trugbilder aufzufassen sei, und dann paßt der Satz genau auf ihn selbst. Man gehe in Gedanken seine Stoffe durch, von den ersten unweltlichen und weltlichen Träumen, durch welche Emma Bovary aus der Leere der Provinz und der Plattheit ihrer Ehe sich zu erheben strebt, bis zu den

einander jagenden Wüstenhallucinationen des heiligen Antonius — was sind sie ihm anders gewesen, als Illusionen zum Beschreiben!

Die Illusion hat das doppelte Wesen in sich, das dem Naturell Flaubert's entspricht. Das Trugbild ist, von seiner Eigenschaft als Blendwerk abgesehen, schön, es hat Farbe und Duft, es erfüllt das Gemüth und theilt ihm ein potenzirtes Leben mit. So beschaffen reizte es den Schönheitsanbeter in Flaubert. Aber die Illusion ist ferner hohl und leer, oft thöricht, nicht selten geradezu lächerlich; so aufgefaßt fesselte sie den Realisten in Flaubert, den Mann, dessen Blick das Seelenleben durchschaute und die Luftschlösser der Phantasie in ihren einfachsten Elementen aufzulösen eine Befriedigung fand.

II.

Wie war er so geworden, wie wir ihn in seinem ersten Roman kennen lernen?

Sein Vater war ein berühmter Chirurg in Rouen, ein streng rechtschaffener, gutherziger, wohlhabender Mann, der den Sohn gut und frei erzog. Daß seine erste Heimath das Haus eines Arztes war, das empfindet man in seinen Büchern. Er studirte selbst eine Zeit lang Medicin, später die Rechtswissenschaft, warf sich aber schon in der Schule mit Leidenschaft auf die Literatur und begegnete sich in dieser Schwärmerei mit einem gleichalterigen Freund, der ein Freund für's Leben wurde, dem Dichter Louis Bouilhet. Es finden sich ohne Zweifel selbstbiographische Elemente in der Schilderung der Freundschaft zwischen Frédéric und Deslauriers in seinem Roman L'éducation sentimentale. Flaubert kam wie Frédéric, neunzehn Jahre alt, nach Paris, um zu studiren. Sein Vater kaufte das Landhaus Croissset bei Rouen, das er später erbte; er verbrachte sein Leben abwechselnd in Rouen und Paris, ein Leben, in welchem nur zwei äußere Begebenheiten vorkommen, eine Reise nach dem Orient, die er dreißig Jahre alt unternahm und eine spätere nach Nordafrika, die der Ausführung „Salammbô's" voranging. In Rouen schloß er sich gern monatelang ein, um zu studiren und zu schreiben; in Paris suchte er vorzugsweise Zerstreuung. Er war in seiner Jugend ausdauernd in seiner Arbeit und gewaltsam in seinen Vergnügungen.

Er hatte das Temperament, das seinem Aeußern entsprach. Ich habe ihn nur flüchtig gesehen. Aber man vergißt nicht diesen großäugigen, blauäugigen Herkules mit der röthlichen Gesichtsfarbe, der hohen kahlen Stirn und dem langen Schnurrbart, der den großen Mund, die mächtigen Kiefer bedeckte. Er trug den Kopf hoch, ein wenig zurückgeworfen, der Bauch trat etwas hervor; er ging zwar ungern aber liebte sonst heftige Bewegungen und schlug mit den Armen aus, wenn er ungeheure Paradoxen mit donnernder Stimme herausschleuderte. Er war wie alle polternden Riesen gutmüthig. Sein Zorn — sagt einer seiner Freunde — kochte und fiel wie eine Milchsuppe.

Er war ja zu der Zeit aufgewachsen, da der französische Romantismus in seinem Flor stand, er hatte sein erstes Gepräge in der Schule desselben empfangen und er behielt Spuren davon, nicht nur in seinem Stil und in seiner an Théophile Gautiers „truculente" Redeweise erinnernden Art gegen die „Bourgeois" zu schimpfen; sondern sogar in seiner Manier sich anzuziehen. Er trug gern große,

breitschattige Hüte, großcarrirte Beinkleider und Röcke, die eng an die Taille schlossen, ging im Sommer in seiner Heimath in weiten, weiß- und rothgestreiften Hosen und in einer Art Jacke, die ihm Aehnlichkeit mit einem Türken gab. Es war eine Legende unter seinen Freunden, daß Bürgersleute in Rouen, die Sonntags Landpartien machten, ihren Kindern das Versprechen gaben: „Wenn Ihr artig seid, sollt Ihr Herrn Flaubert in seinem Garten zu sehen bekommen".

Ich sagte, daß einige Reisen die Hauptbegebenheiten seines Lebens waren. Die Frauen haben weniger Platz darin eingenommen, als in dem Leben der meisten Andern. Er hatte, als er zwanzig Jahr alt war, sie als Troubadour geliebt. Damals ging er wiederholt zwei Meilen, um einen Neufundländer, den eine Dame zu liebkosen pflegte, an der Schnauze zu küssen. Später gewöhnte er sich an eine derbere Anschauungsweise und Praxis in Sachen der Erotik. Er war ein Freund von Anekdoten und Geschichten in Rabelais' Manier und erfaßte in seinen Büchern mit vollständig so harten Händen die erotische Illusion wie alle die andern. Nichts desto weniger gab es in diesem Punkt, wie in so vielen andern in dem Wesen Flaubert's, eine bleibende Zweiheit. Er, der alte Junggeselle, der leidenschaftliche Tabakraucher, der nur mit Männern vertraut verkehrte und in keiner andern Frauengesellschaft, als derjenigen hübscher und nicht strenger Damen sich wohl befand, hatte, augenscheinlich sowol in Folge persönlicher Erfahrung wie kraft einer allgemeinen Ueberzeugung, daß alles Wesentliche dem Menschen mißlingt, den Glauben, daß es das Natürliche, so zu sagen Regelmäßige für den Mann sei, eine einzige große Liebesleidenschaft, die nie befriedigt werde, sein Leben hindurch zu hegen. In guter Uebereinstimmung hiermit heißt es in einem Brief aus Flaubert's letzten Lebensjahren, scherzhaft aber zugleich wehmüthig wahr: „Wir armen Arbeiter der Literatur! warum verweigert man uns, was man so bereitwillig allen Spießbürgern einräumt? Sie haben Herz! aber wir, nie und nimmer! So wiederhole ich Ihnen denn nochmals, daß ich eine unverstandene Seele bin, die letzte Grisette, der einzige überlebende aus der alten Race der Troubadoure".

Trotz alledem pflegte diese „unverstandene Seele" sich nicht an die Frauen zu wenden, um Verständniß zu suchen. Er fürchtete die Liebe wie eine Gefahr und Last. Nur die Freundschaft war ihm eine Religion und unter seinen Freunden stand ihm Niemand so nahe wie jener erste und bleibende Freund Bouilhet.

Ich weiß nicht recht, ob es Zeiten gegeben hat, die unabhängigen Geistern günstig gesinnt waren. Aber so viel ist gewiß, daß diese zwei jungen Männer, die in das Leben hinaustraten, als die Bourgeoisie unter Ludwig Philipp die Herrschaft errungen und ihren poetischen Ausdruck theils in der schwächlichen und rechtschaffnen École du bon sens, theils in den Lustspielen Scribe's erhalten hatte, die Zeit, die zu erleben sie das Schicksal hatten, die schlimmste von allen fanden. Die Romantik hatte sich überlebt und ihr eigenes Zerrbild geliefert. Ueberall war es guter Ton, den gesunden Verstand zu preisen und die Poesie zu verspotten. Begeisterung und Leidenschaft waren alte Moden und als solche lächerlich. Alles, was nicht mittelmäßig war, wurde langweilig befunden. Die zwei Jünglinge faßten ihr Zeitalter als das der Mediokratie, der Mittelmäßigkeitsherrschaft auf; sie sahen die siegreiche Mittel-

mäßigkeit wie eine ungeheure, schwarze Wasserhose Alles an sich saugen und mit sich fortwirbeln.

Das gab ihnen beiden einen Fond von Melancholie und tiefem Ernst, eine Unterströmung von Menschenverachtung, eine Empfindung geistiger Isolirtheit und dadurch einen Hang zur Production unpersönlicher, untheilnehmender Art.

III.

Aus dieser Stimmung heraus war es, daß Flaubert im reifern Mannesalter sich endlich entschloß, als Schriftsteller aufzutreten und „Madame Bovary" schrieb. Es schlug eine eisige Kälte aus diesem Buche hervor; es war, als hätte der Verfasser endlich einmal die Wahrheit aus dem tiefen, kalten Brunnen, in welchem sie gelegen hatte, heraufgewunden und als stände sie jetzt auf ihrem Fußgestell frierend da und brächte das ganze kalte Schaudern des Abgrundes mit sich herauf. Ein sonderbares Buch, ohne irgend eine Art von Zärtlichkeit für seinen Gegenstand geschrieben. Andere hatten das Stillleben des Landes und der Provinz mit Wehmuth, mit Humor oder doch mit dem Idealisiren, das eine Betrachtung aus der Entfernung mit sich zu führen pflegt, geschildert. Er sah es ohne Mitgefühl, stellte es so geistlos dar wie es war. Seine Landschaften waren ohne sogenannte Poesie, nur kurz und vollständig geschildert. Er begnügte sich in seiner strengen Meisterschaft damit, die Hauptlinien und Hauptfarben zu geben, aber diese zeichneten und malten die Landschaft ganz. Und er hatte eben so wenig ein zärtliches Gefühl für seine Hauptperson — eine seltene Erscheinung bei einem Dichter, wenn diese Hauptperson wie hier eine junge und schöne, ja reizende Frau ist, die in Sehnen, Schmachten und sinnlich-geistigen Begierden lebt, fehlt, und enttäuscht wird, verdirbt und zu Grunde geht, ohne eigentlich jemals unter das Niveau ihrer Umgebungen zu sinken. Aber jeder Traum, jede Hoffnung, jedes Blendwerk, jede naive und ungesunde Begierde, die durch ihr Gehirn ging, war untersucht und an das Licht gezogen, ohne Gemüthserregung ja mit überschwebender Ironie. Es gab kaum eine Phase ihres Daseins, wo sie nicht lächerlich oder widerwärtig erschien, und erst, wo sie einen gräßlichen Tod stirbt, trat die gedämpfte Ironie ganz zurück, und sie verschied zwar nicht als ein Gegenstand des Mitleids, aber doch auch nicht als ein Gegenstand der Verachtung.

Anscheinend war der Dichter sogar bei der Schilderung des Schreckens ihrer Todesstunde völlig kalt gewesen. Daß dieser Schein täuschte, beweist ein Brief von ihm, der sich in dem Werke „De l'intelligence" von Taine (I, 94) findet: „Als ich die Vergiftung Emma Bovary's schrieb, hatte ich so ganz den Arsenikgeschmack im Munde, war so vollständig selbst vergiftet, daß ich zwei Tage nach einander nichts verdauen konnte, ja nach dem Mittagessen mich übergab". Das seelische und körperliche Ergriffensein des Verfassers wurde im Roman durch die vollendete Selbstbeherrschung während der Ausführung verdeckt.

Es kam in dem ganzen Buch keine Persönlichkeit vor, mit welcher der Dichter etwas gemein hatte oder die er in noch so geringem Grad sein zu wollen gedacht werden konnte; die Personen waren alle ohne Ausnahme gewöhnlich, unschön, lasterhaft oder bedauernswürdig. Und er hielt sie auf diesem Punkte fest.

Die junge Frau hat z. B. trotz ihrer gefährlichen Instincte in ihrer Sehnsucht nach dem Schönen, ihrem Bedürfniß des Idealen und ihrem lange anhaltenden Glauben an die Romantik der Liebe Eigenschaften, die — ein wenig anders oder doch schonender dargestellt — sie selbst in ihren Verirrungen hätte adeln können; was hätte George Sand nicht aus ihr gemacht! Aber Flaubert will eben nicht in die alten Spuren zurückfallen und er beraubt geflissentlich die sogenannten schönen oder süßen Sünden jeglicher Poesie. Der betrogene Ehemann hat ebenfalls, trotz seiner Unfähigkeit als Arzt und seiner Plumpheit als Mensch, durch seine Güte, seine Geduld, seine Ehrenhaftigkeit und seine treue Bewunderung von Emma Elemente in sich, die unter andern Umständen hätten rührend wirken; und er entfaltet bei ihrem Tode Eigenschaften, eine innige Anhänglichkeit, ein Selbstvergessen, die durch einen kleinen Druck von dem Finger des Dichters sich bedeutend, Achtung gebietend hätten ausnehmen können. Aber der Dichter will dem Thon diesen kleinen Druck nicht geben; er hält aus Wahrheitsliebe die Gestalt beständig innerhalb der Grenze, die ihm die richtige scheint, läßt Bovary von Anfang bis zum Schluß einen gutmüthigen und würdelosen, unfähigen und unappetitlichen armen Teufel sein.

Es findet sich im Roman eine einzige, einigermaßen sympathische Person, der kleine Apothekerjunge Justin, der aus der Entfernung Emma anbetet; und es gibt einen Augenblick nach ihrem Tode, wo der Dichter ihn fast idealisiren zu wollen scheint. Als alle fort sind, kommt er zu ihrem Grabe und es heißt:

„Auf dem Grabe zwischen den Tannen kniete ein weinendes Kind und seine Brust, die vor Schluchzen zu bersten drohte, stöhnte in dem Schatten unter dem Druck eines unermeßlichen Schmerzens, der milder als der Mond und unergründlicher als die Nacht war."

Man wundert sich, daß diese Zeilen Flaubert zum Verfasser haben. Aber dann wird fortgefahren: „Plötzlich knackte das Gitterthor. Es war der Todtengräber Lestiboudois; er kam um seine Hacke zu suchen, die er vorhin vergessen hatte. Er erkannte Justin, als dieser über die Mauer zurückkletterte und wußte jetzt, wer der Uebelthäter war, der ihm seine Kartoffeln entwendete."

Dieser Satz war der einzige, der aus der ersten Lectüre Madame Bovary's nach zehn Jahren in meinem Gedächtniß geblieben war, und es ist ein bewunderungswürdiger Satz; er ist nicht willkürlich ironisch à la Heine; die Ironie ist hier Tiefsinn, das Werk eines allseitigen Geistes. Es ist natürlich, daß Justin beim Tode der angebeteten Dame innig und poetisch fühlt und es ist nicht minder natürlich, daß er früher Kartoffeln gestohlen hat und daß der Todtengräber durch geniale Intuition in dem Umstand, daß er über die Kirchhofmauer steigt, ein Indicium seines Kartoffeldiebstahls sieht. Aber daß Flaubert zugleich diese beiden Sachen, diese beiden Seiten des Lebens vor Augen hat, das ist ein Zeugniß einer geistigen Stärke und einer Ueberlegenheit über den Stoff, die mir bewußt nie früher in dieser Form hervorgetreten ist.

Die künstlerische Ironie ist hier auch ganz anders unpersönlich, unzufällig und wahr, als bei Mérimée. Sie ist nur eine stereoskopische Anschauungsweise, die der Wirklichkeit Relief gibt, sie rund und frei hinstellt.

Es ist kein Wunder, daß man in dem Werke zuerst nichts Anderes als diese

Betrachtungsart und die Wirklichkeitstreue, die ihr Erzeugniß war, entdeckte. Wenn man von der kurzen Zeit absieht, wo die ganz einfältige Auffassung von Flaubert als unsittlichem Schriftsteller sich breit machte, war die Vorstellung von ihm, die durchdrang, die: er sei, was man einen Realisten nannte. Er copire das Unbedeutende und das Wichtige mit derselben Gewissenhaftigkeit nur mit einer Vorliebe für das Gewöhnliche und sittlich Abstoßende; Alles stehe bei ihm in einem Plan, kräftig aber hart. Die Bewunderer des Buches fanden den Vortrag desselben merkwürdig; die Unwilligen meinten, die Art Flaubert's sei photographisch, nicht künstlerisch. Man erwartete oder fürchtete von seiner Hand neue „Madame Bovary".

Aber man wartete vergeblich; denn er ließ nichts von sich hören. Die Jahre gingen hin und er war stumm. Endlich nach Verlauf von sieben Jahren trat er auf's Neue mit einem Roman auf und die Lesewelt bäumte sich vor Ueberraschung. Man fand sich hier weit entfernt von den Dörfern der Normandie und dem neunzehnten Jahrhundert. Man fand den verschwundenen Verfasser Madame Bovary's auf den Ruinen des alten Karthago wieder. Er stellte in „Salammbô" nichts Anderes und Geringeres als Karthago zur Zeit Hamilcar's dar; eine Stadt und eine Civilisation, von der man fast nichts Zuverlässiges wußte, einen Krieg zwischen Karthago und den Miethstruppen der Stadt, der nicht einmal ein weltgeschichtliches oder sogenannt ideelles Interesse darbot. Einen Pariser Ehebruchsroman hatte man erwartet und erhielt jetzt statt seiner altpunische Cultur, Tanitscultus und Molochsanbetung, Belagerungen und Kämpfe, Schrecken ohne Zahl und Maß, den Hungertod eines ganzen Heeres und das langsame Martyrium eines gefangenen Libyschen Häuptlings.

Und das Sonderbarste war, daß all dieses, über welches Niemand etwas wußte und das Niemand controliren konnte, diese ganze ausgestorbene, wild barbarische Welt mit einer Anschaulichkeit und kleinlicher Genauigkeit hervortrat, die in nichts hinter derjenigen „Madame Bovary's" zurückstand. Man entdeckte, daß die Methode von der Beschaffenheit des Stoffes unabhängig, dieselbe war diesem colossalen und fremden, wie dem früheren, alltäglichen Gegenstand gegenüber. Er hatte dem Publicum einen Possen gespielt, ihm auf durchschlagende Weise gezeigt, wie wenig es ihn verstanden hatte. Wenn Jemand ihn für einen an die Scholle gebundenen Realisten gehalten hatte, so konnte er jetzt lernen, wie Flaubert sich in den Flammenländern zu Hause fühlte. Wenn Jemand gemeint hatte, daß ein kleinbürgerliches Leben in seiner Häßlichkeit und seiner Komik ihn zu fesseln vermöge, daß sein Talent holländischer Natur sei, so mußte er jetzt entdecken, daß Flaubert die Schwärmereien seiner Jugend mit den Männern von 1830 getheilt hatte und daß er, ganz wie sie, sich von primitiven Leidenschaften und barbarischen Sitten angezogen fühlte. Doch bis zu welchem Grade Flaubert in Wirklichkeit die Sympathien und Naivetäten der Erzromantiker theilte, ahnten selbst nach „Salammbô" die Wenigsten. Die Sonne Afrika's und das Leben des Morgenlandes waren ihm durch Byron und Victor Hugo geheiligt und seine persönlichen Eindrücke hatten die poetischen nur befestigt. Der Kaffeegeruch gab ihm Hallucinationen von wandernden Karawanen und er

verzehrte die abscheulichsten Gerichte mit einer religiösen Empfindung, wenn sie einen exotischen Namen hatten.

Flaubert hatte sein Aeußerstes gethan, um Etwas hervorzubringen, das dem alten Karthago ähnlich sei. Er war aber Künstler genug um zu wissen, daß es nicht auf die äußere Wahrheit, sondern auf die innere, die man Wahrscheinlichkeit nennt, ankäme. Seine Schilderung kam Vielen unbedingt überzeugend vor; ein Zweifel an ihrer Uebereinstimmung mit der längst entschwundenen Wirklichkeit wurde von dem ersten Kritiker Frankreichs einmal in meiner Gegenwart mit einem einfachen „Ich glaube, daß sie wahr ist" beantwortet. Aber den Zweiflern trat Flaubert offen und kühn in seiner Zurückweisung eines Angriffs von Sainte-Beuve mit den Worten entgegen: „Die Frage ist nicht die nach der Wahrheit. Ich kehre mich den Teufel an die Archäologie. Wenn die Farbe nicht Eine ist, wenn die Einzelnheiten nicht übereinstimmen, wenn die Sitten sich nicht aus der Religion und die Begebenheiten sich nicht aus den Leidenschaften herleiten lassen, wenn die Charaktere nicht gehalten sind, wenn die Costüme nicht den Gewohnheiten und die Gebäude nicht dem Klima entsprechen, so ist mein Buch unwahr. Wenn nicht, nicht."

Diese Aeußerung trifft den Nagel auf den Kopf; man fühlt das gute Gewissen des Meisters und die Autorität, die es gibt, in diesen Worten. Sein Werk war nicht, wie so viele späteren archäologischen Romane, eine Maskerade, bei der moderne Empfindungen und Lebensansichten in antiken Anzügen auftreten; nein Alles war hier aus einem Stück, hatte dasselbe wilde und fürchterliche Gepräge. Liebe, Schlauheit, Rachsucht, Religiosität, Charakterstärke, alles war unmodern.

Die Wahrheitsliebe des Dichters war hier augenscheinlich eben so innig und heftig wie in dem ersten Roman. Nur wurde es lächerlich, diesem Sieg über Tod und Vergangenheit gegenüber wider das Photographiren Flaubert's zu reden. Es ließ sich also von diesem Buche aus ein richtigerer Gesichtspunkt für den „Realismus" des vorigen gewinnen. Daß Flaubert nicht zu den Copisten des zufällig Wirklichen gehörte, wurde klar. Man sah, daß seine Genauigkeit der Beschreibungen und Angaben in einer eigenthümlichen Präcision der Einbildungskraft wurzelte. Er hatte augenscheinlich in gleich hohem Grade die beiden Elemente, die das Wesen des Künstlers ausmachen, die Beobachtungsgabe und die Gestaltungskraft. Er hatte den Hang und die Fähigkeit zum Naturstudium und zum historischen Studium, das forschende Auge, dem kein Verhältniß zwischen den Einzelnheiten entschlüpfte. Hier vom Photographiren zu sprechen, war unmöglich. Denn Studium ist etwas Actives, Feuriges, ist Blick für das Wesentliche; Photographiren dagegen ist etwas Passives, Maschinenartiges, und gleichgültig gegen den Unterschied zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem. Und Flaubert hatte ferner das Temperament des Künstlers, jene Gemüthsstimmung, die all das durch Beobachtung und Studium Gewonnene durchglüht und ausmünzt, und sich in diesem Prägen als Stil offenbart. Denn was ist Stil anders als der sinnliche Ausschlag des Temperaments, als das Mittel, durch welches der Schriftsteller das Auge des Lesers zwingt, so zu sehen wie er gesehen hat! Der Stil macht den Unterschied aus zwischen der künst-

lerisch wahrheitsgetreuen Zeichnung und der gelungenen Photographie, und der Stil war allgegenwärtig bei Flaubert.

Kaum hatte er für irgend ein Werk seine Beobachtungen, seine Vorstudien gesammelt, als sie auch schon aufhörten, ihn als solche zu interessiren. Jetzt galt es, dies Buch in einer vollendeten Sprache zu schreiben. Und die Sprache wurde Alles und die Aufzeichnungen zum Buch schwanden zum Gleichgültigen, unbedingt Untergeordneten hin. Daß er genau und zuverlässig sei, pflegte er zu sagen, das sei kein Verdienst, nur einfache Rechtschaffenheit, die der Autor dem Publicum schulde, aber an und für sich habe die Wahrhaftigkeit nichts mit der Kunst zu thun; nein, donnerte er und schlug mit dem Arm aus, die einzige wichtige und ewige Sache unter der Sonne sei ein wohlgeformter Satz, ein Satz, der Hand und Fuß habe, der mit dem vorhergehenden und dem nachfolgenden zusammenhänge und der das Ohr erfreue, wenn man sich selbst ihn vorlese. So schrieb er ein kleines Stück jeden Tag, höchstens fünf bis sechs Seiten, wog jedes Wort, um Wiederholungen, Reimen, Härten zu entgehen, verfolgte ein wiederholtes Wort in einer Entfernung von dreißig, vierzig Zeilen, ja vertrug nicht einmal die Wiederholung derselben Silbe in Einem Satz. Oft ärgerte ihn ein Buchstabe; er suchte Worte, wo dieser sich nicht fand, bisweilen ging er auf Jagd nach „r's", wenn er einen rollenden Laut brauchte. Dann las er sich das Geschriebene laut vor, sang es mit seiner Stentorstimme hinaus, daß die Leute auf dem Wege vor seinem Hause stille standen. Viele nannten ihn den Advokaten, und glaubten, daß er sich auf Gerichtsreden einübe.

Er erlitt Qualen während dieses seines Strebens nach Vollkommenheit. Es waren die Geburtsqualen, die jeder Schriftsteller kennt, aber die seinigen waren so schmerzlich, daß er aufspringen und schreien, sich Dummkopf! Idiot! schelten konnte; denn kaum war ein Zweifel überwunden, als auch schon ein anderer erstand. An seinem Schreibtisch saß er wie magnetisirt, in stille Erwägung vertieft und versunken. Turgeniew, sein treuer und naher Freund, der ihn oft so sah, erklärte, daß es rührend sei, ihn, den Ungeduldigsten, so geduldig in dem Kampf mit der Sprache zu sehen. Er hatte einen Tag ununterbrochen an einer einzigen Seite seines letzten Romans gearbeitet, ging aus um zu essen, wollte, Abends zurückgekehrt, sich in seinem Bett an der Lectüre seiner Seite erbauen, fand sie aber schlecht, sprang — ein hoher Funfziger wie er war — aus dem Bette heraus, fing in bloßem Hemd an, die Seite umzuschreiben und schrieb sie die ganze Nacht hindurch um und wieder um, theils an seinem Tisch, theils, wenn die Kälte ihn davon vertrieb, im Bett.

Wie hat er seine Sprache geliebt und verflucht! Ist es nicht bezeichnend, daß er in „Madame Bovary" nur an einer einzigen Stelle sich vergißt und in seinem eigenen Namen spricht, und das zwar, wo er in Folge der blasirten Gleichgültigkeit Raoul's gegen die Liebeserklärungen Emma's, die gewöhnlich klangen und doch einer echten Leidenschaft entsprangen, fast entrüstet ausruft: „Als ob nicht das Vollgefühl der Seele bisweilen sich in den leersten Gleichnissen ergieße, als ob Jemand das genaue Maß seiner Bedürfnisse, seiner Vorstellungen oder seiner Leiden anzugeben vermöge, da doch die menschliche Sprache nur ein geborstener Kessel ist, an dem wir Melodien hämmern, die so lauten, als spielten

wir auf zu einem Bärentanz, wenn es unser Wunsch ist, durch sie die Sterne zu rühren."

Eine solche Klage in einem solchen Mund ist dennoch, was sie dem menschlichen Worte zu sein abspricht, ein Maß für das schmerzliche Streben des großen Stilisten nach künstlerischer Vollendung.

Wenn ein solches Streben sich einmal in einer Kunst gezeigt hat, kann es nicht aussterben. Kein in der Kunst Eingeweihter, der nach Flaubert geschrieben hat und der sein schriftstellerisches Ideal verstand, hat mit gutem Gewissen bedeutend oder wesentlich geringere Ansprüche an sich selbst stellen können als die seinigen waren. Deshalb sind die Freunde, die Geistesverwandten, die Schüler Flaubert's die strengsten und originellsten Stilisten unseres Jahrhunderts.

Nicht daß Flaubert selbst der Originalität des Stils theoretisch günstig war. Er glaubte naiv an einen einzigen idealen, absolut richtigen Stil. Er nannte diesen Stil, den er zu realisiren suchte, den ganz unpersönlichen, weil derselbe nichts war als ein Ausdruck seiner eigenen Persönlichkeit, die ihm in dem Geschriebenen nicht auffiel.

Guy de Maupassant hat witzig gesagt, daß das abgedroschene Wort: „Der Stil ist der Mann" von ihm sich umkehren ließe: „Er war jener Mann, welcher der Stil war." Er war sozusagen der personificirte Stil. Es ist keine unwesentliche oder gleichgültige Sache, daß der Schriftsteller, der vor allen Andern die moderne Richtung und die moderne Formel der französischen Literatur vertritt, weit davon entfernt, ein Nachahmer der zufälligen Natur oder (wie der Vorwurf gewöhnlich lautet) ein Photograph zu sein, umgekehrt der Künstler ohne Tadel war.

IV.

Flaubert hat persönlich der Oeffentlichkeit nie das Geringste über sich selbst erzählt. Er hat über seine künstlerischen Principien dasselbe Schweigen wie über seine Privaterlebnisse bewahrt. Unter diesen Umständen muß man alle Wege, die Einem offen stehen und die in sein Innerstes hineinführen können, prüfen, und als einer der nächsten und besten bietet sich das genaue Studium der Werke seines brüderlichen Freundes und Kampfgenossen Louis Bouilhets dar. Die beiden Männer scheinen, oberflächlich betrachtet, sehr ungleich angelegt, wie ungleich begabt. Flaubert machte in der französischen Literatur Epoche, Bouilhet war und blieb ein Dichter zweiten oder dritten Ranges; Flaubert war ein Romanschriftsteller, Bouilhet ein Lyriker und Dramatiker; aber diese Ungleichheit geht das Wesen der Freunde wenig an. Sie hatten sich lieb, weil sie geistig nahverwandt waren; nicht ohne gültigen Grund hat Flaubert Bouilhet sein erstes Buch und dieser jenem alle seine vorzüglichsten Productionen gewidmet. Ein aufmerksamer Vergleich zeigt so starke Analogien zwischen den Poesien Bouilhet's und den Prosawerken Flaubert's, daß er das Auge schärft für die mehr zurückgedrängten Eigenthümlichkeiten des größeren der Freunde.

Eins der merkwürdigsten Gedichte Bouilhet's ist Les fossiles, das mit einem großartigen Gemälde der vorsündfluthlichen Landschaften und des Thierlebens der Vorwelt beginnt, darauf zugleich in poetischer Form und in wissen-

schaftlichem Geist die Entwickelungsgeschichte der Erde bis zum Auftreten des ersten Menschenpaares verfolgt und mit einer begeisterten Vision der Menschheit der Zukunft endet.

Man findet diese Vorliebe für das Colossale und wunderlich Ungeheure bei dem Dichter „Salammbô's" wieder; man spürt in Flaubert's Ausgraben verschwundener Völkerschaften und Religionen denselben Hang zum Fossilen wie bei Bouilhet, und endlich zeigt sich deutlich bei Flaubert die hier und sonst überall bei dem Freunde sich offenbarende Neigung, Wissenschaft und Poesie zu einem Ganzen zu verschmelzen.

Wie Flaubert in classische und semitische Literaturen sich vertiefte, studirte Bouilhet chinesisch und behandelte chinesische Motive und Stoffe in einer langen Reihe von Gedichten. Beide wollten durch diese Forschungen und die poetischen Versuche, die aus ihnen hervorgingen, einem Zeitalter, das ihnen zuwider war, entschlüpfen und beide folgten sie unbewußt dem Beispiel Goethe's. Aber beide befriedigten außerdem hierdurch denselben Antrieb: ihrem Leser die Relativität aller Lebensformen zu zeigen, ihm den Hochmuth darüber, „wie herrlich weit wir es gebracht", auszutreiben und ihm eine Ahnung beizubringen, daß unsere Cultur, nach Jahrtausenden ausgegraben und geschildert, sich wenig vernünftiger als die alte oder ferne ausnehmen würde.

Beide wollten die Vorwelt in ihrer historischen oder vorhistorischen Reinheit ohne störende moderne Zusätze hervortreten lassen, und scheuten vor keiner Schwierigkeit zurück. Als sei es an und für sich nicht schwer genug, die antediluvianische Welt mit ihrer sonderbaren Vegetation und formlos großartigen Thiergestalten zu malen, hat Bouilhet sich jedes Ausdrucks, der an die modernen Ideen erinnern müßte, beraubt. Er beschreibt die Pterodactylen, die Ichthyosauren und Plesiosauren, die Mammuths und Mastodonten ohne sie zu nennen; man kennt sie nur an ihrer Form, ihrer Gangart, ihrem Benehmen wieder. Ganz ähnlich hat Flaubert sich in „Salammbô" jeder noch so fernen Anspielung auf die moderne Welt enthalten; der Dichter scheint dieselbe nicht zu kennen, oder vergessen zu haben, daß sie existirt. Die künstlerische Objectivität fällt hier mit der wissenschaftlichen zusammen.

Und dieses ist bei beiden Dichtern die Hauptsache. Sie gehorchten, bewußt oder unbewußt, einer neuen Idee von dem Verhältniß der Poesie zur Wissenschaft. Sie haben das Ihrige beitragen wollen, eine Poesie zu schaffen, die ganz und gar auf wissenschaftlicher Grundlage aufgeführt sei.

Der höchste Ehrgeiz Bouilhet's war eingestandenermaßen der, ein Gedicht zu schreiben, das die Resultate der modernen Wissenschaft zusammenfasse und für unsere Zeit sein könne, was das bewunderungswürdige Poem des Lucretius „De rerum natura" für das Alterthum war. Flaubert hatte augenscheinlich einen ganz ähnlichen Traum. Aber der Wunsch wurde bei ihm durch seinen Haß gegen menschliche Dummheit bestimmter ausgeprägt. Er verwirklichte ihn auf negative Weise und in zwei verschiedenen Formen, in seinem Werke: „Die Versuchung des heiligen Antonius", in welchem er alle die religiösen und moralischen Systeme der Menschheit als wahnwitzige Hallucinationen des Einsiedlers Revue passiren ließ, und in seiner letzten Erzählung „Bouvard und

Pécuchet", in welcher die zahllosen Irrthümer und Fehlgriffe zweier armer Dummköpfe dem Dichter Vorwand geben, eine Art Encyclopädie von all den Gebieten des menschlichen Wissens, an denen sie sich vergreifen, zu liefern. In der „Versuchung des heiligen Antonius" gab er die Tragödie des Menschengeistes; der menschliche Geist offenbart sich hier in großartig wüthender und klagender Tollheit, ein König Lear auf der Erdenhaide. In „Bouvard und Pécuchet" zeichnete er die Caricatur, die naive Unwissenheit, die dilettantische Pfuscherei auf allen wissenschaftlichen und technischen Gebieten, in zwei alten lächerlichen Gesellen personificirt. Das Werk ist posthum und nur der erste Theil liegt (in annähernd vollendeter Gestalt) vor; für Flaubert im höchsten Grade bezeichnend ist aber seine Absicht — um das Bild der universellen Dummheit vollständig zu machen — diesen Theil durch einen zweiten zu vervollständigen, in welchem die zwei armen Käuze, die als Schreiber ihre Carrière beginnen und beenden, den Einfall ausführen, die Eseleien all der bekanntesten Schriftsteller (des Herrn Flaubert inclusive) abzuschreiben und in einem Band zu sammeln.

Sowol Flaubert wie Bouilhet wurden also in ihrem Arbeiten von dem mächtigen Trieb angespornt, in der einen oder der andern, positiven oder negativen Form Resultate moderner Wissenschaft in ihre Werke niederzulegen; von ihnen beiden gilt, was Flaubert über Bouilhet gesagt hat, daß der Grundgedanke, das geniale Element seines Geistes eine Art Naturalismus war, der an die Renaissance erinnert. Aber während Bouilhet in mittelmäßigen und traditionell romantischen Dramen seine beste Kraft verpuffte, hat Flaubert in keiner einzigen Arbeit der Tradition gehuldigt, hat immer ein tiefgehendes wissenschaftliches Studium als Vorbereitung zu seiner Dichtung gemacht und nur bei ihm ist deswegen das Verhältniß zwischen Wissenschaft und Poesie der Nerv und das Hauptinteresse der Werke.

V.

Es scheint fast, als ob in unsern Tagen die Zeit zu Ende geht, da der Romandichter sich eines schönen Tages vor einem Bogen weißen Papiers hinsetzte und die Ausführung seiner Dichtung begann.

Flaubert wenigstens hat eine Methode der poetischen Production eingeleitet, welche diese stark der wissenschaftlichen nähert. Er verbrachte, um eine einzelne Aufklärung mit Rücksicht auf seinen Stoff zu gewinnen, ganze Wochen in den Bibliotheken, er ging Kupferstiche haufenweise durch, um mit Costüm und Haltung einer früheren Generation auf's Reine zu kommen. Er las als Vorstudium zu „Salammbô" 98 Bände alter und neuer Literatur und unternahm darauf eine Reise nach Tunis, um die Landschaften und die Denkmäler des alten Karthago zu studiren. Ja, sogar um phantastische Landschaften, wie die in der „Legende von St. Julian", zu malen, besuchte er Gegenden, die ihm ungefähr den Eindruck geben könnten, von dem er geträumt hatte.

Sobald er den Plan zu einem Buch auf's Papier gebracht hatte, fing für jedes Capitel in's Besondere das Suchen nach Urkunden an; jedes hatte seine Mappe, die sich nach und nach füllte. Er ging die ganze Sammlung des

„Charivari" aus der Zeit Ludwig Philipp's durch, um den literarischen Zigeuner Hussonet in L'éducation sentimentale mit Witzen im Stil der damaligen Zeit zu versehen. Er studirte nicht weniger als 107 Werke, um die dreißig Seiten über den Ackerbau in „Bouvard und Pécuchet" zu schreiben. Die Excerpte, die er für diesen letzten Roman gemacht hatte, würden gedruckt nicht weniger als fünf Octavbände bilden.

Augenscheinlich hat er während all dieser Vorstudien bisweilen seinen Roman aus den Augen verloren und ist einfach darauf ausgegangen, seine Einsicht zu vermehren. Seine Lust, Kenntnisse zu sammeln, war fast so lebhaft als die, seinen seelischen Gehalt auszuformen — oder richtiger, sie wurde es nach und nach.

Wenn man seine Werke in chronologischer Ordnung überschaut, findet man ein immer deutlicheres Verlegen des Schwerpunktes aus dem dichterischen in das wissenschaftliche Element; oder mit andern Worten, aus dem menschlichen, psychischen Elemente in geschichtliche, technische, wissenschaftliche Aeußerlichkeiten, die einen unverdienten Platz einnehmen. Flaubert war immer Gefahr gelaufen, ein langweiliger Autor zu werden, und er wurde es immer mehr.

Er war von einer nach meiner Ansicht richtigen Empfindung ausgegangen, der, daß der Dichter in unseren Tagen kein bloßer Unterhaltungsschriftsteller oder maître de plaisir sein könne. Er fühlte, daß das poetische Schiff ohne wissenschaftlichen Ballast leicht umzuschlagen in Gefahr komme. Aber nach und nach, wie seine Entwickelung vorwärts schritt, ergriff ihn die Leidenschaft dafür, Schwierigkeiten zu überwinden; er wollte das Schwerste schleppen, die größten Steine tragen, und er belastete allmälig das Schiff mit so vielen und großen Steinen, daß es zu schwer wurde, zu tief ging und auf den Grund lief. Sein letzter Roman ist nur eine mühselig zusammengereihte Folge von Auszügen aus ein Paar Dutzend verschiedenen Wissenschaften, fast unleserlich als poetisches Werk, nur psychologisch bemerkenswerth als consequenter und definitiver Ausdruck einer großen Persönlichkeit und einer irrthümlichen ästhetischen Ansicht.

Die allgemeine Richtung auf das Studium der Aeußerlichkeiten ist nichts Flaubert Eigenthümliches; sie bezeichnet die ganze Gruppe von Geistern, der er angehört. Sie ging aus dem berechtigten Widerwillen gegen die rationalistische Auffassung des Menschen als abstracten Vernunftwesens und aus dem deterministischen Hang unseres Zeitalters hervor, das Seelenleben des Individuums aus klimatischen, völkerpsychologischen, physiologischen Bestimmungen erklären zu wollen. Man findet dies Streben verschieden nuancirt bei den bedeutendsten Zeitgenossen und Landsleuten Flaubert's, bei seinem Lehrer und Freund Theophile Gautier, bei Renan, bei Taine, bei den Brüdern Goncourt. Wie verschieden diese Geister auch sind, sie haben dies gemeinsame und sehr moderne Gepräge und außerdem fast alle noch diese andere nicht weniger moderne Eigenschaft, daß man in ihren künstlerisch ausgeführten Werken zu sehr die dahinter liegende Arbeit, die Mühe, mit der sie hervorgebracht wurden, verspürt, und bisweilen einen geradezu peinlichen Eindruck der Ueberladung hat. Renan, von dem dieses am Wenigsten gilt, schildert nicht selten Sachen, die völlig außerhalb des Rahmens liegen; Gautier ist wol der einzige dieser großen Künstler,

aus welchem Worte und Bilder zwanglos zu sprudeln scheinen, und selbst er ließ selten das Wörterbuch und die Encyclopädie aus seiner Hand.

Bei Flaubert verdrängt nach und nach die Encyclopädie die Gemüthsbewegung. Gautier war mit den Jahren immer weniger Dichter und immer mehr malerischer Beschreiber geworden. Flaubert wurde mit den Jahren immer mehr ein Gelehrter und ein Sammler.

Werfen wir einen Blick über seine ganze Production von den ersten Anfängen bis zum Abschluß derselben, so sehen wir, wie das humane Element, das ursprünglich Alles überrieselte und fruchtbar machte, nach und nach ebbt, sich zurückzieht und nur den trockenen, steinigen Boden historischer oder naturwissenschaftlicher Thatsachen hinterläßt.

In „Madame Bovary" ist noch Alles Leben. Die Beschreibungen sind selten und kurz. Sogar die Beschreibung Rouens, der Geburtsstadt des Verfassers, welche da vorkommt, wo Emma mit der Diligence von Yonville hinein fährt, um Léon zu treffen, ist in ganz wenigen Zeilen gegeben und außerdem durch die hinzugefügte Schilderung des Schwindels beseelt, der von diesen Tausenden zusammengehäufter Existenzen gegen Emma aufsteigt, als hätten alle diese Menschen ihr den Dampf der Leidenschaften, die sie bei ihnen vermuthete, entgegen gesandt. Die directe Beschreibung der Stadt, das malerische Moment, ist hier ganz in Psychologie, in den Eindruck, den die große Stadt auf die Hauptperson macht, umgesetzt — Etwas, das bei Flaubert seltener und seltener wird.

In „Salammbô" mußte sich das Studium und das blos Descriptive nothwendigerweise stärker geltend machen. Es gibt große Partien in diesem Werk, in welchem man eher ein Stück alter Kriegsgeschichte oder eine archäologische Abhandlung als einen Roman zu lesen glaubt und die deswegen ermüdend wirken. Aber „Salammbô" war noch reich an allgemein menschlichen Motiven und Darstellungen. Man lese beispielsweise das Capitel durch, wo die Priester beschlossen haben, Moloch durch das Opfer des Erstgebornen jedes Hauses zu versöhnen, wo einige von ihnen an der Thür Hamilcar's anklopfen und dieser seinen Sohn, den kleinen Hannibal aus ihrer Gewalt zu retten strebt. Die Stimmung, die Flaubert hier erzeugt hat, ist eine, in der eine punische Stadt, sobald ein solches Massenopfer angeordnet war, sich befunden haben *muß*, und der einzelne Vorgang hebt sich auf dem Hintergrund dieser Stimmung unvergeßlich hervor. Hamilcar stürzt in das Zimmer seiner Tochter hinein, erfaßt mit der einen Hand Hannibal, mit der andern eine Schnur, die am Fußboden liegt, schnürt Hände und Füße des Knaben zusammen, steckt ihm den Rest der Schnur als Knebel in den Mund und versteckt ihn unter einem Bett. Dann klatscht er in die Hände und verlangt ein Sklavenkind von 8 bis 9 Jahren mit schwarzen Haaren und hervortretender Stirn. Man bringt ihm ein armes, zugleich mageres und aufgedunsenes Kind, dessen Haut so grau wie der Lumpen um seine Lenden ist. Er verzweifelt; wie ist es möglich, dies Kind mit Hannibal zu verwechseln! Aber die Minuten sind theuer, und trotz seines Widerwillens fängt der stolze Suffet an, den elenden Sklavenjungen zu waschen, zu reiben und zu salben; er zieht ihm einen Purpur-Anzug an, befestigt denselben

an seine Schulter mit Diamant-Agraffen, und das Kind lächelt, glücklich über all diese Pracht, und hüpft auf vor Freude. Er führt den Knaben mit sich fort. Da er aber unten im Hof mit verstelltem Schmerz ihn den Molochspriestern übergibt, zeigt sich hoch oben im dritten Stockwerk des Hauses zwischen den elfenbeinernen Pfeilern ein bleicher, ärmlich gekleideter, fürchterlich aussehender Mann mit ausgebreiteten Armen. „Mein Kind!" ruft er. „Es ist der Pflegevater des Kindes" beeilt Hamilcar sich zu sagen und stößt, wie um den Abschied zu kürzen, die Priester zum Thore hinaus. Als sie fort sind, sendet er dem Sklaven die besten Sachen aus der Küche, Fleisch, Bohnen und Eingemachtes; der Alte, der lange nichts gegessen hat, wirft sich darüber her und verschlingt es unter Thränen, und als Hamilcar Abends nach Hause kommt, sieht er im großen Saal, wo das Mondlicht durch die Spalten der Kuppel hinabscheint, den Sklaven übersatt, halbberauscht, auf dem Marmor-Fußboden ausgestreckt, schlafend liegen. Er schaut ihn an und eine Art Mitleid ergreift ihn. Mit der Spitze seines Fußes schiebt er einen Teppich unter seinen Kopf.

Hier ist die allgemein menschliche Essenz aus einer specifisch karthaginiensischen Situation gezogen.

„Salammbô" machte, wie schon angedeutet, ein nicht geringes Aufsehen, war aber nichtsdestoweniger für die Lesewelt und die Kritik eine Enttäuschung. Man theilte nicht die Vorliebe des Verfassers für das Ungeheure und Flammende, man arbeitete sich ungern durch die Schilderung antiker Belagerungsmaschinen und Sturmböcke; man bat ihn, einen neuen roman de passion, eine Liebeserzählung zu schreiben.

Flaubert leistete endlich am Schluß des Jahres 1869 der Aufforderung Folge, indem er seinen Roman L'éducation sentimentale herausgab, sein eigenthümlichstes und tiefstes Werk, das ganz durch fiel. Von jetzt an erlebte er nur literarische Niederlagen. Die Gunst des Publicums, die durch „Salammbô" erkaltet war, wich von diesem Zeitpunkt ab vollständig von ihm.

Das neue Buch war eine neue Art von Buch. Der fast unübersetzbare Titel (etwa „Die Erziehung des Herzens") ist nicht correct; denn Niemand und Nichts wird hier erzogen; dennoch handelt der Roman von einem Gefühlsleben. Aber er behandelt eher die gradweise fortschreitende Abstumpfung und schließliche Exstirpation der Liebesempfindung als irgend eine Entwickelung derselben. Das Buch könnte richtiger heißen: Die Liebesillusion und ihre Ausrottung. Es ist einer der Hauptversuche Flaubert's, das reine Nichts in Gestalt der puren Illusion aus all dem Sehnen und Trachten des gewöhnlichen Menschenlebens heraus zu destilliren. In „Salammbô" drehte sich Alles um einen heiligen Schleier der Göttin Tanit, Zaimph genannt; dieser Schleier ist strahlend und leicht; die Stadt, von der er geraubt wird, verdirbt; der Mensch, der ihn trägt, ist so lange unverwundbar, aber wer sich darin gehüllt hat, muß zu Grunde gehen. Die Illusion ist wie dieser Schleier. Sie ist strahlend wie die Sonne und leicht wie die Luft, sie theilt die Sicherheit des Nachtwandlers mit, und sie verzehrt wie ein Nessushemd.

Ich sagte, daß Flaubert an eine das Leben hindurch dauernde, nie be-

friedigte Liebesleidenschaft glaubte. Eine solche ist es, die er in der Liebe Frédéric's zu Madame Arnoux dargestellt hat. Sie ist verschämt, unterdrückt, sie macht sich nur Luft in einigen unverständigen Aufopferungen für ihren Gemahl und in einigen halbausgesprochenen platonischen Versicherungen gemeinsamer Sympathien, die zu Nichts führen, zu einem Versprechen, das zurückgenommen wird, zu einigen Versuchen, die fehl schlagen, und endlich nach dem Verlauf von zwanzig Jahren zu einem unfruchtbaren Geständniß und einer einzigen Umarmung, aus welcher der Liebhaber zurückschreckt, da die Geliebte unterdessen alt geworden ist und ihm mit ihren weißen Haaren Widerwillen einflößt.

Das Eigenthümliche an diesem Roman ist in noch weit mehr hervortretender Weise als bei „Madame Bovary", daß er keinen Helden und übrigens ebenso wenig eine Heldin hat. In dem veralteten Ausdruck „Held" liegt das ganze angeerbte Herkommen der altmodigen Poesie. Seit Jahrhunderten hatten die Schriftsteller mit einem Helden paradirt; er war stark und schön, groß in seinen Tugenden oder Lastern, ein Exempel zur Nachahmung oder zur Abschreckung — hier ergriff ein Dichter einen jungen Mann der Art, wie die meisten jungen Männer sind und zeigte, ohne Mißbilligung oder Bedauern zu äußern, mit welchem Nichts sein Leben hinging und wie die Enttäuschungen auf ihn herab hagelten, nicht große, seltene Enttäuschungen — er erlebt überhaupt nichts Großes und Seltenes — nein, die kleinen Enttäuschungen, die das Leben ausmachen. Eine lange Kette kleiner Enttäuschungen mit einzelnen großen Enttäuschungen dazwischen, das ist für Flaubert die Definition des regulären Menschenlebens. Doch der Reiz des Buches beruht nicht hauptsächlich auf der durchgeführten melancholischen Grundstimmung. Der Hauptreiz ist für mich die Anmuth und die Keuschheit, mit der die Feder geführt ist, wo Frédéric's große Liebe geschildert wird. Das tiefe Verständniß für die Schwärmerei des jungen Mannes weist auf Selbsterlebtes zurück. Nirgends hat Flaubert mehr direct aus seiner eigenen Seele geschrieben und weniger aus den fünf oder sechs künstlichen Seelen geschöpft, die er wie jede kritisch angelegte und kritisch schaffende Natur sich zu geben vermochte.

Frédéric liebt ohne Hintergedanken, ohne Hoffnung auf Gegenliebe, absolut, mit einem Gefühl, das der Dankbarkeit ähnlich ist; mit einem Bedürfniß sich hinzugeben und sich der Geliebten zu opfern, das um so viel stärker ist, weil es keine Besänftigung findet. Aber die Jahre gehen und ein Gefühl ähnlicher Art entwickelt sich bei der geliebten Frau. Es ist unter ihnen eine ausgemachte Sache, daß sie sich nie angehören werden; aber ihr Geschmack, ihre Urtheile stimmen überein: „Oft brach der von ihnen, der dem Andern zuhörte, aus: Ich auch! und kurz danach kam der andere an die Reihe zu sagen: Ich auch!" Und sie träumen, daß wenn die Vorsehung gewollt hätte, wäre ihr Leben ein von Liebe allein erfülltes, „etwas Süßes, Glänzendes und Erhabenes wie das zitternde Blinken der Sterne" geworden.

„Fast immer hielten sie sich in freier Luft in der Veranda auf, und die gelblichen Baumkronen des Herbstes breiteten sich vor ihnen ungleichförmig bis zum Rande des bleichen Himmels aus; oder sie saßen in einem Pavillon am

Ende der Allee, dessen einziges Möbel ein mit grauer Leinwand überzogenes Canapé war. Schwarze Punkte befleckten den Spiegel; die Wände athmeten einen moderigen Geruch aus — und sie blieben da, von sich selbst, von Andern, von gleichviel was plaudernd in einem gegenseitigen Entzücken. Bisweilen sahen die Sonnenstrahlen, die sich durch die Persiennen von der Decke bis zum Fußboden Weg bahnten, aus, wie die Saiten einer großen Leier."

Diese Leier — das war, glaub' ich, die alte, die echte; die Leier aus der Zeit der Troubadoure und aus der Jugend Flaubert's, und es scheint Einem, als habe er eben hier ihre Saiten geschlagen.

L'éducation sentimentale erschien, als das Kaiserthum in die Epoche der letzten Krisen trat. Der Verkauf war mäßig. Alle Zeitungen erklärten das Buch für langweilig, außerdem natürlich für unmoralisch. Am Schmerzlichsten für Flaubert war das Schweigen, das folgte. Die Arbeit von sieben Jahren schien verloren.

Die Ursache war, daß er zu viel gearbeitet hatte. Er hatte, um das Paris der Vierziger Jahre zu schildern, alte Bilder und alte Pläne studirt, verschwundene Straßen reconstruirt, mehrere Tausende von Zeitungen mit ihren Referaten über Clubreden und ihren Beschreibungen des Straßenlebens und der Straßenkämpfe durchforscht. Er wollte absolut ein genaues Zeitbild geben und machte zu Viel daraus. Der historische Apparat wirkt ermüdend. Sein Haß gegen die Dummheit führte ihn hier wie so oft zu weit. Es hatte schon in seiner Jugend zu den Belustigungen gehört, die er und Bouilhet gemeinsam trieben, so treue Copien wie möglich von officiellen Reden im Allgemeinen, von Gelegenheitsgedichten bei der Einweihung einer Glocke oder der Beerdigung eines Monarchen, von Festreden, Volksreden jeglicher Art zu schreiben. Man fand ganze Packete solcher Sachen nach Bouilhet's Tode. In „Madame Bovary" hatte Flaubert sich damit belustigt, die ganze Rede des Bureauchefs bei der Ackerbau-Ausstellung mit ihrer bestellten Begeisterung und stilistischen Naivetäten wiederzugeben; hier lieferte er in extenso und noch dazu spanisch eine von einem „Patrioten aus Barcelona" gehaltene liberale Rede, auf einer Volksversammlung in Paris 1848 gehalten. Die Rede ist als Beispiel der reinen Freiheits- und Fortschrittsphrase unübertrefflich, aber sie und die ganze Versammlung, in der sie vorgetragen wird, haben zu wenig mit den Hauptpersonen zu thun. Das Zeitbild breitet sich zu sehr aus; hier wie in „Salammbô" ist das Fußgestell zu groß für die Figuren geworden. Flaubert wird es ohne Zweifel selbst empfunden haben; denn schon während er an „Salammbô" arbeitete, schreibt er mißmuthig an einen Freund: „Das Studium des Costüms verleitet uns die Seele zu vergessen. Ich würde das halbe Ries Papier, das ich nun in fünf Monaten mit Aufzeichnungen gefüllt habe, dafür geben, um nur in drei Secunden von den Leidenschaften meiner Personen mich wirklich bewegt zu fühlen." Aber er vermochte nicht die Schilderung der Umgebungen, der allgemeinen Stimmungen und Zustände gehörig zurück zu drängen. Man fühlt bei ihm, daß das Studium immer dichter in der Spur der Einbildungskraft wie in der nordischen Mythologie das Ungeheuer Mondgarm in der des

Mondes folgt, und wie der arme Mond immer näher daran ist, verschlungen zu werden.

Die drei Erzählungen: „Ein einfaches Herz", „Die Legende von St. Julian, dem Gastfreien" und „Herodias", waren eine kleine Trilogie von Meisterwerken: eine Novelle der Gegenwart, eine Legende des Mittelalters und ein Gemälde aus dem Alterthum. „Herodias" gab in dem Stil „Salammbô's" ein düsteres, kräftiges Bild von Palästina zur Zeit Johannes des Täufers, aus welcher das neugierige und schlaffe Prassergesicht des Vitellius, in die gebrochenen Augen des abgehauenen Johanneskopfes hineinstierend, dem Leser entgegen leuchtet. „Die Legende von St. Julian" ist das Muster einer Wieder-Erzeugung des mittelalterlichen Geistes. Kein Mönch hat eine echtere christliche Legende geschrieben als dieser Atheist. Nichts kann strenger im Legendenstil sein als der Schluß von dem aussätzigen Bettler, der das letzte Stück Speck und den letzten Bissen Brod Julian's verzehrt, seine Teller und seinen Becher befleckt und zuletzt nicht nur auf seinem Lager sich ausstreckt, sondern die Forderung an ihn stellt, er solle ihn mit seinem nackten Körper erwärmen. Da der ehemalige Prinz in der Demuth seines Herzens sich erniedrigt, dies zu thun, umarmt ihn der Aussätzige mit Kraft, und in demselben Augenblick verwandelt sich seine Gestalt: die Augen werden sternenklar, sein Haar wird lang und leuchtend wie die Sonnenstrahlen, sein Athem duftend wie Rosen; das Dach der Hütte fliegt ab, und Julian schwebt in den blauen Raum hinauf, Gesicht an Gesicht mit Unserm Herrn Jesus Christus, der ihn in den Himmel hinaufführt.

In „Ein einfaches Herz" hat Flaubert so zu sagen die Geschichte des alten prämiirten Dienstmädchens aus „Madame Bovary" erzählt. Es ist eine rührende Erzählung von einer alten, von Allen ausgenutzten und verlassenen Magd, die zuletzt die ganze Liebe ihres Herzens auf einen Papagei wirft; sie bewundert diesen Papagei über Alles; er scheint ihr in ihrer Einfalt dem heiligen Geist als Taube auf dem Altargemälde der Dorfkirche ähnlich, und nach und nach füllt er in ihrem Bewußtsein den Platz des heiligen Geistes aus. Der Vogel stirbt und sie läßt ihn ausstopfen. Aber in ihrer Todesstunde sieht sie ihn riesengroß mit ausgebreiteten Flügeln sie empfangen und in das Paradies hinauftragen. Dies ist wie die tiefwehmüthige Parodie des Schlusses der Legende. Hier wie dort Vision und Illusion; der Schwäche unseres Wesens und dem Bedürfniß des Trostes, der Nähe des Versinkens und der Fähigkeit des Getäuschtwerdens ist — scheint Flaubert sagen zu wollen — der eine Strohhalm so gut wie der andere.

Die drei Erzählungen hatten keinen Erfolg. In ihnen hatte das Studium noch einen Schritt vorwärts auf Kosten des Lebens gemacht. Hier waren erstens fast keine Gespräche, keine Repliken mehr, die Erzählungen waren eher Inhaltsangaben als Novellen; man fühlte, daß der Dichter begonnen hatte, die eigentlich poetische Gestaltung zu verschmähen. Ferner breitete sich die Gelehrsamkeit zu sehr aus. Ein erstaunliches Studium war z. B. in die Legende niedergelegt. Man ahnt, wie viele Legenden Flaubert gelesen hat, um den Charakter so genau zu reproduciren. Aber kein Versuch ist gemacht, die Resultate dieser Gelehrsamkeit in Perspective vor die Augen des modernen Lesers zu stellen. Es sind

weder Wege noch Stege in den Urwald der Legendenwelt gehauen; er steht da fest zusammengewachsen und sperrt dem Blick die freie Bahn. Die Erzählung scheint nicht auf gewöhnliche moderne Leser, sondern auf solche des dreizehnten Jahrhunderts oder auf verfeinerte Kenner berechnet.

VI.

Das Jahr 1874 brachte endlich das Werk, das Flaubert selbst als sein Hauptwerk betrachtete, an welchem er zwanzig Jahr gearbeitet hatte und das die schärfste Definition seines Geistes liefert — ein verblüffendes Werk. Als es zuerst ruchbar wurde, daß ein französischer Romanschriftsteller „Die Versuchung des heiligen Antonius" geschrieben hatte, hegten gewiß neun Zehntel des Publicums keinen Zweifel, daß der Titel scherzhaft oder symbolisch aufzufassen sei. Wer konnte ahnen, daß das Werk in vollem Ernst die Versuchungsgeschichte des alten ägyptischen Einsiedlers behandelte.

Etwas Aehnliches hatte kein Romanschriftsteller und kein Dichter überhaupt je versucht. Zwar hatte Goethe „Die classische Walpurgisnacht" geschrieben, Byron im zweiten Act von „Cain" ein Vorbild für Einzelheiten geliefert, Turgeniew in „Visionen" im ganz kleinen Rahmen einen entfernt verwandten Stoff mit Meisterschaft behandelt; aber ein Drama in sieben Abtheilungen, das aus Einem meilenlangen Monolog bestand, oder das richtiger nur die punktuelle Darstellung dessen war, was in einer Schreckensnacht in dem Gehirn eines einzelnen hallucinirten Menschen vor sich ging — so ein Buch war nie früher in der Welt geschrieben worden. Und doch hatte dies Werk, verfehlt wie es ist, in seiner schwermüthigen Monotonie eine stille Größe und ein absolut modernes Gepräge, wie nur wenige Dichterwerke der französischen Literatur.

Der heilige Antonius steht an der Schwelle seiner Hütte auf einem Berg in Aegypten. Ein langes Kreuz ist in die Erde gepflanzt, eine alte gewundene Palme neigt sich über den Abgrund hinaus, der Nil bildet einen See am Fuße des Berges. Die Sonne sinkt. Der Einsiedler ist von einem in Fasten, Arbeit und Selbstquälereien verbrachten Tag ermattet; so fühlt er beim Anbruch des Dunkels seine Seelenstärke abnehmen. Der Teufel, der immer auf ihn lauert, ist es, der ihn jetzt einschläfert und ihm feige, lüsterne Träume einflößt.

Zuerst sehnt sich Antonius nach seiner Kindheit zurück, nach Ammonaria, einem jungen Mädchen, das er einmal geliebt hat, und nach und nach fängt er an zu klagen und zu ächzen. Er wünscht, daß er Grammatiker oder Philosoph, Zöllner an einer Brücke oder ein reicher, verheiratheter Kaufmann wäre. Stimmen, die aus dem Dunkel heraustönen, bieten ihm Frauen, Haufen Goldes, herrliche Gerichte an. Dies ist der Anfang der Versuchung, der Durst der thierischen Triebe. Dann träumt er, daß er der Vertraute des Kaisers, der erste Minister ist, alle Macht hat. Er rächt sich grausam an seinen Feinden unter den Kirchenvätern, und plötzlich steht er mitten in einem Fest bei Nebucadnezar, wo die Speisen und Getränke Berge und Ströme bilden, und wo die edelsteingeschmückte Brutalität auf dem Throne sitzt. Und er wird selbst Nebucadnezar und in all dem Schwelgen fühlt er das Bedürfniß, wie ein Thier zu sein; er wirft sich auf allen Vieren hinunter und brüllt wie ein Stier; dann

kratzt er seine Hand an einem Stein und erwacht. Als er sich gepeitscht hat um sich für diese Vision zu bestrafen, erscheint vor ihm die Königin von Saba in all ihrer Pracht und bietet sich ihm an; sie steht da, duftend von allem Wohlgeruch des Orients, ihre Worte klingen wie sonderbar bestrickende Musik und er streckt in brennender Begierde seine Arme aus — aber beherrscht sich und weist sie hinweg. Sie und ihr ganzes Gefolge verschwinden. Dann nimmt der Teufel die Gestalt seines alten Schülers Hilarion an, um ihn in seinem Glauben zu erschüttern.

Der kleine, welke Hilarion zeigt ihm zuerst die Widersprüche zwischen dem alten und neuen Testament, darauf die Widersprüche des neuen. Und Hilarion wächst. So taucht denn in Antonius' Gehirn die Erinnerung auf an all die Ketzereien, die er in Alexandria und anderswo gehört und gelesen und für eine Zeit siegreich überwunden hat. Die hundert und aber hundert Ketzereien der ersten christlichen Secten, Ansichten, von denen die eine ungeheuerlicher als die andere ist, werden in sein Ohr von den Ketzern selbst gebrüllt. Jeder von ihnen speit seine Tollheit über ihn aus. Tausend Formen der menschlichen Dummheit und Wuth werden den Augen des Lesers vorbeigeführt. Und Hilarion wächst immer. Nach den Ketzern folgen die Götter der verschiedenen Religionen in einem ungeheuren Aufzug, von den abscheulichen und grotesken Steingöttern und Holzfetischen der ältesten Zeiten bis zu den Blutgöttern des Morgenlands und den Schönheitsgöttern Griechenlands, alle fahren sie vorbei, um jeder für sich mit einem Klagegeschrei den Purzelbaum hinunter in das große Nichts zu machen. Zuletzt machen Crepitus, jener römische Gott der Verdauung, und Jehovah, der Gott der Heerscharen, den Sprung in den Abgrund.

Dann tritt eine fürchterliche Stille, eine tiefe Nacht ein.

„Sie sind alle fort," sagt Antonius.

„Ich bin übrig," antwortet eine Stimme.

Und Hilarion steht vor ihm, noch weit größer, verklärt, schön wie ein Erzengel, leuchtend wie eine Sonne und so groß, daß Antonius den Kopf zurückbeugen muß, um ihn zu sehen.

„Wer bist Du?"

Hilarion antwortet: „Mein Reich ist so groß wie die Welt und meine Begier hat keine Grenzen. Ich gehe immer vorwärts, Geister befreiend und Welten wägend, ohne Furcht, ohne Mitleid, ohne Liebe und ohne Gott. Man nennt mich die Wissenschaft."

Antonius schreckt zurück: „Du bist eher der Teufel!"

„Willst Du ihn sehen?" Ein Pferdefuß zeigt sich, der Teufel nimmt den Heiligen auf seine Hörner und trägt ihn durch den Raum, durch den Himmel der modernen Wissenschaft, wo die Weltkörper zahlreich wie Staubkörner sind. Und das Firmament erweitert sich mit den Gedanken des Antonius. Höher, höher! ruft er. Die Unendlichkeit offenbart sich seinem Blick. Aengstlich fragt er den Teufel nach Gott. Dieser antwortet mit neuen Fragen, mit Zweifeln: „Was Du Form nennst, ist vielleicht nur ein Irrthum Deiner Sinne; was Du Substanz nennst, nur eine Einbildung Deines Gedankens. Wer weiß, ob nicht die Welt ein ewiger Strom der Dinge und Begebenheiten, der Schein das einzige

Wahre, die Illusion die einzige Wirklichkeit ist!" — „Bete mich an," ruft der Teufel plötzlich, „und verfluche das Blendwerk, das Du Gott genannt hast!" Er verschwindet und Antonius erwacht auf dem Rücken liegend am Rand seines Felsens.

Aber seine Zähne klappern, er ist krank, er hat weder Brod noch Wasser mehr in seiner Hütte, und die Hallucinationen fangen von Neuem an. Er verliert sich in dem Gewimmel der Fabelthiere, der phantastischen Ungeheuer der Erde; er sinkt tiefer hinunter; er ist in der Erde selbst unter den Pflanzen, die lebendige Wesen, unter den Steinen, die Pflanzen sind; er fühlt die pantheistische Sehnsucht nach Verschmelzung mit der Allnatur, und dieses ist sein letztes Geschrei:

„Ich habe Lust zu fliegen, schwimmen, bellen, brüllen, heulen. Ich möchte Flügel, einen Schuppenpanzer, eine Schale, einen Schnabel haben, meinen Körper winden, mich theilen, in Allem sein, wie ein Geruch herausströmen, wie eine Pflanze mich entwickeln, wie ein Ton klingen, wie ein Licht glänzen, mich unter allen Formen verbergen und jedes Atom durchdringen!"

Die Nacht ist zu Ende. Es war nur ein neues Alpdrücken. Die Sonne steigt und in ihrer Scheibe strahlt ihm Christi Gesicht. — Dann die letzte discrete Ironie des Dichters: Antonius macht das Zeichen des Kreuzes und fängt sein durch die Visionen unterbrochenes Gebet wieder an.

In diesem Gedicht hat man Flaubert ganz mit dem revolutionären Geist, der gegen sein Wissen in ihm war. Daß er die Legende von dem heiligen Antonius wählte, um sein Herz zu erleichtern und der Menschheit bittere Wahrheiten zu sagen, beruht darauf, daß er in diesem Stoff das Alterthum und das Morgenland, das er liebte, vorfand. Er konnte hier die großen Städte und die Landschaften Aegyptens als Hintergrund benutzen, leuchtende Farben und gigantische Formen verschwenden. Und hier malte er nicht mehr die Ohnmacht und die Dummheit einer Gesellschaft, sondern einer Welt; hier zeigte er — ganz unpersönlich — der Menschheit, wie sie zu jeder Stunde ihres Lebens bis über die Knöchel in Schmutz und Blut gewatet sei, und wies auf die Wissenschaft — die wie der Teufel gefürchtet wird — als auf die einzige Rettung hin.

Die Idee war eben so groß wie neu; aber leider — die Ausführung steht keineswegs auf der Höhe des Plans. Das Buch wird von dem dazu verwendeten Material zu Boden gedrückt. Es ist kein poetisches Werk, halbwegs eine Theogonie, halbwegs ein Stück Kirchengeschichte, und all dies ist in der Form einer Psychologie des Wahnwitzes gegeben. Es findet sich darin ein Aufzählen von Einzelnheiten, das wie das Besteigen einer fast senkrechten Bergwand ermüdet; gewisse Partien sind nur dem Gelehrten vollkommen verständlich und für das gewöhnliche Publicum fast unleserlich. Der große Schriftsteller war allmälig in der abstracten Gelehrsamkeit und dem abstracten Stil aufgegangen. „Es war ein trauriger Anblick," hat Emile Zola treffend gesagt, „dies so mächtige Talent wie die Gestalten der antiken Mythologie sich versteinern zu sehen. Langsam, von den Füßen bis zum Gürtel, von dem Gürtel bis zum Kopf wurde Flaubert ein Marmor-Standbild."

VII.

Ich habe es aufgeschoben, von einer der letzten Visionen des Antonius zu sprechen, weil sie mir die merkwürdigste von allen scheint und ganz sicher die selbsteigene Vision des Dichters war. Nachdem alle Götter verschwunden sind und die Reise durch den Himmelsraum ihr Ende erreicht hat, sieht Antonius auf dem anderen Nilufer die Sphinx, die ihre Klauen ausstreckt und sich auf den Bauch legt. Aber springend, fliegend, bellend, durch die Nase Feuer blasend und die Flügel mit dem Drachenschwanz schlagend, umkreist sie die Chimäre. Was ist die Sphinx? Was anders als das dunkle Räthsel, das an die Erde genagelt ist, die ewige Frage, die grübelnde Wissenschaft! Was ist die Chimäre? Was anders als die geflügelte Einbildungskraft, die den Raum durcheilt und die Sterne mit ihren Flügelspitzen berührt!

Die Sphinx (französisch männlichen Geschlechts) sagt: „Stehe still, Chimäre! Laufe nicht so schnell, fliege nicht so hoch, belle nicht so stark. Höre auf, mir Deine Flamme in's Gesicht zu blasen, Du schmelzest doch nicht meinen Granit."

Die Chimäre antwortet: „Ich stehe nie still, Du kannst mich nicht ergreifen, Du fürchterliche Sphinx."

Die Chimäre galoppirt durch die Corridore des Labyrinthes, fliegt über das Meer, beißt sich fest in die segelnden Wolken.

Die Sphinx liegt unbeweglich und zeichnet mit ihren Klauen Alphabete in den Sand, denkt und rechnet nach, stiert, während das Meer sich wälzt, das Getreide wogt, Karawanen vorbeiziehen und Städte zusammenstürzen, mit ihrem festen Blick in den Horizont hinaus.

Dann ruft sie: „O Phantasie! erhebe mich auf Deinen Flügeln aus meiner tödtlichen Langeweile heraus!"

Und die Chimäre antwortet: „Du Unbekannte! ich bin in Deine Augen verliebt; wie eine brünstige Hyäne kreise ich um Dich, o umarme mich, befruchte mich!"

Die Sphinx erhebt sich. Aber die Chimäre entflieht, aus Schrecken, unter dem Steingewicht zerschmettert zu werden. — „Unmöglich!" seufzt die Sphinx und versinkt in den tiefen Sand.

Ich sehe in dieser Scene das letzte Bekenntniß Flaubert's, seine erstickte Klage über das Gebrechen seines ganzen Lebenswerkes und dieses Hauptwerkes im Besonderen. Die Sphinx und die Chimäre, die Wissenschaft und die Poesie, begehrten sich bei ihm, suchten sich immer wieder, umkreisten mit flammender Sehnsucht und Brunst einander; aber die rechte Befruchtung der Poesie durch die Wissenschaft gelang ihm nicht.

Nicht daß sein Grundgedanke ungesund oder unrichtig war. Im Gegentheil. Die Zukunft der Poesie ist da, das glaub' ich gewiß; denn da ist ihre Vorzeit. Die größten Dichter, ein Aeschylus, ein Dante, ein Shakespeare, ein Goethe haben alles Wesentliche gewußt, was man zu ihrer Zeit wußte und haben ihr Wissen in ihre Poesie niedergelegt. Aber in unserem Jahrhundert, wo die moderne Wissenschaft in allen Richtungen neugeschaffen worden, ist es schwieriger als je, sie, ohne überwältigt zu werden, zu umspannen, und Flaubert besaß

nicht die ursprüngliche Harmonie des Geistes, die das Schwere leicht macht und die tiefen Gegensätze der Ideenwelt versöhnt.

„La tentation de Saint-Antoine“ wurde in Frankreich kaum angezeigt. Das Buch wurde mit einem Boulevardwitz abgefertigt. Der Dichter hatte zwanzig Jahre gebraucht, um es auszuarbeiten; in zwanzig Minuten war jeder gute Kopf der Boulevards mit seinem Urtheil fertig: das Buch war tödtlich langweilig. Wie konnte der Verfasser meinen, daß solches die Pariser amüsire! Nein, Madame Bovary, das war etwas Anderes! Warum wiederholte er sich nicht (wie alle schlechten Schriftsteller), warum schrieb er nicht zehn neue „Madame Bovary“?

Er zog sich nach Croisset zurück, sperrte sich, tief verletzt, wie er war, monatelang ein und fing allmälig wieder an zu arbeiten. Er wurde alt. Er verlor durch den Tod seine älteren Freunde, George Sand, Théophile Gautier, seine Jugendfreunde und Gesinnungsgenossen, Louis Bouilhet, Feydeau, Jules de Goncourt u. s. w. Er wurde einsam. Er wurde kränklich, konnte zuletzt nicht das Gehen vertragen, ja nicht einmal vertragen, Andere gehen zu sehen. Er wurde arm. Er verlor sein Vermögen, das er aus Güte seiner einzigen Nichte anvertraut und das ihr Mann auf's Spiel gesetzt hatte, und er wurde in den späteren Jahren seines Lebens von Nahrungssorgen gequält. Er kam zuletzt selten mehr nach Paris; ja er ging nie in seinen Garten hinaus, ging nur hin und zurück zwischen seinem Schlafzimmer und seinem Arbeitszimmer und hinunter, um seine einsamen Mahlzeiten einzunehmen.

Er starb im Mai 1880 und wurde bei Rouen begraben. Das Gefolge war klein, eine Handvoll Freunde aus Paris. Aus Rouen folgte fast Niemand, denn er war der Mehrzahl der Einwohner völlig unbekannt, und als unmoralischer und irreligiöser Schriftsteller der Minderzahl, die ihn kannte, verhaßt.

Berliner Briefe eines preußischen Officiers aus dem Jahre 1848.

II.

Den 5. April. . . . Auch jetzt sind wir hier wieder in einer außerordentlichen Spannung in Betreff unserer inneren Politik. Das Ministerium hat die Finanzlage des Staates dargelegt, die, im Zusammenhange mit den augenblicklichen Verhältnissen, wo alles Vertrauen und aller Credit gewichen sind, sehr traurig zu sein scheint. Wir wissen noch nicht Alles; ist es wirklich so, wie die Welt es sagt, so möchte der radicalen Opposition dadurch ein solcher Vorschub geleistet sein, daß das Schlimmste zu befürchten ist. Wir wollen sehen. — Innere und äußere Feinde, wohin man blickt; Wahn und Leidenschaft überall, selbst Unredlichkeit und Unwahrheit — wie wird das enden?

Bitte, fallt nicht in den Ton unserer Zeitungsschreiber! Wo war denn in Deutschland eine „Knechtschaft"? Wo ist denn ein „kühnes Abschütteln dieses Jochs"?

Deutschland war anerkannt im Allgemeinen das glücklichste Land Europa's. Die Gerechtigkeitspflege war unparteiisch und geachtet; Bildung und Wohlstand wuchsen von Tage zu Tage. Was an Unbilden und Mißbräuchen da war, das bedurfte der Reform, nie der Revolution. Ich fürchte, daß die Revolution, die durch unsere Gauen gezogen ist, uns auf lange Zeit das Glück und die Ordnung der Zustände entzieht, die wir bis dahin genossen. Es war ein Verbrechen, sich jetzt gegen die Entwickelung aufzulehnen; das Vergangene ist nie wieder herzustellen. Ich will nicht sagen, daß die Entwickelung eine nachtheilige sein wird, wenn alle Patrioten mit in ihr wirken und für sie thätig sind. Sie ist aber eine durchaus andere, als ich sie dem Vaterlande gewünscht hätte; sie ist vorschnell und verläßt die Grundlagen des Bestehenden. Ich will mich sehr freuen, wenn nicht noch ganz Deutschland die Zustände vom Winter 1847 zurückwünscht, um dann mit Ruhe und Ueberlegung die nothwendigen Reformen durch die Gesammtthätigkeit Aller und nicht einer Partei zu gewinnen.

Daß diese Ansichten auch von Anderen getheilt werden, würde Euch ein Brief von N. beweisen. Er ist selbst Gegenstand von Pöbelinsulten gewesen und schreibt tiefbetrübt über die Ereignisse und besonders im Hinblick auf die Zukunft.

Ende voriger Woche war St. hier. Er war als Fourier hierhergesandt.

Die Schilderungen, die er von den rheinischen Zuständen machte, waren für einen Preußen und für einen Soldaten die allertraurigsten. Ich habe ihn während der drei Tage seiner Anwesenheit viel gesehen. Es war eine durchaus interessante Mission, sie führte ihn direct zum Könige und ließ einen Blick in unsere Staatslenkung hineinthun. Während ich so sehr specielle Nachrichten von Westen her bekam, traf am Sonntag mein alter Freund M. aus Bromberg hier ein; er war von seinem General hierher gesandt worden, auch theils um zu berichten, theils um Befehle in Empfang zu nehmen. Hier war er fast erstaunt über unsere Ruhe, während man in der Provinz noch die ganze Aufregung festhält, über die wir seit Tagen wieder fort sind. In Posen macht sich, Gott sei Dank, — das deutsche Element, das dort durch eine sehr große Anzahl Menschen repräsentirt worden ist, geltend und erklärt mit großer Entschiedenheit am preußischen Vaterlande festhalten zu wollen. Die Bauern sind ebenfalls ganz preußisch gesinnt, und es sind höchstens 300,000 Menschen dort, der Adel mit seinem Anhängsel, die ein selbständiges Regime begründen wollen. Streitigkeiten der verschiedensten Art sind indessen schon unter ihnen entstanden. Drei Kronprätendenten haben sich gemeldet; und es wäre wol möglich, daß die vielgepriesene polnische Erhebung an Rußlands entschiedenem Widerstande und der Standhaftigkeit der Deutschen scheiterte. Ihr werdet in der Berliner Zeitung alltäglich Aufsätze lesen, welche constatiren, wie die Polen hier die Deutschen für ihre Zwecke mit Schmeicheleien zu gewinnen suchen, während sie sie dort in ihrer Heimath mit Füßen treten und mißhandeln. Einzelne Theile der Provinz befinden sich indessen im Zustande vollständigster Anarchie. Die Polen haben an einzelnen Orten vollständige Heerscharen organisirt und die gesetzlichen Behörden durch andere ersetzt. Aller dortigen Officiere Meinung ist, daß es nur eines entschiedenen Auftretens Seitens der Regierung bedürfe, um mit Hilfe der deutschen Bevölkerung die ganze Bewegung zu ersticken . . . . . Sehr befürchtet man, daß es zu ähnlichen Scenen wie vor zwei Jahren in Galizien seitens der Bauern gegen den Adel kommen möchte. Es bedürfte dazu nur weniger Emissäre und des Anstoßes unserer Regierung. Man wird es verschmähen. Bedeutende Truppenmassen werden zusammen gezogen, die Landwehren sind aufgerufen und man rüstet sich zu allen Eventualitäten. — —

Die Nachrichten aus Pommern sind gut; dagegen wird in Westphalen, der Neumark, in Schlesien und im Eichsfelde noch immer geraubt und geplündert und die dortigen Truppen haben alles Mögliche zu thun, um die Meuterer nur niederzuhalten.

Hier ist der Landtag, ohne daß Ruhestörungen vorgekommen wären, am zweiten dieses Monats zusammengetreten. Sehr lange wird seines Bleibens nicht sein. Seine Verhandlungen sollen nur die einer constituirenden Versammlung einleiten, der wir dann binnen Kurzem entgegensehen. Der König ist in Potsdam. Er freut sich auf seinem schönen Sanssouci der herrlichen Frühlingstage und soll voller Fassung sein. Fünf Bataillons zu 1000 Mann und fünf Schwadronen zu 150 Pferden sind hier wieder eingerückt. Den ersten Bataillons wurde mit einiger Aengstlichkeit entgegengesehen. Man fürchtete, die Arbeiter würden sich ihrem Einrücken widersetzen; indessen erwies es sich, daß nur ein

sehr kleiner Theil sich zu diesem Zwecke am Thor versammelt hatte, der denn auch unberücksichtigt blieb. Dagegen mußte der Anblick des Einzugs jeden Soldaten empören. Ungeheure Massen Volks hatten sich zwischen die Kolonnen gedrängt und machten jede militärische Ordnung und Haltung unmöglich. Die Erbitterung in der Armee ist noch immer sehr groß. Der König Ernst August von Hannover hat dem Commandeur der Garden, General von Prittwitz, einen sehr schönen Brief geschrieben, in dem er sagt, er habe immer mit Freuden der preußischen Armee sich angehörig gewußt, jetzt nach den Berliner Ereignissen nenne er sich mit Stolz einen preußischen General. Er fordert dann die Officiere auf, jetzt bei den Fahnen zu bleiben und mit dem Abschiednehmen zu warten, bis daß sich die Verhältnisse mehr übersehen ließen. Prittwitz hat den Brief im versammelten Officiercorps vorgelesen. Er hat viel zur Beruhigung beigetragen und mit Enthusiasmus sprach man von seinem Inhalt.

Auch in meinem alten Regiment war die Erbitterung so groß, daß Viele den Abschied nehmen wollten; ich habe mich mit aller Entschiedenheit dagegen erklärt, schon zwei sehr umfangreiche Briefe in diesem Sinne dahin expedirt und hoffe etwas dazu beigetragen zu haben, das Unzeitgemäße eines solchen Schrittes den Cameraden vor die Augen zu führen. Wir stehen am Beginne einer Revolution, nicht vor ihrem Ende. Jetzt handelt es sich darum, die Monarchie Preußen zu retten, und dafür kann, muß Jeder wirken. Scheitern unsere Anstrengungen, treten Zustände ein, die dem Ehrenmanne nicht erlauben, im Dienst zu bleiben, dann ist noch immer Zeit, den Abschied zu nehmen und sich andere Fristungsmittel, vielleicht eine andere Heimath zu suchen.

Die Bankerute häufen sich; täglich werden hier mehr bekannt. Sonderbar, die tausend und abertausend Fahnen, die hier von den Häusern wehen, halten die deutschen Farben, die sie einstmals trugen, nicht treu. Die Sonne hat das Gelb fast überall ausgezogen und es ist zu Weiß geworden. Jetzt leckt sie auch an dem Roth, und ich fürchte, oder ich hoffe, wir werden bald wieder die Fahnen schwarz und weiß haben. In den meisten Orten Pommerns, der Marken und Preußens sieht man noch keine andern. In Aschersleben sind auch kleine Unruhen gewesen. Zwei Officiere hatten sich unvorsichtig über die sogenannten Freiheitsfarben geäußert, sich dadurch den Unwillen des souveränen Volks zugezogen, das ihre Häuser stürmen wollte und sie zur Flucht zwang. Magdeburg ist jetzt ganz ruhig; aber auch dort stockt jeder Handel und Alles steht still wie hier, wo die Bürger täglich mehr wünschen, ihre Schritte vom 19. März ungeschehen machen zu können. Unsere Bürgergarden sehen ganz respectabel aus. Erbärmlich aber ist die Großthuerei der Studenten und Primaner, bei denen man häufig fragen möchte, wo denn die Gewehre oder Säbel mit den Jungens wol hinlaufen wollen? Ueberhaupt ist die Haltung der Bürgerschaft hier nur mit Achtung zu erwähnen; ob sie im Stande sein wird, die unteren Classen, deren Lage eine immer traurigere wird, nieder zu halten, wird die Zeit lehren. . . . . Eben werden die Bürgerwehren zusammen gerufen. Eine große Fabrik steht in Flammen. Wir Soldaten spielen jetzt natürlich nur die Zuschauer. —

Den 7. April. — ..... Wir sind mit uns selbst zu viel beschäftigt, als daß wir großen Antheil an den Ereignissen im übrigen Deutschland nähmen. Unsere Aufmerksamkeit lenkt sich einestheils auf die finanziellen Verhältnisse des Staates, die anfingen sehr bedenklich zu werden, anderntheils auf Posen. Das Ministerium, welches das allergrößte Vertrauen besitzt, verlangt vom Landtage die Machtvollkommenheit, selbständig eine Anleihe negociren oder auf andere Weise für Geld sorgen zu dürfen. Verweigern ihm die Stände diese Mittel, das Staatsruder weiter zu führen, so will das Ministerium seine Demission nehmen. Was dann eintritt, weiß der Himmel! Die Menschen, die im Stande sind, jetzt das Staatsschiff zu lenken, sind nicht allzu zahlreich. Wir hoffen daher Alle, die Stände möchten das Verlangen des Ministeriums bewilligen. Der Staatsschatz, von dem immer viel die Rede war, den man für sehr beträchtlich hielt und auf den sich das Vertrauen des Landes stützte wie auf eine Grundlage von Marmor, hat sich als sehr unbedeutend im Verhältniß zu den Erwartungen ausgewiesen. —

Unsere Finanz-Verlegenheiten wachsen von Tag zu Tag. Die Fabriken müssen unterstützt, große Staatsbauten angefangen und weiter geführt werden, um nur den unruhigen Arbeitern Beschäftigung zu geben. Die bedeutenden Rüstungen fordern ungeheure Kapitalien, die Wiederherstellung der Ruhe ebenfalls. Steuern gehen nicht ein. Was soll da werden? Man spricht von den größten Einschränkungen, die sich auch der Einzelne gefallen lassen will. . . . .

Aus Posen werden von Tag zu Tag die Stimmen für treuen Anschluß an Preußen lauter. Die Regierung ist zu dem Entschluß gekommen, die Provinz festzuhalten und auf das Entschiedenste sind die Befehle, die dahin zielen, an die betreffenden Generale gegangen. Wahrscheinlich wird es dahin kommen, daß die vorherrschend deutschen Kreise und Ortschaften von der übrigen Provinz getrennt werden. . . . .

Im Uebrigen nimmt Berlin wieder die alte Gestalt an. Man sieht wieder Gensdarmen und die Damen haben auch die Aengstlichkeit verloren und erscheinen wieder im schönen Schmuck auf der Straße. Die deutschen Fahnen verschwinden nach und nach und das eingerückte Militär, das nichts zu thun hat, weil die Bürgerwehren die Wachen thun, ergeht sich promenirend auf den Straßen und im Thiergarten. An allen Ecken sind Anschläge und Gruppen, die diese zu lesen trachten. Auf den belebtesten Straßen hat sich eine Menge von Bildern- und Broschüren-Verkäufern etablirt, die die unter den Freiheitsbäumen der Presse in Unzahl wachsenden Pamphlets und Caricaturen anpreisen und feil bieten. Es ist ein Jammer, daß so viel Unkraut in dem Schatten solcher Bäume erwächst! Aufläufe sind fast noch allabendlich. Bald bezwecken dieselben die Plünderung eines Ladens; bald die Vertreibung fremder Arbeiter; bald die Erlangung höheren Lohns; bald eine Demonstration gegen irgend einen Club. Im Allgemeinen kann man aber dem souveränen Volke seine Achtung nicht versagen. Es benimmt sich bei der großen Anarchie, die wenigstens zeitweise eingetreten war, mit großer Mäßigung. Die Bürgerwehren verdienen allen Respect. Doch einmal fort von diesen Bildern! . . . .

Den 13. April. — Wem soll diese Zeit nicht Sorgen und Unbehaglichkeit bringen? Alten wie Jungen! Glücklich, wer Alles nur im Gewande des Traumes und der Phantasie sehen kann! Dem die „eklen", verzerrten Bilder der Wirklichkeit nur als momentan maskirte Genien erscheinen, die selbst durch die entstellendsten Masken ihre eigentliche Natur ahnen lassen. Man ist bei Euch so glücklich gewesen, die Zeit der Auflösung aller gesetzlichen Ordnung nicht so zu erleben, wie hier bei uns. Ihr seid nicht gezwungen, die ganze Vergangenheit mit einem Striche aus Eurem Gedächtniß auszustreichen und neu bis auf die tiefsten Grundlagen aufzubauen. Wir sind hier so weit. Auf der einen Seite nimmt man uns alle Vorgeschichte und Vorentwickelung, macht tabula rasa und construirt neue Gesetzesformen aus Theorien und den Ausgeburten fanatischer Köpfe; auf der andern Seite hängt man uns, den so Entkleideten und arg Frierenden, den deutschen Mantel um, der dem braven festen Pommern, dem Märker, dem Westphalen und Magdeburger, dem Ostpreußen und germanisirten Polen nicht sitzen will, den er über die Schulter anblickt und nicht recht ebenbürtig ansieht. Der Preuße schätzt den Norddeutschen, den Hannoveraner und Mecklenburger, die Genossen seiner Kämpfe, die Freunde seiner Stämme. Er sieht herab auf den Süddeutschen, den er nie anders denn als seinen Feind gekannt hat. Das Gefühl der Nationalität geht im Preußen namentlich vom siebenjährigen Kriege aus. Wie hat er damals den Süddeutschen gefegt! Bei Roßbach floh er, noch besser als der Franzose. Der Sachse hielt ihm noch ehrlich Stand; die Reichsarmee lief davon, wo sich nur ein preußischer Adler sehen ließ! Schon 1706 in den Kämpfen des spanischen Erbfolgekrieges, als die Preußen sich bei Turin mit hellem Ruhm bedeckten, sahen sie die Baiern und Mainzer, die Trierer und Badener in den Reihen ihrer vor ihnen her fliehenden Feinde; als das Unglück 1806 hereinbrach, als die Größe Preußens für immer dahin schien, da hörte man nur den Hohn der Süddeutschen. Aber trotz ihrer Freundschaft mit Frankreich, aus eigner Kraft erstand Preußen auf's Neue und trotz der Schwerfälligkeit der Oesterreicher und der schwankenden Politik der Süddeutschen trug es seine Fahnen bis Paris. Und nun soll man sich hier von diesen Leuten, die in Frankfurt die Hauptstimme führen, regieren und bestimmen lassen! Nun muß man sich von Leuten ohne Mandat und Autorität Gesetze vorschreiben lassen! Ich kann nicht begreifen, wie das nicht die ungeheuerste Erbitterung hervorrufen muß; und sicherlich würde dies geschehen, hätte man nicht so außerordentlich viel mit sich zu thun. Ihr seht es jetzt an Holstein, daß mit Phrasen und Freischaren und Großsprechereien nicht viel zu thun ist. Ich will hoffen, daß unsere guten Truppen mit den hannoverschen gemeinschaftlich im Stande sein werden, die deutsche Angelegenheit wieder herzustellen. Ebenso wird es am Rhein gehen, wenn die Franzosen vordrängen sollten; ebenso an der Weichsel, wenn die Russen uns bedrohen. Man wird singen, schreien; Turner und Burschen werden ausrücken und das gute preußische Heer wird nachher die letzte Hoffnung sein, das ohne Enthusiasmus, aber voll treuen Pflichtgefühls und voll preußischer Vaterlandsliebe bleiben wird! Gäbe dann der Himmel, daß das süddeutsche Gewirre uns kräftig genug läßt, um mit Entschiedenheit und Nachdruck zu handeln.

Man hat uns nun ein Wahlgesetz gegeben, das jedem vierundzwanzigjährigen Preußen die active und jedem dreißigjährigen die passive Wahlgerechtigkeit zugesteht. Es gibt nicht recht einen Grund, warum man die Männer allein Wähler sein lassen will, warum die Frauen nicht mit. Ich habe vorgeschlagen, man sollte alle Frauen unter dreißig Jahren und alle Männer über dreißig Jahren für wählbar erklären. Wäre das nicht viel amüsanter? Man könnte dann doch bunte Reihe und hübsch den Hof machen.

Das Frühjahr entfaltet hier alle Pracht, und man müßte ein Herz von Stein und ohne Gefühl haben, wenn die laue, duftende Luft und das reizende Grün nicht Freude und Frieden dem Herzen eintragen sollten. Wir setzen uns oft zu Zwei oder Drei zu Roß und holen uns Frische und Leben aus der Natur. Sie bleibt doch immer gleich und ist auch die treue Mutter, die nicht allein selbst beruhigend und besänftigend zuspricht, sondern uns auch im Geiste an die Orte versetzt, wo uns liebende Herzen entgegen schlagen. —

Meine Reise zu Euch möchte wol vorläufig Wunsch bleiben; was sollte auch ich Preuße mit den veralteten Ansichten und Wünschen eines preußischen Soldaten unter Euch aufgeregten Phantasten und Schwärmern, oder um mich besser auszudrücken, die Ihr mit klugem Geschick neue Gebäude aufführt und Euch an dem Hause, das Ihr aufführen wollt, schon im Voraus freut. Der kleine, meine Anschauungsweise umgrenzende Kreis wird durch das Wort bezeichnet: „Recht muß Recht bleiben!", das vor einem Jahre von einem damals als ultraliberal verschrienen Landtags-Deputirten ausgesprochen wurde, von Herrn von Vincke, der jetzt den Leuten lange nicht mehr freisinnig genug ist, — denn man hat den Boden des Rechts verlassen und den der Revolution betreten. — Das paßt nicht in Eure schöne, weite Welt! Wie sollte ich wol da frei athmen und unbefangen einher gehen können, jetzt wo sich doch immer die politische Ansicht in den Vordergrund drängt und besprochen sein will! Also lassen wir die Köpfe sich noch etwas abkühlen, in Wochen wird man ruhiger und gemüthlicher zusammen sein können. Aus Polen erwartet man hier in den nächsten Tagen die Nachricht von einem Gefecht. —

Den 19. April. — ... Heute ist wieder eine außerordentlich große Aufregung in der Stadt. Ein Maueranschlag, der diesen Morgen an allen Ecken zu lesen war, forderte in der entschiedensten Weise die Bürger auf, mit den Arbeitern gemeinschaftliche Sache „gegen die Regierung und die Großen" zu machen und „ihnen die Pest in die morschen Knochen zu jagen". Es geht Das Hand in Hand mit dem Verlangen nach directer Wahlberechtigung, das in den Arbeiterclassen laut geworden ist. Morgen wird Seitens dieser eine Monstrepetition dem Minister Camphausen überreicht werden, die diese Berechtigung statt der indirecten verlangt. Man sieht diesen Tag als einen entscheidenden an. Alle Bürger werden auf den Beinen sein. Täglich sind Umzüge und Versammlungen. Die Arbeiter feiern fast sämmtlich und immer; einestheils haben sie keine Arbeit; anderntheils haben sie keine Lust zu arbeiten, da ihnen auf ihr Verlangen doch Alles gewährt wird. Bald pressen sie dem einen, bald dem andern Brodherrn mehr Arbeitslohn ab und vergrößern dadurch nur den Mangel

aller Arbeit. Den städtischen Behörden fehlt es noch immer an Ansehen, um Ungeschicklichkeiten und Uebergriffe abzuwehren, oder den Forderungen zu widerstehen. Die sociale Bewegung hat die politische fast in den Hintergrund gedrängt und bietet weit größere Gefahren. Unsere Bürger sind noch keine Engländer, die Gut und Blut, Ehre und Leben an ihre politische Ueberzeugung und die Aufrechthaltung der Gesetze setzen. Uebrigens benimmt sich das Volk bei diesen Vorgängen nicht ohne Laune und Humor. Die Bäcker, die zu kleine Brode nach seiner Idee gebacken hatten, mußten eigenhändig dergleichen Exemplare an die Hausthüre nageln. Das angenagelte Brod wurde bezahlt.

Am Sonntag war ich in einer großen Volksversammlung im Thiergarten unter freiem Himmel. Es wurden meistens industrielle Fragen abgehandelt. Es ging durchaus ruhig und anständig zu; man fühlte sich nichts weniger als genirt; man sah und hörte allen Anwesenden das Interesse an, sich aufzuklären und bemerkte mit Freuden die Theilnahme an dem Vorgetragenen. Die Redner waren Arbeiter, Literaten, Kaufleute, Aerzte, Advocaten ꝛc. Einzelne wirklich bedeutende Rednertalente traten auf. Es war zum Erstaunen, wie des Volkes Tact das Richtige herausfühlte; andererseits aber wieder augenscheinlich, wie das größere Talent das richtige Urtheil wieder anders zu bestimmen wußte. Der Hauptredner war ein früherer Officier, ein Herr Held, Redacteur einer Zeitschrift: „die Locomotive". Mit der Anrede „Bürger" und mit der „ruhmreichen Revolution" wurde natürlich enorm herumgeworfen.

Ich war heute auch einmal wieder bei Z's. Ich hatte ihre, den meinen widerstrebende Ansichten gefürchtet, fand aber statt dessen meistens übereinstimmende. Die gebildeteren und bedeutenderen Leute sehen hier doch alle recht ernst, fast schwarz in die Zukunft. Man glaubt nicht, daß die deutsche Entwickelung ohne Conflicte vor sich gehen wird. Man ist zu sehr empört über die Forderung Süddeutschlands in Betreff unserer Provinz Posen, deren Verhältnisse man dort gar nicht kennt; deren Hauptstadt ein nothwendiges Glied in unserer Befestigungslinie gegen Osten ist, der Befestigungslinie, die auch Deutschland schützt. Die Stadt Posen ist zu zwei Drittheilen deutsch, durchaus preußisch gesinnt. Ich habe einen Brief von M. aus Gnesen, nach welchem unsere Truppen schon mehrere Gefechte gehabt haben und vor Kampfbegierde brennen; daß die polnischen Landwehren durchaus zuverlässig und gut gesinnt, daß aus der vierten Division, etwa mit Landwehren 15,000 Mann stark, nur vierzig Desertionsfälle vorgekommen sind; nach welchem ferner die Polen gräulich hausen, namentlich gegen die Juden. Die Erbitterung ist auch hier gegen die Polen außerordentlich gestiegen und was mich anbetrifft, so würde ich mit dem höchsten Widerwillen für die Polen gegen die Russen den Degen ziehen, wie man es uns in Süddeutschland zugedacht hat. Der Haß, der hier so gewaltig gegen die Russen laut war, ist fast ganz vergessen; die natürliche Folge des Benehmens der Polen und der Süddeutschen. Wie blaß werden ihre Sterne! Hecker, der europäische Mann, der Patriot par excellence — ein Landes-Verräther! — —

Den 21. April. — Leider kann man wol nicht voraussetzen, daß Ereignisse

wie das Hildesheimer[1]) sich nicht noch öfter in Deutschland wiederholen werden, wenn auch nicht am nämlichen Orte. Man hat den Boden des Rechts und der Gesetzmäßigkeit verloren und es sieht ordentlich komisch aus, wie die Leute mit den Beinen zappeln, um diesen Boden wieder zu gewinnen; wie sie sich wirklich einbilden, daß es gelungen sei, und wie dann plötzlich ein solches Ereigniß, über das man sich im Grunde nicht wundern kann, sie in's Gesicht schlägt und beweist, wie bodenlos ihre Existenz ist. — —

Unsere Zustände unterscheiden sich wesentlich von den Eueren dadurch, daß hier die socialen Fragen weit mehr zur Lösung drängen als bei Euch, die Ihr nicht die Verarmung der unteren Stände durch eine maßlose Gewerbefreiheit und durch die Industrie gewonnen habt. — Man stellt hier jetzt den Satz auf, Jedermann könne mit Recht vom Staat verlangen, dieser solle Sorge tragen, daß man durch seine Arbeit ein hinlängliches [nicht kümmerliches] Auskommen habe. Wohin die Consequenz dieses Satzes führen kann, wer mag das entscheiden? Vorläufig pressen die Arbeiter und Gesellen bald den Communen, bald ihren Meistern mehr Lohn ab und steigern dadurch nur die große Arbeitslosigkeit. Der Credit ist noch immer durchaus gedrückt und die Gefahr für unsere Zukunft liegt in dem Hunger und in der Verzweiflung der unteren Stände, gleichzeitig mit der enormen Geldkrisis. Unsere Bürger und der größere und bessere Theil der Arbeiter schart sich freilich jetzt dicht um die Erhaltung der Ordnung, indessen wie lange kann jener den Druck, der durch diesen anhaltenden Dienst auf ihm lastet, aushalten, und wie lange wird dieser noch gut gesinnt sein, wenn auch er von den stillstehenden Fabriken entlassen wird?

Wir sind hier wirklich glücklich über den gestrigen Tag weggekommen; die in weit geringerer Anzahl, als erwartet wurde, anziehenden Scharen wurden vor den Thoren aufgehalten und zum Auseinandergehen veranlaßt. Die Stadt war die Nacht auch außerordentlich ruhig. —

Vorgestern Abend langte ganz überraschend D. aus Rendsburg an. Er kam, um den bestimmten Befehl zu holen, gegen die Dänen vorzugehen; ein Vorgehen, zu dem sich Halkett[2]) nicht hatte verstehen wollen. Weigert er sich auch ferner, so gehen die Preußen allein vor. Nach dem Ausspruch des Bundestags soll ein preußischer General das Commando der Expedition übernehmen und ist zu diesem Ende der General von Wrangel dorthin abgegangen. Derselbe genießt das größte Vertrauen in der Armee. Sein Generalstab ist vorzüglich besetzt und wir sehen den dortigen Affairen, die heute ihren Anfang nehmen sollten, mit großem Vertrauen entgegen.

. . . . Gottlob hat das radicale Gebahren der Süddeutschen im Frankfurter Dome und in den badischen Volksversammlungen hier in Preußen einen ganz anderen Effect gehabt als man erwartete. Die preußischen Erinnerungen und preußischen Sympathien sind auf's Herrlichste erwacht. In Posen entwickeln die Deutschen und die polnische Bauernschaft eine Energie für Preußen, wie sie nie hätte wach werden können, hätte man nicht ihr Nationalgefühl so mit

---

[1]) Ein vom Militär bald unterdrückter Krawall.

[2]) Befehlshaber der hannover'schen Truppen.

Füßen getreten. In Westpreußen ist kein Gedanke an irgend eine polnische Sympathie. Unsere Truppen brennen vor Kampfbegierde und jeder ungesetzlichen polnischen Regung wäre im Fluge ein Ende gemacht. Selbst die polnischen Landwehren sind vortrefflich. Unser General von Pfuel ist nach Petersburg gegangen; was sein Auftrag ist, wissen wir nicht; möge der Himmel unsere Armee davor bewahren, für die Polen gegen Rußland ziehen zu müssen..... Die Russen sind im Uebrigen nicht allzu sehr zu fürchten und ich glaube nicht, daß sie an eine Reaction, den Degen in der Hand, bei uns denken. Sie würden dann auch die ganze Nation auf den Beinen finden; ihre Truppen sind über das ganze Land verbreitet, sie können allerhöchstens am 1. Juni 150,000 Mann an unserer Grenze haben. Die Russen sind außerdem sehr mit sich beschäftigt; in den Ostseeprovinzen, in Lithauen, Podolien, Volhynien, überall gährt es; sie können die Moldau und Wallachei nicht unbeobachtet lassen. Kurz, als Angreifende sind sie, ohne Verbindung mit anderen Völkern, durchaus nicht zu fürchten. Dagegen greifen wir sie an, wollen wir ihre Provinzen ihnen entreißen, so ist vorauszusetzen, daß alle inneren Gährungen damit zum Schweigen gebracht sind und der „heilige Krieg" mit aller Kraft Seitens der Russen geführt werden wird. — Täglich ziehen hier noch Polen durch; täglich verstärken wir unsere Kräfte im Großherzogthum. Käme es dort zum feindlichen, ernsthaften Zusammentreffen, es würde gräßlich sein.

Was uns vor Allem Noth thut, ist ein Kriegsminister. Man muß einen guten Soldaten haben, der außerdem auch die politische Bildung hat, die der neuen Zeit entspricht und der Redner ist. Man spricht von Scharnhorst und von Strotha, beides Artilleristen.

Wir Alle hier freuen uns täglich an dem gesunden Sinne der Hannoveraner und wünschen nichts mehr, als daß es ihnen gelingen möchte, auf gesetzlichem Wege das zu erreichen, was den Völkern Noth thut. Man büßt gar zu viel ein, wenn man einmal vierzehn Tage lang Anarchie walten läßt.

Den 23. April. — — Ob wir Frieden behalten? Wer will das entscheiden? Ich glaube nicht, daß die Interessen Süd-West-Deutschlands und des Nord-Ost werden unter eine Kappe zu bringen sein. Ich glaube es namentlich Posen's wegen nicht. Ich glaube, daß die Verfassung, die man Deutschland geben will, so etwas Halbes und in sich Unmögliches ist, daß sich an eine Einführung derselben tausend neue Verwickelungen knüpfen werden. Die Zeit wird Deutschland zu einer einheitlichen Monarchie, oder zu einer einheitlichen Republik hindrängen. Erstere werden unsere nördlichen und östlichen Provinzen nur annehmen, wenn unser König Kaiser wird; letztere ist uns gänzlich fremd. Somit glaube ich nicht, daß diese Frage auf friedlichem Wege entschieden wird. Ich bin fest davon durchdrungen, daß wir in Monaten, oder erst in Jahren einen Kampf Nord-Ost-Deutschlands gegen den Süd-Westen sehen werden. Die guten Süddeutschen haben unserem Innern so jede Sympathie, ja jeden Enthusiasmus genommen, daß es nicht zu verwundern ist, wenn man für die dort aufgepflanzte Fahne höchstens Indifferenz empfindet. Glaube mir, es ist nicht

die Armee, es sind nicht Einzelne, die hier so denken, es ist der bessere, der ruhigere und der edlere Theil der hiesigen Bevölkerung . . . . Der alte B. schreibt mir: „Für mich und mein Geschlecht hoffe ich jetzt nichts mehr — aber für die Kinder. Mögen sie die Früchte eines vernünftigen Freiheitsbaumes ernten." Und ferner: „Die zehn Plagen Aegyptens schweben über uns, nur die Liebe bleibt, sie soll desto herrlicher leuchten." Er hat, wenn man manche seiner Worte in anderes Deutsch übersetzt, nicht Unrecht. Die antiken herrlichen Tugenden: virtus et pietas scheinen mir gewichen: standhaftes Ertragen, Pflichterfüllung und Anhänglichkeit, Ehrfurcht vor dem Alter und seinen Ansichten, vor dem Könige und dem Vaterlande! — Ueberall herrscht Egoismus, jugendlich frech an die Spitze von Allem gestellt, das erstrebt wird. Doch genug davon. Fast ist es mir, als wenn ich mein besseres Selbst aufgeben sollte, wollte ich mit den Zeithelden einerlei Schritt einüben. Mein Herz ist mit Dankbarkeit dafür erfüllt, daß ich zu einem Stande bestimmt wurde, der, wie ich jetzt erst erkenne, Alles was ich bin in Anspruch nahm, dem ich von ganzer Seele, mit Leib und Leben angehöre, daß ich Preuße ward, — daß ich dem Lande zugeführt wurde, dessen Institutionen, dessen Geschichte und dessen Charakter mich durch und durch zu dem Seinigen machten. —

. . . . . Es wird ein Armeecorps von 60,000 Mann zwischen Bamberg und Nürnberg zusammengezogen werden, zu dem Preußen 20,000, Oesterreich 20,000 Mann gibt; 20,000 sollen vom Bunde gestellt werden. Mein altes Regiment geht auch dorthin. Wie würde es mich erfreuen, wenn man mich auch eben dahin senden wollte. — Die militärische Thätigkeit in Schleswig und Jütland möchte ihr Ende erreicht haben. Man spricht mit großer Anerkennung von den Hannoveranern und Braunschweigern, namentlich der neunpfündigen Batterie.

Traurig lauten die Nachrichten aus Posen. Die Halbheit der dortigen Verhältnisse hat die traurigsten Folgen gehabt; in der letzten Woche sind 28 kleine Gefechte geliefert worden. Der Bürgerkrieg ist vollständig da; ein Bürgerkrieg der gräßlichsten Art.

Den 30. April . . Ich bin, wie alle Welt, die ganze Woche hindurch außerordentlich durch die Wahlen für unsere constituirende Versammlung in Anspruch genommen gewesen. Täglich wenigstens eine vorberathende Versammlung, die oft drei und mehr Stunden dauerte. Man hatte auch mich auf die Candidatenliste zum Wahlmann gesetzt. Das Verhältniß der Wahlen ist hier folgendes: Jeder, der ehrlich (vor den Gerichten) und kein Armengeld erhält, ist Urwähler. Für fünfhundert Einwohner wählen die Urwähler einen Wahlmann und für sechzigtausend Einwohner wieder die so aus den Urwahlen hervorgegangenen Wahlmänner einen Abgeordneten. Die Urwähler aus unserem Bezirk, Leute aus allen Ständen, hatten sich natürlich wenig oder gar nicht gekannt. Man versammelte sich, um sich kennen zu lernen. Eine große Anzahl von Candidaten zu Wahlmännern wurden auf die Liste gebracht und jeder dazu verpflichtet, sich der Versammlung zu präsentiren, seine Anteriora in wenigen Worten mitzutheilen und diesen sein politisches Glaubensbekenntniß anzuhängen. Viel ungewaschen Zeug wurde da vorgebracht. Es drehte sich immer

darum, ob man schon vor dem 18. März liberal gesinnt gewesen sei; ob man schon vordem einen Polizeiscandal gehabt hätte (als Document radicaler, also guter Gesinnung); es wurde auf alle Beamte gescholten und mit den Arbeitern kokettirt. Damit waren zwei Nachmittage verbracht worden. Am dritten ward dies fortgesetzt. Ein Candidat nach dem andern wurde aufgerufen; auch ein Capitän vom Kriegsministerium. Wie ich ihn auf die Tribüne treten sah, dachte ich, was würdest Du wol sagen, wenn man Dich aufriefe, ging dann aber wieder von diesem Gedanken ab, als ich plötzlich meinen Namen nennen höre. Wer mich auf die Liste gesetzt hat, ich weiß es nicht. Zuerst wollte ich ablehnen, dann ging ich, und wie ich ging, dachte ich: „Nur Courage". Ich war im ersten Momente in nicht geringer Verlegenheit; ich war vollständig unvorbereitet; ich war in Uniform (mit noch zweien die einzigen Officiere in einer Versammlung von wenigstens sechshundert Menschen).

Ich schritt rasch auf die Tribüne, fing an zu sprechen und das Uebrige fand sich, so daß ich, ehe ich mich dessen versah, die ganze Gesellschaft in einem Enthusiasmus und Applaus sah, so daß ich fast davor erschreckte. Sobald das erreicht war, empfahl ich mich und kehrte auf meinen Platz zurück. Und wenn ich nun bedachte, was ich den Leuten gesagt hatte, so waren es wahrlich keine Schmeicheleien, auch kein Glaubensbekenntniß, sondern das Einfache, daß, wenn man Staaten bauen wolle, es nöthig sei, daß man Baumeister annähme, die zu bauen verständen und nicht bloß Schwätzer und Leute, die sich mit Worten um die Gunst der Menge bemühten. —

Ich war plötzlich zu einer Notabilität geworden; man drückte mir von vielen Seiten die Hand; man suchte meinen besonderen Beifall für Ansichten und Meinungen zu gewinnen. Ich ließ mir das gefallen, ohne irgend noch einen Schritt zu thun, um vom Candidaten zum wirklichen Wahlmann zu avanciren. Und so schnell schwindet Volksgunst, daß jetzt Leute der radicalsten Seite mich vollständig verdrängt haben. Heute haben um zwölf Uhr Männer meiner Gesinnung eine Separatberathung. Um fünf Uhr ist wiederum große Versammlung; morgen um acht Uhr beginnt die Wahl. Die radicale Partei bietet Alles auf, um den Sieg zu gewinnen. Unsere hat keine Leute, um ihr kräftig entgegentreten zu können. Es bedarf der Aufwiegelung der unteren Classen für ein bestimmtes Princip; der „Abwüglung" wie sich jener Berliner Eckensteher ausdrückt, der sich darüber beklagt, daß er vierzehn Tage „aufgewügelt" sei und nun schon seit mehreren Wochen wieder „abgewügelt" werde. Unsere Leutchen wissen nicht unter das Volk zu treten; es scheint als wenn man mich hätte als Wahlmann durchbringen können, wenn ich Lust gehabt hätte; indessen dann hätte ich nochmals reden müssen, hätte mich Dem ausgesetzt, unter die Zähne von allerhand Leuten zu kommen, und darnach hatte ich kein Verlangen. An der Spitze der Radicalen stehen Lehrer und Literaten, unpraktische Leute, Theoretiker, die es gewiß gut meinen, indessen gewiß nichts Gutes schaffen.

Den 2. Mai ..... Am Sonntage waren Vorberathungen über Vorberathungen, von zwölf bis zwei und dann von fünf bis acht Uhr. — In denselben hatte man mich denn auch auf die engste Liste der Wahlcandidaten unserer

Partei, das heißt der Partei der constitutionellen Monarchie, gegenüber der republikanischen, gesetzt. Ich war als fünfter Wahlcandidat genannt. Gestern wurde die große Wahlschlacht geschlagen; von ein halb acht Uhr Morgens bis ein halb zehn Uhr Abends haben wir gesessen und gewählt und wieder gewählt. Der Sieg entschied sich gleich mit dem ersten Candidaten, einem Kaufmann Hastinger, für uns. Der zweite Candidat, ein Kammergerichts-Präsident Kosch, wurde mit gleicher Majorität durchgesetzt. Beim dritten Candidaten hatte sich unsere Partei leider zersplittert; die Gegner stellten einen unter den Arbeitern sehr beliebten Candidaten auf, einen früheren Unterofficier. Es kam zur engeren Wahl, wo immer fünf als engere Candidaten aufgestellt werden. Wieder keine Majorität. Wir sahen, daß wir unsern Candidaten nicht durchbringen würden. Wir sprangen also über auf einen Vermittelungscandidaten, der dann in der letzten Wahl, wo man zwei Candidaten aufgestellt hatte, mit großer Majorität gewählt wurde. Nun kam der vierte Candidat. Wir nahmen wieder den von uns designirten; er fand keine unbedingte Majorität. Die Gegner machten aber den großen Fehler, daß sie bei ihrem Candidaten verharrten, der selbst in den eignen Reihen nicht vollständigen Anklang fand. Es kam zur engern Wahl von fünf, — unser Candidat siegte! — Fünfte Wahl. Mein Name war bis dahin fast gar nicht genannt; indessen wußte ich, daß die Uniform und „der junge Kerl, der so resolut gesprochen" ihnen imponirt hatte. Unsere Partei ging theilweise wieder auf den dritten Candidaten, der nicht durchgesetzt war, zurück; es ergab sich keine Majorität. Endlich engere Wahl zu fünf. Große Majorität für mich! Glückwünsche von allen Seiten; Freude auf vielen Gesichtern und wirklich die größeste in mir. — Nun kamen die Wahlen für Frankfurt. Die Majorität, die sich also consolidirt hatte, nahm mit großer Entschiedenheit ihre alten Candidaten wieder an. Somit bin ich Wahlmann für die beiden constituirenden Versammlungen. Die Abgeordneten werden wir am nächsten Montag wählen. Ich bin dadurch im Stande, allen interessanten Debatten, die in dieser Woche statthaben werden, beizuwohnen. Wir werden sehr thätig sein müssen, wenn wir tüchtige Abgeordnete finden wollen . . . . . Die anticonstitutionelle Partei ist hier sehr groß, die republikanische! Den Leuten liegt Nordamerika im Sinne. Unter achthundert Wahlmännern werden wir nur eine kleine Partei finden. Die Woche wird sehr in Anspruch genommen sein.

Den 11. Mai . . . . . Heute Mittag habe ich die bestimmte Entscheidung erhalten, daß ich nicht nach Frankfurt gehen werde; ich bin nicht zum Abgeordneten, sondern nur zum Stellvertreter gewählt worden, und das nicht hier, sondern in F. Ich bin darüber nicht niedergeschlagen und komme mir vor wie Jemand, der nach langer Unruhe und langen Diensten wieder in's Privatleben zurückgetreten ist, und dieses hat auch seine Annehmlichkeiten und seine großen Vorzüge. Die vorige Woche war eine der interessantesten meines Lebens. Schon am Nachmittage des 2. Mai hatte eine Anzahl Abgeordnete eine Privatconferenz darüber, wie man es anfangen wollte, sich und die Candidaten für die beiden Versammlungen kennen zu lernen, die hier und in Frankfurt abgehalten werden sollen. Bevor wir noch zu einem Entschlusse ge-

kommen waren, wurde uns die Nachricht, daß Seitens des Magistrates auf den Mittwoch eine gemeinschaftliche große Versammlung aller Wahlmänner in der Garnisonkirche angesetzt sei. Wir verfügten uns demnach auch dorthin. Indessen, trotz der bestimmtesten Zurückweisung aller der Leute, die nicht Wahlmänner waren, hatte sich doch eine so bedeutende Menge auch Solcher eingedrängt, die nicht gerade Lust hatten, unsere Berathungen mit Ruhe zu vernehmen, daß wir kaum Platz hatten. Dazu kommt noch, daß die Kirche wenig akustisch ist und daß es das Interesse einer bestimmten Partei war, die Verhandlungen jedenfalls zu unterbrechen. So nahm dann bald ein solches Toben und Durcheinanderschreien überhand, daß man sich entschließen mußte, die Verhandlungen aufzugeben.

Um zwei Uhr Nachmittags versammelte man sich wieder. Wir waren gewiß elfhundert Männer. Man hatte dieses Mal den schönen Saal des Schauspielhauses gewählt; auch waren hier Vorkehrungen getroffen, die jedem Unbefugten den Zutritt verwehrten; dennoch kam es auch hier nur zu wenigen Bestimmungen für die Geschäftsordnung der folgenden Tage. Erst am Donnerstage begannen die ordentlichen Sitzungen, seitdem aber auch ununterbrochen. Berlin war in fünf Bezirke getheilt worden und jeder Bezirk hatte zwei Abgeordnete und zwei Ersatzmänner für die constituirende Versammlung in Berlin zu wählen. Andererseits hatte man Berlin wiederum in sechs Bezirke getheilt, von denen jeder einen Abgeordneten und einen Ersatzmann für Frankfurt wählen sollte. Morgens von acht bis ein Uhr Mittags fanden nun immer die Versammlungen der Gesammtheit statt; Nachmittags, in der Regel von drei Uhr an, trat man in den Bezirken zusammen, und weil ich als Wahlmann für Berlin und für Frankfurt zwei Bezirken angehörte, so habe ich oft bis acht, ja einmal bis zehn Uhr in diesen Sitzungen zugebracht. Schlossen sie auch früher, so erwarteten uns wieder unsere Urwähler, die von uns Berichterstattung über die Ergebnisse der Tage forderten, und vor denen ich zweimal noch dreiviertel- bis einstündige Vorträge gehalten habe. Die Listen, welche Seitens der Versammlung der Gesammtheit für die Candidaten ausgelegt worden, waren ebenso wie die, welche einzelne Bezirke ausgelegt hatten, bald mit Namen bedeckt. Die bedeutendsten Männer aller Stände und aller Meinungen traten vor uns auf und legten ihre Ansichten über die Zeitfragen dar und unterwarfen sich den von der Versammlung gestellten Interpellationen. Generale und Arbeiter, Lehrer und Geheimräthe, Advocaten und Literaten sprachen nacheinander. Ich bin stets mit der gespanntesten Aufmerksamkeit den Verhandlungen gefolgt und habe nicht allein mich dadurch gefesselt gesehen, sondern auch eine reiche Ausbeute von Erfahrungen und Ideen gesammelt. Viele der Leute, die noch in der Folge von größtem Einfluß auf das Geschick unseres Vaterlandes sein werden, habe ich so kennen gelernt. — Es war höchst interessant, Leute aus allen Schichten der Gesellschaft sich in ihrer Weise über die Begebenheiten der letzten Wochen äußern zu hören und über das, was geboren werden soll. Unter den Handwerkern und Fabrikarbeitern war so viel richtiger Tact, so viel vernünftiger Sinn, daß es mich außerordentlich frappirt hat. — War in dem früheren Leben der Redner auch nur Etwas, was auf ihren Charakter ein schlechtes Licht warf, so wurde

es schonungslos aufgedeckt, was oft zu den unangenehmsten Scenen Veranlassung gab. Ueberhaupt war die Haltung im Ganzen nicht immer die parlamentarische. Ich habe fast nie solches Toben mit angehört wie dort. Wir bekamen nach und nach so viele Staatsverfassungs-Entwürfe, daß man damit einen Handel hätte treiben können. Jeder Einzelne brachte einen neuen, viele darunter aber höchst geistvolle. Es drehte sich namentlich darum, daß der Eine für die neue preußische Verfassung zwei Kammern, der Andere eine verlangte. Man hörte die bedeutsamsten Vertheidigungsreden für das eine, wie für das andere System. Ich wurde mehrfach (von sieben Seiten) aufgefordert, mich auf die Candidatenliste zu setzen; ich hatte abgelehnt, weil ich nicht einsah, wie ich irgend Aussicht haben könnte zu reüssiren. Indessen, es sprach sich bald das Verlangen, Officiere nach Frankfurt zu senden, so laut aus, daß man sogar einen unserer Generale, der für sich gedankt hatte, aufforderte, Officiere öffentlich zu nennen, die sich zu einer solchen Sendung eigneten. Er nannte vier höhere Officiere, die aber ohne Erfolg auftraten. — Man erkannte wol, daß das Uebergewicht, das Preußen, soll etwas Vernünftiges aus der Frankfurter Geschichte werden, durchaus auch ferner in Deutschland haben muß, sich namentlich auch darauf stützt, daß es der rechte Arm Deutschlands in Krieg und Frieden gewesen ist; daß es, zuerst und allein, eine wahrhaft volksthümliche Wehrverfassung besaß; daß seine Grenzen die längsten nach Außen sind, die, militärisch geschützt, auch Deutschland schützen ꝛc. Man erkannte, daß die neu zu schaffende Heeresverfassung es nöthig mache, unter denen, die sie berathen, auch Fachkenner und Leute von Fach zu haben; man erkannte, daß bei der Regulirung der Grenzen gegen Osten, in Betreff Posen's, man auch militärisches Urtheil herbeiziehen müsse. Aber woher nun die Officiere nehmen? Unter den Wahlmännern waren sehr wenige. — Wir müssen entschiedene, frische Kräfte in's Feld stellen; mit Autoritäten der früheren Jahre schlägt man jetzt die andrängende Partei nicht mehr. Wir brauchen Solche, die die politische Bildung der Neuzeit haben und die in der Entwickelung, die angebahnt ist, das Glück der Völker sehen. — Der Politiker läßt sich jetzt nicht mehr vom Soldaten trennen. Wir stehen nicht mehr isolirt den andern Ständen gegenüber; wollten wir das, so würde uns bald der Boden unter den Füßen genommen werden. Es handelt sich darum, dem Lande eine Wehrverfassung zu geben, die den übrigen Institutionen desselben und ihrem Zwecke entspricht. Wir müssen dafür sorgen, daß darüber Leute zu Rathe sitzen, die nicht blos jene Institutionen im Auge haben, sondern auch die Natur, das Wesen eines solchen Dinges, wie es eine Wehrverfassung ist. Und will man das erreichen, dann muß man dahin gehen, wo man überhaupt zur Erreichung dieses Zweckes etwas thun kann. Man schlägt nur da den Feind, wo man ihn wirklich trifft, nicht dadurch, daß man in die Luft haut. Unsere Oberen, so wie das Ministerium waren auch hiervon durchdrungen, nur fielen sie in den Fehler, daß sie die falschen Personen unterstützten. Nach dem General R. trat noch ein Major auf. Ich muß gestehen, ich war außer mir, wie ich ihn reden hörte; den Leuten sagen, daß man noch einen Bruder habe, der Tischlergeselle sei und daß künftig keine Garden und keine Cadettenhäuser bestehen sollten; den Leuten in abgerissenen Sätzen ein politisches Glaubensbekenntniß ablegen, ohne

daß der Faden zu erkennen wäre, der dem Ganzen Zusammenhang gibt, das heißt nicht, ein Anrecht auf eine Wahl zu solchen Versammlungen gewinnen, wie die bevorstehenden sind. Als ich nun sah, wie die Candidaten beschaffen, die da als solche aufgetreten waren, da wünschte ich auch auf die Liste gestellt zu werden; indessen hier war es zu spät. Ich wurde in einem andern Bezirke vorgeschlagen, doch hatten sich dort die Stimmen schon so bestimmt für zwei andere Candidaten ausgesprochen (den Minister Camphausen und den Präsidenten Rönne), daß kein Gedanke war gewählt zu werden. Ich sprach auch hier, aber nicht für mich, sondern dafür, daß es wichtig sei, Soldaten nach Frankfurt zu senden; knüpfte dieses namentlich an den Dahlmann'schen Entwurf, der in militärischer Beziehung wol das Ungerathenste ist, was man sich denken kann. Es ist doch schwerer, als ich mir gedacht hatte, so frei vor einem so viel älteren und ausgezeichneten Publicum zu sprechen; denn in dieser Bezirksversammlung saßen nur Leute vom alten Régime, die denn auch nur von bedeutenden Würdenträgern als Candidaten etwas wissen wollten. — Wie schon erwähnt, das Ministerium wünschte, daß Officiere für Frankfurt gewählt würden, und unser vom Ministerium nach Frankfurt commandirter Major Fischer hatte es mir direct zur Pflicht gemacht, Alles zu thun, um es für mich zu erreichen, und ich bedauere, daß es mir nicht geglückt ist. Wenn jetzt nicht Jeder mit Aufopferung aller seiner Kräfte das Seinige einsetzt, um noch Etwas zu retten, so bricht alles Historische, mag es gut oder schlecht sein, zusammen; wenn nicht Jeder durch und durch politisch ist und jeden Nerv und jede Sehne zu einem Seile werden läßt, mit dem er sich vor die Monarchie, die Schiffbruch leiden will, vorspannt, so ist diese und damit viel Edles und Großes, vielleicht ganz Deutschland, für immer verloren. Mag sein, daß es bei Euch ganz still und friedlich aussieht. Wir tanzen hier auf den brandenden Wogen und der Fels, an dem wir scheitern können, tritt so prägnant uns vor die Augen, daß es heißt: „Hand an, oder der Tod gähnt Dir entgegen!" — Hier zerren Reaction und Revolution um Throne, Absolutismus und Republik, und wahrlich, noch manchen Kampfs wird es bedürfen, wollen wir mit dem Echten und Guten oben bleiben. Wer jetzt an den Groschen denkt, den er etwa dabei verausgabt, der meint es auch schlecht mit sich selbst. Er kommt mir vor wie der, der auf einem schwankenden Balken auf dem Meere treibt, jeden Augenblick dem Versinken nahe, und doch den Schatz nicht aufgeben will, der ihn in die Tiefe zieht. — Auf Ostentation bei Austern und Champagner, auf Stutzern mit Glacéhandschuhen und lackirten Stiefeln gibt man jetzt Gottlob nichts mehr, aber darauf, ob das Herz auf dem richtigen Flecke sitzt; ob es den Muth hat, das auszusprechen und zur Geltung zu bringen, was der Kopf denkt. —

Den 19. Mai. — Manche Wahlversammlungen waren von Neuem nothwendig geworden, weil einige Personen an zwei Orten gewählt waren. So hatten wir heute an Stelle des Ministers Camphausen und unseres Gesandten in Nordamerika, ehemaligen Präsidenten unseres Handelsamtes, von Roenne, Neuwahlen zu treffen. Bedeutende Wahlumtriebe sind natürlich jetzt erst recht wieder losgelassen worden; die eine Partei hat als Candidaten den bekannten

Jacoby aus Königsberg aufgestellt, der vor einigen Jahren durch eine Broschüre: „Vier Fragen" ganz Preußen in die größte Bewegung setzte, einen sehr gescheidten und geachteten Mann, der aber ganz der extremen Richtung angehört; die andere, worunter ich, will gern den Oberst Stavenhagen, der erst vor wenigen Tagen wieder von Posen zurückkam, durchbringen. Es fehlt in Frankfurt durchaus noch an Soldaten. Stavenhagen würde einer der entschiedensten und intelligentesten Repräsentanten Preußens, als militärischer Großmacht, sein. Heute um 4 Uhr wird es sich entscheiden. Morgen dagegen wählen wir einen Stellvertreter für die hiesige Versammlung. Der Prediger Sydow, der gewählt war, hat für einen anderen Wahlbezirk die Abgeordnetenstelle angenommen. Ich bin ungewiß, wer hier obsiegen wird.

Meine Arbeiten bestehen jetzt in Darstellungen der blutigen Gefechte in Posen. Die dortigen Ereignisse sind auch militärisch höchst interessant. Man hat von beiden Seiten mit fürchterlicher Wuth und außerordentlicher Bravour gefochten. Scenen der gräßlichsten, abschreckendsten Art sind dort aufgeführt worden. Es ist im wörtlichsten Sinne wahr, was ein Berichterstatter schreibt: „es ist kein Fechten mehr, es ist ein Morden". Jetzt scheint Alles beendigt zu sein. Die Truppen sind vollständig Herr, die polnischen Regimenter haben sich außerordentlich gut benommen; es sind verhältnißmäßig sehr geringe Desertionen vorgekommen. Nun kann man an die geschichtliche Darstellung dieser Begebenheiten denken, und damit bin ich für das Militär-Wochenblatt beschäftigt. —

Den 21. Mai. — Das Ministerium hat an das Kriegsministerium die Anforderung gestellt, jährlich zehn Millionen vom Militärbudget zu ersparen; daß dies mit fünf und einer halben Million möglich sei, hat man nach vielem Streichen an Sinecuren, von sämmtlichen Generalcommandos, von allen Militär-Unterrichts-Instituten, nach Reducirung der Infanterie-Dienstzeit auf ein Jahr herausgerechnet! —

Morgen beginnen die Verhandlungen der constituirenden Versammlung. Schon bei der Eröffnung hat leider das Ministerium eine Ungeschicklichkeit begangen, indem es die Versammlung nach dem Schlosse verlegt hat, während dieselbe in dem Gebäude der Singakademie stattfinden sollte. Die Wahlen sind sehr schlecht ausgefallen. Das Land, bearbeitet von den hiesigen radicalen Clubs, hat meistens Ungebildete oder Raisonneurs gewählt, so daß man Bedenken haben kann, wie das ausfällt. — Dazu verwickelt sich die schleswig'sche Frage mehr und mehr. Rußland hat vor wenigen Tagen erklärt: Es erwarte die Räumung Jütlands bis zu einem bestimmten Termine. Die Nichterfüllung seiner Erwartung werde es als eine Kriegserklärung ansehen. Was dann? —

Die Aufregung des Augenblicks anbetreffend, so wird es Dir wahrscheinlich aus den Zeitungen bekannt sein, wie großen Anstand Anfangs in der Bevölkerung die Rückberufung des Prinzen von Preußen seitens des Ministeriums gefunden hat. Alle die Tage, Freitag, Sonnabend, Sonntag und Montag war die größte Aufregung in der Stadt; man wollte wiederum das Palais demoliren; „friedliche" Demonstrationen von zehntausend Menschen und mehr zogen vor die Palais der Minister und verlangten Rücknahme des Beschlusses. Die ganze

Bürgerwehr war auf den Beinen, selbst nicht ganz einig. Hätte sich die radicale Partei stark genug gefühlt, es wäre der glücklichste Moment für sie gewesen, um sich an's Ruder zu bringen. Man erwartete jeden Augenblick den Zusammenstoß der Parteien; die Truppen waren in den Casernen consignirt. Mehrere Male wurde man des Nachts durch den Generalmarsch aus dem Schlafe gerufen, und es war für mich ein unbeschreiblich angenehmes Gefühl, als ich mich ruhig auf die andere Seite legen und weiter schlafen konnte, während ich hörte, mit welcher Eile die Leute an meinem Fenster vorbei und auf ihre Sammelplätze liefen. Man gewöhnt sich an Alles! Ich war so ungeheuer gleichgültig gegen dieses Toben und Treiben der Menge, daß auch nicht um eine Tertie mein Puls rascher gegangen wäre. Die radicale Partei theilte schon gedruckte Zettel aus, auf denen ein neues Ministerium der ultra-radicalsten Sorte verzeichnet war. Aber gerade dieses schlug die Leute in's Gesicht. Ferner brach sich die Ueberlegung Bahn, daß man in der That der Rückkehr des Prinzen von Preußen nichts in den Weg legen kann; daß es vielmehr wünschenswerth ist, daß sie sobald wie möglich erfolge und daß das Ministerium nicht den augenblicklich zusammengelaufenen Volksmassen, sondern nur der Volksrepräsentation verantwortlich ist. Dann wurde die wieder überhand nehmende Arbeitslosigkeit doch zu fühlbar und man konnte dieselbe nur dieser neuen Aufregung zuschreiben. So hat sich denn die Menge beruhigt und Berlin sein altes Gesicht von vor acht Tagen wieder angenommen, zumal das Ministerium erklärte, nicht abtreten zu wollen, daß der Prinz aber nicht vor vierzehn Tagen, also nicht vor Zusammentritt der constituirenden Versammlung hier eintreffen werde. Die Anarchisten haben wirklich eine Niederlage erlitten.

Nachmittags ... Eben komme ich aus unserer Wahlversammlung. Es ist uns wirklich gelungen, Stavenhagen gegen Jacoby durchzubringen. So sind denn glücklich vier Officiere (die Stellvertreter nicht mitgerechnet) nach Frankfurt deputirt. Ich will wünschen, daß sie namentlich dem militärischen Theile des Verfassungsentwurfs von Dahlmann entschieden und fest entgegentreten. Ueber Stavenhagen's Wahl habe ich große Freude. Er wird in Frankfurt Bedeutendes leisten. Er ist ein Charakter wie Eisen und sein Verstand so scharf wie ein Schwert.

Den 24. Mai ... Du willst meine Ansichten über die augenblickliche Lage Deutschlands hören. Du vermuthest und wünschest dabei, ich möchte in dem Gange, den jetzt die Entwickelung nimmt, ein Glück, eine Bürgschaft für die künftige Wohlfahrt unseres Vaterlandes sehen. Du kommst damit wieder darauf zurück, daß mein früheres Urtheil Aufregung und Leidenschaft bestimmt hätten. Ich wollte es wäre so! Indessen ich weiß noch immer nicht, wie der gewaltig geschürzte Knoten gelöst werden soll, noch sehe ich irgendwo einen Alexander, der im Stande wäre, ihn zu durchhauen.

Die Nationalversammlung ist also zusammen. Ihr erstes Auftreten ist bezeichnet mit einem Siege der süddeutschen Partei durch die Wahl des Ministers von Gagern zum Präsidenten. Es ist zu vermuthen, daß in der Versammlung, die diese vornahm, namentlich die Abgeordneten aus den östlichen Provinzen Preußens und die österreichischen fehlten. Dieser Sieg wird constatirt durch die

ersten Worte, die Gagern spricht: „Wir haben unser Mandat durch die Souveränetät des Volkes."

Die in Frankfurt zunächst vorliegende Frage ist: Will man das Werk, das dort geschaffen werden soll, durch eine Vereinbarung mit den verschiedenen deutschen Regierungen entstehen lassen, oder soll es allein durch die Nationalversammlung errichtet und dictatorisch den Einzelstaaten auferlegt werden? Das Erstere ist das Natürlichere. Es heißt das, was historisch begründet ist, die Rechte auch dieses Theiles des deutschen Volkes, der Fürsten und ihrer Partei, anerkennen. Das Zweite ist der erste Schritt zum Umsturz der Sonderregierungen, zu einer deutschen Monarchie oder, da eine solche nicht mehr Mode, zur Republik. Wunderbar im Contrast steht mit diesen letztbezeichneten Bestrebungen die gleichzeitige Thätigkeit in allen deutschen Staaten, Sonderverfassungen festzusetzen und auszubauen, also die Individualität da erst recht aufrecht zu erhalten. Die Wahl Gagern's zum Präsidenten hat der Partei den Sieg gegeben, welche keine Vereinbarung will, sondern die der Nationalversammlung eine dictatorische Gewalt beilegt. Wie man dies zu nutzen denkt, zeigt der Wesendonk'sche Antrag, nach welchem aus der Nationalversammlung eine Commission hervorgehen soll, bei der die Executivgewalt ist, die sich ein Ministerium wählt, einen Oberfeldherrn ernennt und der sämmtliche deutsche Truppen Treue schwören. — Es ist allerdings schwierig, der Nationalversammlung irgendwie eine Garantie zu geben, daß ihre Beschlüsse auch zur Ausführung kommen. Man muß eine moralische Person schaffen, sei dies nun ein Directorium oder sonst dergleichen, bei der vorläufig die Executivgewalt wäre; aber das Natürliche und Angemessene war, auch diese mit den Regierungen gemeinschaftlich zu creiren und nicht sie einseitig, ohne Mitwirkung dieser, in's Leben zu rufen. Geht der Wesendonk'sche Antrag durch, worauf ich sehr gespannt bin, so fürchte ich, oder wünsche vielmehr ein entschiedenes Auflehnen der Regierungen gegen die ganze Versammlung. Ich hoffe, daß dies geschehe, unterstützt durch die Bevölkerung. Wäre ich nach Frankfurt gegangen, Du würdest mich auf das Entschiedenste auf der Seite der Regierungen stehen sehen; ich hätte gewünscht, dort zu sein, gerade um mit aller Kraft für das allein Mögliche und Rechtliche zu streiten. Erkennt die Nationalversammlung das nicht an, was in den einzelnen Stämmen Deutschlands lebt, daß sie als Einzelstaaten fortbestehen wollen, so ruft sie den Bürgerkrieg hervor, so zerreißt sie Deutschland, anstatt daß sie es einigen sollte. Geht der oben angeführte Vorschlag durch, so stehen wir an dem Vorabend eines Zerfallens Deutschlands. Die Folgen liegen auf der Hand.

Hier in Berlin scheinen sich ebenfalls zwei Parteien schroff gegenüber stellen zu wollen. Die eine will auf den von der Regierung vorgelegten Verfassungsentwurf eingehen, die andere will davon gänzlich abstrahiren und selbständig berathen. Die Regierung ist nicht geschickt gewesen. Sie hat in ihre Vorlage Bestimmungen aufgenommen, die sie auch bei den Conservativen nicht recht durchbringt, nämlich das unbedingte Veto des Königs und in der ersten Kammer eine Art von erblichen Pairs. Wäre sie freisinniger aufgetreten, so hätte sie sich damit eine starke Partei, die zweifelhaft war, gewonnen und die so nach links geht. Dennoch scheint es, als wenn die conservative Partei die stärkere

sei. Die ganze Vorlage des Ministeriums wäre vor drei Monaten noch mit dem größten Jubel aufgenommen worden; jetzt ist sie nicht mehr zeitgemäß. Und diesen plötzlichen Fortschritt der politischen Wünsche, der sich doch mehr in die Städte drängt als auf das ganze Land erstreckt, den nenne ich ein Unglück und zwar ein großes.

Den 25. Mai ... Wir haben wieder täglich Demonstrationen und Manifestationen. Vorgestern fand eine Besichtigung der Bürgerwehr statt. Es waren gewiß fünfzehnhundert bis zweitausend Mann, eine imposante Masse, die unter den Linden aufgestellt war und demnächst vor dem Könige vorbeimarschirte. Man hatte den König vielfach gewarnt, diese Parade abzuhalten; im Publicum war die Besorgniß vorhanden, das Erscheinen Seiner Majestät könnte Anlaß zu einem Attentat geben. Der Schwärmer und fanatisirten Polen haben wir ja genug. Dem entgegen fiel die Sache sehr gut aus. Der König wurde mit großem Jubel empfangen. Das Ganze hatte eine imponirende, würdige und durchweg anständige Haltung. — Man war in eine gegen wenige Wochen vorher so veränderte Zeit versetzt, daß ich über den Eindruck, den diese auf mich machte, Thränen zurückhalten mußte. — Gleichzeitig wurde am nämlichen Orte von den Studenten, während des Vorbeimarsches der Bürger vor der Universität, der Gesetzentwurf zu der neuen Constitution verbrannt und eine schwarze Fahne wehte von dem Gebäude herab. — Abends desselben Tages wurden den Ministern und einzelnen Commandeurs der Bürgerwehr Katzenmusiken gebracht. Gestern Abend dagegen marschirten an die dreitausend Landwehrmänner vor die Palais der Minister und brachten ihnen ein Hoch.

Den 1. Juni ... Auch heute habe ich von bedeutenden Unruhen zu berichten. Zuerst gab dazu das Verlangen einer großen Anzahl von Arbeitern, beschäftigt zu werden, Veranlassung; sie trugen es direct der obersten Behörde, dem Arbeitsminister vor, belagerten diesen in seiner Wohnung und ließen ihn nicht eher wieder los, bis er ihnen einen „Vorschuß" von à Mann zehn Silbergroschen auf ihren noch zu erwerbenden Lohn gezahlt hatte. Wo war die Bürgerwehr? Weiß der Himmel! Wenigstens war sie nicht bei der Hand, um den Minister zu schützen und sein Haus zu sichern. Wo war da die Energie des Herrn Ministers? Warum ließ er nicht das Haus demoliren, bevor er den Leuten einen Groschen gab? Das war vorgestern Abend. Gestern hatte man die Entdeckung gemacht, daß bedeutende Waffensendungen aus dem Zeughause vor sich gegangen wären; daß allnächtlich eine militärische Wache dort dieses bedeutende Inventarium dem Lande sichere. Es war unbedingt ein Fehler, nicht früher schon bekannt gemacht zu haben, daß man das Zeughaus bewache und Waffensendungen vornähme. So wurde die Geschichte gleich wieder als eine reactionäre Maßregel dargestellt; es verbreitete sich das Gerücht, daß man das Land gegen Berlin bewaffnen wolle, daß Kanonen fortwährend bereit ständen, nicht allein das Zeughaus zu vertheidigen, sondern auch die benachbarten Straßen unter Feuer zu halten. Man brachte die auf Wagen verpackten Waffen wieder in's Zeughaus zurück; die Bürgerwehr besetzte dasselbe und unter

ihren Augen zwang man die betreffenden Mannschaften zum Wiederausladen der Kähne, die gleichfalls mit Gewehren beladen waren. Ein neuer Beweis, wie wenig bislang die Behörden im Stande sind, ihr Ansehen aufrecht zu erhalten. Man hatte nicht übel Lust, das Zeughaus zu plündern; zahllose Haufen durchzogen die Straßen; man las wieder Aengstlichkeit und Furcht auf den Gesichtern; man hörte viel von „Republik" reden; in den demokratischen Clubs wurde geradezu aufgefordert, sie zu proclamiren. Geschähe dieses, so würde es ein klein wenig Blutvergießen geben; ich würde dann den Berlinern rathen, sich etwas auf die Beine zu begeben! Ich glaube übrigens nicht daran, wenigstens nicht im Augenblicke. Die Partei ist nicht groß und stützt sich nur auf die Massen, die, bildungslos, von außen bestimmt werden, aber nicht sich selbst bestimmen. —

Ich war gestern auch in unserer Nationalversammlung. Sie macht keinen erfreulichen Eindruck; da leuchteten keine Köpfe mit breiter, ausdrucksvoller Stirn, über die schon aller Weltschmerz eines Denkers seine Furchen gezogen hat; da war auch andererseits keine Eleganz, keine adlige Haltung; man sah selbst nicht einmal leidenschaftliche Gesichter. Eine gleichförmige Masse von Unbedeutendheit und Gewöhnlichkeit, die höchst schwerfällig sich weder zu äußern noch zu verständigen weiß; die eigentlich nur dadurch zeigte, daß sie zwei Parteien enthalte, daß die eine Seite stampfte, wenn die andere aufstand. Möglich wol, daß sich, wenn man erst über die Vorfragen fort ist, noch Leute von Entschiedenheit, namentlich auch von entschiedenem Talente mehr hervorthun, als die Wenigen sind, die die großen Städte gewählt haben. Von unserem Adel und größerem Grundbesitzerstande, der in die Landtage so bedeutende Männer sandte, sind Wenige da. — Nach einigen interessanten Interpellationen an das Ministerium über die Angelegenheit des Arbeitsministers, wie über die des Zeughauses, begann auch eine recht wichtige Debatte darüber, ob eine Adresse seitens der Versammlung als Antwort auf die Thronrede erlassen werden solle oder nicht. Das Ministerium erhob den darauf gemachten Antrag zu dem seinigen und erklärte sein Bleiben davon abhängig, ob man sich dazu entschließen würde eine Adresse zu erlassen oder nicht. Drei Minister sprachen; man replicirte u. s. w.; endlich wurde die Erlassung einer Adresse mit großer Majorität zum Beschluß erhoben.

Unser jetziges Ministerium sieht gut aus. Das feingeschnittene, geistreiche Gesicht von Camphausen nimmt sich gut neben der breiten, kühnen Stirn von Hansemann aus; Arnim trägt ganz das Aeußere eines fein gebildeten, vornehmen Mannes; Bornemann ist freilich nicht verschwenderisch von der Mama Natur ausgestattet, auch Canitz gleicht keinem Adonis und der Arbeitsminister hat nichts Charaktervolles in seinem Aeußern, dagegen ist die kräftige Gestalt von Schwerin durchaus Vertrauen erweckend und Auerswald's gescheutes Denkerauge, mit etwas Schwärmerei darin, beherrscht die Versammlung, sobald er spricht. Wenn nicht ein Anstoß von Außen kommt, so glaube ich wol, daß sich das Ministerium hält; es hat nicht genug mächtige Redner sich gegenüber. Freilich nachgeben muß es in vielen Dingen, und das wird es auch. Indessen die innere wie die äußere Politik kann hier einen ganz unerwarteten Einfluß ausüben;

da kann Schleswig, da kann Frankfurt, Paris, Wien, da kann vor Allem Berlin Leute auf einmal stürzen, die bis dahin fest wie Marmor standen. —

Hoffentlich wird sich der gesunde Sinn und der ruhige Menschenverstand in dem Urtheil der Hannoveraner auch über die Mainzer Angelegenheit[1]) Bahn gebrochen haben. Wenn sich die so wenig preußisch zusammengesetzte Versammlung in Frankfurt nicht gegen die Preußen erklären konnte, so müssen dieselben doch nicht solche schreckliche Barbaren sein, als man glaubte. Wie schändlich sie behandelt wurden, zeigt die Todten- und Verwundeten-Liste, die die „Kölnische Zeitung" gab. Es ist freilich viel verlangt von einem Hannoveraner, der nie aus seinem Provinzialegoismus herausgekommen ist, daß er Preußen richtig würdigen und daß er begreifen soll, wie hannoversches und preußisches Interesse durchaus mit einander Hand in Hand gehen. Ich sollte denken, das Benehmen unserer Truppen in Berlin, in Schleswig, in Posen, in Breslau, wo Du willst, wäre so ehrenwerth, daß sie sich den Anspruch erworben hätten, nicht abgeurtheilt zu werden, ohne gehört worden zu sein. Es ist auch viel verlangt von einem Hannoveraner, daß er die Verhältnisse einmal ohne Antipathie richtig erwägt, wie Mainz die bedeutendste Festung Deutschlands ist, wie sie namentlich den Eingang von Frankreich her den Franzosen verschließt; wie daher schon der Wiener Congreß, und zwar England und Rußland mit darauf drangen, daß Mainz in den Händen zuverlässiger Leute sei und mächtiger; daß man deshalb preußische und österreichische Garnison hineinlegte, damit es uns nicht einmal wieder ginge, wie in den neunziger Jahren, wo die rothen Mützen den rothen Hosen die Thore öffneten. Hessen kann keine so große Garnison stellen, als Mainz bedarf, ist auch so unterminirt, daß es für seine Truppen selbst nicht einzustehen vermag; man kennt ja den langen Schlaf der Oesterreicher, aus dem sie immer erst aufwachen, wenn es zu spät ist. Den Hauptnachdruck muß man daher auf die Preußen legen. Das wissen auch die Mainzer Jacobiner recht gut; sie haben daher schon seit dem Frieden 1815 immer daran gearbeitet, die Preußen aus Mainz wegzubringen; sie haben Feindschaft zwischen Oesterreicher und Preußen zu bringen gesucht; sie haben die Preußen gereizt und angefeindet auf jede Weise. Im Jahre 1830 und 1831 stand es ebenso wie jetzt. Der Gouverneur mußte mit der größesten Entschiedenheit auftreten, um Excesse zu vermeiden. An der Treue der preußischen Truppen verzweifelt jetzt Mancher; mögen es auch die Mainzer thun!

In Frankfurt sind nun, Gottlob, auch unsere Abgeordneten aufgetreten und man kann das Vertrauen zu ihnen, die viel bedeutender als die hiesigen sind, hegen, daß sie nicht ohne Gewicht bleiben. — Wie die Verhältnisse in diesem Augenblicke stehen, so gewinnen sie ein durchaus friedliches Ansehen nach Außen. Lamartine's Rede hat in dieser Beziehung viel gewirkt. Jeder folgende Augenblick kann freilich den Dingen andere Färbung geben.

---

[1]) Es ist hier der blutige Straßenkampf gemeint, welcher am 21. Mai 1848 zwischen den Bürgern und dem preußischen Militär in Mainz stattgefunden hatte.

Tunis.

Von

Dr. Gustav Nachtigal.

Je mehr die Franzosen im Laufe der Zeit ihre Herrschaft in Algerien befestigten, desto größer wurde begreiflicherweise ihr Einfluß in dem benachbarten Tunis. Obgleich hier die Italiener in der Zahl stets überwogen und vielfache Verbindungen und Interessen die europäische Bevölkerung in Tunis mit Italien verknüpften, so war doch der politische Einfluß Frankreichs von jeher der überwiegende. Mit diesem konnte selbst England, obgleich seine maltesischen Unterthanen — wenn man diese überhaupt als Europäer gelten lassen will — alle übrigen europäischen Bevölkerungselemente von Tunis an Zahl übertrafen, und trotz seines hohen Ansehens im Orient, nicht concurriren. Von Frankreich wurde Tunisien mit einer Telegraphenlinie, einer Wasserleitung für die Hauptstadt und vielen anderen nützlichen, zuweilen freilich auch sehr unnützen Dingen versehen; durch französisches Capital wurden wiederholt die finanziellen Nothstände der dortigen Regierung ausgeglichen; französischen Officieren war einst die Heranbildung der tunisischen Armee anvertraut; französische Ingenieure haben die meisten öffentlichen Arbeiten in der Regentschaft ausgeführt, und die algerischen Schienenwege sollen bis zur Stadt Tunis, und von da längs der Ostküste ausgedehnt werden: kein Wunder, daß der französische Vertreter stets die gewichtigste Stimme unter den europäischen Agenten bei den Entschließungen und Maßnahmen des Bei hatte. Man gewöhnte sich vielfach in Frankreich daran, Tunis als einen nur einstweilen abgelösten Theil Algeriens zu betrachten, und die Ereignisse, welche seit zwei Monaten die Aufmerksamkeit Europa's dem kleinen Lande zugewendet haben, scheinen in der That der Selbständigkeit desselben, wenn nicht nominell, so doch thatsächlich ein Ende machen zu sollen.

Der Hergang der Dinge ist aus den Tagesblättern bekannt. Die im äußersten Nordwestwinkel des tunisischen Gebietes hausenden Chomir — nur so hört man in der Regentschaft diesen Stamm benennen — fingen Händel mit den Bewohnern des benachbarten algerischen Districtes an, wie solche zwischen den Grenzbewohnern beider Länder von jeher üblich waren, und fügten denselben erheblichen Schaden zu. Da die Chomir, Dank der gebirgigen Natur ihrer

Wohnsitze, sich eine fast vollständige Unabhängigkeit bewahrt haben, gerade so wie die im äußersten Südosten der Regentschaft an der tripolitanischen Grenze lebenden Bergbewohner, und da der Bei in Folge dessen nicht in der Lage ist, sie zur Ordnung und Gesetzlichkeit zurückzuführen, hat sich Frankreich bewogen gefühlt, strafend gegen dieselben vorzugehen.

Durch den großen Maßstab des französischen Feldzuges ist der kleine Stamm zu sehr unverdienter Berühmtheit gelangt. Die Angaben, welche über seine Streitkräfte verbreitet werden und zwischen 10,000 und 30,000 Feuergewehren schwanken, sind ohne Zweifel sehr übertrieben. Ich hatte im Jahre 1867, als die nordwestlichen Bergbewohner Tunisiens wieder einmal den Gehorsam verweigerten — noch aufgestachelt durch einen aufständischen Bruder des Bei, der sich zu ihnen geflüchtet hatte — in der Nähe des Chomir-Districtes Gelegenheit, Daten zur Abschätzung seiner Bevölkerungszahl zu sammeln. Eine epidemische Krankheit, welche in der gegen die Aufrührer ausgesendeten militärischen Colonne ausgebrochen war, führte mich zu ärztlicher Pflichterfüllung dorthin. Meine Schätzungen ergaben 7—8000 Seelen, und Jeder kann sich aus ihnen leicht die Zahl der Feuergewehre ableiten, über welche der Stamm nach dieser Annahme höchstens gebieten könnte. Pellissier, einer der besten Kenner Tunisiens, der im Auftrage der französischen Regierung vor ungefähr dreißig Jahren die Regentschaft in allen ihren Theilen bereist hat, nimmt in seiner Description de la Régence de Tunis, welche einen Theil der vielbändigen Exploration scientifique de l'Algérie bildet, die Seelenzahl der Chomir zu 8000 an, und die Bevölkerung jener Gegenden hat seitdem sicherlich keine Zunahme, höchst wahrscheinlich aber eine nicht unbeträchtliche Abnahme erfahren. Auch wenn man die den Chomir benachbarten und ihnen wahrscheinlich verbündeten kleinen Stämme mit in Anschlag bringen will, erreicht man die obigen französischen Angaben bei Weitem nicht, selbst wenn Pellissier's und meine Schätzungen noch erheblich hinter der Wahrheit zurückbleiben sollten.

Die Chomir sind Berber, wie die Mehrzahl der Bewohner des nordwestlichen Tunisiens und wie die im äußersten Südosten der Regentschaft unter dem Namen Dschebelija (d. h. Bergbewohner) wohnenden Stämme (Urghema u. A.). Doch nur die letzteren dürften in Folge der Abgelegenheit ihrer Wohnsitze ihre ursprüngliche Natur voll und ganz bewahrt haben, wie sie denn auch noch den berberischen Dialekt ihrer Vorfahren, der dem der Kabylen Algeriens ähnlich ist, sprechen, während die nordwestlichen Berber bei Weitem mehr von arabischen Elementen durchdrungen worden sind oder sich diesen accommodirt haben. Die kabylischen Bergbewohner Algeriens haben ungleich mehr ihre Eigenthümlichkeit zu bewahren und sich von den benachbarten Bewohnern der Ebene abzuschließen vermocht.

Die französischen Streitkräfte sind nicht allein direct aus dem benachbarten algerischen Grenzbezirke La Calle gegen die Chomir vorgegangen, sondern haben gleichzeitig im Norden und Süden derselben operirt.

Im Norden haben sie die in nächster Nähe der Küste gelegene kleine Insel Tabarka, und das dieser gegenüber auf dem Festlande liegende Fort besetzt. Tabarka wurde im 16. Jahrhundert von dem bekannten Cheïreddin Barbarossa,

der die Regentschaft im Namen der Hohen Pforte erobert hatte, der genuesischen Familie Lomellini, welche die Auslieferung des von den Genuesern gefangenen Corsaren Dragut vermittelt hatte, geschenkt. Die Insel, in deren Umgebung eine sehr lohnende Korallenfischerei betrieben wurde, blieb mehrere Jahrhunderte im Besitze dieser Familie. Als aber gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts der damalige Besitzer Giacomo Lomellini in Unterhandlungen mit der im Jahre 1561 gegründeten „Compagnie des concessions d'Afrique", welche Comptoirs in La Calle und am Cap Negro besaß, getreten war, um ihr seine Rechte zu verkaufen, bemächtigte sich Ali Pascha-Bei von Tunis, der die Ausdehnung der französischen Interessen an seiner Küste fürchtete, durch einen Handstreich der Insel. Diese hatte eine verhältnißmäßig zahlreiche Bevölkerung, wie aus verläßlichen Quellen [1]) erhellt, welche die Zahl der damaligen erwachsenen Männer auf 471 angeben. Bei dem Ueberfall der Tuniser gelang es ungefähr 500 Personen, nach La Calle und von dort nach der Insel St. Peter an der sardinischen Küste zu entkommen, wo sie eine neue Ansiedelung begründeten. Die Uebrigen wurden zum großen Theil nach Tunis geführt, wo ihre Abkömmlinge noch heute in ziemlicher Anzahl unter dem Namen der Tabarkiner eine von den übrigen Europäern einigermaßen gesonderte Stellung einnehmen.

Südlich vom Bezirke der Chomir sind die Franzosen anfangs dem Thale des Uadi Melleg, des ansehnlichsten Zuflusses der Medscherda, gefolgt und haben dort zunächst El-Keff (das alte Sicca Veneria), die bedeutendste Stadt des mittleren Westens der Regentschaft, besetzt. Dem Uadi Melleg in nordnordöstlicher Richtung folgend, gelangten sie sodann in das Thal der Medscherda (des antiken Bagradas) und damit in den fruchtbarsten District des Landes, auf den allein heutzutage in Tunis die Bezeichnung Frikia oder Ifrikia (Africa propria) angewendet wird. Das Centrum dieses Districtes ist die Stadt Baedscha (das alte Vaga), welche nördlich von der Medscherda liegt und den gewöhnlichen Ausgangspunkt für alle auf den Nordwesten der Regentschaft bezüglichen Unternehmungen bildet. In einem halben Dutzend kleiner Tagemärsche gelangt man aus dieser Gegend im Thale der Medscherda nach Medschez-el-Bab und weiter nach Teburba (das antike Tuburbo minus), das dreißig und einige Kilometer von der Stadt Tunis entfernt ist. Während sich die französischen Colonnen anschickten, in Baedscha einzurücken, wurden gleichzeitig südlich vom weißen Vorgebirge (Ras-el-abiad) Truppen ausgeschifft, welche Biserta oder Benfert (das alte Hippo-Zaritus) mit seinem Hafen besetzten und von hier in der Richtung von Baedscha nach Mater (das antike Matera), einem anderen agricolen Centrum dieser fruchtbaren Gegend, vorrückten. Mit der Besetzung von Tunis, die wahrscheinlich in wenigen Tagen erfolgen wird, ist der ganze Nordwesten der Regentschaft vom Mittelmeer bis zu der Eisenbahnlinie, welche Sukarhas in der algerischen Provinz Constantine mit der Stadt Tunis verbinden soll, und deren Ausbau der algerischen Eisenbahngesellschaft „Bona-Gelma" concedirt ist, in den Händen der französischen Streitkräfte. Sobald von den angegebenen Punkten

[1]) A. Rousseau, Annales Tunessiennes 1864, pag. 125.

aus der kleine Chomir-Stamm umzingelt und bestraft sein wird, muß sich das Schicksal des Bei und der Regentschaft entscheiden.

Tunisien ist seit fast zwei Jahrzehnten im Todeskampfe begriffen, und nur die Anspruchslosigkeit seiner Bewohner, jene vis inertiae, welche so vielen orientalischen Völkern und Regierungen fast allein das Dasein fristet, und der natürliche Reichthum des Ländchens haben seine gänzliche Auflösung bisher verhindert. Die Schuld an diesem traurigen Zustande muß in erster Linie ohne Zweifel der tunisischen Regierung, in kaum geringerem Grade aber den Fremden aufgebürdet werden. Es sei mir, der ich fünf Jahre hindurch Regierung und Volk von Tunis, in unausgesetzter und enger Berührung mit Beiden, aufmerksam beobachtet habe und die Ereignisse genau verfolgen zu können in der Lage war, gestattet, im Folgenden aus meinen Erfahrungen einen kleinen Beitrag zur Kenntniß der Ursachen und der Geschichte des Verfalles der Regentschaft zu liefern.

Es dürfte zweckmäßig sein, zunächst die Entstehung der Regierungsform, welche in Tunis seit fast zwei Jahrhunderten Geltung hat, und den Ursprung der Dynastie, welcher der jetzige Herrscher angehört, kurz in Erinnerung zu bringen.

Im Anfange des 16. Jahrhunderts machte Cheïreddin Barbarossa der Dynastie der Hafsiten, welche zuerst eine von den verschiedenen Machthabern der muselmanischen Welt unabhängige Herrschaft in Tunis begründet und in glänzender Weise mehr als drei Jahrhunderte hindurch aufrecht erhalten hatten, ein Ende und nahm dieselbe im Namen der Hohen Pforte in Besitz. Wenige Jahre darauf bemächtigte sich Karl der Fünfte, von den Hafsiten zu Hilfe gerufen, des Landes, ohne jedoch die spanische Herrschaft zu einer dauernden machen zu können. Nach weniger als einem Menschenalter machte ihr Ali Pascha von Algier ein Ende, und wenn auch Don Juan d'Austria sie noch einmal für einige Jahre zurück eroberte, so trat doch die Pforte im Jahre 1573 in den dauernden Besitz von Tunis. Die Oberleitung des Landes wurde einem Beamten unter dem Titel eines Pascha anvertraut, dem ein Reichsrath oder Diwan mit weitgehenden Befugnissen, und ein Kadi zur Wahrung der civilen Rechtspflege beigegeben wurde; die Truppen aber standen ausschließlich unter den Befehlen ihrer Führer, Agha's oder Dei's. Diese complicirte Organisation mit einander sich beeinträchtigenden Gewalten, besonders die große Zahl der Militärbefehlshaber, welche schließlich die wirkliche Macht in Händen hatten, brachten soviel Unzuträglichkeiten mit sich, daß es schon im Jahre 1590 zu einer gewaltsamen Aenderung des Systems kam, bei der die Armee, die Janitscharen, aus ihren vierzig Anführern Einen zum Regenten unter dem Titel eines Dei wählten, während dem Pascha nur die zweite Stelle im Staate eingeräumt und dem Diwan das Recht zur Verfügung über die Truppen ohne Zustimmung des Dei entzogen wurde.

So wurde Tunis während ungefähr eines Jahrhunderts nominell von den Dei's regiert, welche von den Janitscharen gewählt und vom Sultan bestätigt wurden. Doch diese Ordnung der Dinge wurde bald zu einer großen Unordnung, denn wenn auch die Bedeutung des Pascha, der trotz der Bestätigung des Dei nach wie vor von Constantinopel aus ernannt wurde, mehr und mehr dahin

schwand, so entstand doch schon unter der Regierung des ersten Dei die Würde des Bei, die schnell zu einer für den Ersteren bedenklich hohen Bedeutung gelangte. Wie früher die Pascha's von den Dei's in den Hintergrund gedrängt worden waren, so geschah es nun den Dei's von Seiten der Bei's. Diese, Anfangs nur mit der Verwaltung und Leitung der verschiedenen Stämme der Regentschaft und mit der Steuererhebung betraut, wurden bald die eigentlichen Herren im Lande, verfügten über die Armee, ließen die Dei's nach Gutdünken wählen und machten ihre eigene Würde zu einer mehr oder weniger erblichen. Während sie sich meistens noch den Titel eines Pascha vom Oberherrn in Constantinopel beilegen ließen, wurden die Dei's allmälig zu bloßen Gouverneurs der Hauptstadt heruntergedrückt, und als im Jahre 1705 Ibrahim Dei im Kriege der Regentschaft gegen Algier besiegt und gefangen genommen worden war, verzichteten Janitscharen und Diwan ganz auf die Wiederwahl eines Dei und bekleideten den einflußreichsten der damaligen Janitscharen-Agha's, Hussein Ben Ali, den Sohn eines griechischen Renegaten, mit der höchsten Machtvollkommenheit unter dem Titel eines Bei.

Ursprünglich hatten Algier, Tunis und Tripolis dieselbe Organisation von der Hohen Pforte erhalten, und es ist interessant, daß, während in Algier der Dei im höchsten Machtbesitze blieb, bis das Land in die Hände Frankreichs überging, ungefähr zu gleicher Zeit in Tunis der Bei und in Tripolis der Pascha die Alleinherrschaft errangen und fast unabhängig von der Pforte wurden.

Hussein Ben Ali, zubenannt Et-Turki, wurde der Begründer der Dynastie der Husseïniten, welche bis auf den heutigen Tag die Geschicke der Regentschaft gelenkt hat. Der Pascha, der Repräsentant des Sultans, ging ganz in der Person des Bei auf, und der Dei sank auch formell unter seinem arabisirten Titel Dauletli zu einem Gouverneur der Hauptstadt, zu einem Polizeipräfecten mit sehr beschränkter Machtvollkommenheit herab. Die Regierung ist seitdem ein Seniorat-Erbe geblieben, d. h. soll jedesmal dem ältesten Prinzen der Familie zufallen, und thatsächlich wenigstens unabhängig von der Pforte, wenn auch nach wie vor die Gebete in den Moscheen im Namen des Sultans gesprochen und die Erben der Herrschaft von der Hohen Pforte mit der Investitur versehen werden. Der jedesmalige Herrscher führt den Titel Bascha (die arabische Sprache ermangelt der harten Lippenbuchstaben) Bei Sahab Memlekat Tunis, d. h. Pascha Bei, Besitzer des Königreichs Tunis.

Aus der Familie der Husseïniten haben bisher zwölf Fürsten über Tunis geherrscht, von denen die ersten neun für die vorliegende Besprechung nicht in Betracht kommen. Unter ihnen ging das Land zwar in der allen islamitischen Ländern eigenthümlichen Weise allmälig zurück, doch erst die unserer Zeit angehörigen tunisischen Fürsten übten einen wesentlichen Einfluß auf die Herbeiführung der traurigen Zustände aus, welche den politischen und wirthschaftlichen Tod der Regentschaft eigentlich schon vor Jahren herbeigeführt haben. Unter den letzten drei hat gerade derjenige, welcher durch Intelligenz und Thatkraft aus der ganzen Reihe der Husseïniten hervortritt, nicht am wenigsten zum Verfall des Landes beigetragen. Dieser war Ahmed Bei, der von 1837—1855 regierte und große Anstrengungen machte, sein Volk aus der islamitischen

Lethargie aufzurütteln und Reformen nach europäischem Muster in das Land einzuführen. Aber auch er entging dem Fehler nicht, der das Werk so vieler Reformatoren in halbcivilisirten Ländern hinfällig macht: er baute ohne Fundament. Er dachte nicht daran, daß zu den civilisirten Einrichtungen, die er persönlich in Frankreich kennen gelernt hatte, eine gewisse Vorbildung des Volkes nöthig sei, daß die Umwälzungen und Neuerungen, die er vornahm, eine ganz andere wirthschaftliche Grundlage voraussetzten, als das Land vorläufig bieten konnte. Er schuf im schreienden Mißverhältniß zur Bevölkerungsziffer der Regentschaft ein stehendes Heer von gegen 30,000 Mann, zog französische Instructions-Officiere, Ingenieure und Aerzte in großer Zahl in's Land, begann Fabriken und Arsenale zu gründen und modelte seinen Hof nach europäischem Vorbilde um. Dabei hatten die angestellten Europäer geradezu fabelhafte Gehälter und empfingen noch viel mehr an Gratificationen, denn Ahmed Bei war sehr freigebig, im Verhältniß zu den vorhandenen Mitteln sogar verschwenderisch. Die Summen, welche von der Armee, dem Hofstaate und den europäischen Beamten verschlungen wurden, konnten nur auf Kosten der natürlichen Lebenskräfte des Landes beschafft werden; der Ackerbau, dessen Gedeihen als die Grundbedingung aller Wohlfahrt der Regentschaft hätte gelten sollen, verringerte sich allmälig um mehr als den vierten Theil gegen früher, und die Steuern wuchsen. Ahmed Bei hatte aber etwas sehr Gutes. Er bekümmerte sich rastlos selbst um die Verwaltung, sah seinen Beamten streng auf die Finger und hütete sich, den für halbcivilisirte Länder verhängnißvollen Weg der europäischen Anleihen zu betreten. Er bürdete seinen Unterthanen fast unerträgliche Steuerlasten auf, aber er machte keine Schulden. So konnte er bei seinem Tode nicht allein das Land schuldenfrei, sondern auch die Staatskasse noch leidlich gefüllt hinterlassen Leider hinterließ er seinem Nachfolger auch die verderblichen Elemente einer Günstlingswirthschaft, welche durch die Ueberlegenheit seines eigenen Geistes und Charakters in Schranken gehalten, nach seinem Tode die unheilvollste Bedeutung gewann. Schon er erhob den später zu einer traurigen Berühmtheit gelangten griechischen Mameluken Mustafa, der ein Menschenalter hindurch mit unverständlichem Eifer an dem Ruin seines Adoptiv-Vaterlandes gearbeitet hat, zum Chasnadar, d. h. Schatzbewahrer oder Finanzminister.

Sein Nachfolger war Mohammed Bei, ein von den besten Absichten erfüllter Fürst, der sich alsbald nach dem Antritt der Regierung an die Hebung des Ackerbaues machte, und dem es in wenigen Jahren gelungen sein soll, die Zahl der bebauten Felder von 10,000 Meschien (eine Meschia ist gleich neun Hectaren) auf 40,000 zu bringen. Doch er war schwach, der Frauenliebe allzusehr ergeben, und bald ganz von seinen ehrgeizigen und habsüchtigen Mameluken abhängig. Wenn er aber auch intelligenter und charaktervoller gewesen wäre, so würde er doch in dem kurzen Zeitraum von vier Jahren, auf den seine Regierung beschränkt blieb, den Verfall des Landes nicht haben wirksam bekämpfen können.

Leider war sein Nachfolger und Bruder, Mohammed-es-Sadak, der gegenwärtig regierende, vielleicht letzte Bei, noch weniger mit Intelligenz und Charakter begabt. Ganz und gar in den Händen seiner Günstlinge, ohne Kenntniß von den Geschäften und ohne Neigung, sich um dieselben zu kümmern, lediglich seinen

Vergnügungen, die richtiger als Laster bezeichnet werden müssen, lebend, ging der Staat unter seiner Regierung so rastlos dem gänzlichen Ruin entgegen, daß es fast unbegreiflich erscheint, wie derselbe noch bis heute hat zusammenhalten können. Wenige Jahre, nachdem dieser traurige Fürst die Regierung übernommen hatte, im Jahre 1863, gelangte ich nach Tunis, und gerade aus dieser Zeit datirt die Unaufhaltsamkeit des dortigen Verfalls. Wenn bis dahin eine schleichende Auszehrung die Kräfte des Landes allmälig untergraben zu haben schien, so wurde von diesem verhängnißvollen Jahre ab die Krankheit zur galoppirenden Schwindsucht. Bis dahin waren die Einwohner der Regentschaft wol hart mit Steuern bedrückt und ausgesogen worden; doch bei aller Langmüthigkeit derselben hatten die Machthaber eine gewisse Grenze der Vergewaltigung nicht überschreiten dürfen, ohne ihre eigene Sicherheit zu gefährden. Wie in anderen orientalischen Ländern fanden Europäer auch in Tunis das Mittel, dem Bei zur Ueberschreitung dieser Grenze zu verhelfen, indem sie ihm die Aufnahme einer Anleihe in Europa vorschlugen. Aus diesem verhängnißvollen Schritte entwickelte sich eine Periode schändlicher Speculation, ein unblutiger Vernichtungskrieg gegen das arme Land, zu dessen Führung sich tunisische Gewissenlosigkeit und europäische Habsucht verbündeten. Wenn früher die tunisische Regierung in Geldverlegenheiten gewesen war, und ihr die Klugheit jeden Versuch, sich aus denselben durch Erpressungen von ihren Unterthanen herauszuhelfen, verboten hatte, so hatte sie dieselben mit Hilfe der europäischen Geschäftsleute von Tunis beschwichtigt. Auch das war meistens auf unsaubere, wenig ehrbare Weise geschehen, doch es waren Detailgeschäfte gegen diejenigen, welche, nachdem einmal der erste Schritt gethan war, in den bedenklichsten Progressionen die Kräfte des Landes verzehrten.

Es war leicht, dem thörichten Herrscher durch den Hinweis auf die unerschöpflichen Hilfsquellen des Landes bei seiner Geldnoth den Plan einer Anleihe annehmbar zu machen; noch leichter, die eigentlichen Machthaber auf den verhängnißvollen Weg zu führen, indem man ihnen eine lachende Zukunft vorzauberte, ihnen die Leichtigkeit der Zinszahlung, durch die gleichzeitig das Capital amortisirt werden und die ganze Schuld gewissermaßen mühelos von selbst verschwinden würde, ziffermäßig nachwies, und etwaige Bedenken und Gewissensregungen durch einige Millionen für die eigene Tasche beschwichtigte. So wurden in Frankreich vierzig Millionen Franken aufgenommen, welche das tunisische Budget mit mehr als vier Millionen Franken Zinszahlung und Amortisation belasteten. Als Garantie für diese Anleihe wurde die Kopfsteuer bestimmt, welche in Tunis auf allen arbeitsfähigen Männern, mit Ausnahme der Städtebewohner, lastet und damals gerade von etwa 22 Franken auf das Doppelte erhöht worden war.

Diese unvernünftige Steuererhöhung, nach mehrjähriger Dürre und bei dem allgemeinen Rückgange des Ackerbaues und der Viehzucht, war die hauptsächlichste Ursache der Revolution, welche im Frühjahr 1864 im Centrum der Regentschaft beim Stamme der Madscher ausbrach und bald fast das ganze Land umfaßte. Die wenigen Städte allein hielten wirklich oder scheinbar zur Regierung; die berberischen Bergstämme im Nordwesten gegen Algerien und im Südosten gegen

Tripolitanien hin machten zwar nicht gemeinsame Sache mit den empörten Arabern, waren aber von jeher der Regierung mehr oder weniger feindlich gesinnt gewesen; die Bewohner endlich des saharischen Dattellandes (Beled-el-Dscherid), der Oasen im äußersten Süden des Landes, standen den Ereignissen zu fern, als daß sie hätten Partei ergreifen sollen. Die empörten Stämme, trotz der Langmuth, die sie gegen ihre angestammte Dynastie zu üben gewohnt waren, schienen nichts weniger zu beabsichtigen, als mit der ganzen bestehenden Regierung aufzuräumen und eine andere mit einem der Scheïchs der Madscher Namens Ali Ben Ghadahum an der Spitze, an ihre Stelle zu setzen. Der Bei und seine allmächtigen Günstlinge waren rathlos. Die schöne Armee Ahmed Bei's existirte nur noch in kümmerlichen Resten; das Geld der Anleihe war fast ganz verausgabt, und Muth und Thatkraft zeichnete die Hofschranzen nicht gerade aus.

Endlich war mühsam eine Streitmacht von gegen 5000 Mann mit einigen Kanonen zusammengebracht und an ihrer Spitze zog der damalige Minister des Innern Namens Rustam, einer der wenigen ehrlichen Männer in Regierungskreisen, aus, die Revolution zu bekämpfen. Ich schloß mich demselben an, um unter seiner kundigen Führung Land und Leute kennen zu lernen. Seine Aufgabe war eine kriegerisch-politische und fast verzweifelte, wurde jedoch bei der politischen Unfähigkeit der Rebellen durch seine Versöhnlichkeit, Geduld und Klugheit zu einem glücklichen Ende geführt. Nachdem die empörten Stämme, nicht ohne Intriguen der Regierung, zur Uneinigkeit gebracht worden waren, schlugen unsere Truppen den Rebellenhäuptling zweimal — zuerst in der Gegend von El-Keff, sodann im weiteren Süden nahe der Grenze, etwa fünf Stunden von der algerischen Stadt Tebessa — auf's Haupt, und mit der Flucht Ali Ben Ghadahum's über die benachbarte Grenze hatte die Revolution im Centrum und Westen der Regentschaft ihr Ende erreicht. Gerade ein Jahr nachdem wir die Hauptstadt verlassen hatten, zogen wir siegreich wieder in dieselbe ein. Mittlerweile hatte der Kriegsminister mit einer zweiten, allmälig aufgebrachten kleinen Militärmacht im Osten der Regentschaft dasselbe Ziel erreicht, und damit war das ganze Land wieder der alten Mißwirthschaft und der Rache seiner Machthaber preisgegeben.

Die Kosten der kriegerischen Maßnahmen hatten den Rest der geliehenen Millionen aufgezehrt, und wenn auch die Rebellion ein willkommener Vorwand zu neuen Erpressungen wurde, so flossen doch die Erträge derselben nicht in die Staatskasse, sondern in die Taschen des allmächtigen Chasnadar Mustafa und seiner Helfershelfer. Um die Regierungsmaschine im Gange zu halten, wurde also eine zweite Anleihe von 36 Millionen Franken in Frankreich gemacht, deren Zinszahlung und Amortisation wiederum ungefähr vier Millionen jährlich erforderte und durch die Erträgnisse der dem Staate gehörigen Olivenpflanzungen und der Eingangszölle garantirt wurde. Auch diesmal kam von dem Gelde dem Lande kaum Etwas zu Gute. Wie speculative Europäer nach der ersten Anleihe dafür gesorgt hatten, daß ein ansehnlicher Theil der Millionen im Ankauf von Kriegsschiffen und anderen theueren, für das arme Ländchen gänzlich unbrauchbaren Dingen vergeudet wurde, so wurden auch nach der zweiten unab-

weisbare Bedürfnisse entdeckt, die in Europa befriedigt werden mußten. Nach der kaum beendigten Revolution lag zum Beispiel der Gedanke nahe, daß sich die Regierung mit Kanonen versehen müsse, und hundert Geschützrohre, über deren Brauchbarkeit erhebliche Zweifel gerechtfertigt waren, wurden zu hohen Preisen angekauft. Ich habe sie Jahre lang in dem Hafenorte von Tunis verrostet am Boden liegen sehen.

Aus allen Ländern Europa's scheinen die Speculanten ihre gierigen Augen auf die momentan gefüllte Staatskasse Tunisiens gerichtet zu haben. Projecte aller Art, deren jedes nicht allein seinen Urheber, sondern auch die Vermittler und Machthaber zu bereichern versprach, überflutheten die Regierung. Finanzmänner und Gelehrte, Schriftsteller und Ingenieure, Aerzte, Advocaten und verabschiedete Officiere, richtige und falsche Grafen und Barone, meist schön betitelte und reich decorirte Herren, flogen, wie die Aasgeier, aus aller Herren Ländern herbei, um einen Antheil vom tunisischen Leichnam zu ergattern. Die unwissenden Tunisер begannen zu glauben, daß niegeahnte, unerschöpfliche Schätze in ihrem Ländchen verborgen seien, und ihre Köpfe verwirrten sich über den mannigfaltigen Plänen, die sie zum Nutzen des Landes und zu eigener Bereicherung studiren sollten. Metallische Schätze sollten aus ihren Bergen gewonnen, Eisenbahnen und Tramways geschaffen, Banken gegründet, Gestüte eingerichtet, Korkeichenwälder ausgebeutet, Häfen gebaut, Seen ausgetrocknet, Baumwollenpflanzungen und landwirthschaftliche Musterinstitute angelegt werden. Man schloß Verträge ab über Arbeiten, an deren Ausführung Niemand ernstlich dachte, und immer wußten die klugen Europäer eine anscheinend harmlose, doch in der That verrätherische Verpflichtung der Regierung in den Contract zu bringen, wegen deren Vernachlässigung später den arglosen Tunisern die Schuld an der Nicht-Ausführung des Ganzen aufgebürdet wurde. Dann begannen die Klagen über den bösen Willen und den Mangel an Treu und Glauben der Regierung, und nur allzu oft ließen sich ehrgeizige Consuln willig finden, die ungerechtfertigtesten Entschädigungsansprüche mit Nachdruck zu vertreten. In den meisten Fällen mußte die gehetzte Regierung froh sein, durch eine erkleckliche Abstandssumme einen aussichtslosen Proceß zu vermeiden. Mancher Speculant ist in jenen Jahren mit einem Erwerbe von 100,000 Franken und mehr aus Tunis nach Hause gegangen, ohne auch nur das Geringste dafür gethan oder zu thun versucht zu haben. Ich habe Leute gekannt, welche im Anfang dieser entsetzlichen Zeit pfenniglos in Tunis erschienen und sich nach wenigen Jahren als Millionäre in Paris breit machten, ihre skandalöse Vergangenheit unter erkauftem Titel verbergend. Der Nabob Daudet's ist keine Ausgeburt der Phantasie, sondern der traurigen Wirklichkeit entnommen, nur daß die Originale gewöhnlich noch der natürlichen Herzensgüte entbehren, welche der Schriftsteller seinem Helden beizulegen für gut fand. Mancher mußte freilich auch abreisen, ohne seinen Zweck erreicht zu haben, wenn seine Vergangenheit frühzeitig ruchbar wurde und allzu laut gegen ihn schrie; und das war allerdings nicht selten der Fall, denn es gab unter den Projectenmachern auch Verbrecher, die polizeilich verfolgt, eiligst das Weite suchen mußten und bald nachher die Zierde eines Bagno wurden.

Es war für mich eine Zeit ernster Betrachtungen und trüber Erfahrungen, die meinen Glauben an die Menschheit stark erschütterten. Als Arzt bei Hofe hatte ich, entsprechend den Sitten des Landes, einen guten Theil des Tages in der Hexenküche zu verbringen, in der alle die unsauberen Pläne zurechtgemacht wurden, und so wenig erbaulich auch die Resultate meiner Beobachtung waren, so fand ich doch mit der Zeit ein gewisses Interesse daran, die neuangekommenen Pläneschmiede, deren jeder Postdampfer einige zuführte, zu studiren. Wenn ich eine tiefe Verachtung für die Habsucht und Unredlichkeit Mustafa Chasnadars, für die Schwäche derjenigen, die sich in ihrer Abhängigkeit zu seinen Helfershelfern hergaben und für die strafbare Indolenz des Herrschers gewonnen hatte, so mußte ich mir schamerfüllt gestehen, daß ihre Schuld am allgemeinen Verfall kaum größer war, als die derjenigen, welche mit ihren umfassenderen Kenntnissen und Erfahrungen und ihrer größeren Emsigkeit und Thatkraft aus Europa herbeieilten, um die moralische Haltlosigkeit und Thorheit der Tunifer auszubeuten.

Diesem Treiben der Fremden wurde einigermaßen ein Ziel gesetzt durch eine Cholera-Epidemie, welche, um das Maß voll zu machen, im Sommer 1866 das unglückliche Land heimsuchte und die Bevölkerung, besonders der Städte, decimirte. Die regenarmen Jahre hatten inzwischen angedauert, und Mißernte war auf Mißernte gefolgt. Das arme Volk war trotz seiner fatalistischen Indolenz vollständig entmuthigt, der Verzweiflung nahe. Das Elend des folgenden Jahres war fürchterlich. Eine Hungersnoth war die Folge der Dürre und raffte hin, was Revolution und Cholera verschont hatten. In das sonst so getreidereiche Land mußte Brodkorn aus Rußland eingeführt werden, welches wiederum gewissenlosen Speculanten eine willkommene Handhabe bot. Aus den Moscheen und religiösen Herbergen wurden die Verstorbenen Morgens gesammelt und auf Fuhrwerken zum Massenbegräbniß geführt. Auf den Landwegen stieß man auf unbeerdigte, unförmlich geschwollene Leichname, und fern von der Hauptstadt wurden hier und da Kinder geschlachtet und verzehrt. Aus dem grenzenlosen Elend entwickelte sich endlich ein Hungertyphus; der Himmel goß eine scheinbar unversiegbare Schale des Unheils auf das gequälte Land aus. Alles brach zusammen; nur die unheilvollen Spitzen der Regierung blieben unentwegt und arbeiteten mit aller Emsigkeit an der eigenen Bereicherung und dem öffentlichen Ruin.

Während die Furcht vor der Cholera den Zufluß der Pläne- und Ränkeschmiede aus der Fremde einigermaßen hemmte, traten die in Tunis angesessenen Europäer an die Stelle derselben. Die geldbedürftige Regierung gab Schatzscheine, sogenannte Teskere's, aus, die begreiflicherweise mit ihrer Zunahme in der Zahl an Werth verloren und zuletzt gewissermaßen meistbietend an der tunisischen Börse oder unter der Hand verkauft wurden, oft zu den unglaublichsten Schleuderpreisen. Als diese im Laufe eines Jahres die Summe von mehr als zwanzig Millionen Franken erreicht hatten, versuchte im Jahre 1867 die Regierung eine dritte Anleihe in Europa zu machen, scheiterte aber an ihrer Creditlosigkeit. So bestand für lange Zeit ihre einzige Hilfsquelle in der Ausgabe von Schatzscheinen.

Während die ausländischen Anleihen unter französischem Schutz gestanden hatten, waren die Inhaber der Teskere's Italiener und Malteser, und als es der Regierung nicht gelungen war, eine dritte Schuld in Europa zu contrahiren, begannen die letzteren unter dem Beistande des italienischen und englischen Consuls ihre Ansprüche geltend zu machen und neue gewinnreiche Combinationen zu ersinnen. Es wurde eine erste Conversion der innern Schuld von zwölf Millionen, eine zweite von zwanzig Millionen, und eine dritte von fünfzehn Millionen Franken gemacht, deren Zinsen das Budget auf's Neue mit mehr als fünf Millionen belasteten und welche in Raten zurückgezahlt werden sollten. Große Summen gingen bei diesen Combinationen als Commissionsgebühren für die Hauptmacher in Tunis verloren; Garantieen wurden gegeben, welche schon früher verpfändet waren; die Consortien der verschiedenen Conversionen suchten sich in der Sicherung ihrer Interessen in der schamlosesten Weise den Rang abzulaufen; Intrigue, Verleumdung, Lüge waren an der Tagesordnung; Jeder fürchtete den Andern; die Unordnung wurde zu einem Chaos. Dabei lebte die Regierung nach wie vor durch die Ausgabe von Schatzscheinen, deren reeller Werth mit dem sinkenden Credite natürlicher Weise abnahm. Während dieselben anfangs noch 25 Proc. ihres Nominalbetrages präsentirten, wurden sie im Jahre 1868 nur noch mit etwa 4 Proc. bezahlt, und später sollen sie noch tiefer gefallen sein. Da die europäischen Geldleute es kaum noch der Mühe werth halten konnten nach Tunis zu reisen, verbreiteten sich tunisische Agenten über den Continent, und schmiedeten mit dunkelen Ehrenmännern noch dunklere Pläne. Man sah deren in Florenz, Livorno, Marseille, Paris, Genf und London, und nicht selten gab es deren zwei an demselben Platze, die sich eine lebhafte Concurrenz machten.

Als das Ende des Jahres 1868 herankam, zu welcher Zeit ich das Land verließ, bezifferte sich das traurige Ergebniß der sechsjährigen Mißwirthschaft, welche die ebenso unvernünftige als verbrecherische Regierung unter der Anleitung oder Beihilfe gewissenloser Europäer getrieben hatte, auf eine Schuldenlast von etwa 250 Millionen Franken: gewiß eine staunenswerthe Leistung, wenn man bedenkt, daß bis zum Jahre 1863 keinerlei öffentliche Schuld bestanden hatte. Dieser ungeheuren Summe standen durchaus unzulängliche Hilfsquellen gegenüber. Der genaue Betrag der Monatseinkünfte war vom Chasnadar geflissentlich stets im Dunkel gehalten worden; kundige Leute schätzten denselben auf zwanzig Millionen Franken in ergiebigen Jahren. Unzweifelhaft aber floß seit langer Zeit kaum die Hälfte dieser Summe in die Staatscasse, wenn auch dasjenige, was sich die ungetreuen Beamten aneigneten, sehr viel mehr betrug. Als, wie wir weiterhin sehen werden, später unter Cheireddin's Verwaltung ein geordnetes Budget aufgestellt wurde, erreichten die unzweifelhaften regelmäßigen Staatseinkünfte nicht einmal die Höhe von zehn Millionen. Das Doppelte derselben konnte also die Zinszahlung nicht decken, wenn die genannte Schuldenlast bestehen blieb. Der Staat war somit thatsächlich längst bankerott, und der berüchtigte Chasnadar schien sich schließlich der Hoffnung hinzugeben, daß es genügen werde, die Insolvenz auch förmlich zu erklären, um durch einen Vergleich mit den Gläubigern unter Zahlung von geringen Procenten der ganzen Schuldenlast los

und ledig zu werden. Wenn es sich nur um die Ansprüche der in Tunis selbst lebenden Gläubiger gehandelt hätte, in deren Interesse weder eine nach europäischem Muster geordnete Finanzwirthschaft, noch eine Antastung der politischen Unabhängigkeit der Regentschaft liegen konnte, so würde dieser durch seine kühne Einfachheit ausgezeichnete Plan vielleicht gelungen sein. Den ordnungsmäßig contrahirten und garantirten europäischen Anleihen gegenüber konnte aber ein betrügerischer Bankerott von den politisch oder finanziell interessirten Regierungen nicht erlaubt werden, und man begann in Frankreich, England und Italien ernstlich eine energische Regelung der Verhältnisse in's Auge zu fassen.

Die rechtlich denkenden tunisischen Staatsmänner hatten sich längst von der Regierung zurückgezogen, was ihnen bei dem patriarchalischen Verhältnisse, in dem sie zum Bei und Chasnadar standen, nicht leicht geworden war. Es waren dies drei Mameluken tscherkessischen Ursprungs: Cheïreddin (der spätere Großvezir der Hohen Pforte), Hussein und Rustam, die in Mitten des verpestenden Hauches der Hofkreise, dem sie von Kindheit an ausgesetzt gewesen waren, ihre Integrität zu bewahren gewußt hatten. Cheïreddin, der charaktervollste unter ihnen, hatte als Marineminister den Muth gehabt, eines Tages dem Bei und Chasnadar einfach zu erklären, daß er nicht länger gewillt sei, der Mitschuldige einer Regierung zu sein, die er für verderblich und ungerecht halten müsse. Da der allmächtige Chasnadar Mustafa, bei allen schlechten Eigenschaften ein liebevoller Vater, ihm seine Tochter zur Gemahlin gegeben hatte, so ließ man ihn gewähren. Hussein, wegen seiner Neuerungsgelüste schon seit längerer Zeit mißliebig, erhielt noch rechtzeitig einen mehrjährigen Urlaub, um nicht Zeuge der schmählichsten Vorgänge zu werden, und bereiste Europa und Amerika. Rustam endlich, der von Herzen vielleicht beste, aber auch der schwächste unter seinen tscherkessischen Landsleuten, benützte, nachdem er einige vergebliche Versuche gemacht hatte, von seinem Amte eines Ministers des Innern entbunden zu werden, die Gelegenheit einer ihm anvertrauten Mission nach England, um nicht wieder zurückzukehren. Außer ihnen war noch der griechische Mameluk Mohammed, ebenfalls Chasnadar genannt und derzeit Marineminister, ein ehrlicher Mann, der, im Volke beliebt und geachtet, in seiner Machtlosigkeit sich damit begnügte, innerhalb seines Ressorts in dem bescheidenen Grade, der ihm verstattet war, Gutes zu wirken. Diese Männer, von denen sich nur zwei im Lande und nur einer im Amte befand, waren dazu berufen, bei dem letzten Versuche, das Land aus seinem trostlosen Zustande der Versunkenheit zu retten, eine thätige Rolle zu übernehmen.

Längere Zeit verhinderte die Uneinigkeit der interessirten Mächte (Frankreich, England, Italien), welche aus den sehr verschiedenartigen Berichten und Vorschlägen ihrer Vertreter in Tunis und aus politischen Gesichtspunkten resultirte — eine Uneinigkeit, die von jeher die treuste Bundesgenossin des allmächtigen Chasnadar gewesen war — ein gemeinsames Vorgehen. Indessen wurden weder die Zinsen der Anleihen, noch die Gehälter der Beamten bezahlt.

Die überflüssigen Schiffe wurden verpachtet, ein Theil der noch aus gegen 10,000 Mann bestehenden Armee wurde ohne Löhnung in ihre Heimath entlassen, und man verzichtete auf die militärischen Expeditionen zur Eintreibung

der Steuern. Altem Herkommen gemäß zogen nämlich alljährlich zu dem letzteren Zwecke militärische Colonnen, gewöhnlich unter Anführung des präsumtiven Thronfolgers, welcher daher den Titel „Bei des Feldlagers" (Bei el-Mehalla) führt, in eine oder die andere Gegend der Regentschaft. Wenn schon in besseren Zeiten die Kosten dieser Heereszüge einen ansehnlichen Theil ihrer Ergebnisse verschlangen — abgesehen von den nicht minder ansehnlichen Summen, welche bei diesen Gelegenheiten in die Taschen des Commandirenden und seiner Unterbefehlshaber verschwanden —, so schlossen seit den Hungerjahren diese Feldzüge stets mit einem Deficit ab. So verminderte man zwar gezwungenermaßen die Ausgaben, doch andererseits verringerten sich auch die Einnahmen beständig. Von den die Steuern im Innern des Landes eintreibenden Beamten gelangte wenig nach Tunis. Wenn dieselben schon früher fast nur die Hälfte des Nominalbetrages in die Staatskasse geliefert hatten — die Hälfte floß in ihre eigenen Taschen und in die Hände Mustafa Chasnadar's —, so ging nun höchstens ein Viertel ein. Nicht besser stand es mit den Erträgnissen der Zollämter für Aus- und Einfuhr, deren Beamte in ihrem und des Chasnadar Interesse einen großartigen Schmuggel begünstigten, der mit einer schamlosen Offenheit betrieben wurde. Im Jahre 1869 wurden aus der Hafenstadt Sfax 15,000 Centner Wolle unverzollt ausgeführt, und ähnlich verhielt es sich mit Seife, Wachs, Häuten und dergleichen. Jeder suchte in der Voraussicht des herannahenden Kataklysma für sich zu retten was möglich war, und die Regierung lebte von der Hand in den Mund durch die fortgesetzte Ausgabe von Teskere's, die nicht einmal mehr zwei Procent werth waren.

Endlich, im Beginne des Sommers 1869, waren die genannten europäischen Mächte einig geworden über den dem Bei aufzuerlegenden Verwaltungsmodus, der in der That wol geeignet erschien, dem entsetzlichen Zustande der Dinge ein Ende zu machen. Der Bei wurde gezwungen, eine Finanz-Commission zu ernennen, welche aus dem Vorsitzenden Cheïreddin, dem obengenannten Mohammed Chasnadar und einem französischen Finanzbeamten zusammengesetzt sein sollte, und neben dieser eine aus zwei Franzosen, zwei Engländern und zwei Italienern bestehende Control-Commission anzuerkennen. Beide Organe hatten zunächst die schwierige Aufgabe zu lösen, die öffentliche Schuld des Landes, die regelmäßigen, thatsächlichen Einnahmen und die unvermeidlichen Ausgaben der Regierung genau festzustellen, und dann Vorschläge zur Rettung des Staatsschiffes aus seiner verzweifelten Lage zu machen. Cheïreddin wurde der oberste Verwaltungschef des Landes und handelte mit großem Verständniß und seltener Entschiedenheit, ohne Rücksicht auf den Chasnadar, dem er doch als seinem Schwiegervater nach den patriarchalischen Sitten des Landes Respect und Gehorsam schuldig war. Mit Ablauf des Jahres sollten alle Eingänge für die Staatscasse an ihn und die Finanz-Commission abgeliefert werden, und alle Pächter von Domänen und Zöllen, alle Beamten des Staates und der einzelnen Bevölkerungselemente wurden angewiesen, ausschließlich mit ihm zu verhandeln.

Um das Land wieder leistungsfähig zu machen, wurde gleich im Beginne der Umwälzung eine Reihe der heilsamsten Maßregeln getroffen. Nachdem alle rückständigen Steuern erlassen, die Kopfsteuer heruntergesetzt und der Zehnte ver-

mindert worden war, bestellten die leicht zu ermuthigenden Einwohner schon in demselben Jahre die vierfache Anzahl von Getreidefeldern gegen früher. Die Kaïd's (die von der Regierung bestellten Chefs) wurden in ihrer Machtvollkommenheit über die ihnen unterstellten Stämme erheblich beschränkt, sollten vor einer Commission, an deren Spitze wiederum Cheïreddin stand, Rechenschaft ablegen von allen ihren Einnahmen seit 1863 und wurden angewiesen, in Zukunft über jeden Eingang in ihre Cassen eine Empfangsbescheinigung auszustellen. Der Ausfuhrzoll, mit Ausnahme desjenigen auf Olivenöl, wurde auf die Hälfte herabgesetzt und derart dem systematischen Schmuggel ein Ende gemacht. Wie bereits früher die gemeinen Soldaten zum großen Theile mit unbestimmtem Urlaub in ihre Heimath entlassen worden waren, so ging es jetzt an eine Verminderung der zahllosen Generale und höheren Officiere, deren der Chasnadar Mustafa allein achtzehn unter dem Titel von Adjutanten um sich hatte. Zwei Drittel der Schiffe des tunisischen Geschwaders wurden verkauft, so daß dem Bei nur eine Corvette, ein Aviso und ein Transport-Dampfer blieb. Auch die Hauptaufgabe der Finanz-Commission, mit den Interessirten eine Verwaltung der Staatsschulden zu vereinbaren, welche geeignet war, die Existenz und den Wiederaufschwung des Ländchens zu ermöglichen, wurde endlich nach mehrfachen vergeblichen Versuchen gelöst. Am 1. April 1870 wurden die Consortien der verschiedenen Conversionen gezwungen, der Finanz-Commission einen genauen Einblick in ihre Angelegenheiten zu geben, und es kam zu einer Unificirung der gesammten Schuld, bei der die Forderungen der den Conversionen beigetretenen Gläubiger soviel als möglich nach ihrem wirklichen Werthe behandelt wurden. Die noch massenhaft circulirenden Teskere's wurden nur in Betracht gezogen, sofern und soweit ein auf wirklicher Leistung beruhender Erwerb nachgewiesen werden konnte. Fortan gab es nur *einen* Schuldtitel, der in Tunis, Florenz, Paris und London negocirt werden konnte; der Zinssatz war ein mäßiger, und der erste Coupon sollte am 1. Januar 1871 bezahlt werden.

Endlich konnte das lange gequälte Land wieder aufathmen. Wenn auch Mustafa Chasnadar nach wie vor der Günstling des Bei war, so hatte doch der energische Cheïreddin sich freie Hand zu halten gewußt. Er hatte seine getreuen Landsleute, die oben erwähnten Herren Husseïn und Rustam, zu seiner Beihilfe wieder in's Land gerufen, und als durch den Tod seiner Gemahlin das ihn an den unheilvollen Schwiegervater knüpfende Familienband zerrissen wurde, fehlte ein weiterer Grund zur Rücksichtnahme auf den Letzteren. Dieser wurde mehr und mehr aus den Staatsgeschäften und der Gunst des Bei verdrängt, fiel endlich nach dem unwiderleglichen Beweise einer früheren Veruntreuung vollständig in Ungnade, wurde vom Hofe verbannt und starb unbetrauert in seinem Palaste zu Tunis, den er während der letzten Jahre seines Lebens nicht mehr hatte verlassen dürfen. Cheïreddin war ihm in seinem Amte als erster Minister des Bei gefolgt und lenkte die Geschicke des Ländchens mit Gerechtigkeit, Festigkeit und Verständniß. Die Zinsen der Staatsschulden wurden regelmäßig bezahlt, und Credit und Prosperität der Regentschaft hoben sich allmälig.

Dem gewissermaßen unter Vormundschaft gestellten Bei wurde aber die Abhängigkeit von den unerbittlichen Grundsätzen seines etwas hochmüthigen

Premierministers, die gänzliche Unmöglichkeit, seine Launen zu befriedigen, auf die Dauer unbequem. Im Gefühle seiner Unfähigkeit, dem selbstbewußten Cheïreddin entgegen treten oder auch nur ohne ihn regieren zu können, suchte er den Einfluß seiner Günstlinge wieder zu vermehren. Unter diesen erfreute sich ein gewisser Mustafa Ben Ismaïl, der als Knabe durch seine Schönheit das Wohlgefallen des Bei erregt hatte, seit lange der höchsten Gunst. Derselbe war, als ich Tunis verließ, ein junger Mann von zwanzig und einigen Jahren, bekleidete damals den Rang eines Obersten und war beständig in der nächsten Umgebung des Bei. Diese Creaturen einer schmählichen Laune waren auch früher wol bis zur Stufe eines Generalmajors (Liwa) gelangt, doch den höchsten Rang im Lande, den eines Generallieutenants (Ferik), hatte man sich stets gescheut, ihnen beizulegen. Als Mustafa Ben Ismaïl mit dieser Würde bekleidet wurde und in die Zahl der Minister aufgenommen werden sollte, trat der stolze Cheïreddin zurück und begab sich nach Constantinopel. Seitdem (1878) hat Mustafa Ben Ismaïl bis auf den heutigen Tag an der Spitze des tunisischen Ministeriums gestanden und wol nicht am Wenigsten dazu beigetragen, die neuesten Schwierigkeiten und Verwickelungen vorzubereiten.

Die nächste Zukunft der Regentschaft wird sich, wie gesagt, in kürzester Frist entscheiden. Sollte Frankreich das Ländchen seinem Besitze einverleiben, so würde man nicht ohne Berechtigung eine gewisse Genugthuung empfinden über das Ende der Mißwirthschaft, welche dort durch die Unverständigkeit des Herrschers und den traurigen Einfluß seiner Günstlinge nach Cheïreddin's Fortgang wieder eingerissen ist. Aber die tunisische Bevölkerung würde sich mit dieser Gestaltung seines Geschickes schwerlich jemals befreunden und auch ein ausgesprochenes Protectorat Frankreichs nur widerwillig ertragen.

(Ein zweiter Artikel über Land und Leute von Tunis folgt.)

Versicherung gegen Betriebsunfälle.

Der deutsche Reichstag hat sich in den ersten drei Aprilsitzungen mit einer Regierungsvorlage beschäftigt, welche von ihren Urhebern und Freunden allgemein als ein erstes Stück positiver Ergänzung des die socialdemokratische Agitation unterdrückenden Gesetzes vom Herbst 1878 hingestellt wird: einem Gesetzentwurf zur Sicherung der in fremdem Lohn stehenden industriellen Arbeiter gegen die wirthschaftlichen Folgen von Betriebsunfällen. Der erste Schritt in dieser Richtung ist vor zehn Jahren geschehen auf Anregung bekannter liberaler Männer in Leipzig durch das sogenannte Haftpflichtgesetz, welches die Industrie-Unternehmer nöthigt, für direct oder indirect von ihnen verschuldete Unfälle ihrer Arbeiter finanziell aufzukommen; und es hat sich daran ein Versicherungsbetrieb theils durch Genossenschaften, theils durch Actiengesellschaften geknüpft, der noch über die Grenzen der gesetzlichen Haftpflicht hinaus zusehends immer mehr Arbeiter gegen Erwerbsbeeinträchtigung in Folge von Betriebsunfällen schützte. Allein an dieser allmäligen Ausbildung wirthschaftlichen Arbeiterschutzes will sich die Reichsregierung, von plötzlicher Ungeduld erfaßt, nicht mehr genügen lassen. Sie proclamirt die Pflicht des Staates, Allen auf ein Mal zu helfen, schreitet deshalb von der Haftpflicht der Unternehmer zur Zwangsversicherung der Arbeiter fort, gründet auf diese die Nothwendigkeit einer Reichsversicherungsanstalt, der zu Liebe sie dann die Privatversicherung gegen Unfälle einfach confiscirt, und zieht zu den Kosten neben Unternehmern und Arbeitern auch den Staat heran.

In der Reichstagsverhandlung — die zur Verweisung des Entwurfs an eine Commission führte — fand die Idee weit mehr Beifall, als ihre Ausführung. Man gestand allseitig das Bedürfniß besseren Schutzes der Arbeiter gegen Betriebsunfälle zu; aber fast kein Redner, außer dem Fürsten Bismarck selbst und seinem Commissar, suchte dessen Befriedigung ganz auf den Wegen der Bundesraths-Vorlage. Da die Fractionen meist durch ihre Hauptredner in solchen Dingen vertreten waren — die Fortschrittspartei durch den Abg. Richter, die Liberalen (Secessionisten) durch die Abgg. Bamberger und Lasker, die Nationalliberalen durch die Abgg. Gneist und Oechelhäuser, die Freiconservativen durch den Abg. Stumm, die Conservativen durch den Abg. v. Marschall, das Centrum durch den Abg. v. Hertling, endlich die Socialdemokraten durch den Abg. Bebel — so läßt sich daraus wol ein gewisser Schluß auf das Schicksal der Vorlage ziehen. Ihr entschiedenster Gegner behauptete mit großer Zuversicht, sie könne bereits als abgelehnt angesehen werden, und der Reichskanzler selbst sprach aus, daß er sich hierauf gefaßt mache, wenn auch selbstverständlich ohne deshalb auf ihre Erhebung zum Gesetz für immer zu verzichten.

Er hatte bezeichnender Weise den meisten Anklang überhaupt, und zugleich vollen Anklang für einen der beiden ihm wichtigsten Bestandtheile des Entwurfs, nämlich für die mit Monopol versehene Reichsversicherungsanstalt, bei dem beredten Sprecher der Socialdemokraten gefunden. Einige andere, nach rechts neigende Redner wollten sich dieselbe nur neben den Privatgesellschaften, zum Theil sogar nur sub-

fidiär hinter denselben gefallen lassen. Ganz verworfen wurde sie von den Wortführern der Linken. Die sehr verständige Rede, welche das Centrum zu dieser Debatte beitrug, begünstigte besonders die genossenschaftliche Selbstversicherung, und regte die allmälige Auflösung der Reichsanstalt in Genossenschaften an, falls man für jetzt um dieselbe nicht hinweg komme. Der Regierungscommissar hatte am dritten Tage Auftrag, diesen Gedanken zu wohlwollender weiterer Erwägung zu nehmen — offenbar für den Fall, daß die ultramontanen Stimmen einmal die Mehrheit zur Annahme herzustellen hätten.

Dagegen war der Centrumsredner dem anderen Lieblingsgedanken des Fürsten Bismarck, daß zu den Prämien von Staatswegen beigetragen werden müsse, am grundsätzlichsten von Allen entgegengetreten. Aber auch den Sprechern von der Rechten ging hierbei der Athem aus; soweit konnten sie dem Reichskanzler, trotz aller Wärme für sein neues Unternehmen an sich, nicht folgen. Was ihm die Hauptsache: das Reich (oder den Einzelstaat) jedem verstümmelten Arbeiter eine Wohlthat erweisen zu lassen, die ihn über Almosenempfang erhebt, — das däuchte den Anderen eine Herunterziehung des ganzen Geschäfts in die gemeine Armenpflege; eine Verwischung der Grenze, die der Arbeiter selbst zwischen sich und den öffentlich unterstützten Leuten ziehe, und die man aus den überwiegendsten öffentlichen Gründen um keinen Preis verwischen dürfe. Fürst Bismarck sprach sich zagend darüber aus, ob die Industrie allein wol das ganze hier aufzulegende Gewicht tragen könne, sei es durch Abzüge vom Unternehmergewinn allein, sei es durch Abzüge vom Lohn dazu. Zaghaftigkeit ist indeß bekanntlich des Fürsten Schwäche nicht; und da der Abgeordnete Stumm im Reichstage, gleich andern Industriellen im Volkswirthschaftsrath, die Zulänglichkeit der unserer Industrie innewohnenden Kraft gewissermaßen verbürgen wollte, so besteht kein triftiger Anlaß, aus diesem Grunde Reich oder Staat oder Landarmenverband die Versicherungskosten mit übernehmen zu lassen. Man muß sich nur von dem gefährlichen Aberglauben frei machen, als seien Almosen aus dem großen Staatsbeutel keine Almosen in dem entwürdigenden, schwächenden Sinne dieses Wortes. So mächtig ist auch das Deutsche Reich nicht, daß seine Wohlthaten nicht die Wirkung aller einseitigen, unvergoltenen Wohlthaten auf die menschliche Seele üben müßten.

Bei diesem Punkte gab übrigens der Abg. Bebel eine Anregung, die nicht der Parteistellung ihres Urhebers halber verloren gehen sollte. Er empfahl dem Reichskanzler, seinen unwiderstehlichen diplomatischen Einfluß dahin zu verwenden, daß die Regierungen der Hauptindustrieländer sich zu wesentlich übereinstimmenden Maßregeln in Bezug auf Arbeiterschutz verständigten, und damit aus der Erörterung von Veranstaltungen dieser Art das störende Element der Warnung vor der minder gehemmten oder belasteten fremden Concurrenz eliminirten. Ein internationales Vorgehen gegen die Socialdemokratie, das so aussähe, würden ihre Gegner sich ebenso gern gefallen lassen können, wie ihre Anhänger.

Für Deutschland ist einstweilen der Fortschritt in den Anschauungen vollzogen und erklärt worden, daß über die Linie, welche das Haftpflichtgesetz der Verpflichtung des Unternehmers zum Schadenersatz zog, um einen starken Schritt hinausgegangen werden muß. Schon im Jahre 1871 stellte der damalige Regierungscommissar, spätere Minister Falk den Grundsatz auf: die mit mächtigen und gefahrvollen Naturgewalten arbeitende Industrie müsse das daraus entspringende Risico für ihre Arbeiter einfach mitübernehmen. Aber jenes Gesetz, der erste Schritt auf einer neuen, unabsehbaren Bahn, verwirklichte den hiermit ausgesprochenen Gedanken nicht. Es blieb bei der Frage nach der Verschuldung stehen, und fügte zu der eigenen unmittelbaren Verschuldung des Unternehmers nur noch die seiner Gehilfen. Die Folge waren viele erbitternde Processe und keine hinlängliche Linderung der Unbill, welche doch gerade das Haftpflichtgesetz das Seinige that dem Arbeiterstande zum Bewußtsein zu bringen. So erfreulich also auch die Versicherung gegen Betriebsunfälle aller Art seitdem in Schwung gekommen — in neun Jahren hat sie mindestens ein Drittel

aller betheiligten Arbeiter ergriffen —, so ist nebenher doch eine ebenfalls stetig wachsende Ueberzeugung auf allen Seiten in die Höhe gelaufen, daß das ganze Risico, soweit es wirthschaftlichen Belang hat, von dem einzelnen Unglücklichen auf die Gesammtheit zu übertragen sei. Der Streit besteht im Grunde nur darüber noch, ob dies auf dem langsamen, aber sicher vorwärts führenden Wege der Selbstversicherung geschehen soll, oder mit dem plötzlich durchschlagenden Acte einer allgemeinen Zwangsversicherung von dem und dem Tage an, und weiter mit Verdrängung des Privatgeschäfts auch in diesem Unternehmungsfach durch das allmächtige Reich (wobei es zunächst nicht viel bedeutet, ob man sich weiterhin die dereinstige Wiederauflösung des Reichs-Monopols in genossenschaftliche Verbände vorstellen will oder nicht); — und zweitens darüber, ob die Industrie Alles allein leisten kann, so daß nur die gesetzmäßige Haftpflicht entsprechend auszudehnen wäre, oder ob ihr auch in der Tragung der laufenden Kosten solcher Sicherheit das Reich beispringt mit seiner vermeintlich unerschöpflichen Casse.

In dem Gedankengange des Reichskanzlers, den die Socialdemokraten anscheinend acceptiren, thäte das Reich, beziehungsweise der Staat oder Landarmenverband mit einem Beitrage zu den Prämien der Unfallversicherung nichts Neues: sie setzten sich nur an die Stelle des Ortsarmenverbandes oder der Commune, welche durch die Versicherung ihrer Unterstützungspflicht überhoben würde. Mindestens in diesem Belauf könnte der Staat auf der einen oder anderen seiner Stufen mitthun, weil er ja doch der eigentlich verhaftete Pfleger aller Nothleidenden und Armen sei. Aber will man denn nicht eben den industriellen Arbeiter jetzt — wie späterhin nicht minder den Handwerksgehilfen und den Tagelöhner — aus der Sphäre drückender Unsicherheit, da jede Verstümmelung ihn der Armenpflege zu überantworten droht, emporheben auf die Stufe geschäftsmäßiger Sicherung, daß er in dem fraglichen Falle das öffentliche Erbarmen gar nicht in Anspruch zu nehmen braucht? Oder soll aus unserer Armenpflege der Begriff des Mitgefühls mit fremder Noth, des freien Erbarmens ganz verschwinden, um amtlicher Zahlung auf Liquidation Platz zu machen, wie wenn Vermögens- und Erwerbs-Unfähigkeit eine Lieferung wäre, für die der Staat sich baar zu bedanken hätte? Der Abg. v. Hertling hat dem gegenüber mit Recht hervorgehoben, daß der sittliche Anspruch des Einzelnen auf Beistand in lebenbedrohender Noth sich keineswegs sofort, zuerst und direct gegen den Staat richtet, sondern allererst die Familie ergreift, dann die Gemeinde, und daß diese letztere durchaus nicht eine bloße beliebige Unterabtheilung des Staatsverbandes ist, zu der man sie heute gerne hinabdrücken möchte, sondern ein naturwüchsiges Gebilde, in dessen Gliedern die locale Nachbarschaft und Solidarität gemeinsame Interessen begründet. Es ist kein Zufall, daß die ganze praktische Armenpflege sich in den Communen gesammelt und entwickelt hat, nicht im Staate. Haftet der Einzelne auch nicht mehr an seiner angeborenen Heimathgemeinde wie die Auster an ihrer Schale, so wird die Armenpflege doch in Deutschland sicherlich Gemeindesache bleiben. Am Staate ist es nur, die Wirkungen der Freizügigkeit zu regeln, insofern sie auch verarmte oder in Zukunft verarmende Individuen hin und her schiebt, und zu verhüten, daß an einzelnen Punkten eine unerträgliche Ueberbürdung eintrete. Dafür mag er gerechte Richtersprüche sichern, oder streitige Kosten den Gemeinden seinerseits ganz abnehmen, oder allzukleine und schwache Gemeinden für die Tragung der Armenlast zusammenlegen, — aber nicht sich an ihre Stelle drängen, will er nicht vor der Fluth der Ansprüche gerade den am wirksamsten abwehrenden Damm mit eigener leichtsinniger Hand einreißen. Hierin sind Theoretiker und Praktiker des Armenwesens, deutsche und fremde Sachkenner völlig einverstanden.

Das Unfallversicherungsgesetz wird aus der Commission des Reichstages vielleicht gar nicht wieder herauskommen, oder doch aller Wahrscheinlichkeit nach so gestaltet, daß entweder das Haus oder der Reichskanzler es nicht annimmt. Aber die einmal anerkannte Aufgabe kann in diesem Actengrabe nicht liegen bleiben. Alle Parteien erkennen die Nothwendigkeit ihrer Lösung an, die durch eben dieses öffentlich aus-

gesprochene Anerkenntniß nun sogar eine dringliche geworden ist. Je weniger man glaubt schon auf das Socialistengesetz verzichten zu können, desto unmöglicher erscheint es, für die damit nothgedrungen geschlagenen Wunden einen Balsam zu versprechen, den man gleichwol ruhig im Schranke behält. Der Wechsel ist auf kurze Sicht ausgestellt und muß je früher desto lieber bezahlt werden. Es wird auch nicht angehen, seine Einlösung bis dahin aufzuschieben, daß eine Reichstagsmehrheit in Betreff der ausschließlichen Unfallversicherung durch eine Reichsanstalt oder des Staatsalmosens in der Prämie nachgibt. Vielmehr wird es spätestens im nächsten Reichstage heißen: nehmen, was man bekommen kann — für die Regierung wie für die sich verantwortlich fühlende parlamentarische Mehrheit.

Bis dahin wird die weitergehende öffentliche Discussion hoffentlich einige Hauptpunkte vollends sicherstellen. Der Schutz gegen Erwerbsbeeinträchtigung durch Betriebsunfälle muß dem Bereich der Armenpflege enthoben und in die Sphäre gerückt werden, wo auch der Arbeiter Rechte geltend machen und durch Leistungen Gegenleistungen sich sichern kann. Die nachträgliche Schadloshaltung darf nicht so geschehen, daß darunter die Vorsorge gegen den Eintritt von Unfällen irgendwie litte; denn die Abwendung ihrer zerstörenden wirthschaftlichen Folgen, die Uebernahme des Einzelhaushalts zu Boden werfenden Schlages auf die Gesammtheit hebt nur einen Theil des Unglücks auf, und nicht immer den schlimmsten. Individualisirende Aussonderung einer bestimmten Reihe von Lagen und Fällen wird man mit dem Abgeordneten Gneist, als allein zu thatsächlichen Erfolgen führend, dem socialistischen „Alle oder Keinen" vorziehen; aber entgegen seiner Meinung doch wol auch die allmälige Ausdehnung des Schutzes innerhalb dieser ausgesonderten Gruppe auf sämmtliche Individuen, da für den jeweilig noch nicht davon ergriffenen Rest die gewöhnliche Armenpflege ja nach wie vor bestehen bleibt. Man mag getrost das Bedürfniß anerkennen, die Haftpflicht der Industrie-Unternehmer auf alle Betriebsunfälle zu erstrecken, ohne deshalb im Handumdrehen auch jeden industriellen Arbeiter tadellos versichert haben zu wollen. Derartige Processe haben Nichts gemein mit Staatengründungen oder mit den Auseinandersetzungen feindlicher Völker im Kriege, daß sie gleich diesen so rasch durchschlagend und gewaltig wie möglich entschieden werden müßten. Umgekehrt weist bei ihnen alle Erfahrung auf den Weg der ruhigen Entwickelung im freien Wetteifer Vieler als den besten hin, da dann die Praxis sich unterwegs noch unaufhörlich selbst berichtigt, widerstrebende Gewohnheiten rechtzeitig bekehrt, die Ansichten der Menschen mit dem neuen Recht in Einklang setzt und so Reactionen verhütet. Stehenbleiben wird deswegen die Gesetzgebung auf dem zunächst angenommenen Haltpunkt sicher nicht. Auch das läßt sich als ein Ergebniß der dreitägigen ersten Reichstagsverhandlung bezeichnen, daß der Gedanke der Entschädigung für Betriebsunfälle auf alle Betriebe, Handwerk und Landwirthschaft so gut wie die industriellen zur Anwendung gebracht werden soll; und gerade die nächsten Kenner des Arbeitslebens erwarteten, die noch ausgeschlossenen Gewerbe würden bald selbst nachdrücklich darauf dringen, um nicht mit allzu ausgeprägter Vorliebe die Arbeiter der Industrie zuströmen zu sehen, wenn diese allein sie gegen Noth in Folge von Verunglückung schützt.

Berlin wird Provinzialstadt.

Berlin, 10. Mai.

Es mögen jetzt zwölf oder fünfzehn Jahre sein, daß einer unserer Possendichter, der ein feines Gefühl für das Berliner Kleinleben hatte, zur rechten Zeit das geflügelte Wort aufbrachte: „Berlin wird Weltstadt". David Kalisch hat nicht lange genug leben sollen, um die vollständige Verwirklichung seines prophetischen Ausspruchs zu sehen, so wie sie von Tag zu Tag uns mehr vor Augen tritt. Aber ein viel Größerer als Kalisch, der sein ganzes Leben lang ein bescheidener Mann war, ist jetzt aufgetreten, um jenes Wort in sein Gegentheil zu verkehren und, nachdem er das Meiste zur Erfüllung des patriotischen Traumes beigetragen, nun auf einmal mit seiner Stentorstimme dazwischen zu rufen: „Quod non! Berlin wird Provinzialstadt!"

Unter allen seltsamen neuen Projecten des Fürsten Bismarck aus der letzten Zeit ist das neueste und seltsamste zumal sicherlich der Plan, Reichsregierung und Reichstag aus Berlin zu verlegen. Wie unendlich ist die Gewalt dieses einzigen Mannes geworden, wenn er es vermag, das an und für sich fast Unglaubliche der öffentlichen Meinung in soweit aufzuzwingen, daß sie, ob auch kopfschüttelnd, zweifelnd, spottend, es zur allgemeinen Discussion stellen und, so oder so, sich mit ihm abfinden muß! Haben in den Tageszeitungen mehr die national-politischen Gesichtspunkte sich zur Geltung gebracht, welche der jüngsten von Bismarck's „patriotischen Phantasien" entgegenstehen, so darf an dieser Stelle billig ein Protest erwartet werden im Namen der national-geistigen Interessen, welche gebieterisch fordern, die Bedeutung unserer Hauptstadt zu kräftigen, nicht sie zu schmälern, im Namen der Interessen der Wissenschaft und der Kunst, der Literatur, des Theaters und des geselligen Lebens.

Berlin, das leidet nirgend Zweifel, steht heute im Mittelpunkt aller geistigen Bewegung in Deutschland. Haben diese Zustände seit langer Zeit bestanden, oder wann zuerst sind sie eingetreten? Die Frage läßt sich sehr präcis beantworten. Die Ansprüche Berlins an eine geistige Oberherrschaft in Deutschland und die Macht, sie thatsächlich auszuüben, datiren aus den Tagen Friedrichs des Großen, genauer aus der Zeit nach den schlesischen Kriegen, 1750 etwa. Mannigfache Schwankungen hat seitdem die Hegemonie Berlins erlitten, oft und oft ist sie angefeindet und verspottet worden, aber ganz vernichtet ward sie zu keiner Zeit. Mehr als ein Säculum haben wir gebraucht, unendliche Kämpfe geistiger und politischer Art, Siege der Faust und Siege der Feder, um die Stellung zu erringen, welche wir heute einnehmen und welche der Zeus-Reichskanzler mit einem Winke seiner Brauen erschüttern will, derselbe Mann, der so vieles gethan hat, uns auf jenen Platz zu bringen. Genau so hatte hundert Jahre früher der große Friedrich an seinem eigenen Werke Penelopens Arbeit verrichtet — und die Analogie jener Zustände mit den unsrigen ist so schlagend, daß wir um die Erlaubniß bitten möchten, sie einmal zu Jedermanns

Erbauung und Belustigung, zu Nutz und zu Frommen aufzudecken. Die Zeiten einer dogmatisirenden Geschichtsschreibung freilich „mit trefflichen pragmatischen Maximen" liegen hinter uns, aber an den eindringlich-stummen Lehren historischer Erfahrung brauchen wir darum noch lange nicht achtlos vorüberzugehen.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, sagten wir, sei das Erwachen eines bedeutenden geistigen Treibens in Berlin anzusetzen. Nach dem Dresdener Frieden, 1746, war ein neues, eigenthümliches Leben emporgekommen. 1755 finden sich Lessing, Moses Mendelssohn und Nicolai in Berlin zusammen und treten in regen Gedankenaustausch. Ein Gefühl bildet sich heraus in diesen Männern: Ausdruck zu geben den Empfindungen einer großen, aufstrebenden Hauptstadt, eines im raschen Wachsthum begriffenen Reiches, dem die Zukunft gehört. Und nun (wie auf 1866 1870) folgt auf die leichten Feldzüge von 1740 und 1744 der ernste siebenjährige Krieg. Kaum jemals, in all den Wechselfällen, in all dem schweren Ringen um die Existenz des preußischen Staates, wird die Sicherheit der Hauptstadt erschüttert, nicht ein Niedersinken, höchster Aufschwung erfolgt, aus dem politischen Gebiet überträgt sich der kriegerische Geist und das stolze Siegesbewußtsein in die Literatur und führt zu demjenigen Unternehmen, mit welchem die moderne deutsche Literatur ihren Anfang nimmt: den Literaturbriefen. Lessing, Sachse von Geburt, verläßt in währendem Kriege sein Vaterland und gelangt von Leipzig nach Berlin; er läßt den Literaturbriefen die aus dem echten Geist des siebenjährigen Krieges geborene Minna von Barnhelm folgen und schafft damit das erste und beinahe einzige deutsche Lustspiel. Preußen, Berlin behauptet so in den schwersten Kämpfen, und gerade Dank diesen Kämpfen, seine Führerrolle in der geistigen Bewegung mit allen Ehren.

Aber nun: die Kehrseite der Medaille. Wenige Jahre nach dem glücklichen Friedensschlusse blicken wir wiederum auf Berlin. Alles verändert. Der größte Schriftsteller der Epoche, Lessing, nachdem er lange am Markt gestanden hat und Niemand ihn dingen wollte, nachdem der große Friedrich es abgelehnt, ihn in seine Dienste zu nehmen, verläßt voll Unmuth Berlin und den preußischen Staat auf immer. Nur die Kleineren bleiben in der Residenz zurück, auch sie noch getragen von dem Bewußtsein, die Stimmung einer großen Stadt zu repräsentiren, aber ohne die Macht, Berlin an der leitenden Stelle zu erhalten, die ihm Friedrich und Lessing erobert. Die scharfe, kritische, verstandesmäßige, negative Richtung, die in jenen Tagen zuerst ausgebildet und den Berlinern bis heute geblieben ist, machte sie, in den Uebertreibungen eines Nicolai, bald zum Gegenstand des Spottes und das Vorurtheil gegen die „klugen Berliner" hat sich seitdem von München bis Zürich, von Hamburg bis Wien festgesetzt. Der Absolutismus der Könige übertrug sich auf die Berliner Kritik, so daß auch sie glaubte, absolutistisch regieren zu können.

Aber wo bleibt bei alledem, hören wir fragen, die Analogie zu unsern Zuständen? Wir haben ja keinen Lessing, den man aus dem Lande triebe, sondern, wenn es hoch kommt, blos ein paar Nicolaitchen; bei uns wird ja nicht absolut regiert, sondern zu Zeiten liberal, und nur zu Zeiten dictatorisch! Nur gemach, wir sind ganz nahe an der Sache; und damit es nicht scheine, als ob wir der geschichtlichen Wahrheit Gewalt anthun, wollen wir die Auslassung eines von dem Vorwurf aller Tendenz freien Historikers wiedergeben über die Zustände nach dem Kriege, die Auslassung von Wilhelm Dilthey (Leben Schleiermacher's I, 185 f.): „Von jenem Tage ab war dem öffentlichen Geiste der Stadt eine verhängnißvolle Reihe von Enttäuschungen bereitet. Langjährige Gewohnheit, alles als Mittel anzusehen und den Gehorsam als die einzige Tugend eines Menschen, daneben Erfahrungen anderer Art, die keinem unbeschränkten Fürsten erspart bleiben und die seinen Hang zur Menschenverachtung allmächtig machten, hatten seine Natur gewaltig verändert. Seine Härte lag schwer auf Handel und Finanzen. Seine Maßregeln schnitten unbarmherzig in das einfache Lebensbehagen des Bürgers. Raucher und Schnupfer murrten über die Eingriffe in die natürlichen Rechte des Menschen; man bot ein kurzweiliges Gespräch über den Kaffee zwischen ein paar alten Invaliden nebst dem

Abschiedslied einer alten Jungfer an ihre Kaffeekanne in der Stadt aus. Alle Rechte beträchtlich eingeschränkt durch die Furcht vor dem alten Löwen in Sanssouci, dessen Tatzen unberechenbar waren. Dagegen ward der Geist ernster Discussion über das Gemeinwohl eingeschränkt oder zu devoter Anbetung herabgedrückt. Er war da dieser Geist; aber entartet, gebunden." So war der gewaltige Aufschwung durch denselben Mann, der den kräftigsten Anstoß dazu gegeben, wieder vereitelt worden, die begonnene Entwickelung auf lange hinaus aufgehalten, die Hoffnung für das deutsche Geistesleben: ein tonangebendes Centrum, ein geschmackbildendes und als oberste Instanz anerkanntes Publicum zu gewinnen, gerade in dem Zeitpunkt zerstört, wo es die höchste Bedeutung für unsere Cultur hätte gewinnen können. Als zehn Jahre nach dem Frieden Goethe, als zwanzig Jahre darauf Schiller vor der Frage standen, wo sie den ihnen gemäßesten Kreis des Wirkens suchen sollten — welch unberechenbare Bedeutung hätte es gehabt, wenn ihnen die Großstadt, unsere Stadt, als das nothwendige Ziel erschienen wäre. Und wie wenig brauchte zu geschehen, daß es sich in Wahrheit so hätte fügen können.

Oft ist es ausgeführt, aber es kann immerhin heute noch einmal gesagt werden, daß es ein ewig beklagenswerther Nachtheil gewesen ist für die neue deutsche Dichtung, wenn ihre Blüthezeit in eine Epoche fiel, die keinen Mittelpunkt alles nationalen Lebens kannte, kein tonangebendes Publicum in einer Großstadt, wie es Griechen und Italiener, Spanier, Franzosen und Engländer besaßen. Der Dramatiker vor Allem, wenn er den Schlag und Stoß der That, in Kraft und Leben und Fülle, die hart zugreifende Energie eines kühn vorwärts stürmenden, nicht bloß redenden, sondern handelnden Helden zur poetischen Erscheinung bringen soll, muß in einer vielfach bewegten, von Gegensätzen und Schicksalsumschwüngen erfüllten Atmosphäre athmen und sein, er muß dabei stehen, wenn die großen Actionen in Scene gehen, muß an der Stimmung einer lebhaft hin und hergenommenen Bevölkerung Theil nehmen und alle Für und alle Wider, alle gespannte Neugier, alle Furcht und alle Enttäuschung mit erleben, Tag für Tag, die heute hierhin, morgen dorthin die Menge reißen. So haben Aeschylos und Sophokles, Shakespeare und die Andern alle gelebt und gedichtet und in einem lebendigen und unmittelbaren Wechselverhältniß zu ihrem Publicum, empfangend und gebend, gebend und empfangend, getragen von der Stimmung Tausender, von ihrer Zustimmung gehoben, von ihrem unablässig scharfen Auge gemessen und controlirt, die Kraft gestählt und gefeit im Kampf gegen die gewaltig wogende Strömung, wo nur der sturmfeste Schwimmer vor dem Versinken sich bewahren mag. Alle diese Vortheile hätten — wer weiß — auch unserer Dichtung, unserem geistigen Leben zu Gute kommen können (und wir sind keineswegs undankbar gegen das Schöne und Hohe Alles, was uns beschieden war, indem wir uns bewußt bleiben, daß noch Größeres erreichbar war), wenn statt der gewaltsamen Hemmung durch Friedrich eine Förderung geschehen, ja wenn auch nur die Lähmung alles Begonnenen durch seinen Absolutismus unterblieben wäre.

Und nun vergleichen wir mit diesen Zuständen die unsrigen. Auch wir auf dem Wege, ein maßgebendes Centrum, einen Brennpunkt des nationalen Lebens zu erringen. Auch wir aber noch weit entfernt von allgemeiner Anerkennung dieser Stelle, angefeindet und beneidet und angezweifelt von hierher und dorther. Mag sein vielleicht, daß diese Antipathien nicht immer grundlos sind, mag sein, daß manche andere deutsche Stadt, daß Wien, Leipzig, Frankfurt in dieser und jener Hinsicht größere Vortheile, stärkere Annehmlichkeiten für eine Centrale geboten hätten; aber wie die Dinge heute einmal liegen, wie die historische Entwickelung seit Friedrich dem Zweiten, ja wenn man will schon seit dem großen Kurfürsten, es mit zwingender Nothwendigkeit gefügt hat, kann nur Berlin diese Centrale sein und bleiben. Es ist unmöglich, auch für den mächtigsten Mann, eine solche jahrhundertlange Entwickelung ungeschehen zu machen. Aber zu rütteln an dem Bestehenden und den natürlichen Fortgang der Dinge zu hemmen — das vermag er, wie das Beispiel Friedrichs uns zeigt; er kann auf Jahrzehnte hinaus das Begonnene schädigen und allen Neid

und allen Hader, der sich im Dunkeln birgt ringsumher und den wir überwunden und begraben glaubten, heraufbeschwören zu neuem unheilvollen Dasein. Fürst Bismarck's Plan ausgeführt, Regierung und Parlament entfernt von Berlin — und der erste große Schritt auf jener Bahn wäre geschehen, die unter so unsäglichen Kämpfen errungene Stellung gefährdet, Berlins Publicum, das nur dann seine Führerrolle behaupten kann, wenn es alle Elemente unseres geistigen Lebens in sich begreift, wichtiger Factoren beraubt.

Nur geringe Mühe würde es kosten, um nachzuweisen, daß wir wirklich auf dem Wege sind gegenwärtig, den ewig entbehrten Mittelpunkt deutscher Cultur zu finden. Wohin wir blicken in Kunst, Wissenschaft, Literatur, finden wir die Wahrnehmung bestätigt. Um von einem im Augenblicke naheliegenden Beispiel auszugehen — ein wie starkes Zeichen der Stellung Berlins bietet nicht in diesen Tagen die Anwesenheit Richard Wagner's in Berlin. Niemand, auch nicht sein heftigster Gegner, wird den „Meister" einer übertriebenen Werthschätzung des äußeren Erfolges beschuldigen können, oft genug im Gegentheil hat er eine souveräne Mißachtung des Publicums bewiesen; und doch, heute, wo bei uns, weit später als in so vielen anderen Städten, und nicht einmal an der ersten Bühne, sein Werk zur Aufführung kommt, ist Berlin dem bedeutendsten lebenden Operncomponisten wichtig genug, um wochenlang sein Bayreuth zu verlassen und die eigene kostbare Persönlichkeit für den Erfolg einzusetzen.

Fragen wir nach der bildenden Kunst, so sind (wenn wir von den großartigen Anfängen Schlüter's absehen) seit dem Beginn des Jahrhunderts die bedeutendsten Meister bei uns heimisch gewesen, ein Rauch, ein Schinkel wurzeln in dem Boden unserer Stadt und selbst Cornelius, so harte Vernachlässigung er in Berlin erfahren, hat seine reifsten und erhabensten Schöpfungen, die Zeichnungen zum Campo Santo, für uns geleistet und sie sind, wenn auch spät, einem eindringenden Verständniß in Berlin begegnet. Sehen wir in die Gegenwart — wo könnte ein Künstler von der Art Adolph Menzel's anders leben als in Berlin? Wo anders fände er den Stoff für seine Conceptionen, so ganz aus dem modernen Leben gegriffen, aus dem Geiste der Großstadt geboren, wo ein feinfühliger und verständnißinniger seiner Kunst entgegenkommendes Publicum? Nicht aus Düsseldorf und nicht aus München, nur aus Berlin konnte dieser Menzel hervorgehen. Aehnlich beobachten wir an unserem bedeutendsten Porträtmaler, an Lenbach, wie er mehr und mehr seine Existenz zwischen München und Berlin theilt, wie er nicht in seinem gewöhnlichen Wohnort, sondern bei uns den Stoff und die Stimmung für seine wichtigsten Werke findet; nicht die Porträts beliebiger Bankiersgattinnen, sondern die Bilder Bismarck's und Moltke's werden, weil sie seiner Kunst die größten Gegenstände lieferten, seinen Namen auf die Nachwelt bringen. Und wenn einer der Genialsten unter den lebenden Malern, Böcklin, nicht nur Berlin, sondern dem ganzen Lande, sich fern hält und in Italien sein Heim aufgeschlagen hat, so ist es wahrlich nicht schwer, den schädigenden Einfluß aufzudecken, den die Vereinsamung des Künstlers auf seine immer phantastischer und weltfremder sich gestaltenden Schöpfungen ausübt. Auch das Beispiel Anselm Feuerbach's, sein vergebliches Ringen nach einem großen Wirkenskreis, sein Mißerfolg in Wien, die Verstimmung seiner letzten Jahre in Italien ist lehrreich und gäbe mancherlei zu denken.

Bedeutsam und bedeutsamer auch treten von Jahr zu Jahr die öffentlichen Anstalten für die bildende Kunst bei uns hervor, Museen, Nationalgalerie, Ausstellungen, Akademien. Reiches Leben und Vorwärtsstreben überall. Glänzende Erwerbungen, wie die Galerie Suermondt, die Pergamener, sind gemacht. Schliemann kommt und widmet den unschätzbaren Erfolg seines Lebens und seiner Mühen der Hauptstadt des Deutschen Reiches. Neue Einrichtungen sind getroffen, der Besitzstand neu aufgenommen, die Uebersicht erleichtert. Wer freilich nur einmal in seinem ganzen Leben in's Museum gekommen ist und auch dieses eine Mal nur der Freundschaft gehorchend, nicht dem eigenen Triebe — für den sind alle diese Herrlichkeiten ver-

gebens ausgebreitet. Aber daß die Bevölkerung dieser Stadt regeren Antheil nimmt an den Dingen, als einer ihrer Ehrenbürger, das konnte man noch jüngst in dem Streite um den neuen Rubens bestätigt finden. Und darauf zumeist, auf die Theilnahme weiter Schichten kommt es an, nicht auf eine directe Einwirkung auf die schaffenden Künstler, wie Kurzsichtige meinen könnten. Nicht nur unmittelbar soll die Anschauung des Schönen versunkener Zeiten auf den Schaffenden wirken, sondern befruchtend zugleich auf die Gesammtheit der Beschauer; der künstlerische Sinn der Genießenden soll geweckt werden, als das Erdreich, in dem die Ansätze und Keime des Genies wurzeln mögen, die sonst vergehen und verwehen vor jedem Winde.

Und wie für die bildende Kunst, so gewinnt für die poetische Production und für das Theater Deutschlands Hauptstadt immer mehr an Bedeutung. Viele unserer ersten Autoren leben in Berlin, viele unter ihnen schildern Berliner Leben. Bedauerlich genug, daß nur „viele", nicht die meisten es sind, daß Gottfried Keller in Zürich, Gustav Freytag in Wiesbaden, Paul Heyse in München sitzen. Auch hier fehlte viel, daß das Prestige Berlins allgemein anerkannt würde, und gewiß ist in manchen Punkten noch unsere Stadt hinter anderen Orten zurück, gewiß müssen z. B. in der Schauspielkunst unsere Darsteller und darum im Theatergeschmack unser Publicum vor Wien die Segel streichen. Das rapide Wachsthum der Stadt, das Zusammenströmen der verschiedensten und nicht immer der besten Elemente, das auch auf anderen Gebieten allerlei ruhmlose Erscheinungen zu Tage fördert, hat bis heute verhindert, daß ein sicherer, ausgeglichener, auch auf die feineren Nuancen geschulter Geschmack zum Gemeingut größerer Kreise würde. Dafür nimmt aber bei uns wirklich Jedermann Theil auch an diesen Dingen, nicht nur bevorzugte Classen der Gesellschaft, wie in Wien, wo schon die theuern Preise der Theater Tausende zurückhalten.

Daß noch immer das Uebergewicht Berlins nichts Bedenkliches hat und daß wir von den französischen Zuständen noch weit entfernt sind, braucht gewiß nicht gesagt zu werden; wir können noch eine gute Weile auf dem Wege der geistigen Centralisirung vorwärts gehen und haben einstweilen nicht nöthig, uns, um in Herrn von Puttkamer's Wendung zu reden, darüber den Kopf künftiger Jahrhunderte zu zerbrechen. Wie weit noch sind wir vom Ziele, wenn unser begabtester Lustspieldichter, Freytag, an einem kleinen Orte sich vergräbt, ohne festes Verhältniß zum Theater, ohne Anregung und ohne Contact mit dem Publicum. Was Wunder, wenn den „Journalisten" — die trotz ihres hohen Werthes keinen großstädtischen Charakter haben und nicht haben konnten, da ihr Autor nie dauernd das Leben der Hauptstadt gelebt hat — was Wunder, wenn ihnen keine zweite Schöpfung gefolgt ist. Wer in Frankreich, und wäre er ein neuer Molière, würde glauben, für das Theater schreiben zu können, außerhalb von Paris? Was wären die Daudet und Zola, wenn sie in ihren kleinen Städten sitzen geblieben wären? Und, wenn wir noch einmal in die Vergangenheit blicken wollen: was wäre Shakespeare geworden ohne London? Ob er aus Stratford gekommen war oder aus einer anderen beliebigen Stadt — kein Zweifel für ihn, kein Schwanken zu irgend einer Zeit, daß London das Ziel sein müsse, wo allein sein Genius sich entfalten könne. Und so, können wir Florenz hinwegdenken aus der Entwickelung von Dante und Lionardo, von Michelangelo und Raphael? Können wir Dürer denken ohne Nürnberg, das „Auge und Ohr Deutschlands", wie Luther es nannte? Nicht ein einzelner ist es, der hier die höchste Blüthe herbeiführt und nicht die Zeit allein, sondern auch der Ort, das Publicum; neben Dürer steht Adam Krafft und Vischer, Hans Sachs und Pirkheimer, neben den großen Florentinern die kleineren alle. Wie wenig wir bisher erreicht haben auf dem Gebiet des Theaters, dessen wollen wir uns wahrlich bewußt bleiben; aber doch dürfen wir sagen, daß ein erster Anfang gemacht sei zur Schilderung unseres modernen Lebens.

Sollen wir schließlich auch noch von der Bedeutung unserer Residenz für die Wissenschaft ein kräftig Wörtlein sagen? Wieder blicken wir auf eine lange Tradition zurück, der wir den Platz von heute verdanken. Anfänge schon unter Kurfürst

Friedrich III. und Sophie Charlotte in der Gründung der Akademie. Es genügt den Namen Leibnitz zu nennen. Hundert Jahre später, in der Zeit der Erniedrigung Preußens, die Gründung der Universität, oft genug gerühmt als ein Zeichen idealen Sinnes und hervorgegangen aus der Erkenntniß, daß nur aus der Pflege des Geistes heraus die Wiedergeburt des Staates erfolgen könne. Namen zu nennen hier ist überflüssig. Sie sind in Jedermanns Bewußtsein. Und so auch was heute die Berliner Hochschulen besitzen an weithin sichtbaren Leuchten der Wissenschaft. Welche Vortheile die Concentrirung aller Hilfsmittel, Bibliotheken, Institute, Seminare ihnen bietet, welche Vortheile für das Verhältniß der Wissenschaft zum Leben der tägliche Contact mit den Bürgern der Residenz. Nicht an eine beliebige große Universität, an die Hochschule der Reichshauptstadt zu gelangen ist der Ehrgeiz heute der deutschen Gelehrten. Um auch hier ein Beispiel aus jüngster Zeit zu nennen: wenn ganz neuerdings der bedeutendste philosophische Systematiker, Lotze, obschon in hohen Jahren stehend und mit allen Lebensgewohnheiten seit lange an einem anderen Orte wurzelnd, dem Rufe nach Berlin gefolgt ist — was anders kann ihn dazu bewogen haben, als das Bewußtsein, in der Hauptstadt des Reiches Zeugniß ablegen zu müssen für seine Wissenschaft?

Doch wozu die Beispiele noch häufen, wozu der Beweisgründe mehr und immer mehr zusammenbringen? Wer durch die vorgetragenen Erwägungen nicht bestimmt wird, den wird auch ein noch gehäufteres Maß von Gründen nicht überzeugen. Nur in's Gedächtniß wollten wir rufen, was alles heute in Berlin vereinigt ist von geistigem Leben und welche Wichtigkeit für die ganze Nation es hat, daß das Begonnene nicht durch zwecklose Experimente und Projecte geschädigt werde. An einen Erfolg der Pläne des Reichskanzlers glaubt ohnedies Niemand.

Aber welch' ein wunderliches, um nicht zu sagen bedenkliches, Vertauschen der Rollen, wenn — um an den Eingang und die Ueberschrift unseres Artikels anzuknüpfen — wenn, sagen wir, der Possendichter diesmal im Ernste, und der ernste Mann der Realität, der eiserne, „der furchtbare Kanzler", wie Carlyle ihn genannt hat, im Scherz gesprochen hätte! Doch es gibt Dinge, die man nicht einmal im Scherze sagen darf; und der Berliner, der doch sonst so manchen guten Witz des Fürsten-Reichskanzlers goutirt hat: diesen lehnt er mit Entschiedenheit ab; oder vielmehr er hat ihm mit einem andern geantwortet, der jedoch verzweifelt traurig klingt und sich in dem Worte „die Decapitirung Berlins" zusammenfaßt. Nein! — so hoch wir die Macht des Fürsten schätzen und so ehrfurchtsvoll wir uns vor ihm beugen: das, was zum Theil seine eigene Schöpfung ist, wird er nicht mehr zerstören, die Degradation der deutschen Capitale wird er nicht mehr durchsetzen können. Zu gut hat er sein Werk der politischen und geistigen Centralisation gethan. Allein es ist nicht rathsam, Gedanken in die Masse zu werfen, Schlagwörter, welche wir für schädlich halten müßten, auch wenn sie keinen anderen Effect hätten, als große und einflußreiche Kreise der Bevölkerung zu verstimmen, und dem gemeinen Feinde deutschen Wesens, dem Particularismus neue Nahrung und neue — Hoffnung zu geben.

Kunst und Kunstgeschichte.

Berichtigung.

Das im vorigen Hefte besprochene französische Werk über Raphael hat nicht Herrn Mantz, sondern Herrn Eugen Müntz, Bibliothekar der École Nationale des Beaux-Arts zu Paris zum Verfasser. Dagegen rührt das in dieser Besprechung erwähnte Leben Holbein's von Mantz her. Das ähnliche Aussehen der Namen hatte beim Abdrucke des Artikels den Irrthum hervorgerufen, als trage auch der Verfasser des Leben Raphael's den Namen Mantz.

Das Porträt des Perugino auf Raphael's Schule von Athen.

Zu den bekanntesten Thatsachen der Kunstgeschichte gehört, daß Raphael bei Pietro Perugino zu Perugia in der Lehre war. Der alte Giovanni Santi brachte, wie Vasari erzählt und Viele ihm nacherzählt haben, sein Söhnchen nach Perugia, erwartete dort den abwesenden Perugino, schloß Freundschaft und malte mit ihm, und hatte erhebende Gespräche mit ihm über Raphael's schönes Talent. Auch beobachten wir selbst den peruginesken Stil der ältesten Arbeiten Raphael's, die man, Vasari zufolge, von denen seines Lehrmeisters nicht unterscheiden könne.

Diesen Unterschied weiß man heute jedoch sehr wohl zu machen. Und ferner weiß man, wie das Todesjahr Giovanni Santi's in's Jahr 1494 fällt. Und daß Santi vor dieser Zeit Raphael als Kind zu Perugino nach Urbino gebracht, wird schon deshalb unglaubhaft, weil Perugino von 1493 bis 1500 seinen Schwerpunkt eher in Florenz als in Urbino suchte. Man ließ Raphael darum erst nach dem Tode des Vaters, um 1495, in Urbino erscheinen, wohin sein Vormund ihn gebracht hätte. Später verließ man aber auch diese Ansicht und vereinigte sich auf 1500 als Jahr des Eintrittes in die Lehre. Und endlich wurden sogar Zweifel laut, ob dieses Lehrverhältniß überhaupt je bestanden habe. Denn, auch wenn Raphael 1500 nach Urbino ging: in dieses Jahr könnte bereits das Crucifix gesetzt werden, welches Raphael's Namen trägt (heute bei Lord Ward), und den Namen setzten weder Lehrlinge noch Gehülfen auf Arbeiten, die im Atelier ihres Meisters entstanden. Wann also hätte Raphael bei Perugino lernen sollen, wenn er 1500 kam und 1500 auch bereits eigene Werke producirte? Und daher Rumohr's Idee nicht so ganz ohne Boden: Raphael habe was er von der Art des Perugino besaß, von Timoteo della Vite, dessen Schüler, angenommen, bei dem er in Urbino gelernt. Und bei Perugino sei er überhaupt nie in der Lehre gewesen.

Indessen solchen Conjecturen stand Etwas entgegen, was nicht fortzuschaffen war: Perugino's Kopf neben dem Raphael's auf dem großen Fresko der Schule von Athen. Lehrer und Schüler, der erstere vornan und von Vasari bezeugt, daß er es sei. Was auch an vielen von Vasari vorgebrachten Thatsachen falsch sein mochte: dieses Porträt

verbreitete eine heilsame Bekräftigung rückwärts über seine Mittheilungen, die dadurch, obgleich widerlegt und beinahe beseitigt, ihre stille Existenz behielten.

Es ist schon öfter davon die Rede gewesen, wie sehr das eigene Porträt Raphael's auf der Schule von Athen als verderbt anzusehen sei. Die öffentliche Meinung hat was diesen Kopf anlangt in auffallender Weise gewechselt. Noch vor 10 Jahren wurde auf das Schärfste widersprochen, wenn er für übermalt und, um das Wort zu brauchen, für überfälscht erklärt wurde. Heute sieht man ein, daß dieser Vorwurf ein gerechter war. Die durch scharfes Seitenlicht auf dem Fresko zum Vorschein gebrachten Umrisse des Kopfes, welche Raphael, ehe er die Farben aufzutragen begann, in den noch weichen Kalkgrund einritzte, zeigen andere Umrisse als die aufgemalten und schließlich von Restauratoren aufgeschmierten Farben. Ganz andere Verhältnisse des Kopfes kommen nun zu Tage. Und zwar diese dem Holzschnitte sowol, welchen Vasari seinem Werke beigab und dessen Aussehen man bis dahin nicht zu deuten vermochte, als besonders dem Schädel Raphael's entsprechend, welcher vor etwa fünfzig Jahren in Raphael's Grabe gefunden worden ist, während bis dahin ein in der Akademie von San Luca aufbewahrter, ganz anders gebildeter Schädel für echt galt.

Und so sei ferner nun ausgesprochen, was bis jetzt noch Niemand behauptet hat: auch der neben dem Kopfe Raphael's auf dem Fresko sichtbare andere Kopf ist verändert worden: seine echten, in den Grund geritzten Umrisse bieten eine andere Ansicht als die heute sichtbare Malerei; und weder die ersten Umrisse, noch die heute sichtbare Malerei können Perugino dargestellt haben. Perugino's Kopf war so durchaus verschieden geartet von dem auf der Schule von Athen neben Raphael sichtbaren männlichen Kopfe, daß unter keinen Umständen von ihm hier die Rede sein darf.

Perugino's Aussehen ist auf das sicherste von seiner eigenen Hand bezeugt. Wie alle Meister der Zeit hat er sein Porträt gern und in sorgfältiger Behandlung seinen Gemälden zugegeben. Man betrachte sein vorzüglich erhaltenes Bildniß auf dem großen Fresko der Schlüsselverleihung, das um 1480 etwa, 30 Jahre vor 1510, dem Entstehungsdatum der Schule von Athen, in der sixtinischen Capelle von ihm selbst gemalt worden und in Braun'schen Kohlendrucken heute Jedermann leicht zugänglich ist. Zuerst fällt uns bei Pietro Perugino das Massige, Schwere um das doppelte Kinn und den kurzen Hals auf, dann die zum Stumpfen neigende Nase, dann der energische Mund, endlich das volle, man möchte sagen leicht aufschäumend nach hinten fliegende Haar: ein männlicher Habitus, an dem die Jahre später wenig zu verändern vermochten. Die Porträts Perugino's in den Uffizien und im Cambio zu Perugia, die gleichfalls von dem Meister selbst herrühren, zeigen ihn etwa wie er 20 Jahre später aussah. 1510 war Perugino ein Mann von 64 Jahren.

Und nun vergleichen wir das Porträt der Schule von Athen. Wie er gemalt dasteht, ließe dieser Kopf, dessen heutiges Aussehen ein sehr bedenkliches ist, auf einen Mann von etwa 40 Jahren schließen, mit frei ausgehöhlter Kehle, mit schlicht herabhängendem Haar, fleischig vorgehender Nase und vollen weichen Lippen. Nicht ein Schein von Aehnlichkeit mit Perugino sichtbar, ja nicht einmal die Möglichkeit einer Kopfform, die der seinigen entspräche. Und nun gar die eingeritzte erste Zeichnung, die erkennen läßt, daß dieser Kopf gleich dem Raphael's seine umgestaltenden Schicksale gehabt hat. Hier sehen wir als vornehmstes Kennzeichen einen schlanken Hals sich ausstrecken, eine zart umrissene Kehle, ein sanftes einfältiges Kinn, ein vorn auf der Stirn sitzendes Barett: den Kopf eines Jünglings. Wen Raphael auf seinem Werke so neben und vor sich gestellt haben könnte, wissen wir nicht. Wie sein eigenes Porträt, fehlt auch dieses auf dem Mailänder Carton, ist im letzten Stadium der Arbeit also erst der Composition noch hinzugefügt worden. Es tritt mit dieser Figur eine neue Gestalt auf, die, so dicht neben Raphael und so absichtlich mit ihm vereinigt, von Wichtigkeit ist. Wir haben erfolglos Alles durchgesehen, was Gemälde und Handzeichnungen Raphael's an vergleichendem Materiale bieten.

Erasmus von Rotterdam's Lobrede auf Dürer.

Auch die früheren Zeiten hatten ihre Reclame. Pirkheimer, der zugleich Staatsmann und Gelehrter war, hat sich seines Freundes Albrecht Dürer in dieser Beziehung angenommen. Wir finden in seiner Correspondenz, wie er Erasmus von Rotterdam, seinerzeit derjenige, von dem die öffentliche Meinung in Europa zum großen Theile dirigirt wurde, angeht, etwas für Dürer zu thun. Kurz vor Dürer's Tode wurde diesem Wunsche Genüge geleistet. Man benutzte damals Vorreden zu beliebigen Büchern, um allerlei Wissenswürdiges in die Welt zu senden. 1528 kam Erasmus' kleines Buch über die richtige Art das Lateinische und Griechische auszusprechen heraus[1]) und in der Vorrede findet sich, lateinisch abgefaßt natürlicherweise, eine Lobrede auf Dürer, die, in ihrer Art ein kleines literarisches Musterstück, weite Verbreitung gefunden hat. Obgleich an vielen Orten zu lesen — in Hegner's Leben Holbein's z. B., in Thausing's Buche über Dürer, und a. a. O. übersetzt — möge sie noch einmal, kurz wie sie ist, hier eine Stelle finden. „Dürer's Namen kenne ich seit langer Zeit. Er nimmt unter den Künstlern den ersten Platz ein. Einige nennen ihn den Apelles unserer Tage: lebte Apelles heute, er würde als ehrlicher Mann Dürer die Palme überlassen haben. Apelles malte, mit wenigen Farben zwar, aber er malte: Dürer jedoch, obgleich auch im Uebrigen zu bewundern: was bringt er mit bloßen Linien, Schwarz auf Weiß, nicht zur Anschauung? Schatten und Licht, Glanz, Hervortreten, Zurückweichen. Dabei die richtigste Perspective und vollkommene Harmonie der einzelnen Theile. Ja, er weiß das gar nicht Darstellbare: Feuer, Strahlen, Gewitter, Blitz, Wetterleuchten und Nebel auf die Wand zu zaubern. Leidenschaften, Charakter, und die Sprache selber beinahe stellt er dar, und dies in seinen Stichen so vollkommen, daß es Ueberfluß und Schade wäre, mit Farben noch darüber zu gehen. Ist es nicht bewunderungswürdig, *ohne* die buhlerischen Reize der Farben zu vermögen, was Apelles *mit* ihnen nicht zu Stande brachte?"

Dürer las das nicht mehr, denn als es ihm hätte zukommen können, war er selbst von rascher Krankheit bereits fortgerafft worden. Erasmus' Lobrede wurde so nun, wie er selbst aussprach, zu einem Epitaphium für Dürer. Sie ist dadurch ihrer Zeit aber besonders bekannt geworden, daß man sie verschiedenen Ausgaben des Dürer'schen Werkes über die Messung vorgedruckt hat. Ihrem Inhalte nach läßt sie erkennen, worin Dürer's Zeitgenossen dessen Stärke sahen: seine Kupferstiche waren das, was ihn berühmt gemacht hatte. Dürer malte wenig und diese Gemälde standen an festen Stellen, wo nur Wenige sie sahen. Die Holzschnitte, Zeichnungen, vor allem aber die Stiche flogen über ganz Europa und verbreiteten Dürer's Ruhm überall hin.

Neuerdings nun aber hat diese Lobrede des Erasmus auf Dürer zu falschen Schlüssen verleitet.

Sie war, wie bemerkt, ihrer Zeit populär geworden, und es kann deshalb nicht als Plagiat bezeichnet werden, wenn ein gewisser Rivius, der 1548 eine Uebersetzung der Vitruv herausgab, sie, ohne weiter die Quelle zu nennen, einfach übersetzt in seine Arbeit hineinwebte. An dieser Stelle nun ist sie von der neueren Kunsthistorie entdeckt und für ein selbständiges Urtheil dieses Rivius genommen worden, in dem man Jemand gefunden zu haben glaubte, der so recht die Kunstanschauung des 16. Jahrhunderts darin zum Ausdruck bringe. So, meinte man, sei im Durchschnitte vom Deutschen Publicum damals nicht über Dürer sowol, als besonders über die Kupferstecherei im Allgemeinen geurtheilt worden. Kupferstecherei und Malerei sei den Leuten damals gleichwerthig erschienen. Daß man Dürer einen Apelles nenne und hinterher nur von seinen Stichen spreche, daran erkenne man Dürer's und aller Kupferstecher Position.

---

[1]) De recte latini graecique sermonis pronuntiatione.

So aber dachte man denn doch nicht damals bei uns. Weder Erasmus und seine Zeitgenossen um 1528, noch Rivius und die Seinigen zwanzig Jahre später stellten Kupferstiche und Gemälde kurzweg auf gleiche Stufe. Das Farbige, Bunte war dem Zeitalter das Natürliche. Die Häuser waren außen und innen mit Malereien und Gemälden geschmückt, die Geräthe bemalt, die Fenster farbig, die Kleidung bunt. Das 19. Jahrhundert würde Einem aus dem 16. und 17., der heute aufwachte, unerträglich trübe, grau und farblos erscheinen. Man ließ sich freilich, wo man eben mußte, auch Stiche, Holzschnitte und Zeichnungen gefallen und bewunderte sie, wie Erasmus' Lob zeigt und wie Dürer's Ruhm als Stecher erkennen läßt; allein daß man in den farblosen Kupferstichen überhaupt den wahren Kern, den eigenthümlichen Ausdruck der Deutschen Phantasie erkannt habe, wie behauptet worden ist, ist eben so irrig, als die Annahme, Rivius habe in dem, was er doch nur von Erasmus abschrieb, die eigene Meinung formulirt. Wie sehr man zu Dürer's Zeiten bei Stichen und Holzschnitten die Farbe entbehrte, zeigen die vielfach vorkommenden colorirten Exemplare. Manche dieser Bemalungen Dürer'scher Stiche liegen so künstlerisch ausgeführt vor, daß an Dürer's eigene Hand oder seine Direction dabei gedacht worden ist. Das Berliner königl. Kupferstichcabinet besitzt einige solcher Blätter. —

Erasmus war bekanntlich sehr darum zu thun, daß Dürer ein Porträt von ihm steche. Pirkheimer's Porträt war die Ursache, daß ihm der Wunsch aufstieg. Erasmus hatte dieses von Dürer selbst geschickt bekommen, es in seiner Studirstube aufgehangen und konnte es nicht ansehen, ohne auch sich selber so dargestellt zu wünschen. Dürer habe ihn einmal in Brüssel mit Kohle zu zeichnen begonnen, daraus werde sich wol etwas machen lassen. Dürer geht denn auch endlich an die Arbeit und es entsteht der bekannte Kupferstich, welchen Erasmus als mißlungen bezeichnet und der, wie der Vergleich mit Holbein's gleichzeitigen Porträts erkennen läßt, wirklich mißlungen war.

Wunderlich ist nun, wie dieser Kupferstich dazu beitragen mußte, Luther in seiner Abneigung gegen Erasmus zu bestärken, den er persönlich nie gesehen. In den Tischgesprächen lesen wir, wie scharf er sich über den Charakter des Erasmus gelegentlich aussprach und sich dabei auf sein Porträt bezog. Mehr als einmal kommt er darauf zurück, indem er Erasmus kalt, seine Worte gemacht aber nicht gewachsen nennt, ihn Lucian vergleicht u. s. w. Doch würde Luther freilich auch ohne das Porträt nicht günstiger geurtheilt haben. B. K. F.

(B. K. F. bedeutet „Berliner Kunst-Freunde" und werden unter dieser Chiffre die Ansichten mehrerer gleichdenkender Mitarbeiter ausgesprochen. Gewählt wurde sie in Erinnerung an das W. K. F., unter dem zu Anfang dieses Jahrhunderts die „Weimaraner Kunst-Freunde" schrieben.)

Literarische Rundschau.

Die Collection Spemann.

Phosphorus Hollunder. Zu Füßen des Monarchen von Louise von François, Verf. von „Die letzte Reckenburgerin". Stuttgart. Verlag von W. Spemann.

Was bei jedem Buche von Louise von François zunächst anzieht, das ist das feine Kunstgefühl; in ihr ist vor Allem die Erkenntniß rege, daß die Poesie, wie die Schwesterkünste mehr oder weniger ebenfalls, in erster Linie nach dem wie, und erst in zweiter nach dem was zu fragen hat. Sie beweist dies durch die Totalität ihrer Leistungen, vorzüglich aber durch ihren Stil. Sie empfindet nicht nur die verborgensten Reize und Eigenheiten der Sprache, sie denkt auch über dieselbe und rechnet mit ihren Schätzen und Vorzügen. Sie lauscht dem Nachhall eines halbverschollenen Wortes, sie geht einem prägnanten alterthümlichen oder seltenen Ausdruck, einer Redensart nach; ein ersichtlich sorgfältig getriebenes Studium guter Muster alter und neuer Zeit läßt sie auf jedes Hilfsmittel achten, das der Diction Farbe und greifbare Besonderheit zu ertheilen vermag. Und da sich mit diesem Wissen und Erkennen eine sprachschöpferische Gabe verschwistert, geoffenbart in der Wahl wirkungsvoller Epitheta, in der Neuschöpfung bezeichnender Adjectiva, in der Gestaltung eines Gleichnisses, einer Metapher, und da ihr diese Sprachkünste als etwas Ureigenes und von Hause aus Mitgebrachtes auf Schritt und Tritt Stich halten, so verfügt Louise von François über einen bis in die kleinste Verästelung und Ausladung so vollendeten und individuellen Stil, wie er nur zweien unter den lebenden Dichtern deutscher Zunge zu Gebote steht.

Dazu kommt Originalität, der Zauber der reinen Menschlichkeit, der schlichten Natürlichkeit ihrer Figuren. Der Held ihrer Novelle „Phosphorus Hollunder", der halbgebildete dilettirende Schöngeist einer kleinen Stadt, ist unübertrefflich wahr gezeichnet, eine fast lächerliche Person, die uns ihrer Güte wegen doch tief an's Herz greift: denn die Verfasserin weiß Licht und Schatten klug zu vertheilen. Die zwischen dem Helden und seiner Geliebten, einem adeligen Fräulein, gähnende Kluft in der Bildung deckt sie mit einer Kleinigkeit auf's Wirkungsvollste auf: er läßt die Verlobungskarten seinem Geschmacke gemäß herstellen; bei dem Anblick derselben erwacht der Widerwille gegen den Apotheker und Logenredner in der Seele des feinfühligen und den äußeren Formen zugewendeten Mädchens mit aller Macht, und dieser Moment dient in bedeutsamer Weise dazu, die Katastrophe herbeizuführen. Von diesen Karten heißt es: „... correct der Ueblichkeit gemäß. Ungemäß war nur die Zuthat einer Randzeichnung in Golddruck, von dem kunstsinnigen Bräutigam entworfen. Als Mittel- und Eckstücke prangten größere Embleme: eine aufgehende Sonne, ein Altar mit lodernder Opferflamme, eine Ritterburg von einem Hollunderbaum beschattet, die verschlungenen Wappen der Horneck und Schweinchen mit ihren Geweih und Borsten tragenden Schildhaltern; zwischen ihnen hindurch aber wand sich eine Arabeske,

in welcher die herkömmlichsten Sinnbilder zärtlichsten Glückes, als da sind Rosen und Vergißmeinnicht, Füllhörner, Herzen und verschränkte Hände, geflügelte Amoretten und sich schnäbelnde Täubchen durch blühende Hollunderranken verbunden waren." Solche charakteristische Züge und Aeußerungen des inneren Menschen verbindet die Verfasserin allerorten mit einer Menge seiner Beobachtungen des Aeußern, sie versteht es meisterhaft die Umgebungsverhältnisse und Bedingungen eines Menschen und seiner Existenz so zu zeichnen, daß man spürt, er habe nur auf diesem Boden wachsen können, auf diesem wachsen müssen. Alle die einzelnen Züge sind mit sorgfältiger Kunst aneinander gereiht und verbunden, jede Scene ist sauber und stimmungsvoll ausgearbeitet. Ueber allem Individuellen aber leuchtet das rein Menschliche unverhüllt und erquickend hervor, aus diesen Blättern spricht eine so milde und geklärte Weltanschauung, es lacht uns ein so gesunder und warmer Humor an, daß uns die Dichterin als eine geschlossene Persönlichkeit entgegen tritt, die aus dem Eigenen schöpfend nach angeborner Art und Weise schafft und nicht nur irgend eine Moderichtung weiter spinnt. Niemals ist unsers Wissens die dämonische Macht der Alpenwelt über ihren unverdorbenen Bewohner mit so ergreifender Wahrheit und Schönheit geschildert worden, wie in der Erzählung „Zu Füßen des Monarchen". Diese Schöpfung und „Phosphorus Hollunder" sind wahre Meisterwerke der Erzählungskunst, mögen sie auch ihrem Inhalte nach nicht epochemachend sein. Louise von François leuchtet, wenn wol nicht als ein großer, so doch als ein schöner Stern von reinem, unverfälschtem Glanze; ihr Platz an unserm Literaturhimmel ist neben der unsterblichen Droste-Hülshoff.

Die beiden Novellen bilden in bedeutsamer Weise die Herolde und den Vortrab einer guten Sippschaft: der rühmlichst bekannte Verlag von W. Spemann in Stuttgart eröffnet mit diesem Bändchen eine „Hand- und Hausbibliothek". Aus der eigenen und ausländischen Literatur ist eine reiche Wahl getroffen, um einen rechten Hausschatz zu bieten von guten Novellen und Dramen, von Reisebeschreibungen, Memoiren, Geschichtswerken u. s. w. Nicht nur wird jeder Band durch kritisch-biographische Einleitungen dem Leser nahe gerückt, es ist durch geschmackvollen Einband, der sich gleichmäßig auf die ganze Sammlung erstrecken soll, durch klaren, großen Druck und schönes Papier Alles gethan, um diese Bibliothek in der allerbesten Ausstattung erscheinen zu lassen, und zwar zu dem bewunderungswürdig niedrigen Preise von 1 Mark per Band. Wir wünschen dem Unternehmen aufrichtig gutes Glück. Nur sollte die Liste der zur Aufnahme bestimmten Werke nochmals durchgangen werden; denn bis jetzt ist manches gar Minderwerthige in's Auge gefaßt worden. Man kann natürlich nicht verlangen, in jedem Band eine François zu erhalten; doch das offenbar Mittelmäßige sähen wir gern von einer Sammlung ausgeschlossen, welche, nach den Worten ihres Programms, „den guten, alten Brauch einer eigenen Hand- und Hausbibliothek wieder zu Ehren bringen" will, und daher wirksam dazu beitragen kann, das Niveau unserer wohlfeilen und populären Literatur zu heben.

Adolf Frey.

Die Wittelsbacher.

Die Wittelsbacher. Festschrift zur Feier des siebenhundertjährigen Regierungs-Jubiläums des Hauses Wittelsbach, von Karl Theodor Heigel. München, 1880. Verl. der M. Rieger'schen Univ.-Buchhandl.

Wol sind bereits Monate dahingegangen, seit es König Ludwig II. vergönnt war das in seiner Art einzige Fest des siebenhundertjährigen Regierungs-Jubiläums seines Hauses zu begehen, andere rauschendere Festlichkeiten, andere düstere Ereignisse haben

das Interesse unserer im Fluge lebenden Zeit in Anspruch genommen; allein die sympathische Theilnahme, welche jene Tage weit über die Grenzen der baierischen Lande hinaus wenigstens innerhalb der gebildeten Kreise der deutschen Nation erregten, das in der Gegenwart eigenthümliche Bestreben der deutschen Stämme, sich gegenseitig immer mehr und mehr in ihrer Eigenart kennen und verstehen zu lernen, die liebevolle und freudige Beschäftigung mit den Denkmälern deutscher Vergangenheit und Größe auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens mögen den Versuch rechtfertigen, in diesen Zeilen die Aufmerksamkeit eines größeren Publicums auf die oben genannte Schrift hinzulenken.

Ein kernig kraftvoller deutscher Volksstamm, diese Altbaiern, dessen Geschichte in großen Zügen der Verfasser uns vorführt, sich seiner Eigenart sowie des eigenthümlichen und für die Geschicke Gesammtdeutschlands hochbedeutsamen Verhältnisses, das er zum Ganzen der Nation einnahm, so lange es eine deutsche Geschichte gibt, voll bewußt, mit unerschütterlicher Treue in guten wie in bösen Tagen festhaltend an seiner uralten landeseingeborenen Dynastie. Mit Recht bemerkt der Verfasser, daß dieser altbaierische Kern gesund und kräftig sein mußte, damit sich bei der Auflösung des alten Reichsverbandes die schwäbischen und fränkischen Gebietstheile an ihn angliedern konnten zu einem wohl abgerundeten auch unter den veränderten politischen Verhältnissen Deutschlands lebensfähigen Staatswesen. Liegt es daher auch in der Natur der Sache, daß die Erzählung erst mit dem Beginn dieses Jahrhunderts und der Erhebung Baierns zum Königreich ausführlicher wird, so gibt doch auch vorher Heigel keineswegs eine trockene chronologische Aufzählung der einzelnen Regierungen, versteht es vielmehr gelegentlich uns Seitenblicke in's Gebiet des Culturgeschichtlichen zu eröffnen und, indem er hier und da die Quellen selbst reden läßt, in den Ton der Darstellung Abwechslung zu bringen.

Um auf das Sachliche einzugehen, so ist es in hohem Grade wahrscheinlich, daß wir in dem Hause der Grafen von Scheyren-Wittelsbach die Nachkommen jenes Markgrafen Luitpold, des ruhmvollen Bekämpfers der Ungarn, und seines Sohnes Herzog Arnulphs, des bekannten Rivalen König Heinrich's I., zu erblicken haben, daß also schon damals noch in der karolingischen Periode die Stammesgewalt im Lande sich in den Händen dieses Hauses befand. Auf eine tausendjährige Vergangenheit seines Geschlechts darf demnach der heutige Träger der baierischen Krone zurückblicken und, insofern es sich seit sieben Jahrhunderten im ununterbrochenen Besitz zugleich des Familiengutes und eines der alten großen Stammesherzogthümer befunden hat, sein Haus den Anspruch erheben, die älteste Dynastie Deutschlands überhaupt zu sein. An der Spitze der langen Reihe von Herzogen, Kurfürsten und Königen, die der Verfasser an unserem geistigen Auge vorüberziehen läßt, steht als erster Herzog aus wittelsbachischem Geschlechte der ritterliche Vorkämpfer des deutschen Reichsheeres an der Veroneser Klause Otto I., derselbe, den nebenbei bemerkt, Felix Dahn in seiner aus Anlaß des Festes gedichteten lateinischen Ode an König Ludwig als „signifer imperii“ jüngst gepriesen hat. Gegen die Auffassung der Reichspolitik seines Nachfolgers Ludwig I. ließen sich allerdings, zumal wenn man den 2. Band von S. Riezler's Geschichte Baierns, der den Zeitraum von 1180 bis zum Tode Kaiser Ludwig des Baiern umfassend, ebenfalls als Festgabe zum Jubiläum im vorigen Jahre erschienen ist, zur Vergleichung heranzieht, begründete Einwendungen erheben, doch darf die Schwierigkeit nicht übersehen werden, in so gedrängter Kürze einem größeren Publicum eine genaue Uebersicht über derartige verwickelte Verhältnisse zu geben. Im Laufe dieser Regierung erlangt das Haus den Besitz der Rheinpfalz, wir verfolgen sein weiteres Emporkommen, nach dem tragischen Ausgang der Hohenstaufen fällt ein großer Theil der staufischen Familiengüter dem treuen Anhänger des Kaiserhauses, Herzog Ludwig II. zu, sodaß dieser als einer der mächtigsten Fürsten des Reiches sich Aussicht machen kann, die Reichskrone selbst zu erwerben, allein er trägt selbst wesentlich dazu bei, die Wahl auf den Habsburger Rudolf zu lenken, dessen festeste Stütze in Süddeutschland er wird. Schon um die Mitte dieses, des 13. Jahr-

hunderts, aber beginnen die später so verhängnißvollen Landestheilungen, welche Anlaß zu Familienzwist gebend, und die Macht des Hauses schwächend, zweck- und ziellose Fehden in ihrem Gefolge hatten. Eine großartige Zukunft, die Hoffnung, für die Dauer die erste Stellung in Deutschland zu behaupten, eröffnet sich, als es Kaiser Ludwig gelingt, außer der Kaiserkrone auch einerseits Tyrol, andererseits Brandenburg und die holländischen Grafschaften für sein Geschlecht zu erwerben. Doch die Eifersucht der Rivalen, welche das Erblichwerden der Krone fürchten, sowie der Mangel an festem Zusammenhalten bei seinen Nachfolgern verhindern dies, während das Haus Habsburg, indem es sich die Verbindung mit Italien sichert, einen wichtigen Schritt zur Großmachtstellung thut. Das Kaiserthum verliert immer mehr an nationaler Bedeutung, die Kraft der Nation ruht in den Territorialstaaten, so gelingt es denn auch Ruprecht von der Pfalz nicht, trotz der Verdienste um sein Heimathsland und trotz redlichen Bemühens, sich im Reich oder in Italien Anerkennung zu verschaffen. Als ob es das tragische Geschick des Geschlechtes wäre, die unselige Zersplitterung der ganzen Nation im Einzelnen zu wiederholen, stehen sich nur zu oft Wittelsbacher gegen Wittelsbacher in feindlichen Lagern gegenüber. Doch auch so noch gelingt es hervorragenden Gliedern des Hauses, maßgebenden Einfluß auf die deutschen Verhältnisse auszuüben: Friedrich der Siegreiche von der Pfalz, Herzog Ludwig der Reiche von Baiern-Landshut, der Stifter der Universität Ingolstadt, gehören zu den bedeutendsten fürstlichen Persönlichkeiten ihrer Zeit, der Hof zu Landshut ist einer der glänzendsten nicht nur in Deutschland, sondern in Europa. Früh erwacht auch die Liebe zu den Künsten und Wissenschaften: es genügt, daran zu erinnern, daß die Universität Heidelberg die älteste innerhalb der Grenzen des heutigen Deutschen Reiches ist, an das Kleinod der deutschen Renaissance, das Heidelberger Schloß, an die Pflege der dramatischen Kunst in Mannheim, Herzog Albrecht V. legt den Keim zu den berühmten Sammlungen Münchens. Fast möchte man hier etwas mehr Ausführlichkeit wünschen, zumal da das Gros der die baierische Hauptstadt besuchenden Touristen die künstlerischen Bestrebungen daselbst in der Regel erst seit der Aera des ersten Ludwig zu datiren pflegt: wissen wir doch jetzt, daß damals in München von deutschen Meistern die Originalentwürfe zu den Prachtrüstungen der französischen Könige entstanden sind. Freilich macht sich daneben in Baiern seit der Mitte des 16. Jahrhunderts, nachdem sich die Jesuiten immer mehr in Ingolstadt und München eingebürgert haben, unverkennbar ein fortschreitender Niedergang des geistigen Lebens geltend, ein Zurückbleiben hinter anderen deutschen Stämmen, ein Zustand, den meines Erachtens der Verfasser nicht nach Gebühr betont hat, zumal da derselbe, wenn auch durch die eifrigen Reformbestrebungen Maximilian Joseph's III. gebessert, im Wesentlichen bis zum Ausgang des vorigen Jahrhunderts gedauert hat. Als die großen religiös-politischen Gegensätze, wie sie seit der Reformation in Deutschland bestanden, endlich zu einer Entscheidung durch die Waffen hindrängten, stehen Wittelsbacher an der Spitze der beiden großen feindlichen Parteien: Herzog Maximilian, der thätige umsichtige Verwalter, der hochbegabte, kühl rechnende Politiker, bei aller Ergebenheit für die alte Kirche doch frei von dem Fanatismus seines kaiserlichen Vetters in der Wiener Hofburg, als Haupt der katholischen Liga, Friedrich V. von der Pfalz an der Spitze der protestantischen Union. Am weißen Berge schlägt Tilly mit dem baierisch-ligistischen Heer den „Winterkönig" auf's Haupt, als Preis gewinnt Maximilian die Kurwürde und die Oberpfalz, er wird der Haupthebel erst zur Entlassung, wie schließlich zur Katastrophe Wallenstein's, er ist es auch, der zuerst jene Annäherung an Frankreich anbahnt, die später seinen Nachfolgern soviel Unglück und Enttäuschung bringen sollte. Kann man es nur billigen, daß sich der Verfasser nicht auf die Wittelsbacher in Deutschland beschränkt, sondern auch auf das glänzende Dreigestirn auf dem Throne Schwedens Karl X., Karl XI. und Karl XII. einen kurzen Seitenblick fallen läßt, ebenso wie in unserem Jahrhundert auf Otto von Griechenland, so hätte wol auch jener Prinz Ruprecht von der Pfalz, ein Sohn des unglücklichen Böhmenkönigs, eine Erwähnung verdient, da er abgesehen von seiner politischen Rolle, die er als Verfechter der Sache

der Stuarts in England spielte, auch für die Culturgeschichte seiner Zeit, wegen seiner Kenntnisse auf dem Gebiet der Naturwissenschaften, sowie seiner technischen Leistungen von Bedeutung ist. Der Versuch, welchen Karl VII., das letzte Mitglied des Hauses, welches die Krone des heiligen römischen Reiches Deutscher Nation getragen hat, machte, auf Frankreich gestützt, eine dritte deutsche Großmacht neben Oesterreich und Preußen zu begründen, scheiterte, weil er über die Kräfte seines Landes ging, welches, wie man sich vergegenwärtigen muß, damals noch nicht die Hälfte seiner heutigen Ausdehnung besaß: der in Frankfurt prunkvoll gekrönte Kaiser kam im Grunde nicht über die Rolle eines Gegenkönigs hinaus. Ging damals, wie früher in den Tagen Maximilian Emanuel's, der Anschluß an Frankreich aus einem übel berathenen politischen Ehrgeiz hervor, den Fürst und Volk schwer gebüßt, so war er dagegen Napoleon I. gegenüber am Anfang unseres Jahrhunderts eine Sache der Noth und der Selbsterhaltung. Der Auffassung der damaligen Lage der Dinge Seitens des Verfassers kann Referent nur sich anschließen: derselbe beschönigt und bemäntelt Nichts, er nennt die Dinge beim rechten Namen, er sagt es frei heraus, daß die Rheinbundsfürsten zwar dem Namen nach souverän, factisch aber die Vasallen Frankreichs waren, er betrachtet die Verhältnisse nicht mit zwar patriotischer, aber nur zu leicht irreführender Entrüstung, sondern sucht sie zu verstehen und bleibt dadurch von der Einseitigkeit einer gewissen Geschichtsanschauung frei, die den Fehler begeht, diesen oder jenen einzelnen Persönlichkeiten, einzelnen Staatsmännern, einzelnen Dynastien zur Last zu legen, was doch die Schuld der ganzen Nation war, die Schuld einer verhängnißvollen Entwickelung der deutschen Geschicke seit Jahrhunderten, schließlich und nicht am wenigsten des selbst dem gemeinsamen Feinde gegenüber unversöhnlichen Gegensatzes, des stetigen Mißtrauens zwischen den beiden deutschen Vormächten Oesterreich und Preußen. Wenn auch die Montgelas und Wrede nicht von national deutschen Gefühlen erfüllt waren, sondern lediglich exclusiv baierische Interessen verfolgten, so ist doch damit nicht bewiesen, daß damals in Baiern überhaupt das nationale Bewußtsein erloschen gewesen sei, der Vertreter dieses Bewußtseins aber war vor Allem Kronprinz Ludwig, der seinem Widerwillen gegen das „französische System" zu einer Zeit unverhohlen Ausdruck gab, als die Ruhmessonne Napoleon's im Zenith stand.

Soll ich noch ein Wort über den politischen Standpunkt des Verfassers sagen, so möchte ich denselben dahin präcisiren: er will zugleich ein guter Baier und ein guter Deutscher sein, und damit kommen wir zu der Frage nach der Bedeutung des Particularismus überhaupt für die Entwickelung der deutschen Nation. Ich kann in dieser Beziehung nicht unterlassen, auf eine Aeußerung des Herrn von Bennigsen hinzuweisen in seiner großen Rede im Deutschen Reichstag am 8. März d. J. über die Einführung der zweijährigen Budgetperiode, sie lautet: „Das (Widerstreben gegen eine Centralisation) liegt tiefer als bloß in den Rechten und Interessen der einzelnen Regierungen und ihrer Anhänger, nein, das ist tief begründet in der Empfindung, in der ganzen Denkungsweise der deutschen Nation." In der That ist es meine Ansicht, daß den Particularismus an und für sich, den Particularismus als solchen (im Unterschiede von seiner Ueberspannung, seinen Ausartungen, die dann, wie bekannt, von den gefährlichsten Folgen für die Macht, ja selbst für die Freiheit der ganzen Nation waren) ausrotten wollen heißen würde, das ureigenste Wesen der Deutschen ändern wollen. Von wirklicher Bedeutung und Berechtigung aber ist, wie ich meine, der Particularismus eben nur da, wo auch ein ausgesprochener Stammesunterschied, ein wirkliches Stammesgefühl vorhanden ist, welches dann eine lange eigenartige historische Sonderentwickelung zur Folge gehabt hat, ebenso wie es seinerseits durch dieselbe noch mehr gekräftigt und befestigt worden ist. Ein gewisser äußerer territorialer Umfang und eine entsprechende Bevölkerungsziffer werden allerdings in den meisten Fällen noch hinzukommen müssen, wenn anders der Particularstaat alle die complicirten Aufgaben eines modernen Staatswesens soll erfüllen können, statt daß er zu einer Carricatur eines solchen wird. Doch möchte ich diesen Punkt nicht als wesentlich betrachtet wissen, weil es schwer fallen dürfte, hier eine Minimalgrenze

aufzustellen; denn daß auch ihrer territorialen Ausdehnung nach ganz kleine Gebiete unter Umständen eine selbständige und sogar für das Ganze der Nation hochbedeutsame Existenz zu führen im Stande sind, zeigt ja das Beispiel der Hansestädte zur Genüge. Fehlen dagegen jene Bedingungen, ist der Ursprung eines Particularstaates auf mehr oder weniger zufällige Ursachen zurückzuführen, und wurzelt der Particularismus daher hauptsächlich nur in der Dynastie, da steht und fällt er auch mit derselben: wie sang- und klanglos sind die Dynastien in Kurhessen und Nassau von der Bühne abgetreten!

Riehl, bekanntlich selbst ein Genosse der gelehrt-poetischen Tafelrunde weiland König Maximilian's II. von Baiern, hat in einer geistvollen Charakteristik desselben (historisches Taschenbuch 1872) neben dem von ihm unterschiedenen Particularismus der Dynastien und der Stämme auch einen Particularismus des Geistes und der Bildung namhaft gemacht. Ein solcher bestand und zwar aus dem oben von mir angedeuteten Grunde lange genug innerhalb der blau-weißen Grenzpfähle. Wenn er heute gründlich ausgerottet ist, wenn heute Baiern in Bezug auf materielle wie geistige Cultur allen übrigen deutschen Stämmen als ebenbürtig sich an die Seite stellen darf, so ist dies das in weiteren Kreisen noch nicht genug gewürdigte Verdienst der Königsreihe, die von der Grenzscheide des vorigen und unseres Jahrhunderts an bis zur Gegenwart in Vater, Sohn, Enkel und Urenkel an dieser großen Culturaufgabe zwar mit verschiedenen Kräften und in verschiedener Richtung, aber unablässig gearbeitet hat.

Unter den beigegebenen Abbildungen sind besonders hervorzuheben die Porträts der Kurfürsten Maximilian I. und des Erstürmers von Belgrad, Maximilian Emanuel's; geradezu zum ersten Male hat aber Referent hier ein authentisches Bildniß der Herzogin Maria Anna zu Gesicht bekommen in einer Reproduction nach einem Gemälde der gräfl. Graimberg'schen Sammlung in Heidelberg: die geistvoll energischen Züge sprechen dafür, daß diese Frau mit Entschlossenheit in schwieriger Lage für die durch die Tauschprojecte des gesinnungslosen Carl Theodor mit dem Wiener Hof bedrohte Integrität des baierischen Landes einzutreten wußte. Dankenswerth ist auch die Wiedergabe der ältesten Ansicht von München aus Hartmann Schedel's Weltchronik 1493: wir sehen ein Totalbild der Stadt etwa von der Gegend aus, wo heutigen Tages das Maximilianeum steht; schon ragen damals über alle die andern Baulichkeiten der Stadt hervor die Doppelthürme der Frauenkirche, wie sie heute für den Fremden ein Wahrzeichen München's bilden. Tout comme chez nous! denkt man unwillkürlich beim Anblick des Bildes, welches einen Hofball in der „Neuen Veste" zu München darstellt nach einem Kupferstich von 1500; denn auch dem im ersten Augenblick auffälligen Umstand gegenüber, daß Hunde im „Ballsaal" anwesend sind, wird man wol, seitdem der Reichshund salonfähig geworden, sich toleranter erweisen müssen. Ungern vermissen wir nur das Bildniß des Schöpfers des modernen München, Ludwig's I.; bei dem Porträt des regierenden Königs würde sich, um irrige Vorstellungen bei nichtbaierischen Lesern zu verhüten, empfohlen haben, eine Zeitangabe hinzuzufügen, denn offenbar stammt dasselbe etwa aus dem Jahr der Thronbesteigung (1864).

Nicht am wenigsten sei das Büchlein all den Tausenden an's Herz gelegt, die allsommerlich aus den verschiedensten deutschen Gauen zu körperlicher wie geistiger Erfrischung in die grünen Alpenthäler oder an die Ufer der herrlichen Seen des Baierlandes eilen, falls sie den Wunsch empfinden, von seiner Vergangenheit mehr zu hören, als die üblichen Reisehandbücher bieten können.

Wer im Drange der Geschäfte nicht früher zur Lectüre Zeit findet, verspare sich dieselbe für den ersten Regentag im Gebirge, er wird ihn kaum besser anwenden können.

Dr. E. Lausch.

Social-politische Literatur.

αλ. Ueber Gründung deutscher Colonien. Von Dr. Hermann Wagner, Professor in Göttingen. Heidelberg, Karl Winter's Universitäts-Buchhandlung. 1881.

Deutsche Colonisation, eine Replik auf das Referat des Herrn Dr. Friedrich Kapp über Colonisation und Auswanderung, von Hübbe-Schleiden D. I. U. Hamburg, L. Friederichsen u. Co. 1881.

Diese beiden Schriften, in derselben Richtung laufend, sind unter sich doch sehr verschieden. Die erstere gibt größtentheils sehr verständige und brauchbare Auseinandersetzungen, um auf einen unausführbaren praktischen Vorschlag hinauszukommen; von der letzteren hat nur der kurze Schluß einigen realpolitischen Werth, neun Zehntel ihres Umfanges sind mit wenig ersprießlicher Polemik angefüllt.

Herr Dr. Hübbe-Schleiden (den seine Anglophobie eigentlich abhalten sollte englisch zu firmiren, mit drei der Laienwelt räthselhaften lateinischen Anfangsbuchstaben hinter dem Namen) scheint das Bedürfniß empfunden zu haben, das Manifest einer jüngeren, frischeren und thatkräftigeren Generation in Colonial-Angelegenheiten gegen Dr. Friedrich Kapp als den hervorragendsten Vertreter der alten Schule in dieser Beziehung zu schleudern. Das Referat, welchem er seine Replik entgegensetzt, war auf dem Berliner Volkswirthschaftlichen Congreß im Herbst 1880 erstattet worden, und hatte im Grunde schon jede wünschenswerthe Entgegnung positiverer oder sanguinischerer Geister auf dem gleich nachfolgenden Handelsgeographischen Congreß erhalten. Aber vermuthlich ist der Missions-Inspector Fabri aus Barmen, dem auf dem jüngeren Congreß dieses Geschäft anheimfiel, dem jungen Hamburger Juristen und Afrika-Kaufmann zu zahm aufgetreten. So sprudelt er denn nun in der heute durch ein nur zu verführerisches Vorbild gelehrten Weise auf hundert Seiten wirr und wüst Alles heraus, was ihm gegen die alte volkswirthschaftlich-staatsmännische Auffassung der Dinge in Preußen und Deutschland eben auf dem Herzen liegt oder durch den Kopf fährt. Das muß als Einleitung dienen für den ebenso bescheidenen als nüchternen Antrag: in Erwägung zu ziehen, ob Preußen, Baden, Würtemberg nicht füglich aufhören möchten die Auswanderer-Beförderung nach Brasilien niederzuhalten, und ob das Deutsche Reich im Interesse der deutschen Colonien in Süd-Brasilien nicht gut thäte, einen umfassenden Vertrag mit dem amerikanischen Kaiserreich abzuschließen und dadurch, sowie sonst, die Auswanderung dorthin ausdrücklich zu begünstigen. Ein Champagnerrausch also, um sich Muth zu trinken für das einfachste, hausbackenste Geschäft von der Welt! Die Freihändler werden wenig gegen den praktischen Wunsch ihres jungen Gegners einzuwenden haben. Ob er dagegen bei Denen, die thatsächlich alle Auswanderung perhorresciren, Anklang und Entgegenkommen finden wird, erscheint zweifelhafter.

Prof. Hermann Wagner, ein gewiegter Statistiker und Geograph, setzt zunächst einen Dämpfer auf jene überschäumende Schwärmerei für Colonialabenteuer, welche den tiefen Unterschied zwischen Englands ganz oceanischer und Deutschlands wesentlich continentaler Lage übersieht; und da er selbst doch etwas von unserem nationalen Beruf zur Colonisation, nicht blos zur Auswanderung hält, wird man ihm ja vielleicht im Lager der Schwärmer eher glauben, als dem Skeptiker Kapp. Er weist dann zwar wie Hübbe-Schleiden auf Afrika hin, aber mit derselben Unbestimmtheit wie dieser. Weiter erwartet er, daß auf dem politisch so morschen Boden der romanisch cultivirten Staaten Südamerika's dereinst noch deutsche Tochterstaaten erwachsen werden. Nicht durch Eroberung; davor warnt uns das Schicksal Frankreichs in Mexico, es paßt auch nicht für ein aus allgemeiner Wehrpflicht hervorgegangenes Heer. Nein, durch freie friedliche Ansiedelung, ähnlich wie sie im subtropischen südlichen Brasilien schon so gesund und hoffnungsvoll begonnen hat. Bis hierher kann der Leser seinem kundigen Führer ohne Anstoß folgen. Nun aber geräth

er auf das ihm fremdere Gebiet der Politik, und da ist denn freilich auch gleich der erste Schritt ein Fehltritt. Prof. H. Wagner stellt sich vor, die südamerikanischen Regierungen würden nichts dawider haben, wenn wir aus unsern dortigen Consulaten ebenso viele Colonialämter machten, welche den Auftrag hätten Land ausfindig zu machen, das sich für deutsche Ansiedler eignete, und bei dem Kaufe desselben die Vermittelung zu übernehmen, sammt allen anderweit dazu gehörigen Geschäften. In dieser Weise für glücklichere Nachfolger zu sorgen liegt gewöhnlich nicht im Geschmack, kaum im Beruf der Regierungen. Sie lassen bei hinreichender Schwäche zu, was sie schlechterdings nicht wehren können; aber eine derartige Wirksamkeit von Consuln, die doch des Exequatur bedürfen, ist bis jetzt noch nicht einmal in dem zerfallenden Zustande der Türkei, unter der Indolenz und dem Fatalismus der Sultans-Herrschaft erhört worden. Ueberhaupt: wenn die neue Macht Deutschlands mitwirken soll zur Potenzirung des Auswanderns in Colonisation, wird dann nicht schon zuviel davon geschrieben und geredet? — müssen so die bedrohten überseeischen Gewalthaber nicht vor der Zeit und ohne Noth in Aufregung gerathen? Nur wer die Eroberung in jeder Form, die Eroberung auf Kosten halbwegs civilisirter Regierungen wenigstens für veraltet hält und verschmäht, kann es ruhig mit ansehen, wie heute der Globus von theoretischen Colonisatoren, die sich zum Theil aber für wahre Kraftgenies zu halten scheinen, mit deutschen Pflanzstaaten bedeckt wird.

ρ. **Ferdinand Freiligrath.** Ein Dichterleben in Briefen. Von Wilhelm Buchner. Lahr, Moritz Schauenburg. 1881.

Von diesem auf 12 Lieferungen berechneten Werke liegt uns bis jetzt die erste vor, welche wir mit dem tiefsten Interesse gelesen haben. Wenn das Ganze hält, was der Anfang verspricht, so wird unsere biographische Literatur um ein schönes Buch reicher sein; um eines, das gewissenhaft vorbereitet, gut geschrieben und aus authentischen Nachrichten, seinem Hauptbestandtheil nach aus den eigenen Briefen des Dichters hervorgegangen ist. Denn mit Recht bemerkt der Verfasser, daß der edle Gemüthsmensch, der in Freiligrath's Poesie nicht selten hinter dem phantasievollen Dichter zurücktritt, sich nirgends schöner entfaltet, als in seinen Briefen; ihm war der Brief nicht eine Pflicht, die abgethan sein muß, sondern eine Sache des Herzens. Er war eine Natur, welche den ganzen Reichthum ihres Innern nur der Familie, den Freunden aufgeschlossen hat, an jener mit einer Liebesfülle, an diesen mit einer Treue festhielt, welche den Menschen nicht weniger hochstellen, als den Dichter. In ernster Arbeit und in nicht selten allzu großer Strenge gegen sich selbst hat Freiligrath die Höhe seines Ruhmes erreicht; in seiner Häuslichkeit und im persönlichen Umgang war er hingebend, gütig, theilnehmend, anspruchslos, aufgelegt zu munterm Scherz und von jenem Frohsinn, der nur mit dem Adel der Gesinnung und der vollkommnen Reinheit der Seele verbunden ist. Als ein Solcher erscheint er in seinen Briefen; und so, als den großen Dichter und den trefflichen, im Fühlen weichen, im Handeln starken, charakterfesten Mann hoffen wir ihn in dem Werk wiederzusehen, dessen erste Lieferung, wie gesagt, die günstigsten Erwartungen weckt. Herr Buchner, Sohn eines der Familie Freiligrath nahe befreundeten Hauses, hat die Correspondenz des Dichters, welche das ganze Leben desselben als bester Commentar begleitet, seiner Biographie zu Grunde gelegt; aber er beschränkt sich nicht darauf, sondern hat nach allen Seiten hin mit der größten Sorgfalt der Entwickelung des Dichters nachgeforscht und aus gedruckten sowol als ungedruckten Quellen ein Material zusammengebracht, welches namentlich für die Anfänge von Freiligrath's Laufbahn von der höchsten Wichtigkeit ist. In den wahrhaft rührenden drei Briefen an die Großmutter vernehmen wir gleichsam das Stammeln des Kindes, wie wir in den unvergessenen Gedichten des „Soester Wochenblattes" und des „Mindener Sonntagsblattes" die vielversprechenden Erstlinge seiner Muse empfangen: Einiges darunter von frappanter Großartigkeit, wie z. B. „Tiger und Wärter", wol werth, in eine künftige Auflage der gesammelten Dichtungen aufgenommen zu werden, trotzdem es wegen seiner „Blutmalerei" von Chamisso getadelt und zurückgewiesen ward. Was überhaupt auffällt, ist die frühe Reife von Freiligrath's Genius: das Gedicht, mit welchem seine erste Sammlung beginnt, „Moos-Thee" hat er als Sechszehnjähriger verfaßt; einige seiner populärsten Gedichte, „Der Blumen Rache", „Die Schreinergesellen", „Die Bilderbibel", „Wetterleuchten in der Pfingstnacht" und „Die Auswanderer" stammen aus seinem einundzwanzigsten bis dreiundzwanzigsten Jahre. Das vorliegende Heft umfaßt die Kindheit und Jugend Freiligrath's, die Detmolder und Soester Zeit, von welcher Buchner ein höchst anziehendes und anschauliches Bild entwirft. Mit Dankbarkeit und einer Art von wehmüthiger Freude werden Diejenigen, welche Freiligrath im Leben näher gestanden, diese Blätter lesen, die so viel Neues und Schönes bringen; aber es ist, von der ersten Seite an, dem Verfasser gelungen, auch die größere Zahl Derer, welche bisher nur den Dichter kannten, liebten und verehrten, für dessen Persönlichkeit im vollen Sinne des Wortes zu gewinnen. Wir sehen der Vollendung des Werkes, welches mit einem Porträt Freiligrath's von Hasenclever geschmückt werden soll, entgegen, um alsdann in eingehender Weise darauf zurückzukommen.

μ. **Erinnerungen an Heinrich Heine** von seiner Nichte Maria Embden-Heine, Principessa della Rocca. Hamburg, Hoffmann & Campe. 1881.

Ob das Büchlein als historische Quelle von den deutschen Literarhistorikern sehr hoch geschätzt werden wird, wagen wir nicht zu bestimmen. Aber so viel ist gewiß, daß es eine Anzahl recht hübscher Geschichten enthält, welche die Verfasserin entweder selbst erlebt oder von ihrer Mutter und ihrer Großmutter gehört hat. Die wenigen Reflexionen, welche sich an diese Erinnerungen anschließen, sind weniger merkwürdig. Z. B. „Heinrich Heine wird stets unsterblich bleiben" (kann man aufhören unsterblich zu sein?), „denn wann wird Deutschland je wieder einen so erhabenen, glorreichen und anziehenden Dichter aufweisen können?"

ρ. **Allgemeine Geschichte der Literatur.** Ein Handbuch in zwei Bänden, umfassend die nationalliterarische Entwickelung sämmtlicher Völker des Erdkreises. Von Dr. Johannes Scherr. Sechste Auflage. Stuttgart, Carl Conradi. 1880.

Allgemeine Literaturgeschichte von Dr. Peter Norrenberg. In zwei Bänden. Münster, Adolph Russel's Verlag. 1881.

Von Scherr's Werke liegen uns bis jetzt sechs, von dem Norrenberg's zwei Lieferungen vor. Abgesehen von diesem Verhältniß, sind wir auch sonst ganz anders im Stande, über Scherr's „Allgemeine Geschichte der Literatur" uns ein Urtheil zu bilden, da die früheren Auflagen derselben uns bekannt sind. Es wird Niemandem einfallen, die Nützlichkeit von Scherr's Arbeit zu bezweifeln, welche, wenn sie freilich mehr die Tendenz eines populären Bildungsmittels verfolgt, als unbedingte Genauigkeit und Vollständigkeit des Details im Sinne der Wissenschaft anstrebt, doch ein reiches Material und gute Quellennachweise bietet. Ein Buch belehrenden Inhaltes, welches auf sechs sehr starke Auflagen hinweisen kann, muß seine Verdienste haben; und was auch gegen die Vortragsweise des Verfassers einzuwenden wäre: das Geschick, mit welchem er den überwältigenden Stoff geordnet und der außerordentliche Fleiß, mit welchem er seine Information zusammengetragen

und in dieser neuesten Auflage, bis auf die Gegenwart ergänzt hat, steht außer Frage.

Vornehmlich in der ethischen oder religiösen Richtung soll Norrenberg's Literaturgeschichte den Gegensatz zu derjenigen Scherr's bilden: sie will in eine Lücke treten, welche vom christlichen — oder wie der Prospect es noch deutlicher sagt: vom katholischen — Standpunkt aus auf diesem Gebiete sich fühlbar gemacht haben soll, indem man bisher dem Leser, welcher sich über die Dichtung des Auslandes und über die deutsche in Zusammenhang mit jener zu orientiren wünschte, nur Werke kirchenfeindlicher Autoren vorlegen konnte. Die beiden bisher erschienenen Lieferungen, welche die Dichtung des Orients, von Hellas und Rom behandeln, geben dem Verfasser kaum Gelegenheit, den specifisch katholischen Charakter seines Werkes besonders zu betonen; sie erhalten vielmehr durch einen gewissen lyrischen, an manchen Stellen sogar dithyrambischen Schwung des Ausdrucks ihr eigenthümliches Gepräge. Wir werden erst im Verfolge des Werkes zu einem Urtheil darüber gelangen, ob und in wie weit es möglich ist, den „Vollbesitz der geoffenbarten Wahrheit" zu einem Kriterium der Literaturgeschichtschreibung zu machen.

ρ. **Geschichte der englischen Literatur.** Von H. Taine. Autorisirte deutsche Ausgabe. Dritter Band: Die Neuzeit. Bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Dr. Gustav Gerth. Leipzig, Ernst Julius Günther Nachf. 1880.

Mit diesem Bande — welcher aus dem 4. des Originals noch Robert Burns, die Seeschule, Thomas Moore, Walter Scott und Lord Byron herübernimmt und dann den Inhalt des 5., „les contemporains" (Dickens, Thakeray, Macaulay, Carlyle, Stuart Mill und Tennyson) reproducirt, liegt die verdienstliche Uebertragung von Taine's Werk vollendet vor. Das Urtheil über dieses steht fest: wenn es nicht eine Literaturgeschichte im schulmäßigen Verstande des Wortes ist, ein Lehrbuch, wie man es etwa denen in die Hände geben wird, welche sich über die Anfangsgründe der Gegenstände erst zu unterrichten wünschen, so ist es doch für Solche, die mit denselben bereits, wenn auch nur im Allgemeinen vertraut sind, eine höchst anregende, für die wirklichen Kenner aber eine genußreiche Lectüre, selbst da, wo die Ansichten auseinander gehen. Die Uebersetzung läßt Nichts zu wünschen übrig; und die Ausstattung derselben ist sogar noch splendider, als die des Originals.

ρ. **Geschichte Englands im achtzehnten Jahrhundert** von William Edward Hartpole Lecky. Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von Ferdinand Löwe. II. Band. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter'sche Verlagshandlung. 1880.

Der zweite Band dieses ausgezeichneten Werkes steht dem ersten, von uns bereits angezeigten („Deutsche Rundschau", 1880, Bd. XXV, S. 161) an Reichthum des Inhalts und Gediegenheit der Ausführung nicht nach, und übertrifft ihn noch an actuellem Interesse. Das sechste und siebente Capitel des vorliegenden Bandes sind nämlich einer detaillirten Schilderung Irlands gewidmet, in welcher eine der brennendsten Fragen des Augenblicks, die irische, von ihren Anfängen an historisch entwickelt und bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts hinaus fortgeführt wird. Wir können diese lichtvolle Darstellung der Aufmerksamkeit unsrer Leser nicht genug empfehlen; sie werden hier einen klaren Begriff des Verhältnisses gewinnen, in welchem Unrecht und Leidenschaft auf beiden Seiten ziemlich gleich vertheilt sind. Selbstverständlich ist, daß Mr. Lecky sich auf den Boden der Staatsraison und vollendeten Thatsache stellt; allein er verkennt darum nicht die Pflichten der ernsten Geschichtschreibung, die, wenn sie die Nothwendigkeit der gegenwärtigen Politik nicht leugnet, doch auch nicht die Aufgabe hat, durch Entstellung der Wahrheit, sie zu beschönigen. Die beiden traurigen Folgen der englischen Oberherrschaft in Irland, die Aechtung der irischen Religion, die Confiscirung (und partielle Verwüstung) des irischen Bodens lassen sich nicht wegdemonstriren; und mit feiner Ironie polemisirt in dieser Hinsicht Mr. Lecky gegen „die gewöhnliche Präcision und Redlichkeit" Mr. Froude's. — Weiterhin heben wir aus dem Bande hervor Englands Antheil an dem siebenjährigen Kriege, die Charakteristik des älteren Pitt, die Eroberung Hindostans, die englische Colonialpolitik. Das Bild, welches Mr. Lecky von dem damaligen Schottland gibt, schließt sich der Zeit nach an das berühmte, welches wir von Macaulay haben, und vervollständigt es über den letzten Jacobitenaufstand von 1745. Ein sehr anziehendes Capitel endlich ist das neunte: „Die religiöse Neubelebung", welches auch in einem besonderen Abdruck erschienen ist, als:

Entstehungsgeschichte und Charakteristik des Methodismus. Von W. E. H. Lecky. Aus dem Englischen von Ferdinand Löwe. Leipzig u. Heidelberg, C. F. Winter'sche Verlagshandlung. 1880.

Das Lob, welches wir früher schon der Uebersetzung des Herrn Löwe gespendet haben, können wir hier einfach wiederholen.

εσ. **Fünf Ulanen.** Erzählungen aus dem großen Kriege von Veit Ried. Berlin, Friedr. Luckhardt. 1881.

Jede Seite dieser Erzählungen sagt uns, daß ihr Verfasser während der gewaltigen Zeit nicht Ofenpacht und Stubenwacht hielt, sondern selbst mit Lanze und Säbel auf den blutgedüngten Feldern sich tummelte, wo ihm die Erstlinge der Poesie erwachsen sollten. Als guter Kamerad berichtet er die Schicksale der Freiwilligen von den Ulanen. Die kleinen Leiden des Kriegs, welche in Wahrheit die großen sind, sämmtliche Ritte durch Nacht und Nebel, Alles niedermähende Attaken, bange Stunden im Lazareth und die erhebende Freude, daß der Kaiser lebt, wenn auch der Rothbart todt ist, weiß er mit größter Anschaulichkeit und gewinnendster Frische zu schildern. Man hat den Eindruck, als vernehme man wirklich den Erzähler, und zwar einen jeder gezierten Künstelei fremden kerngesunden Thüringer, der da spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und die Geliebte einmal derbgemüthlich seinen „süßen Kerl" nennt. Die Novellen gehen nicht im Krieg auf; die erste beginnt nur in Frankreich, die dritte gönnt dem

braven Albrecht von Hüter, den wir von klein auf kennen lernen, nach allem Unglück den Tod des Helden, die zweite spielt erst nach dem Frieden daheim sich ab. Nichts von Kriegsgeschrei, Prahlerei, Chauvinismus, kein tönendes Hervorkehren militärischer Erfahrungen. Die erste hat einige packende und erschütternde Scenen, aber der dorfgeschichtliche Hintergrund vermag keinen vollen Glauben zu erzwingen, wie auch die vorgeschrittene Exposition und Charakteristik der dritten manchmal den Anfänger verräth. Dagegen sehen wir über die ganz nebensächliche mangelhafte Intrigue der zweiten hinweg und freuen uns dieses Meisterstücks von Vortrag; wie da alles sprudelt und lebt, wie das Bekenntniß des Glücks immer wieder andeutungsweise spannend, steigernd durchbricht, wie fein Alles correspondirt. Rührend wie der Ulan als Commis von seinem treuen Baldrian nicht lassen kann und dieser brayste aller Schimmel es ist, der seinen Herrn mit dem allerliebsten Gänseblümchen, dann mit dem kleinen Fräulein Karla bekannt macht. In düstere Familienverhältnisse führt uns die dritte, die vierte nach dem Princip der bunten Reihe in ein heiteres Bereich. Dem guten weißen Baldrian steht die tückische schwarze Bertha entgegen. Der Töchterschullehrer Dr. Eberhard Stark findet in Frankreich ein häusliches Glück, indem er Lorens Karnickel vertheidigt. Die Prügelei des Ulanen und seines märkischen Fähndrichs mit souragirlustigen Baiern ist ein belustigendes Prachtstück ohne jede Rohheit. Wir glauben, dieser flinke tapfere Ulan wird noch abstreifen, was ihm Rekrutenmäßiges anklebt, und rufen ihm Glückauf für die folgenden Ritte zu, nachdem er auf dem ersten sich so wacker und siegreich erwiesen hat.

ας. **Cyprische Königsgestalten des Hauses Lusignan** von Karl Herquet. Mit einer Karte. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 1881.

Die einzige Figur aus der Geschichte Cyperns, welche ein allgemeineres Interesse in Anspruch nimmt, ist Caterina Cornaro. Diese hat der Verfasser bereits vor längerer Zeit in einer Monographie über zwei cyprische Königinnen behandelt. Seine damaligen Resultate hat er in die jetzt vorliegende Schrift, soweit es mit der Anlage derselben vereinbar war, im wesentlichen aufgenommen, jedoch namentlich die Beziehungen Venedigs zu der „Tochter der Republik" eingehender behandelt. Ueberhaupt ist das Werk außerordentlich reich an genauen Details, was freilich seiner Lesbarkeit stark Eintrag thut. Nur für diejenigen wird es eine anziehende Lectüre sein, welche ein specielleres Interesse für die Geschichte der Insel bereits mitbringen.

ρ. **Unsere Musikclassiker.** Sechs biographische Lebensbilder von Elise Polko. Mit 6 Portraits. Leipzig, Heinrich Schmidt und Carl Günther.

In ihrer leichten, unterhaltenden Weise gibt hier Frau Polko die Biographien von Händel, Bach, Gluck, Haydn, Mozart und Beethoven; denjenigen, namentlich jugendlichen, Lesern zu empfehlen, welche noch die erste Bekanntschaft dieser Größen zu machen haben. Höheren Ansprüchen wird das Werkchen nicht genügen. Die Verfasserin sagt im „Vorwort", daß sie für den Laienkreis geschrieben, welcher sich mehr für die Personen und den Lebenslauf dieser vornehmsten Schöpfer deutscher Musik interessirt, als für die kritische Analyse ihrer Werke. Die Wärme für ihren Gegenstand, welche der passionirten Musikfreundin die Feder geführt, wird sich auch auf die Leser übertragen, welche sich in der angedeuteten Sphäre dem künstlerischen Schaffen gegenüber verhalten. Die Ausstattung des Büchleins ist sehr hübsch und jede Biographie mit dem Brustbild des betreffenden Meisters in Medaillonrahmen geschmückt.

τρ. **Die schönsten deutschen Volkslieder.** Herausgegeben von Georg Scherer. Neue illustrirte Ausgabe. Leipzig, Alfons Dürr.

Diese wohlbekannte Volksliedersammlung liegt hier abermals vervollständigt vor. Georg Scherer hat sich darin auf die jüngere Form des Volksliedes beschränkt; er hat gewissermaßen das moderne Volkslied verzeichnet, das jetzt noch gesungen wird, oder wenigstens vor nicht zu ferner Vergangenheit noch gesungen ward. Er theilt seine Sammlung in drei Bücher, die sich dem Wesen nach in Volkslieder im Balladenton, in Liebeslieder, in das historische und das geistliche Volkslied unterscheiden lassen. Diese Lieder alle gehören zu den holdseligsten Blüthen des deutschen Geistes und des Volkes Herzschlag klopft vernehmlich in ihnen. — Die Sammlung ist eingeleitet durch ein schwungvolles Vorwort des Herausgebers, und schätzenswerthe Noten läßt er den Liedern folgen, den literarischen Werth seines Buches hierdurch noch wesentlich ergänzend. Unsere besten deutschen Meister haben den Liedern Bilderschmuck verliehen.

In demselben Verlage sind auch die eigenen „Gedichte" von Georg Scherer in einer dritten, reich vermehrten Auflage erschienen. Wir finden in manchem dieser Gedichte jenen Volksliedston wieder, den Georg Scherer so trefflich zu deuten versteht, überhaupt ist Innigkeit der Charakter seiner Gedichte; überall klingen Herzenslaute, wie sie dem Wesen der lyrischen Poesie am Besten entsprechen.

οβ. **Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts,** in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. Nr. 1. Otto. Trauerspiel von F. M. Klinger. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1881.

Dr. Bernhard Seuffert, welcher sich durch mehrere literarische Arbeiten den Ruf eines gründlichen Gelehrten erworben hat, beabsichtigt seltene Originalausgaben von deutschen Schriften des 18. Jahrhunderts neu herauszugeben und legt, mit glücklicher Auswahl, als erste Klinger's Jugendwerk „Otto" vor, eins der merkwürdigsten Stücke aus der Sturm- und Drangzeit, das bisher nur in einer einzigen Ausgabe, dem Originaldruck von 1775, existirte. Das Trauerspiel ist das erste in der Reihe der Ritterstücke, welche durch Goethe's „Götz von Berlichingen" hervorgerufen wurden, und eines der wildesten und zügellosesten Producte jener werdenden Zeit unserer classischen Literatur, in welcher die begeisterte Shakespeare-Nachahmung alle hergebrachten Regeln der antiken Bühne muthwillig

zerbrach; es enthält eine Fülle entlehnter und selbständiger Motive, eine wahre Ueberfracht an Effecten, mit denen ein heutiger Dramatiker bequem ein ganzes Dutzend von Trauerspielen versorgen könnte und ist besonders um deswillen von allgemeinem Interesse, weil es von deutlich wahrnehmbarem Einfluß auf Schiller's Erstlingswerke, auf die „Räuber" und den „Fiesko" gewesen ist. Die weiteren zwanglos erscheinenden Hefte der dankenswerthen Unternehmung sollen u. A. eine Farce von Heinrich Leopold Wagner, „Voltaire am Abend seiner Apotheose" und des alten Gleim „Preußische Kriegslieder von einem Grenadier" enthalten.

μ. **Altenglisches Theater.** Herausgegeben von Robert Prölß. Zwei Bände. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Der erste Band enthält Kyd's „Spanische Tragödie", Marlowe's „Eduard der Zweite", Webster's „Weißen Teufel"; der zweite Band enthält Ford's „Perkin Warbeck" und Massinger's „Großherzog von Florenz". Der erste der genannten Bände ist von Dr. Richard Koppel, der zweite vom Herausgeber übersetzt. Gedrängte Einleitungen orientiren über die Verfasser, ihre literarhistorische Stellung und ihre sonstigen Werke: wir wollen nicht verhehlen, daß wir Schärfe der Charakteristik und gewandte Darstellung mehrfach darin vermissen. Aber die Auswahl der übersetzten Dramen ist im allgemeinen glücklich; und die Uebersetzungen verletzen nirgends den Geist der deutschen Sprache, indem sie doch ein angemessenes Abbild des Stiles der fremden Originale gewähren. Die ganze Arbeit kann, als eine Ergänzung zu „Shakespeare's Zeitgenossen" von Friedrich Bodenstedt angesehen werden, und stellt sich diesem Werke würdig an die Seite. Um Shakespeare's willen bringt auch der gebildete Literaturfreund den kleineren englischen Dramatikern jener Zeit ein warmes Interesse entgegen; aber jede neue Betrachtung derselben predigt nur von Neuem die Größe Shakespeare's, an welche keiner von ihnen hinanreicht.

αφ. **Züricher Taschenbuch** auf das Jahr 1881. Herausgegeben von einer Gesellschaft Züricherischer Geschichtsfreunde. Neue Folge: Vierter Jahrgang. Mit vier Abbildungen. Zürich, Orell Füßli & Co. 1881.

Um den Baseler und Berner Taschenbüchern ein drittes zuzugesellen, thaten sich vor einem Vierteljahrhundert einige Züricher Bürger zusammen und gründeten ein gleiches Unternehmen, das nach einiger Zeit lautlos unterging, vor einem halben Decennium jedoch wieder auferstanden und nunmehr dieses Jahr zu einem stattlichen und ansehnlichen Bande gediehen ist, dessen reicher Inhalt nicht nur die engern Kreise der Limmatstadt zu interessiren verdient. Denn es sind keine Localpoeten, die auf diesen Blättern ihre ersten schüchternen Spaziergänge am Parnaß zum Besten geben; auch paradirt hier jener Ehrgeiz nicht, der sich um jeden Preis gedruckt sehen will, und ebensowenig mustern verknöcherte Zöpfe im Trotz gegen die Neuerung der Dinge ruhmselig die gute alte Zeit: sondern die Mitarbeiter des Taschenbuches sind Leute, die im Besitze des ruhigen Maßstabes für ihre heimathlichen Verhältnisse patriotische Wärme und sachliche Kühlheit wol zu mischen verstehen und der vaterländischen Vergangenheit mit ebensoviel Eifer als Pietät nachspüren. — Voran steht der verdiente Historiker G. Meyer von Knonau mit einem Nachruf an den kürzlich verstorbenen Salomon Vögelin, einen gelehrten trefflichen Mann und Mitbegründer des Taschenbuches. Einem seit Jahrhunderten Dahingeschiedenen und seinem Grabmal gilt Zeller-Werdmüller's kleine Arbeit: „Der Grabstein Bernhard Gradner's", dessen aus Sandstein gehauenes Denkmal von allen im Kanton Zürich von seiner Art erhaltenen das werthvollste ist. Auf dem nämlichen Gebiete bewegt sich der über die Schweizergrenzen hinaus bekannte Kunsthistoriker J. R. Rahn: „Die Künstlerfamilie Meyer von Zürich. I. Dietrich Meyer 1572 bis 1658". Vollständige Beherrschung und Durchdringung des Stoffes, feines Kunstgefühl und sorgfältig abgewogenes Urtheil, klare und anmuthige Darstellung sind dieser Studie nachzurühmen. G. R. Zimmermann führt uns mit seiner Arbeit über Joh. Konrad Pfenniger, den Genossen Lavater's, zwei Jahrhunderte weiter, F. v. Wyß versetzt uns in den Beginn unseres Säculums mit einer Episode aus dem Leben des Züricher Bürgermeisters David von Wyß. H. v. M., W. Tobler-Meyer, Adolf Bürkli und F. O. Pestalozzi beschäftigen sich in Arbeiten, auf die wir hier nicht näher eingehen können, mit der culturhistorischen Vergangenheit ihrer Vaterstadt. Einen kleinen Sprung über die Kantonsgrenze hinüber macht bloß C. F. Meyer, dessen Beitrag auch separat erschienen ist und den Titel trägt:

Kleinstadt und Dorf um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Nach einem Manuscripte von Edmund Dorer mitgetheilt von C. Ferdinand Meyer.

Die Kleinstadt, von der hier gehandelt wird, ist das Aargauer Prophetenstädtchen Brugg; das Dorf das anmuthige Richterswyl am Zürchersee; das Ganze aber dreht sich um J. G. Zimmermann, den Brugger Stadtarzt und Dichter-Philosophen, den berühmten Verfasser der „Einsamkeit" u. s. w. Der Dichter des „Jenatsch" und des „Heiligen" ist mit dieser Studie nicht eigentlich unter die Literarhistoriker gegangen. Aber er hat dem von andrer Hand gesammelten Material sein ausgebildetes Können zu Gute kommen lassen und ein wahres Muster für die Behandlungsweise solcher Vorwürfe geliefert. Wir erfreuen uns an der vollendeten Schreibart, an der wohlberechneten und wirkungsvollen Gruppirung des Einzelnen; wir empfinden es auf's Angenehmste, wie er durch überraschende Betrachtungen und geistreiche Bemerkungen den Stoff schmeidigt, und erquicken uns an dem freien und humanen Sinn, der aus dem Ganzen spricht.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 14. Mai zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Allmanach, Genealogischer, der regierenden Fürstenhäuser Europa's (I.) Jahrgang 1881. Dresden, R. von Grumbkow, Hof-Verlagsbchh.

Andrejanoff. — Dem Zar-Befreier! Ein Requiem von Victor von Andrejanoff. Riga, Wilh. Helms. 1881.

Bach. — Des Vaters Schuld. Roman von O. Bach. Berlin, E. Le Coutre. 1881.

Bäumler. — Der sogenannte animalische Magnetismus oder Hypnotismus. Unter Zugrundelegung eines für die akademische Gesellschaft zu Freiburg i. B. gehaltenen populären Vortrages von Dr. Christian Bäumler, Professor der Medicin und Director der medicinischen Klinik zu Freiburg i. B. Leipzig, F. C. W. Vogel. 1881.

Berger. — Das Verhalten der Sinnesorgane im hypnotischen Zustand. Von Professor Dr. Oscar Berger. Breslau. 1881.

Collection Spemann. Deutsche Hand- und Hausbibliothek. Bd. 1. Phosphorus Hollunder. — Zu Füßen des Monarchen von Louise von François. Stuttgart, W. Spemann. 1881.

Dichtungen des Auslandes. Band X. Aus beiden Hemisphären. Englische Dichtungen des XIX. Jahrhunderts. Uebertragen von Edm. Freiherr von Beaulieu-Marconnay. Leipzig, Wilh. Friedrich. 1881.

Eckstein. — Glück und Erkenntniß. Studienblätter und Skizzen von Ernst Eckstein. Leipzig, R. Eckstein. 1881.

Falke. — Die Kunst im Hause. Geschichtliche und kritisch-ästhetische Studien über die Decoration und Ausstattung der Wohnung von Jacob von Falke. 4. verm. Aufl. Mit ca. 6 Farbendruckbildern, 50 Lichtbildern und Tondruckplatten und mehr als 220 Holzschnitt-Illustrationen im Texte. Heft 1. Wien, C. Gerold's Sohn. 1881.

Fischer. — Was der Mirakelborn plaudert. Moderne Märchen von Julius Fischer. Breslau, J. Max & Comp. 1881.

Friedrich. — Deutsche Aufsätze (Abhandlungen) in ausführlichem Entwurfe für die oberste Bildungsstufe der Gymnasien und zur belehrenden Lectüre für Bildungsbeflissene verfaßt von Georg Friedrich. München, Gg. Friedrich'sche Bchhdlg. 1881.

Grapengiesser. — Sprüche aus dem Leben und für das Leben. Zur Beförderung einer gesunden, thatfrohen, heiteren und gottvertrauenden Welt- und Lebensansicht. Von C. Grapengiesser. Dresden, R. von Grumbkow, Hof-Verlagsbuchh. 1880.

Grünhagen. — Geschichte des ersten schlesischen Krieges nach archivalischen Quellen dargestellt von Dr. C. Grünhagen, Königl. Archivrath und Professor an der Universität Breslau. I. Band. Bis zum Abkommen von Klein-Schnellendorf. Mit einem Plane der Umgegend von Mollwitz. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1881.

Hillebrand. — Geschichte Frankreichs von der Thronbesteigung Louis Philipps bis zum Falle Napoleons III. von Karl Hillebrand. 1. Abthlg.: Geschichte des Julikönigthums (1830—1848). Theil I. Die Sturm- und Drangperiode des Julikönigthums (1830—1837). 2. Aufl. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1881.

Hübner. — Statistische Tafel aller Länder der Erde. Von Otto Hübner. 30. Aufl. Frankfurt a. M., W. Remmel. 1881.

Kiepert. — Nouvelle carte de la Regence de Tunis. Dressée par Henri Kiepert. Berlin, Dietrich Reimer. 1881.

Landau. — Zwei wissenschaftliche Fortschritte oder meine moralischen und philosophischen Ansichten zusammengefasst und ergänzt von L. R. Landau. Budapest, L. Aigner. 1881.

Lang. — Auf Schwäbischem Boden. Vier Erzählungen von Paul Lang. Stuttgart, A. Bonz & Comp. 1881.

Laube. — Louison. Novelle von Heinrich Laube. Braunschweig, G. Westermann. 1881.

Leroy-Beaulieu. — L'empire des Tsars et les Russes par Anatole Leroy-Beaulieu. Tome I. Le pays et les habitants. Paris, Hachette & Cie. 1881.

Lessing. — Minna di Barnhelm. Commedia in 5 atti di G. E. Lessing. Versione dal tedesco di Adelchi Ferrari-Aggradi. Milano, Fratelli Treves. 1881.

Littrow. — Carl Weyprecht, der österreichische Nordpolfahrer. Erinnerungen und Briefe, gesammelt und zusammengestellt von Heinrich v. Littrow. Mit dem Porträt von Carl Weyprecht und Abbildung des „Tegetthoff". Wien, A. Hartleben's Verlag. 1881.

Loci e libro veritatum. Passages selected from Gasceigne's theological dictionary. Illustrating the condition of church and state 1403—1458. With an introduction by James E. Thorold Rogers, M. P. Oxford. 1881.

Müller. — Politische Geschichte der Gegenwart von Wilhelm Müller, Professor in Tübingen. XIV. Das Jahr 1880. Nebst einer Chronik der Ereignisse des Jahres 1880 und einem alphabetischen Verzeichnisse der hervorragenden Personen. Berlin, Jul. Springer. 1881.

Müller. — Aus dem Herder'schen Hause. Aufzeichnungen von Johann Georg Müller (1780—82). Herausgegeben von Jacob Baechtold. Berlin, Weidmann'sche Buchhdlg. 1881.

Müller. — Schatten auf Höhen. Roman von Otto Müller. 2 Bde. Stuttgart, A. Bonz & Comp. 1881.

Novellen-Bibliothek, Classische, aus der Literatur-Periode 1750—1850. Serie I. Band 1—6. Berlin, A. Goldschmidt. 1881.

Palästina in Bild und Wort. Nebst der Sinaihalbinsel, und dem Lande Gosen. Herausgegeben von Georg Ebers und H. Guthe. Prac.-Ausg. Mit 40 prachtvollen Stahlstichen und gegen 600 Holzschnitten von der Hand vorzüglicher Künstler. 1. Lfg. Stuttgart, Ed. Hallberger 1881.

Pecht. — Deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts. Studien und Erinnerungen von Friedrich Pecht. 3. Reihe. Nördlingen, C. H. Beck'sche Buchh. 1881.

Polen und die Grossmächte. Leipzig, Wilh. Friedrich. 1881.

Publicationen aus den K. preußischen Staatsarchiven. Veranlaßt und unterstützt durch die K. Archiv-Verwaltung. 6. Band. P. Hassel, Geschichte der preußischen Politik 1807—1815. 1. Theil. Leipzig, S. Hirzel. 1881.

Quaedvlieg. — La justice d'une folle par Richard Quaedvlieg. Bruxelles. 1881.

Raabe. — Das Horn von Wanza. Eine Erzählung von Wilhelm Raabe. Braunschweig, G. Westermann. 1881.

Rahlenbeck. — Metz et Thionville sous Charles-Quint par Ch. Rahlenbeck. Bruxelles. 1881.

Rosegger. — Tannenharz und Fichtennadeln. Ein Geschichtenbuch in steirischer Mundart von P. K. Rosegger. Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Mit einem Anhange von Erklärungen und Wörterverzeichniß. Graz, Leykam-Josefsthal. 1881.

Samosch. — Pietro Aretino und Italienische Charakterköpfe. Von Siegfried Samosch. Berlin, B. Behr's Buchhdlg. 1881.

Schönaich-Carolath. — Thauwasser. Von Prinz Emil zu Schönaich-Carolath. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshdlg. 1881.

Schricker. — Eduard von Moeller, Oberpräsident von Elsaß-Lothringen. Ein Lebensbild von Dr. A. Schricker. Kassel, Th. Kay. 1881.

Steub. — Gesammelte Novellen von Ludwig Steub. Stuttgart, A. Bonz & Comp. 1881.

Student. — The students dream. Chicago, Jansen Mc Clurg & Company. 1881.

Verzeichniß des Bücher-Verlages von Breitkopf & Härtel in Leipzig. 1828—1880. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1881.

Weber. — G. J. Weber's Demokritos oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen. Auswahl. 2. Ausgabe mit neu durchgesehenen und überarbeiteten Anmerkungen und einer Biographie des Verfassers. Lfg. 1. Berlin, J. Klönne & G. Müller. 1881.

Weltpost. Blätter für deutsche Auswanderung, Colonisation und Weltverkehr. 1881. April. 1. Heft. Leipzig, Weltpost-Verlag.

Wernich. — Die Medicin der Gegenwart in ihrer Stellung zu den Naturwissenschaften und zur Logik. Ein Beitrag zu den Zeitfragen unserer Wissenschaft von Dr. A. Wernich. Berlin, G. Reimer. 1881.

Westerburg. — Der Ursprung der Sage, daß Seneca Christ gewesen sei. Eine kritische Untersuchung nebst einer Recension des apokryphen Briefwechsels des Apostels Paulus mit Seneca. Von Eugen Westerburg. Berlin, E. Grosser. 1881.

Zöller. — Rund um die Erde. Sitten- und Culturschilderungen aus den hervorragendsten Colonialländern nach ihrem heutigen Standpunkt. Von Hugo Zöller. 2 Bde. Köln, M. Du Mont-Schauberg'sche Buchh. 1881.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Dr. Hermann Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.